

ZEITSCHRIFT FÜR
HISTORISCHE
WAFFENKUNDE
ORGAN DES VEREINS FÜR
HISTORISCHE WAFFENKUNDE



BAND 6

HEFT 1

EXPEDITION FÜR DEN BUCHHANDEL:
LEIPZIG, TÄUBCHENWEG 21

Printed in Germany

Die
Zeitschrift
für
Historische Waffenkunde

ist Eigentum des Vereins für historische Waffenkunde und erscheint in dessen Verlag in Vierteljahrs-Heften von $4\frac{1}{4}$ Bogen. Drei Jahrgänge bilden einen Band von 12 Heften.

Die **Mitglieder des Vereins** erhalten die Zeitschrift unentgeltlich postfrei übersandt.

Für **Nichtmitglieder** nehmen Abonnements an die Expedition der Zeitschrift für historische Waffenkunde, Leipzig, Täubchenweg 21, sowie alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zum Preise von M. 4,— = fl. 2,40 = fr. 5,— vierteljährlich und M. 16,— = fl. 9,60 = fr. 20,— ganzjährlich mit postfreier Zusendung.

Zuschriften sind zu richten:

in **Vereins-Angelegenheiten** an den 1. Schriftführer Dr. jur. et phil. **Stephan Kekule von Stradonitz**, Kammerherrn S. H. D. des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, **Großs-Lichterfelde, Marienstraße 16**,
in **redaktionellen Angelegenheiten** an Professor Dr. **Erich Haenel**, Direktorialassistent am Königlichen Historischen Museum, **Dresden-A. 1.**

Zahlungen sind nur an die **Dresdner Bank**, Wechselstube A, **Berlin W. 56**, Französische Straße, zu richten und müssen den Vermerk: „Für den Verein für historische Waffenkunde“ tragen.



Die nordischen Bronzewaffen

Von Dr. Hugo Kühn

In Band V dieser Zeitschrift habe ich versucht, einen naturwissenschaftlichen Überblick über jene ferne Zeit zu geben, die der Bronze ihren Namen verdankt. Wir haben damals gesehen, daß die innere Zusammensetzung der Bronze uns wertvolle Aufschlüsse darüber gibt, welcher Zeit sie angehört.

Die historische Waffenkunde darf sich natürlich nicht lediglich auf den chemischen Beweis stützen, sie sucht weitere Argumente und findet sie naturgemäß in der Entwicklung von Kunst und Kultur. Die Art, in der ein längst vergessenes Volk seine Toten bestattete, liefert uns sichere Anhaltspunkte für die Beurteilung seiner kulturellen Entwicklung, nicht minder aber die Kunst, welche die Gerätschaften und Waffen zeichnete, die der Tote mit erhielt in das unbekannt Land.

Wir wollen die drei beweiskräftigen Faktoren: Zusammensetzung, Form (einschließlich Ornamentik) und Fundstätte benutzen, um einen Überblick über die nordischen Waffen zu gewinnen. Die ersten grundlegenden Arbeiten über nordische Bronzen, auf die ich mich oft stütze, stammen von O. Montelius und S. Müller, ihnen schließt sich dann die Mitteilung von W. Splieth über Bronzealterfunde in Schleswig-Holstein an. Von diesen Autoren weiche ich in der Gruppierung etwas ab, weil ich rein chemische Argumente zur Beurteilung heranziehe. Es wäre dies in noch weiterem Maße geschehen, wenn mir eine größere Anzahl Bronzen verschiedener Zeiten als Untersuchungsmaterial zugänglich gewesen wäre. Die Bedeutung chemischer Beweise brauche ich nicht eingehend zu beleuchten, es sei verwiesen auf meine Arbeit über Bronzewaffen. An dieser Stelle sei nur noch einmal hervorgehoben, daß wir auf Grund einer chemischen Untersuchung imstande sind zu sagen, eine als Bronze bezeichnete Masse gehört der Zeit des Kupfer an, ist in die griechische Kulturperiode zu verlegen oder entstand unter dem Einfluß der römischen Cäsarenkultur.

Nicht im Norden stand die Wiege der Kultur; an den Gestaden des Mittelmeeres, in Sidon und Thyros wurden die ersten Kunstbronzen geschaffen, welche für uns in Betracht kommen. Verhältnismäßig spät drang sie vor in den eiligen Norden, der geographisch abgeschlossen war. Als im Orient Kunst und Technik lange blühten, als man dort seit mehr als zwei Jahrtausenden Waffen aus Bronze goß und kunstvoll verzierte, lebte der nordische Okzident noch im Steinalter. Die Anfänge der Metalltechnik finden sich in Ägypten etwa 4000 vor Christo, volle 2000 Jahre später finden wir erst ihre Anfänge im Norden.

Die ältesten Gräber aus dieser Zeit enthielten Pfeilspitzen oder Dolche von Flintstein, Flintspeeren und einfache Beile (Schaftekente) aus Kupfer. Es sind dieses die ersten Metallwaffen, deren Einfachheit schon verrät, daß wir auf der Schwelle einer neuen Zeit stehen. Noch ist die Steinwaffe nicht verdrängt und nur der Vornehme konnte sich aus Metall gegossene Beile leisten. Ihre Form ist, wie gesagt, sehr primitiv; flache, fast gleichmäßig breite Blöcke aus Rohkupfer sind flach bogenförmig ausgeschweift und besitzen eine schwach gerundete Schneide. Von irgend welcher Ornamentik finden wir keine Spur.

Die Kunst der Metallgießerei bürgerte sich langsam ein. Zunächst verzichtete man auf die Ornamentik und legte ausschließlich Gewicht auf die praktische Form der Waffe. Die flachen Beile verbreitern sich gegen die bogenförmige Schneide, hierdurch wurde einerseits die Form gefälliger, andererseits aber erhielt die Waffe eine zweckmäßigere Gestalt. Wichtig ist, daß diese Bronzen schon Zinn enthalten und zwar etwa 3,6 %. Folgen wir der technischen Entwicklung der Waffe weiter, so können wir als nächste Stufe die massiven, schweren Äxte mit Schafloch, meist rechteckiger gerader Bahn und keilförmig zusammenstoßenden Seitenflächen ansehen. Es ist wohl anzunehmen, daß auch sie zuerst ohne Ornamentik geschaffen wurden, Beweise hierfür liegen mir aber nicht vor. Die gefundenen Äxte weisen an den Breit-

seiten und der inneren Schmalseite eine reiche Verzierung durch Strichornamentik auf.

Wenden wir unser Augenmerk jetzt den Dolchen und Schwertklingen zu, welche in nordischen Gräbern gefunden wurden, so erhalten wir zunächst den Eindruck, daß das Beil die ältere Metallwaffe im Norden ist. Die Form der Dolche und Schwerter wirkt gefälliger, die Herstellung mußte eine größere Technik voraussetzen. Kleine zweischneidige Klingen mit geradlinigen, manchmal wohl leicht nach außen gekrümmten Seiten, oder solche, deren Kanten mit einer leichten Schwingung einwärts gebogen sind, verraten eine technische und künstlerische Vervollkommnung der Gießerei. Die Ornamentik entwickelt sich aus der einfachen Schräglinie zum Dreieck, sie findet ihren Abschluss in der Spirale. (Vgl. Schliemanns Ausgrabungen in Troja.)

Nachdem wir die erste Entwicklung der Bronze- waffentechnik einer kurzen Betrachtung würdigten, wollen wir den Fundstätten noch flüchtig unsere Aufmerksamkeit schenken. Der Tote wurde im Schmuck der Waffen in gestreckter Lage bestattet. Der aus einem Baumstamm oder aus Bohlen roh gearbeitete Sarg ruhte auf einigen Steinen oder wurde zum Schutze mit Geröllsteinen umgeben, hier und da auch wohl mit einem Haufen solcher Steine bedeckt. Die Erdhügel dieses Zeitabschnittes sind meist sehr niedrig und nur das Auge des Forschers sieht und erkennt die alte Grabstätte. Älter¹⁾ als diese Steingräber sind entschieden die einfachen Skelettgräber, welche dadurch gekennzeichnet sind, daß die Holzsärg ohne jeglichen Steinschutz im Grabhügel beigesetzt wurden. Skelettgräber hat man vielfach in Schleswig-Holstein bei Itzehoe gefunden. Sehr selten begegnen wir der Steinkiste als Sarg; aus Schleswig-Holstein sind drei Fälle bekannt.

Im Wesentlichen ist die Art der Bestattung dieselbe: Skelettgrab mit oder ohne Steinschutz im niedrigen Grabhügel —, wir erkennen in ihr den unmittelbaren Anschluss an die Beisetzungsweise, welche uns aus der Steinzeit in ihrer letzten Periode bekannt ist.

Es leuchtet wohl ohne weitere Erklärungen ein, daß die Fundstätte von Wert sein kann zur Beurteilung des Alters einer Waffe aus der Bronzezeit. — Der schlichten Bestattungsweise der Zeit entspricht auch die Entwicklung der Technik, welche nur bis zu der ältesten Zinnbronze vorgedrungen ist. Mit ihr im Einklang steht auch die Kunst, welche sich bis zur Spiralornamentik entwickelte.

¹⁾ Denkbar wäre auch, daß Grabstätten einfacherer Männer vorliegen, die nicht so pietätvoll behandelt wurden.

Als die Bronzegießerei allgemein geworden war, entwickelte sich auch die Technik; man lernte gleichmäßige Bronzen darzustellen. Unter ihnen nehmen die Waffen die erste Stelle ein, sie bildeten den Schmuck des Mannes. Wir kennen allein aus Schleswig-Holstein zahlreiche Schaftcelte dieser Periode, welche durch eine überaus reiche Ornamentierung ausgezeichnet sind, Schwerter und Dolche besitzen oft einen Horn- oder Holzgriff, der wiederum mit einem runden, in Bronze gearbeiteten Knauf abschließt; meistens ist die Verbindung der Klinge mit dem Griff durch in das Ornament sich fügende Nieten bewirkt. Bei einigen Exemplaren reicht eine zungenartige Verlängerung der Klinge bis zum Knauf. Die Verzierungen des Griffes sind oft sehr schön durchgeführt in Spiral- und Kreisornamentik. Die Chemie der Bronze machte auch entscheidene Fortschritte, wie schon angedeutet wurde: die Bronzen wurden zinnreicher, mithin härter, und entsprachen so mehr der Verwendung als Waffe. Die Fundstätten unterscheiden sich nicht wesentlich in der Form; es liegt fast dieselbe Bestattungsweise der Toten noch vor, welche wir oben kurz skizzierten. Während sich aber in den ältesten Gräbern noch Waffen der Steinzeit finden, sagen uns die Funde aus Grabhügeln der soeben berührten Zeit, daß die Steinwaffe durch die Bronze völlig verdrängt ist, daß man gelernt hat, die Metallkomposition vorzüglich zu bearbeiten und kunstvoll zu verzieren. Den Schwertriemen des Mannes schmücken schwere Buckel mit reicher Verzierung. Den Verschluss bewirken feingearbeitete Bronzehaken.

Die jetzt folgende Zeit brachte wesentliche Verbesserungen der Bronze; man hat das Gefühl, daß die nordischen Völker in nähere Beziehung zu kulturell höher stehenden Ländern traten. In ihrer Komposition nähert sich die Bronze der klassischen phönizischen. Die Durchbildung der Waffen wird oft geradezu künstlerisch behandelt. Als neues Ornament treten neben Perlenreihen stilisierte Tierköpfe auf. Schwerter und Dolche tragen einen Bronzegriff mit rhombischem Knauf, dessen Deckel durch Kreisornamentik verziert ist. Am schönsten sind wohl die in Gräbern gefundenen Messer dieser Zeit. Das schmale, gleichmäßig breite, gebogene Blatt ist auf dem Rücken und der Oberkante reich mit Perlen- und Zickzackreihen und Strichelung geschmückt, und der kurz nach abwärts gebogene Stiel läuft in einen fein durchgeführten schmalen Pferdekopf aus. Die Bestattung der Toten ist in diesem Zeitraum eine ganz andere geworden; der Tote wird verbrannt, die Asche sorgfältig in einer Urne gesammelt, die in dem Grabhügel beigesetzt wird.

Dieser ist oft Familiengrab, wie aus der Tatsache zu entnehmen ist, daß in manchen Grabhügeln verschiedene Graburnen gefunden wurden. Als vornehmste Waffe trug der Mann das kunstvoll verzierte Bronzeschwert, das an einem Schwertriemen hing, der durch zierlich gearbeitete nicht selten mit feinem Goldblech überzogene Doppelknöpfe geschmückt war²⁾. Die Bewaffnung des Mannes ist entschieden vornehmer geworden und spricht dafür, daß die Höhe der Bronzekultur erreicht ist.

Künstlerisch schöner werden die Waffen künftig nicht mehr gestaltet, dagegen können wir eine Steigerung der Technik beobachten. Die Schwertener sind wuchtiger, aus vorzüglicher, Antimon zur Härting haltender Zinnbronze gegossen. Der Gufs war, soweit wir aus den Funden schließen können, sehr gleichmäßig, ein Zeichen dafür, daß man die Eigenschaften der Bronzemetalte kennen lernte und auszunutzen verstand. Eine weitere Durchföhrung hat wohl das Tierornament erhalten: neben dem Pferdekopf finden Motive aus der Vogelwelt Verwendung, so wurde in einem Grab ein Messer mit aufgebogenem entenkopfföhmlichem Griff gefunden. Es scheint, daß man die Toten nicht mehr so pietätvoll im

²⁾ Sehr wahrscheinlich Beutestücke oder im Tauschhandel erworben.

Schmucke der schönsten Waffen bestattete, daß diese vielmehr den Nachkommen blieben. In den Gräbern fanden sich meistens wuchtige Schlachtschwerter ohne reiche Ornamentierung. Daß die Kunst auf der Höhe blieb, beweisen Einzelfunde, welche auf diese Zeit zurückgehen. Wir stehen am Ausgang des nordischen Bronzezeitalters, langsam naht eine neue Zeit, in der das Eisen die Herrschaft führt. Zunächst treten die Waffen aus Eisen neben den in Bronze gearbeiteten auf, lehnen sich an letztere in Form und Ornamentik an, an die einfachsten Formen natürlich, denn es galt ein ganz neues, viel spröderes Metall zu bearbeiten. Allmählich gewinnt das Eisen die Vorherrschaft, die Bronze verliert ihre Bedeutung als Waffennmetall.

Wenden wir am Schlusse dieser kurzen Studie noch einmal den Blick zurück, so fällt uns auf, daß die Zusammensetzung der Bronze nie so geschwankt hat wie in anderen Ländern, die eine höhere Kultur besaßen, daß die Verzierungen im Durchschnitt, wenn sie auch reich gehalten sind, doch nicht annähernd die künstlerische Durchbildung zeigen, die wir noch heute bei alten Bronzewaffen anderer Länder bewundern. Die Ursache dürfte in der Abgeschlossenheit des Nordens zu suchen sein, der fernab lag von der Wiege der Kultur.

Beiträge zum altschweizerischen Geschützwesen

Die großen Geschütze aus dem Zeughausbestand der Stadt Basel

Von Dr. phil. **Eduard A. Gessler**

Von der alten baslerischen Artillerie, wie sie uns die Zeughausinventare beschreiben, ist sehr wenig auf unsere Zeit gekommen.

Das Schicksal der meisten altschweizerischen Geschütze hat auch sie getroffen, das Material wurde im Laufe der Zeiten umgegossen und nach dem jeweiligen Höhenstand der Artilleriegiefskunst umgeändert; was sich noch über die Stürme der französischen Revolutionszeit gerettet hatte, wurde verschleppt und ist bis auf wenige Stücke verschwunden.

Immerhin haben sich doch noch einige Geschütze erhalten, sei es, daß sie zur Umänderung nicht mehr tauglich waren, oder wie das bei den drei Hauptstücken des Zeughauses in Basel der Fall war, daß sie vermöge der historischen Erinnerungen, welche sie weckten, vor dem Untergang bewahrt wurden.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit soll sein, zu zeigen, welchen Schatz das historische Museum Basel an den Überresten des baslerischen Geschützparkes besitzt.

Es kommen vorerst 3 Geschützrohre in Betracht: Ein großes Legstück, Hauptstück, (Bombarde) aus Schmiedeeisen, vom zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts; ein Hauptstück (Übergangsforn zur maximilianischen Scharfmetze) Herzog Karls des Kühnen von Burgund von 1474, aus Bronze; eine doppelte Feldschlange von 1514 von Basel aus Bronze.

Alle drei Geschütze, in der Schweiz und Deutschland Unica, die letzten beiden Stücke auch von künstlerischem Werte, dürften nur noch wenige ihresgleichen überhaupt neben sich haben.

Es folgt im weiteren die genaue Beschreibung der Geschütze nebst den auf sie Bezug nehmenden

Archivalien aus dem Basler Staatsarchiv und sonstigen Quellen.

Das älteste dieser Stücke lag bis 1874 im Hofe des Zeughauses, und gelangte von da in die „mittelalterliche Sammlung“, jetzt im historischen Museum befindlich.

Das Rohr gehört zu den Hauptstücken (Bombarden) und dient zum Brescheschießen bei der Berennung fester Plätze.

Es besteht aus Schmiedeeisen und ist in Kammer und Flug geteilt, als Munition kamen Steinkugeln (Steinbüchse) in Betracht, doch konnten auch eiserne verfeuert werden.

getrennt, aufsen jedoch durch drei anwachsende Querringe, von denen der zweite 8 rechteckige Vertiefungen zeigt; diese dienten zum Einstecken von Hebebäumen, mittelst welcher das Rohr bewegt und gerollt werden konnte.

Das verstärkte Mittelstück besteht aus zwei Teilen, einem dickeren bei der Kammer und einem dünneren gegen die Mündung zu. Der erstere Teil ist aus 10 Ringen und einem doppelten Mittelring zusammengesetzt, dieser ist mit einer Kupferlage umgeben nebst einem schmiedeeisernen Ring darüber; der letztere Teil jedoch ist aus 5 Ringen gefügt.

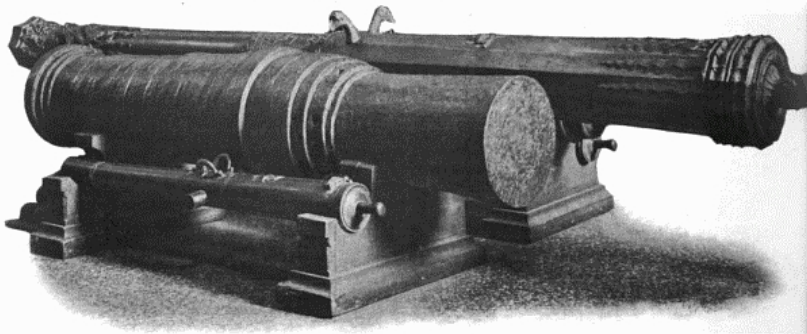


Abb. 1. Bombe (Steinbüchse) c 1420—30. Große Feldschlange „Drach“ 1514. Falkone 1549, Basel, Histor. Museum

Die Kammer ist aus einem Stück geschmiedet. Der Stofsboden gerade, aus zwei Teilen bestehend, indem in das Kammerrohrstück als Abschluss ein schwerer schmiedeeiserner Keil eingeschweifst wurde.

Das runde Zündloch, oben trichterförmig, weist eine senkrechte Bohrung (verstopft) auf. Vor dem Zündloch befindet sich ein unten leicht abgerundeter Dreieckschild mit geschachtem Wappen, dem Wappen der Familie d'Auxy (Flandern).

Der Flug zerfällt in Mittel- und Vorderstück; er ist zusammengesetzt aus 19 Längsschienen, daubenartig zusammengeschweiften Eisenstäben, und durch dichtaneinandergeschweifste Querringe von verschiedener Dicke zusammengehalten. Diese Längsschienen sind über das Kammerstück geschoben und durch weitere Querringe verschweifst. Die bedeutend engere Kammer ist vom Flug durch einen senkrechten Abschnitt im Innern

Das Vorderstück ist gebildet aus 11 Ringen, die sich bis zur Mündung stufenweise verjüngen, diese ist durch drei ansteigende Ringe von großer Dicke verstärkt, woraus die Längsschienenenden wulstartig herausstehen. Die größeren Querringe sind überall mit den übrigen Ringen durch Verstemmung und Verkeilung noch stärker befestigt. Flug und Kammer sind ineinander geschoben und verschweifst und bestehen somit durchaus aus einem Stück, sie lassen sich nicht auseinander nehmen. In den Fugen der Ringe und auf dem Rohr selbst findet man Spuren von roter Farbe (Mennig), was auf einen ehemaligen roten Anstrich des Geschützes deutet; dieser wurde teils zum Schutze vor Verrostern, teils zum Schmuck angebracht. Aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts ist zwar kein Beispiel von Geschützen bekannt, hingegen befinden sich in den Museen von Murten und Neuenstadt mehrere schmiedeeiserne „Ringgeschütze“, teils Vorderlader verschiedener

Größe, teils Hinterlader (Kammerschlangen), teils Mörser, an denen der rote Anstrich noch ganz deutlich erkennbar ist. Diese Geschütze stammen alle von der Artillerie Karls des Kühnen; da, wie wir sehen werden, auch dieses Hauptstück von gleicher Provenienz ist, so steht der rote Anstrich fest. Auch die Geschütze der späteren maximilianischen Artillerie waren, die eisernen immer, die bronzenen teilweise, mit Menniganstrich versehen. Sicher bezeugt ist auch die rote Farbe bei den mit unserem Geschütz so eng verwandten großen Bombarden, so der „tollen Grete“ in Gent und der „Mons Meg“ in Edinburg. Auch bunter Anstrich ist zu treffen. Dafs auch Basler Geschütze bemalt wurden, bezeugt die Jahrrechnung 1477/78 (also gerade nach den Burgunder Kriegen): „Item geben von buchen ze molen und von hant buchen ze vassen ze struben 3 fl 12 sh.“

nicht möglich, im historischen Museum Basel diese Zahl nachzuprüfen.

Seelenlänge des Flugs . . . 174 cm.

Kaliber des Flugs . . . ca. 36 „

Die Seelenlänge des Flugs beträgt also ca. 5mal das Kaliber des Flugs und entspricht somit in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angewandten Regeln beim Geschützbau.

Die Ladung nimmt $\frac{1}{5}$ von der Fassungskraft der Kammer in Anspruch.

Die bis heute über unser Geschütz geschriebenen Abhandlungen geben die Maße ungenau an. A. Behault de Dornon nennt eine Gesamtlänge von 310 cm gegen 273 in Wirklichkeit, ein beträchtlicher Unterschied bei einem Geschützrohr. Ebenso ist es unmöglich, das Rohrkaliber auf genau 35 cm anzugeben, da infolge der Entstehung durch Zusammenschweißen das Kaliber

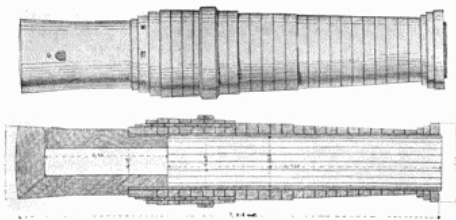


Abb. 2. Bombe (Steinbüchse) 1420—30. Basel, Histor. Museum

Das Rohr ist in seinen Maßverhältnissen unregelmäßig gearbeitet, da bei der Schwierigkeit der Herstellung immer genaue Abmessungen zu erzielen unmöglich war. Der Verfasser hat das Geschütz, so genau es dessen Zustand erlaubt aufsen und innen vermessen.

Rohrlänge	273 cm.
Höhe des Stoßbodens . . .	47,5 „
Außenlänge d. Kammer . .	72 „
Außenlänge des Flugs . . .	201 „
Umfang b. Stoßboden . . .	149 „
Umfang beim Mittelring . .	186,5 „
Umfang bei d. Mündung . . .	164 „
Kaliber der Kammer	15,5 „
Kaliber des Flugs	34,5—36 „
Gesamtseelenlänge	255 „
Seelenlänge d. Kammer . .	81 „
Seelenlänge des Flugs . . .	174 „
Höhe der Mündung	52 „
Kugelgewicht	98 Pfd. Stein od. 272 Pfd. Eisen.

A. Behault de Dornon¹⁾ gibt das Gewicht des Ganzen auf 2000 kg an, dem Verfasser war es

zwischen 34,5—36 cm schwankt. Das Zündloch ist ebenfalls nicht schräg, sondern senkrecht, ferner ist die von Behault de Dornon beigegebene Abbildung des Geschützes ganz ungenau. Die von Essenwein in den Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen angegebenen Maße stimmen ebenfalls nicht ganz. Das Verschlussriff sei den damaligen Gewährsmann Oberstlieutenant R. Falkner, Regierungsrat (p. 27, Abb. A. XXX a). Viel ungenauer ist Beck, Geschichte des Eisens (Bd. I, p. 901, Fig. 185).

Aus dem Bericht von Falkner-Essenwein erhält man auch über die Konstruktion Unrichtigkeiten überliefert, die auch Behault de Dornon übernimmt. Er schreibt: „Zwischen den einzelnen Ringen ist deutlich Kupfer als Lötung . . . zu erkennen.“ Diese Lötung ist aber nichts anderes wie die (roten) Überreste des Menniganstrichs. Ebenso ist die Bohrung des Zündlochs genau erkennbar senkrecht, Essenwein liefs diese Frage offen. Immerhin gibt uns die Skizze Falkners einen Begriff von der Innen- und Außenkon-

¹⁾ Une pièce d'artillerie du XV^e siècle. Annales du cercle archéologique de Mons t. XXX. 1901.

struktion des Geschützes, nur darf man sich das Innere nicht mit dieser Genauigkeit ausgearbeitet denken, wie diese Zeichnung uns glauben macht, auch außen ist der Übergang der einzelnen Ringe verschwommener. Aufser Falkner hat übrigens keiner dieser Autoren an dem Stück selbst Messungen vorgenommen noch irgend welche Aufnahmen gemacht.

Um dieses Geschütz in Stellung zu bringen wurde keine Lafettierung angewendet.

gehäuft. Es kam vor, dafs das Rohr auf eine Balkenwand festgebunden wurde mittelst Eisenbändern und diese Wand durch 4 Räder fahrbar gemacht wurde.

Zum Transport der Bombarden dienten grosse „Wägen mit 4 Rädern“, wie sie das Basler Zeughausinventar von 1704 für unser Geschütz bezeugt. Diese Wagen brauchten eine grosse Zahl von Zugtieren, 20—30 Pferde mögen das gewöhnliche gewesen sein; Knebls Diarium (Basler Chro-



Abb. 3. Aus dem Weiskunig, Um 1530

Das Rohr wurde auf zwei schwere und dicke Balken gelegt, die auf der Oberseite mit einem Ausschnitt versehen wurden, in den das Rohr passte; das Rohr und diese Balken mußten nun mit Stricken oder gar mit Eisenbändern verbunden werden. Diese ganz primitive Form war aber nicht praktisch, da sie weder ein vertikales noch horizontales Richten zuließ. Man versuchte es dann noch auf andere Art, indem man eine Art Plattform zimmerte aus Balken und Brettern und auf dieser dann das Rohr befestigte. Immerhin war aber doch die weitaus gebräuchlichere Art die des Einlegens im Gelände selbst.

Das Hauptstück war ein Legstück, d. h. das Rohr wurde bis zur Hälfte des Querschnitts in die Erde versenkt, auf den Seiten verpflockt und rückwärts zur Mäfsigung des Rückstoßes und zur Vermeidung des aus dem Lager Springens entweder eine Prellwand aus starken Bohlen oder eine Art Balkenrost errichtet, welcher in die Erde eingegraben oder eingerammt wurde; die Zwischenräume des Rosts sowie der Rücken der Prellwand wurde mit Steinen angefüllt, auch wurde hinter der Prellvorrichtung Erde aufgebösch, zuweilen auch Steine in Säcken oder Kisten auf-

gehaufen (Bd. II p. 413, 28) erwähnt 46 Zugpferde für eine grosse Burgunder Steinbüchse.

Betrachten wir die gleichzeitigen bildlichen Darstellungen von Belagerungen noch bis in die maximilianische Zeit, so sehen wir, was für komplizierte Gerüste und Prelldeckungen für ein solches Hauptstück hergestellt wurden. Neben diesem Schutz vor dem Rückstoß und zur Erlangung eines sicheren Zielens, mußte auch noch die Bedienungsmannschaft, und das war keine kleine Zahl, vor den Schüssen der Verteidiger gedeckt werden. Das geschah durch eine dicke Bretterschirmwand, diese hing in einem Bolzenlager an zwei starken seitlichen Pfählen: sie wurde während der Ladetätigkeit heruntergelassen und erst beim Abfeuern des Geschützes heraufgezogen.

Diese schweren Legstücke bis zum Hauptstück der Artillerie Kaiser Maximilians wurden nur in der starren Verteidigungsstellung oder dann bei der Belagerung fester Plätze gebraucht. Einzelne etwas kleinere Exemplare mögen vielleicht auf Karren befestigt Verwendung gefunden haben, was aber von Karren in den Zeughäusern vorhanden war, diente nicht als Lafette, sondern nur zum Transport des Geschützes.

Die Feuergeschwindigkeit war ganz gering. Erstens erforderte das Laden eine geraume Zeit; bis die Pulverladung richtig in der Kammer safs und festgemacht wurde, bis die Kugel in den Lauf geschoben und dann verkeilt war, alles das brauchte Zeit, auch wenn man dabei nicht einmal von Feinde gestört wurde. Ein weiterer Grund der langsamen Feuertechnik bildete der

Das älteste Basler Zeughausinventar vom Jahre 1415⁵⁾ gibt über unser Geschütz keinen Aufschluss, denn die dort erwähnten „9 isenen buhsen uf wägenen“ sind keine so großen Stücke; wir dürfen mit Sicherheit behaupten, dafs Basel vor den Burgunderkriegen kein so schweres Geschütz besessen hat. Weder die noch erhaltenen Jahrrechnungen noch sonstige Quellen bezeugen eiserne

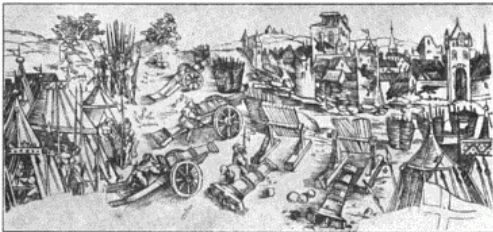


Abb. 4. Aus dem Weiskunig

Rückstofs; bei diesem Kaliber des Rohrs mußte der Rückstofs eine schwache Prellwand sofort, eine schwere aber wenigstens nach einigen Schüssen zerstören; das Geschütz veränderte seine Lage und mußte, wenn einigermaßen sichere Treffer erzielt werden wollten, neu eingegraben werden. Es konnten daher an einem Tage nur wenige Schüsse abgegeben werden, kaum jedoch mehr wie vier oder fünf.

Wir sehen also in dem Basler „Hauptstück“ eines jener großen Belagerungsgeschütze, wie

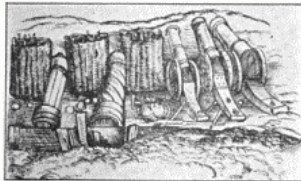


Abb. 5. Aus dem Weiskunig

wir sie in den Chroniken des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts erwähnt finden.

Es gilt nun zu erforschen, wie lange dieses Geschütz im Basler Zeughause nachzuweisen ist, wie es in den Besitz der Stadt gelangte und woher es stammt.

schwere Artillerie, was zur schweren Artillerie um die Mitte bis zum Ausgang des Jahrhunderts vorhanden war, bestand aus Bronzezugs.

Leider besitzt das Staatsarchiv Basel kein weiteres Zeughausinventar mehr aus dem 15. Jahrhundert und auch das 16. Jahrhundert tritt erst 1591 mit einem Verzeichnis der im Zeughaus befindlichen Waffen hervor; von da an allerdings liefert unsere Quelle reichlich, bis auf die Neuzeit sind alle Inventare (mit einer Ausnahme Ende 18. Jahrhundert) vorhanden und bieten für die Entwicklung der Basler Artillerie von 1591 weg ein genaues Bild von großem Interesse. Bevor wir nun die Quelle betrachten, die uns auch ohne Zeughausinventare die Herkunft unserer Steinbüchse erkennen läßt, wollen wir die Inventare sprechen lassen⁶⁾.

Das Zeughausinventar von 1591 erwähnt:
„Stain Bixen.

Ain grofs Stainpixon tregt Steyn 115 fl.“

Laut einem aus dem gleichen Jahr stammenden Zeugmeisterbuch von der „Mündung der stuckhen“ ist neben einem Kreis von 36 cm Durchmesser (unsere Büchse 34.5 cm) der Text:

⁵⁾ Ein Basler Zeughausinventar von 1415. Von Dr. phil. Ed. A. Geisler. — Anzeiger für schweizer. Altertumskunde N. F. XII 3. Heft p 229 ff.

⁶⁾ Ich möchte an dieser Stelle Herrn Staatsarchivar Dr. W. Wackernagel und Herrn Dr. A. Huber in Basel meinen Dank aussprechen für die Überlassung sämtlicher Zeughausakten zu meinem Studium über das Basler Kriegswesen.

„Bringt an Stab 115 \bar{n} Ringenzeyg.

Waite Mundstuckes der grossen Stainpixon mit 4 Räderen, hatt ein Cameren?⁹⁾ Mundtlengen.“

Diese beiden Aufzeichnungengeben das Kugelgewicht zu 115 Pfund Stein an. Nun kommt in den folgenden Inventaren kein Stück vor, das 115 Pfund Kugelgewicht aufweist, obwohl die Zahl der 1591 vorhandenen Geschütze alten Bestandes bis 1630 und von da an weiter gleich geblieben ist, von 1630 weg tritt ein Geschütz mit 98 Pfund auf, dieses fehlt 1591, an seine Stelle treten 115 Pfund. Da es sich der Zahl der Geschütze nach um das gleiche Stück handeln mufs, und nur auf dieses seine Bezeichnung mit „grofs Steinpixon“ pafst, bleibt uns nur übrig anzunehmen, dafs zwischen 1591 und 1630 die Art der Bestimmung des Kugelgewichts geändert wurde, oder aber ein Versehen bei der Messung mitspiele.

Das um 10–15 mm abweichende Kaliber, die „Waite Mundstuckes“ erklärt sich aus den unregelmässigen Proportionen des Rohres (sowie der Zwischenraum vorn bei den Längsstäben gemessen wird und nicht die eigentliche Laufbahn der Stäbe, ergibt sich obiges Kalibermafs von 36 cm). Trotz dieser Unklarheit handelt es sich hier also um unser Hauptstück.

Die weiteren Nachrichten stimmen völlig überein, sie mögen im weitern folgen.

Laut Zeughausinventar 1630.

No. 48. Ist ein grofs Burgundisch Kammerstück auf vier Rederen.

No. 49. Ist dergleichen.

Laut Zeughausinventar 1634.

„Item zwey gar grofse Kammerstück so mit No. 48 und 49 bezeichnet ligen auf 4 Räderen.“

Laut Zeughausinventar 1648 vide 1634.

Laut Zeughausinventar 1661.

„Item ein grofse Eyserne Steinbüxen auff vier Räderen.“

Laut Zeughausinventar 1666 vide 1661.

Laut Zeughausinventar 1709.

„Item Ein grofs Eysen Schrotstückh No. 49 auff einem schwarzen wagen mit vier räderen, schiefst 98 \bar{n} Stein und 271 \bar{n} Eysen.“

Gleichen Text weisen auf die Inventare von 1711, 1721, 1732, 1766.

Mit etwas abweichender Fassung folgt das Inventar von 1782/83.

„No. 43 ein grofses eisen geschmidetes Kammerstück auff einem schwarz angestrichenen Wagen mit vier Räderen schiefst 98 \bar{n} Stein und 271 \bar{n} Eysen.“

Laut Zeughausinventar 2 Exemplare 1782.

⁹⁾ Zahl unleserlich.

„No. 43 Ein geschmidetes Kammerstück 271 \bar{n} Eisen und 98 \bar{n} Stein ist von Eysen.“

Laut Zeughausinventar 1783.

„1 Stein Stuck schiefst 271 \bar{n} Eisen No. 43. Dieses Stuck ist wie ein Fafs von Eisernen Stangen und Reifen zusammen geschweifst, gemacht, von Herzog Carl von Burgund erobert.“

Das nächste Inventar, welches erst wieder nach dem Ende der Sturmzeit der französischen Revolution und der Kriege Napoleons, als die schweizerische Eidgenossenschaft und die Kantone ihr Heerwesen neu geordnet hatten, vorliegt, führt unser Geschütz wieder an Zeughausinventar 1819: „Eisernes Kammerstück Trophaen, im Hof liegen.“ Von da wird unser Geschütz bis zu seiner Überführung 1874 als im Zeughaushof befindlich angeführt.

Im Jahre 1630 wird nach den obigen Dokumenten das Hauptstück, das „grofs Kammerstück“ als „burgundisch“ bezeichnet. Dafs es im Jahre 1591 nicht als solches angeführt wurde, liegt an der Prägnanz des damaligen Inventars, der überhaupt keine Herkunftsangaben der Geschütze gab, und sich auf das rein sachliche beschränkte.

Der schwarz angestrichene Wagen, der bis 1783 erwähnt wird, ist keine Lafette, sondern nur ein Wagen mit vier Rädern zur Beförderung des Geschützrohres. Nach dem alleinigen Zeugnis dieser Inventare dürfte dieses Kammerstück als Beute der Burgunderkriege bezeichnet werden, seinen völlig sicheren Ursprung jedoch als burgundisches Geschützrohr bildet der darauf befindliche Wappenschilde, der, wie nachher ausgeführt, der Familie d'Auxy, Flandern, angehört. Wie das Geschütz in den Besitz der Stadt Basel kam und wann sagen uns die Aufzeichnungen des Johannes Knebel (Capellani eccl. Bas, diarium Basler Chroniken Bd. II), eines Zeitgenossen der Burgunderkriege, der uns durch sein Diarium äufserst wertvolle Aufschlüsse gibt. Die angeführten Stellen beziehen sich alle auf die Zeit nach der Schlacht von Grandson 2. März 1476. Dort verlor Karl der Kühne von Burgund bei der gänzlichen Déroute seines Heeres seinen ganzem, für jene Zeit völlig modernen und kriegstechnisch völlig auf der Höhe stehenden Geschützpark; von Grandson stammt das weitere in Basel erhaltene Geschütz von 1474. Doch nun zu Knebel: er zitiert (Basl. Chr. Bd. II p. 370 20 ff.).

1476 Merz 13. p. 370 20 ff.

Brief der Berner an Basel.

„ist unns beegnet, dafs der vermellt hertzog allen sinen zugewanten fürsten und hern hatt geschriben und si umb hilf gemandt und ist uff Mittwoch nechst vergangen von Nozoree gen

Jöny gen Orba und hutt dodannen gen Losen (Lausanne) mitt großer macht komen und wartet daselbs sinr büchsen (Geschütze) die er von all sinen slossen stetten und landsherrn besendet und etlich nuw lossen giessen.“

p. 4132. 1476 April.

„der hertzog sol auch wohl zwei malen als vil büchsen haben als zu Granso darunder vier grosser lägerbüchsen (Hauptstücke) sind, die er jetzt vasset.“

p. 421,16 sine dato vor Murten.

„Er hatt 3 haubtbuchsen und drissig ander buchsen die man nempt curtan (Kartaune) und

samte Artillerie. darunter unser Geschütz. Knebel berichtet:

p. 22,20. sine dato 1476 nach Murten.

„Portauerunt Basiensiens eciam duas magnas bombardas quas obtinuerunt in castris Burgundorum.“

Diese Bombarden wurden nach Basel geschafft.

p. 45,12. 1476 Sept. nach Murten.

„Moruendes mentag noch sant Verenentag komend denen von Basel ein grofs ysen buchsen schusset einen Stein ein halben sesters grofs von Basel oder etewenig mer zehen schuch lang.“



Abb. 6. Szene aus der Schlacht bei Grandson. Diebold Schillings Luzerner Chronik, Bl. 98b, 99a

sust daby anderthalb hundert slangen isin buchsen.“

p. 423,28. 1476 1 Mai.

„Item quod viderit vehi per civitatem Metensem 43 pixides in curribus et carrucis inter quas erat una magna pixis que habuit in curru suo 46 equos quas omnes susceperunt gentes ducis Burgundie extra civitatem vehentes et conducentes eos ad ducem“ (pixis = Büchse, Geschütz, in carrucis werden solche auf Lafetten sein, in curru Hauptbüchse, die auf einem großen Wagen mitgeführt wurde).

Zu diesen Geschützen, die nach der Schlacht von Grandson aus dem burgundischen Reich in aller Eile herbeigeschafft wurden, gehörte unseres. Am 22. Juni 1476 fiel die Entscheidung bei Murten. Karl von Burgund wurde völlig aufs Haupt geschlagen und verlor zum zweitenmal seine ge-

Die Rohrlänge unserer Steinbüchse beträgt 2,75 m. Entspricht also den „zehen schuch“.

Es steht nach obigen Zeughausinventaren und den Berichten Knebels fest, dafs dieses große Legstück als Teil der Burgunderbeute nach Basel kam, als eine der vier großen „Lägerbuchsen“.

Zu dieser Nachricht von der Beuteverteilung von Murten ist es gelungen, ein Bild, das diesen Hergang schildert, zu finden, worauf unser Geschütz dargestellt ist; es ist uns erhalten in Diebold Schillings Luzerner Chronik. Der Kaplan Diebold Schilling von Luzern verfaßte seine Chronik, welche die Ereignisse der Schweizer Geschichte schildert, nach 1507. Der Chronist konnte aus eigener Anschauung über die Burgunderkriege berichten, da er unter anderen auch die Schlacht von Nancy mitmachte; um 1460 geboren, starb er um 1520.

Die Illustrationen seines Werkes, von zwei verschiedenen Meistern verfertigt, zeigen uns Tracht und Bewaffnung der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in fast dokumentarischer Genauigkeit, besonders beim Künstler unseres Bildes. Die handschriftlichen illustrierten Schweizerchroniken des 15. Jahrhunderts sind eine für die Waffenkunde überaus wichtige Quelle, wie wir sie so reichlich kaum anderswo fließen sehen; ich erwähne Tschachtlans Chronik in Zürich, Diebold Schillings amtliche Berner Chronik (ein Vetter des Luzerner Schilling), des Gleichen Burgunder-

Bildrand am Stofsboden abgeschnitten, das gegliederte Vorderstück mit seinen großen Verstärkungsringen und die Mündung. Von allen Geschützen, die in der Dieboldschen Chronik vorkommen, ist dieses das einzige dieser Art und unterscheidet sich von den übrigen Hauptstücken völlig. An der Identität mit dem noch in Basel vorhandenen Geschütz ist kein Zweifel möglich. Das Rohr ist in Goldfarbe gehalten mit schwarzen Konturen; dieser Anstrich dürfte auf dem Originalrohr gleich gewesen sein, goldgelb auf rotem Menniggrund. Selten wird man eine solche



Abb. 7. Belagerung von Murten 1476. Aus W. Schodolers Chronik, Bl. 116b

kriege in Zürich, Herold Edlibachs Zürcher Chronik, Werner Schodolers Chronik in Bremgarten etc. etc., leider sind sie in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht und daher schwer benutzbar.

Unser Bild stellt die Beuteverteilung nach der Schlacht von Murten dar, „wie man . . . die büchsen theilt . . .“ (Abb. 8.) Wir sehen hier die verschiedenen Formen der burgundischen Artillerie, fahrbare Geschütze verschiedener Größe, Bockbüchsen und Lagerbüchsen. Das größte dieser Stücke befindet sich auf einem Blocklager hinten links, ein Bewaffneter scheint die Dicke des Mündungsstückes mit den Händen zu messen, ein anderer stützt den Arm auf die Kammer des Rohrs. Wir sehen hier ganz deutlich das oben beschriebene Basler Geschütz: die runde Kammer hinten, vom

dreifache Übereinstimmung des noch vorhandenen Objekts, der schriftlichen Nachrichten darüber und seiner bildlichen Darstellung finden.

Es bleibt uns noch übrig, den Ursprung dieses Hauptstückes festzustellen.

Schon Knebel weist darauf hin, daß Herzog Karl von „allen sinen zugewanten fürsten und hern“ Geschütz herschaffen liefs.

Bei Grandson hatte Herzog Karl seine gesamte Artillerie verloren, sein Heer, das wenig Verluste erlitten, hatte er bald wieder gesammelt. Es galt nun Ersatz für die verlorenen Geschütze zu finden. Seine Mittel waren noch nicht erschöpft; wenn auch nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehend, boten dennoch die Burgundischen Zeughäuser und die Burgen der edlen Herren

viel Material. Das lief es in bewunderungswürdiger Eile herbeischaffen. Am 12. März fand die Niederlage von Grandson statt und am 17. April zählte Karl auf seinem Sammelplatz Plan du Loup auf der Ebene von Zorat bei Lausanne schon 4 große Bombarden und eine Unmenge anderen Geschützes. Zwei Monate genügten, um seine Armee vollständig kriegsbereit zu machen. Er rückte zur Belagerung von Murten vor und hier wirkte seine schwere Belagerungsartillerie, also auch unsere Bombarde, bis am 21. Juni 1476 die Schlacht von Murten den Burgunder und seine Armee ver-

Familie war nun der Besitzer? Beim Durchgehen der Geschichte dieser Familie in jener Zeit stoßen wir auf Johann den vierten seines Namens „sire et ber d'Auxy“ den dritten Sohn von David d'Auxy und Margaretha La Trémouille. Sein Vater war Kammerherr Karls VI. von Frankreich. Johann folgte seinem Bruder Jakob 1422. Seine Besitzungen waren sehr ausgedehnt, er nannte eine Anzahl fester Plätze und Städte in Flandern sein eigen. Während der ganzen Regierung des Herzogs Philipp des Guten von Burgund und seines Sohnes Karls des Kühnen war



Abb. 8. Beuteverteilung von Murten. Diebold Schillings Luzerner Chronik, Bl. 102, 102 a

nichtete. Alles Geschütz fiel in die Hände der Eidgenossen und wurde, wie Knebel berichtet, unter die Sieger verteilt.

Woher dieses Stück, das Basel zugesprochen wurde, stammte, zeigt das eingehauene Wappen auf der Kammer, der Familie d'Auxy zugehörig, ein geschachter Wappenschild mit 6 mal 7 (42) Plätzen; die einen sind leer gelassen, die andern mit Punktierung versehen, die Farben der d'Auxy sind rot und gold, die Form des Schildes weist in den Anfang des 15. Jahrhunderts⁷⁾. Welcher Herr aus dieser

⁷⁾ Die Deutung dieses, bis dahin den Basler Museumsleitern unbekanntes Wappens erfolgte durch die liebenswürdige Mitteilung des Herrn Georges Macoir, attaché aux Musées royaux aus Brüssel; er wies den Verfasser auf einen

Johann d'Auxys Einfluß groß am Burgunderhof. Er wurde Kammerherr Philipps, erhielt große Lehen, viele hohe Würden, und tat sich als Kriegsmann hervor; er nahm Teil an der Erziehung Karls des Kühnen und war seit 1445 Ritter des goldenen Vlieses. Als erster Kammerherr des Herzog Karl seit 1450 erhielt er auch am französischen Hofe großen Einfluß. Ludwig XI. ernannte ihn ebenfalls zum Kammerherrn. Er starb nach den Burgunderkriegen.

Da kein anderer d'Auxy in jener Zeit in Betracht kommt, wird Johann IV. als Eigentümer

Artikel hin von A. de Behault de Dornon, „Une pièce d'Artillerie du XV^e siècle ornée des armoiries de la famille d'Auxy“, Annales de Cercle archéologique de Mons p. XXX 1901.

dieses Geschützes anzusprechen sein. Er stellte nach der Niederlage von Grandson seinem Lehnsherrn das Belagerungsgeschütz zur Verfügung; nur ein großer und mächtiger Vasall, wie dieser Herr, konnte sich in jener Zeit den Besitz eines solchen Geschützes gestatten.

Die Zeit der Entstehung der Bombarde dürfte in die erste Zeit der Regierung dieses bedeutenden Vasallen des Königs von Frankreich und der Herzoge von Burgund fallen. 1436 führte er eine Armee gegen die Engländer und spielte im weitem eine wichtige Rolle im englisch-französischen Kriege. Um diese Zeit wird er sich wahrscheinlich eine Belagerungsartillerie für seine eigenen Truppen angeschafft haben. Das Geschütz wird später in einem Schlosse des Johann d'Auxy geruht haben und erst nach der Niederlage von Grandson in die Schweiz (Lausanne) geführt worden sein. Es würde an dieser Stelle zu weit führen und auch nicht dem Zweck dieser Arbeit entsprechen, den Ursprung und die Geschichte dieser großen Geschütze zu verfolgen, wenige sind noch

erhalten und diese kommen, wie Arm. de Behault de Dornon (in den Annales Du Cercle Archéologique de Mons 1901 tom. 30) nachweist, aus Flandern, respekt. Mons (Le canon d'Edinbourg „Mons Meg“ forgé a Mons au XV^e siècle), so wahrscheinlich auch das Basler Stück. Auf unsere Zeit sind noch gekommen die „Mons Meg“ genannte Bombarde in Edinbourg, 400 cm lang, ferner die „Holle Griet“ von Diest, bedeutend kleiner, 167 cm lang, dann ein Riesengeschütz, die „Dulle Griet“ von Gent, 502 cm lang.

Alle diese Geschütze haben Kammer und Flug getrennt, unser Geschütz ist ungeteilt und unter diesen von Mittelgröße. Wer sich für diese Geschütze und überhaupt für die frühe Artillerie interessiert, wird mit Gewinn die oben zitierte Arbeit Behault de Dornons lesen, ebenso darf er auch nicht Boeheim beiseite lassen, (Die Zeugbücher Kaiser Maximilians I., Jahrbuch d. kunsthistor. Sammlung des A. H. Kaiserhauses Bd. XIII 1891 dito XV 1894.)

(Fortsetzung folgt)

Das Geschützwesen des Altertums und des Mittelalters

Von W. Gohlke

(Fortsetzung aus Band V, Heft 12, S. 391.)

IV. Wurfzeug, durch die Kraft von Federn bewegt.

Die Mängel der Nervenstränge an den Torsionsgeschützen veranlassen schon Philon zu Vorschlägen, die Kraft der Stränge durch andere Kräfte zu ersetzen¹⁾. Er wählte hierzu die Elastizität erzener Doppelfedern und die Elastizität der Luft.

In bezug auf den Erzspanner bemerkt er: „Man nehme für diesen eberne Schienen. Diese werden aus möglichst gutem Kupfer gegossen, das wohlgereinigt und wiederholt im Ofen gewesen ist und dem man auf die Mine drei Drachmen Zinn²⁾, welches ebenfalls gereinigt und umgegossen ist, hinzufügt. Wenn nun die Schienen



Fig. 61. Federn nach Philon

gegossen und geschmiedet sind und die oben angegebenen Maße erhalten haben, so gibt man

ihnen sanfte Biegung nach einem hölzernen Modell, schlägt sie sodann kalt vielfach und lange Zeit, indem man darauf steht, dafs sie von gleicher Dicke, senkrecht zur Stirnseite, durchgehend gleich breit sind und überall am Modell anliegen. Hierauf verbindet man sie paarweise miteinander, indem man ihre hohle Seiten gegeneinander kehrt und ihre Ecken genau passend abfeilt und sie mittels Nietten miteinander verbindet. Es erhalten die Schienen ihre Kraft durch die Legierung der Metalle; denn diese, so rein und lauter als möglich gegossen, ohne irgend eine fremde Beimischung ist stark, dehnbar und elastisch; man schlägt sie aber kalt vielfach und lange Zeit, damit sie, an der Oberfläche verdichtet, Kraft geben. Gegen diese Doppelschienen (Federn) lehnt sich nun der Griff des Bogenarms an. Bei dem Spannen werden die Federn zusammengepreßt, die Schienen aufgerichtet, bis sie sich gegeneinander stützen; bei dem Abdrücken kehren sie in ihre ursprüngliche Lage zurück; indem sie hierbei mit vieler Kraft auseinander springen, schnellen sie den Griff des Bogenarms fort.“

Oberst Schramm hat auch diese Konstruktion nach den Philonschen Angaben wieder aufgebaut,

¹⁾ Siehe Heft 9 des 4. Bandes, S. 294.

²⁾ Also 3 vom Hundert.

doch erzielte die Rekonstruktion keine besonderen Schiefsleistungen, so daß angenommen werden kann, daß die Gedanken Philons keine praktische Verwendung im Altertum gefunden haben; sie werden auch sonst in Schriften nicht erwähnt. Nachdem es der Technik gelungen war, kräftige Federn aus Stahl zu fertigen, versuchte man diese zur Bewegung von Wurfhebeln zu benutzen.

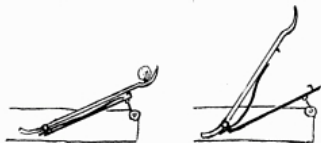


Fig. 62

Im Museo Nazionale d'Artilleria zu Turin befindet sich ein Modell, bei dem die Bewegung des Wurfarms durch die Kraft einer gebogenen Stahlfeder hervorgerufen wird.

Wie das Schema Fig. 62 zeigt, wird eine mit dem Wurfhebel vereinigte Stahlfeder in der Ladestellung zusammengedrückt; beim Auslösen aus der Ladestellung schnell die Feder, indem sie durch die Elastizität ihre alte Form wieder gewinnt, den Wurfarm nach oben. Gleichzeitig drückt das untere Ende desselben gegen einen dort vorstehenden Teil der Feder, wodurch ein Durchschlagen des Arms verhindert wird. In Wirklichkeit ist die Anordnung der einzelnen Teile etwas komplizierter.

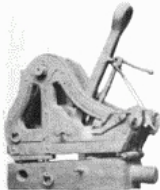


Fig. 63a. Einarm mit Federspannung. Ansicht von hinten links; gespannt. Sichtbar: Spannklinke mit Abzug, Spanntau, Sperrrad mit Sperrklinke, teilweise: das Vorgelege.

Ein Gestell nimmt Wurfhebel, Feder und alle Einrichtungen zum Laden und Abschießen auf, und ruht auf einem vierkantigen Klotz, mit dem es an der Rückseite durch ein Scharnier und durch einen Schlüsselbolzen verbunden ist. Diese

Einrichtung ermöglicht, daß dem oberen Gestell durch Unterstecken von Keilen eine Erhöhung gegeben wird.

Die Achse des Wurfhebels dreht sich in einem Lager, das sich unten, etwa in der Mitte der Länge des Gestells, befindet. Auf derselben Achse sitzt ein eiserner Spannarm und zwischen ihm und dem Wurfhebel liegt die lange, nach oben gebogene

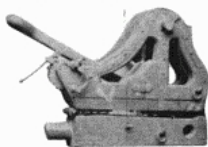


Fig. 63b. Einarm mit Federspannung. Ansicht von rechts. Ladestellung. Sichtbar: Vorgelege, Spannklinke mit Abzug, Scharnier mit Schlüsselbolzen.

Feder von Stahl. Ihr unteres Ende ist unten vorn am Vorderriegel des Gestells befestigt, während sich das andere Ende lose gegen den Wurfarm lehnt und beim Zusammendrücken an ihm hinaufgleitet. Eine Klinke am Spannarm hakt sich in eine Kramme an der Unterseite des Wurfarms, eine Öse an der Rückseite dient zur Aufnahme des Spannsells. Dieses läuft über eine Welle zwischen den Wänden des Gestells und wird durch ein Vorgelege an der rechten Wand mittelst Kurbel gespannt. Die Welle ist an der linken Seite auferhalb der Wand vierkantig, zum

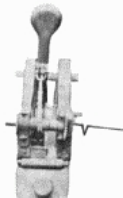


Fig. 63c. Einarm mit Federspannung. Ansicht von hinten. Stellung wie Fig. 63a. Sichtbar: Vorgelege mit Kurbel, Sperrrad, Vierkant der Welle, die Taulöhse verriegelt, Scharnier mit Schlüsselbolzen. Linkseitige Einlagerung des Wurfhebels.

Aufsetzen einer Handspeiche, falls das Vorgelege versagen sollte. Die Wand trägt an dieser Seite ein Sperrrad und eine Sperrklinke, um ein Zurückschlagen der Welle zu verhindern. Eine sinnreiche Einrichtung bewirkt ein schnelles Abwickeln

des Zugseils von der Welle. Sie besteht darin, daß die Tauhaken nicht unmittelbar auf der Welle, sondern auf einer losen Hülse auf der Welle angebracht sind. Eine Art Schubriegel kann Hülse und Welle miteinander verbinden.



Fig. 61d. Einarm mit Federspannung, vorn angehoben. Ansicht von hinten. Spannmittel ohne Verbindung mit dem Wurfarm, heruntergekurbelt. Sichtbar: Feder, die linksseitige Einlagerung des Wurfhebels, Vorgelege.

Nach Abgabe des Schusses wird der Riegel zurückgezogen und das Seil kann nun ohne Benutzung der Kurbel abgewickelt werden. Die

Lage der Schubriegelvorrichtung ist der Grund, daß der Wurfarm nicht in der Mitte zwischen den Wänden des Gestelles sitzt, sondern nach der linken Seite hin gedrängt wird.

Ein Widerlager für den vorwärts schlagenden Wurfarm ist bei diesem Wurfzeug nicht notwendig, da, wie erwähnt, das untere Ende der Feder gegen das schlittenförmig aufgebogene Ende des Wurfarms drückt und den Wurfarm feststellt, sobald er seine höchste Lage erreicht hat. Hierdurch wird verhindert, daß das Gestell nicht zu stark auf Erschütterung und Bruch beansprucht wird und grobe Abgangsfehler des Geschosses vermieden werden, welche Nachteile eintreten würden, wenn der Wurfarm hart an ein Widerlager schlug.

Das Gestell ist 32 cm lang, 23 cm hoch und 9,75 cm breit, der Wurfhebel ist 30 cm lang, die Stahlfeder 25 cm lang und 2 cm breit; der Klotz ist so lang und breit wie das Obergestell und 6 cm hoch, beide bestehen aus Eichenholz. Für das Modell kann ein hohes Alter angenommen werden, denn der Wurfhebel, obgleich schon erneuert, ist dessenungeachtet wurmstichig. Wahr-

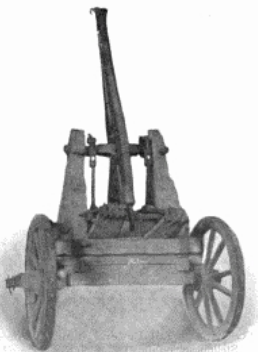


Fig. 64a. Einarm mit Doppelfedervorrichtung, Darmstadt.
 Von vorn: Länge des Schwengels 1,48 m
 " der Federn (in der Schne) 0,90 "
 Breite der Federn (Mitte) 0,05 "
 Stärke der Vierkantachse 5,2 cm
 Länge der Zugstangen am Kniehebel 32 "

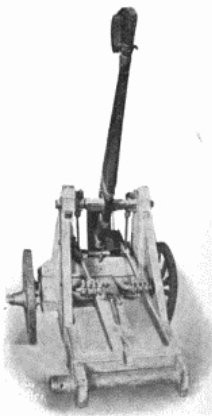


Fig. 64b. Einarm mit Doppelfedervorrichtung, Darmstadt.
 Von hinten: Höhe der Lafette 1,06 m
 " Räder 65 "
 Auseinanderstellung der Wände 38 "
 Stärke der Wände 7,5 "
 Herkunft und Alter unbekannt

scheinlich ist auch die Feder nicht mehr die ursprüngliche. Das Modell stammt aus dem Turiner Arsenal. Woher und wann es dorthin gekommen, war nicht zu ermitteln. Über praktische Verwendung derartiger Wurfhebel ist nichts bekannt.

Im Großherzoglichen Landesmuseum zu Darmstadt befindet sich ein großes Modell

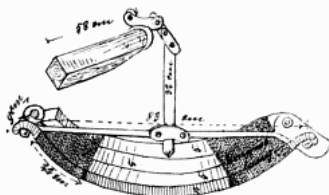


Fig. 64c. Feder mit Kniehebel am Darmstädter Einarm

eines Wurfhebels (Führer von 1908, S. 80), der ebenfalls durch ein Spiel von Federn, wenn auch in anderer Anordnung der Feder in Bewegung gesetzt wird; ein ähnliches Modell befindet sich im Museum zu Bern.

Das Aufschnellen des Wurfhebels wird beim Darmstädter Modell durch je drei starke Federn von Stahl bewirkt, die zu beiden Seiten desselben liegen und durch Kniehebel mit der Achse des

sofort wieder in die Ladestellung zurück. Es sind also auch hier die Nachteile eines Widerlagers vermieden.

Auf einem zweirädrigen Gestell, das beim Gebrauch mit einer Art Lafettenschwanz auf dem Boden ruht, befindet sich ein Aufsatz, in dessen Lagern sich eine Achse dreht, an deren vierkantigem Mittelteil der Wurfhebel befestigt ist. Rechts und links von ihm, zwischen den Wänden des Gestells, liegen je drei Stahlfedern, die wie Armbrustbogen gestaltet und an den Enden durch Strickumwicklungen verbunden sind. Ihre Verbindung mit der Achse des Wurfhebels wird durch ein Kniehebelpaar bewirkt, deren Enden unten mit den Ohren der Federbogen verbunden sind, während ihr Mittelstück durch ein Scharnierband sich um das Ende der Achse legt (siehe Fig. 64a—c).

Beim Niederholen des Wurfhebels in die Ladestellung werden die Stahlbogen gespannt, beim Auslösen des Hebels schleudern sie den Hebel nach oben. Der Ausschlag spannt alsdann die Federbogen von neuem, wodurch der Hebel in die Ladestellung zurückgeschleudert wird. Hier fällt er in eine Federklinke der Abzugsvorrichtung und wird festgehalten. Zum Niederholen des Wurfarms dient ein Zugtau, das sich auf einer Welle aufwickelt, die durch Handspeichen bewegt wird; das freie Ende des Taus wird in einen hornförmigen Haken des Wurfhebels gehängt.

Beim Berner Exemplar sind statt des Kniehebels zwei Zugstangen mit der Achse des



Fig. 65 Modell eines Wurfhebels. Berlin, Zeughaus

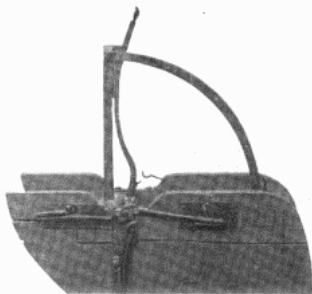


Fig. 65a

Wurfhebels verbunden sind. Auch bei diesem Wurfzeug hemmt die Federvorrichtung die Bewegung des Wurfarms; sie schnellt ihn sogar

Wurfhebels derart verbunden, daß von den Stangen zwei dreimal gegliederte Scharnierbänder ausgehen, die sich um die vierkantige Mittelachse

legen, das vordere Band von vorn über den Vierkant, das hintere von unten gegen den Vierkant. Macht nun jene Achse eine Drehung um 90 Grad nach rückwärts, um den Hebel in die Ladestellung zu führen, so zieht sie die Zugstangen um eine Vierkantbreite an sich heran, die Gelenkbänder jeder Seite legen sich von oben bez. von unten um den Vierkant herum und die Federbogen werden gespannt. Sie wirken dann

wegungskraft durch eine Federeinrichtung bewirkt wird, die der Schlagfeder mit Nufs entspricht, wie sie bei dem Feuersteinschloß der Handfeuerwaffen zur Wirkung kommt. Der eiserne Wurfhebel mit Löffel dreht sich in einem Lager zwischen zwei kufenartig geformten Wänden von Eichenholz. Auf der äußeren Seite jeder Wand sitzen auf je einem Blech drei starke Schlagfedern mit hakenförmigen Krapfen, die eine vor, die zweite hinter dem

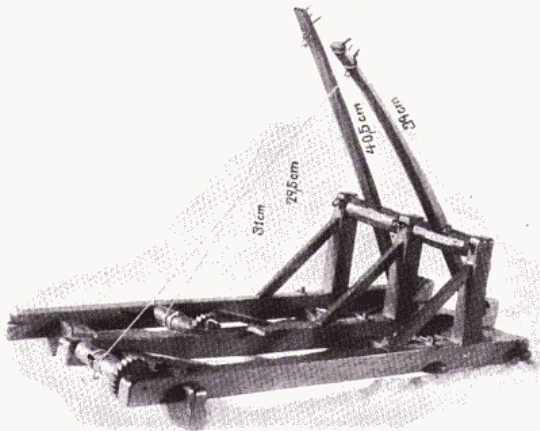


Fig. 66a. Modell eines Wurfzeuges Zürich, Schweizer Landesmuseum

ähnlich wie beim Darmstädter Modell. Der empor geschleuderte Wurfhebel bleibt auch bei diesem Wurfzeug nach dem Aufwippen nicht in der senkrechten Stellung stehen, sondern pendelt durch den Überschuß an Kraft weiter nach vorn, zwischen den Zugstangen hindurch. Bei dieser Bewegung wirken die Bandgelenke aber in umgekehrter Richtung, die vorderen werden von unten, die hinteren von oben um den Vierkant gezogen, die Federn spannen sich von neuem und schleudern den Wurfhebel in die Ladestellung, wo er selbsttätig einklinkt.

Windevorrichtung sowie der Abzug mit Federklinke sind an der Berner Wurfmaschine nicht mehr vorhanden.

Im Zeughaus zu Berlin befindet sich das Modell eines Wurfhebels, bei dem die Be-

Wurfhebel und eine dritte unterhalb desselben. Die Krapfen der Schlagfedern greifen in die Rasten einer Nufs, die außerhalb der Wände auf der Drehachse des Wurfhebels befestigt ist. Der Hebel bewegt sich zwischen zwei eisernen Schienen, die, zum Viertelkreise gebogen, hinten im Hinterriegel der Kufen und vorn an einem Eisenständer befestigt sind, der in den Vorderriegel der Kufen eingelassen ist. Am Hinterriegel befindet sich eine Abzugsvorrichtung, deren Sperrhaken den Wurfhebel beim Niederlegen in der Ladestellung festhält. Ein Druck auf den Abzug löst den Sperrhaken von dem Wurfhebel und die Kraft der durch das Niederlegen des Wurfhebels gespannten Federn drückt auf die Nufs und schnell den Wurfhebel nach oben. Die beiden Bogen-schienen geben demselben die Führung, der vor-

dere Ständer bildet das Widerlager und ist auf der Schlagseite mit Holzfutter versehen. Damit man verschiedene Erhöhungen und hierdurch verschiedene Schußweiten erreichen kann, haben die Führungsschienen in Abständen von 12 cm Durchlocherungen für einen Bolzen, der den Wurfhebel in drei verschiedenen Stellungen in der Ladestellung festhalten kann.

fenden Schwellen, in denen vorn je ein Ständer eingezapft ist. Diese drei Ständer tragen eine runde Welle in Zapfenlagern. Durch die Welle sind die Wurfhebel gesteckt, die Fußenden derselben stützen sich gegen die Zähne eines Zahnkranzes auf dem Vorderriegel des Gestells. Im oberen Ende des Wurfhebels ist durch je drei Stifte ein Geschosslager gebildet. Mittels des Zahnkranzes können

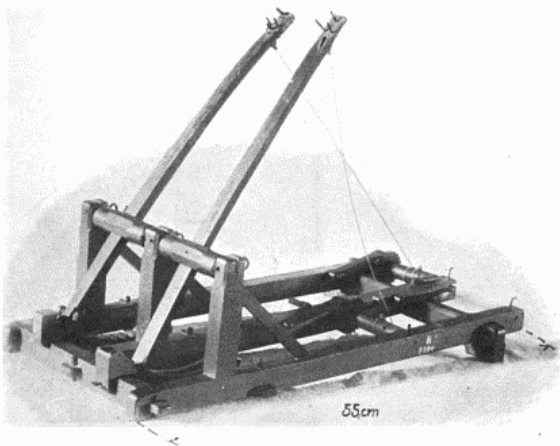


Fig. 66b. Modell eines Wurfzeuges. Zürich, Schweizer Landesmuseum

Die Kufen sind 67 cm lang, 14 cm hoch und stehen 20 cm auseinander, der Wurflöffel ist 42 cm lang.

Die Herkunft dieser Maschine ist nicht bekannt, ebensowenig ihr Alter, wahrscheinlich ist sie ein Versuch vom Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts. (Fig. 65 u. 65a.)

Bei einer Reihe anderer Wurfmaschinen wird allein die Elastizität des Materials des Wurfhebels zum Fortschleudern des Geschosses benutzt.

Zu dieser Gattung sind zwei im Museum zu Zürich befindliche Modelle zu rechnen, „ein Wurfzeug mit 2 und ein Wurfzeug mit 7 Bogen“, die im Zeughausinventar der Stadt bereits im Jahre 1637 nachgewiesen sind.

Das Wurfzeug mit 2 Bogen (Fig. 66a u. b) besteht aus einem Untergestell von drei gleichlau-

dem Wurfhebel verschiedene Erhöhungen gegeben werden, wodurch man die Wurfweiten regeln kann.

Das Fußende des rechten Wurfhebels (von hinten betrachtet) ist mit einem Gelenk versehen, an dem ein beweglicher keilförmiger Schuh sitzt. Diese Einrichtung hat scheinbar den Zweck, das Fußende des Bogens und das Gestell an dieser Stelle zu schonen; der linke Bogen ist ohne Gelenk und Schuh und wird durch einen eisernen Vorstecker im Schuh festgehalten.

Das Spannen der Bogen wird durch Zugtaue bewirkt, die durch je eine Haspel am Untergestell angezogen werden. Auf der linken Seite des Gestells sind für die Haspelwelle zwei Lager, auf der rechten Seite nur ein Lager, hinten, an-

Photographien und Maßangabe vom Herrn Dr. Wegely, dem ich auch hier verbindlichsten Dank sage.

gebracht; Sperrräder an den Haspelwellen und entsprechende Sperrklinken an den Schwellen des Untergestells verhindern ein Zurückschlagen der Haspelwelle und vorzeitiges Emporschnellen der

67a u. b.) steht auf einer viereckigen Bühne aus Kanthölzern und Bohlenbelag. Etwa auf dem Drittel der Länge erheben sich sechs Schrägbalken, die oben durch einen Holm verbunden

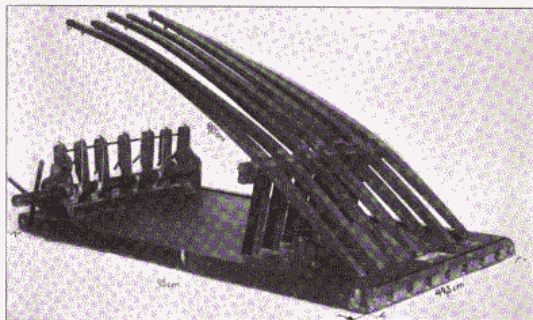


Fig. 67a

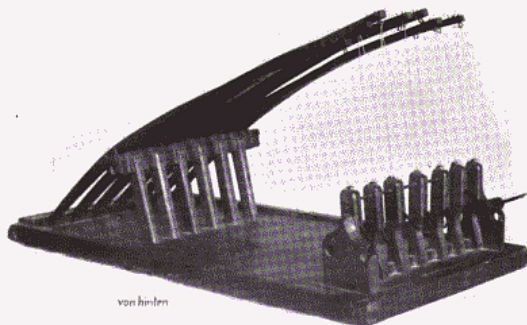


Fig. 67a u. 67b. Modell eines Wurfzeuges. Zürich, Schweizer Landesmuseum

gespannten Wurfhebel. Nach dem Ausheben der Sperrklinken schnellt der Wurfhebel in seine ursprüngliche Lage und schleudert das eingelegte Geschoss nach vorwärts.

Der Wurfhebel ist aus Eibenholz, das Untergerüst aus Nufsbaumholz gefertigt.

Das Wurfzeug mit sieben Bogen (Fig.

werden, auf diesem sind auch die sieben Bogen, die Wurfhebel, befestigt. Die Fußenden derselben stemmen sich gegen eine Querrippe der Bühne. Am oberen Ende sind ähnliche Geschosshalter wie bei der vorigen Maschine angebracht.

Die Spannung der Wurfhebel wird durch eine Paternosterwelle bewirkt, die drehbar in den

Lagern zweier starken wandartigen Ständern ruht, die auf den hinteren Ecken der Bühne errichtet sind. Die Ständer haben je ein vorderes und ein hinteres Lager, für die letzteren fehlt aber im Modell die zugehörige Welle. Sieben gespaltene

durch Ringe am oberen Ende der Wurfhebel laufenden Zugtaue.

In den hinteren Wellagern der Wellagständer lag wahrscheinlich eine zweite Paternosterwelle, die in gleicher Weise mit den Wurf-

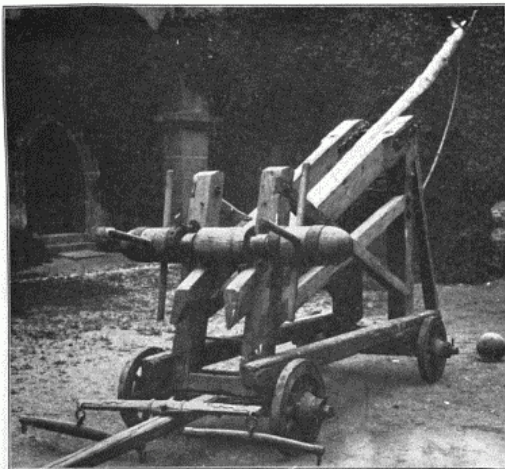


Fig. 68. Federnder Einarm auf Schloß Kreuzstein bei Wien
Photographie und Abmessungen nach freundlichen Mitteilungen des Herrn von Walcher
an das Zeughaus in Berlin

Böcke zwischen den Wellständern durch eine gemeinsame Eisenstange verbunden, nehmen die Winkelhebel mit den Spannhaken des Paternosterwerks auf. Über die Haken laufen die

hebeln verbunden war, wie die vordere Welle. Beim gleichzeitigen Spiel beider Wellen konnte vielleicht unter fortwährendem Neuladen ein fortlaufendes Schiefen ermöglicht werden und man findet in diesem Modell ein Schnellfeuergeschütz der Gattung Wurfhebel. Für solches Schnellfeuer mußten die nach rückwärts herausstehenden Abzugshebel (siehe Fig. 67b) eine Bewegung von unten nach oben machen, um die vorderen Tauhaken des Winkelhebels nach unten zu ziehen, um sie aus den Spanntauen auszuhaken. Dies konnte einfach durch Daumen bewirkt werden, die spiralförmig angeordnet, an der hinteren Walze saßen.

Die Wurfhebel dieses Wurfzeugs sind aus Eschenholz, die Bühne und Zubehör aus Tannenholz gefertigt.

Die Elastizität des Holzes wird auch bei einem

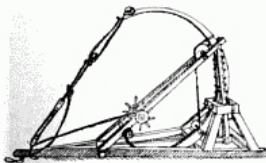


Fig. 69. Federnder Einarm mit Löffel und Schleuder
für einen Doppelschüs
Nach Leonardo da Vinci: Il codice Atlantico

Wurfzeuge beansprucht, das sich auf Schloß Kreuzenstein bei Wien befindet (Fig. 68).

Der Wurfhebel, der auf der unteren Seite der Länge nach etwas abgeschält ist, um eine

schloßlager wie bei den Züricher Modellen. Eine Sperrvorrichtung befindet sich am rechten Weilkopf, sie dient gleichzeitig als Abzugsvorrichtung.

Das Gestell ist hinten 207 cm, vorn 142 cm hoch, 392 cm lang und 92 cm breit; der Wurfhebel ist 654 cm lang. Das Kugellager hat einen Durchmesser von 44 cm, ihm entspricht ein Stein von etwa 58 kg Gewicht. Die Radhöhe beträgt 62 cm.

Auf gleichem Prinzip beruht ein Wurfzeug in den Zeichnungen des „Codice Atlantico“ von Leonardo da Vinci. Der Wurfhebel ist mit Geschosslager für einen Stein und außerdem mit einer Schleuder für einen zweiten Stein versehen. Der Wurfarm wird durch einen Flaschenzug gebogen, der mit der Schleuder verbunden ist und dessen Endtau durch eine Haspel zwischen den beiden Schrägstreben angezogen wird. Eine Abzugsschnur mit einer sinnreichen Hakenverbindung löst die Schleuder vom Flaschenzug; hierdurch wird die Spannung des Wurfhebels aufgehoben und Stein und Schleuder werden in Bewegung gesetzt. Das oberhalb der Schrägstreben über zwei Rollen geführte Tau, dessen Ende über einen Knauf unterhalb der Haspel geschlungen ist, soll wahrscheinlich verhindern, daß der Wurfhebel beim Aufwippen aus den Streben springt.



Fig. 70. Aus Valtorius u. Vegetius²(deutsch)

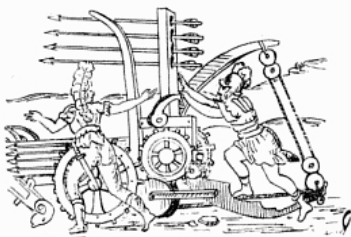


Fig. 71. Duae figurae quas reperiri aiant, aut certe alteram in prisicis monumentis, non mihi visam Justi Lipsi de Militia romana libri quinque, commentarius ad Polybium. 1598 S. 15

Die zweite Figur ähnlich Fig. 70 dieser Studie

größere Elastizität zu erhalten, liegt mit seinen eisernen Zapfen in einem Lager der oberen schrägen Rahmstücke des fahrbaren Gestelles. Sein Fuß liegt vorn unter einem Riegel des Gestells, damit er beim Spannen nicht ausweichen kann. Zum Spannen dient ein Tau, das durch eine Haspel angezogen werden kann. Zur Aufnahme des Geschosses dient ein ähnliches Ge-

Zeichnungen aus alten römischen Kriegsschriftstellern zeigen Kriegsmaschinen, bei denen die Federkraft gespannter Hölzer oder Stahlschienen schneppernd Pfeile oder Wurfspieße fortstoßen. Es ist derselbe Vorgang, der sich im kleinen zeigt, wenn ein zurückgebogenes biegsames Lineal losgelassen gegen ein davorliegendes Streichholz schnell.

Fig. 70 ist dem Werke „de re militari, des Valturius (375—392), gedruckt Verona 1482, entnommen und findet sich auch im deutschen Wegez, Augsburg 1529.

Schnepper und Widerlagsständer stecken gemeinsam in einem Fuß mit halbkugelförmigen Ende, so dafs sie um ihre Achse gedreht werden können, wodurch eine Seitenrichtung ermöglicht wird. Das Geschofs, hier ein Pfeil, ruht einerseits auf dem Ständer, andererseits auf einer

sind Maschinen dieser Art nicht erwähnt. Über ihre Wirkung im Kriege liegen keinerlei Nachrichten vor; Sir Ralph Payne-Gallwey hat mit einem Modell, dessen Feder aus acht Streifen Eschenholz von 7,6 cm Breite und 6,4 cm Dicke gebildet war und eine Länge von 1,27 m hatte, einen Armbrustbolzen⁹⁾ 146 m weit fortgeschleudert.

In einer Zeichnung nach Justus Lipsius De Militia Romana (Polybios) Antwerpen 1598,

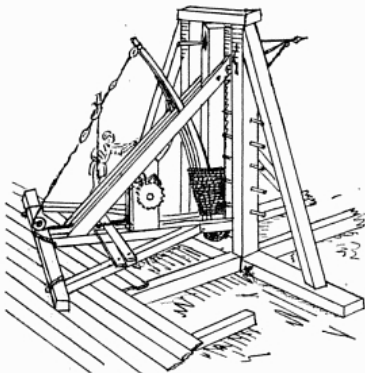


Fig. 72. Aus Viollet le Duc

Stütze, die die Spitze des Pfeils hebt oder senkt, je nachdem man sie auf den Stufen auf der vorderen Seite des Widerlagers höher oder tiefer einstellt. Der federnde Arm bestand aus elastischem Holz oder war nach Art der zusammengesetzten Bogen aus mehreren Schichten zusammengelagerter Platten elastischen Holzes gebildet. Ob stählerne Federn, wie Jähns, Geschichte des Kriegswesens S. 637 annimmt, zur Zeit des Valturius in den erforderlichen Abmessungen herzustellen waren, ist unwahrscheinlich. Der federnde Arm wurde durch Windwerke gespannt; eine Abzugschnur mit Hakenverbindung löste, wenn sie angezogen wurde, die Verbindung zwischen dem federnden Arm und dem Spanntau und ersterer schlug gegen das Geschofsende. Originale dieser Waffe haben sich nicht erhalten, vor Valturius

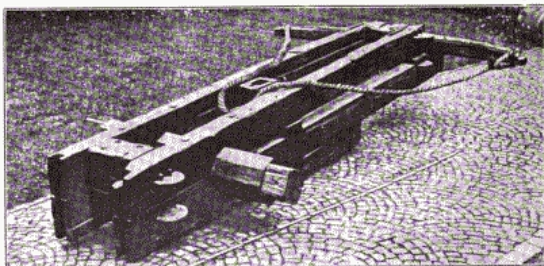
schlägt der federnde Arm gegen vier Speere, die in Schlitzen des Widerlagers ruhen. Eine praktische Verwertung dieser Art Maschinen ist nicht möglich; die vorstehende Feder würde die vorstehenden Speerenden nur nach oben drücken und sie abbrechen. (Fig. 71.)

Eine dritte Zeichnung dieser Maschinen erscheint in Viollet le Duc „Dictionnaire raisonné de l'Architecture“, Paris 1861; auch hier ruht der Pfeil in einem Schlitz des Widerlagers. Die Maschine ist der im Valturius nachgebildet, unter Benutzung moderner Technik. Der deutsche Wegez hebt besonders hervor, dafs die Schneppermaschinen vorzugsweise für Brandpfeile (Phalarica) geeignet seien. (Fig. 72.)

⁹⁾ Länge = 30,6 cm. Gewicht 71 g.

(Fortsetzung folgt)

Nachtrag 1



Lade für Standardmbrüste. Zu Band V, S. 298, Fig. 12

Nachtrag 2



Armbrustspannapparat. Auf einem Bilde der Schlacht bei Higuerta, Madrid, Escorial, 1587. Zu Band V, S. 354

Zur Altersfrage der „Büchse von Sant Orsola-Arco“

Von Dr. R. Forrer, Straßburg

In der Literatur über die ältesten Feuerwaffen spielt die „Büchse von Arco“ eine große Rolle.

Angelucci hatte sie mit seinen „Documenti nediti“ (Torino 1869) in die Literatur eingeführt.

Es ist ein 16,4 cm langes, 4,94 kg schweres Bronzerohr, das dem Kloster Sant Orsola in Mantua gehörte, dann vom Grafen Arco erworben wurde, heute aber verschollen ist. So kennt man es nur nach Angeluccis Zeich-

nung, die aber vielfach reproduziert worden ist, auch in unserer „Zeitschr. f. histor. Waffenkunde“ und zwar S. 183 des ersten Bandes in P. Sixl's Arbeit „Entwicklung und Gebrauch der Handfeuerwaffen“. Das dort gegebene Bild ist nebenstehend wiederholt.

Über die Echtheit dieser Büchse ist aber viel gestritten worden, weil mit der auf derselben im Relief angebrachten Jahreszahl 1322 eventuell ein überaus wichtiges Dokument zur Geschichte der ersten Feuerwaffen gegeben ist. Köhler hielt sie trotz einiger Bedenken für echt, d. h. als ein Beweisstück für das Jahr 1322. Auch Sixl ist gleicher Ansicht, denn er setzt das Rohr unbedenklich neben die anderen Rohre der Frühzeit. Karl Jacobs in seiner Schrift: „Das Aufkommen der Feuerwaffen am Niederrhein bis zum Jahre 1400“ hält dagegen das Rohr für eine Fälschung.

Jacobs' Gründe sind nicht schlecht. Er erinnert daran, daß arabische Ziffern im 14. Jahrhundert äußerst selten erscheinen, daß es sonst überhaupt keine Rohre jenes Jahrhunderts gibt, welche Jahreszahlen tragen und daß die Verzierung mit reliefierten Blättern für jene Zeit ebenso ungewöhnlich sei. Die ganze Formgebung des Schmuckes mutet ihn „recht modern“ an, ebenso die arabischen Ziffern, von denen er übrigens mit Recht annimmt, daß sie vielleicht bloß unter der Hand des Zeichners so modern ausgefallen seien. Mit Recht macht ferner Jacobs gegen Köhler geltend, daß die nach hinten verstärkte Wandung und die starke Verjüngung nach vorn wenig für das 14. Jahrhundert sprächen.

Trotz dieser guten Gründe muß ich die Büchse von Arco entgegen Jacobs für echt erklären, gleichzeitig aber auch entgegen Köhler und Sixl sie als Dokument für das Jahr 1322 verwerfen.

Für die Echtheit in dem Sinne, daß es sich um keine Fälschung handelt, die bestimmt war, Gelehrte oder Sammler zu täuschen, spricht von vornherein der Umstand, daß das Rohr schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts bekannt war, zu einer Zeit also, wo diese Dinge noch wenig gesammelt wurden, wo sie noch einen nur äußerst geringen Handelswert besaßen und wo, wenn man fälschte, das Fälsifikat — für heutige Augen — weit plumper zu sein pflegte. Zu jener Zeit fälschte man Waffen noch wenig, und wenn schon, dann waren es Rüstungen und Prunkwaffen, an die man sich heranmachte, d. h. Dinge, die damals in erster Linie gesucht wurden. An primitive Feuerbüchsen dachten in jenen Jahren

noch die wenigsten Sammler, die Fälscher erst recht nicht.

Die Lösung des Rätsels liegt auf einem anderen Blatte geschrieben: Das Rohr war echt, auch die Jahreszahl war echt, aber sie ist falsch gelesen worden, sie lautete nicht 1322, sondern 1522.

Wer mit alten Bronzegüssen vertraut ist, weiß, daß die alten Bronzegieser sehr oft Buchstaben oder Ziffern ganz oder teilweise verkehrt in die Tonform graviert haben. Man vergleiche dazu als lehrreiches Beispiel die unten wiedergegebene Jahreszahl 1546 (Fig. b). Sie ist einem bronzenen Stempfmörser meiner Sammlung entnommen, der nach Form, Ornamentik, Wappenschild etc. durchaus in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört und auch tatsächlich die



Die Bronzebüchse des Grafen Arco
in stark $\frac{1}{3}$ Verkleinerung

Jahrzahl 1546 trägt, aber diese mit verkehrt gegossener Ziffer 5. Der Modelleur hat in der Form die Ziffern 1, 4 und 6 richtig retrograd, wie es sich für eine Gufsform gehört, eingraviert, aber die 5 hat er so eingeschnitten, wie er sie im gewöhnlichen Leben schrieb. Dadurch ist sie dann natürlich im Gufs verkehrt herausgekommen, so daß nun das Bild sich bietet, wie es hier unter Fig. b facsimiliert ist; der Unerfahrene wird eher an einen Gufs von 1746 denken, statt an eine verkehrte 5.

Ähnlich muß es auch dem Gieser der „Büchse von Arco“ ergangen sein: Er hat bei Gravierung der 5 den oberen Querstrich dieser Ziffer im Negativ statt „verkehrt“ so angesetzt, wie er den Strich im gewöhnlichen Leben zu ziehen gewohnt war und es ist daraus nachher im Gufs eine 3 statt eine 5 geworden.

1546

Fig. a

Die Jahrzahl 1546 wie sie auf dem Stofsmörser beabsichtigt war und

1746

Fig. b

die Jahrzahl „1746“, wie sie infolge falscher Gravierung im Gusse herauskam.

1522

Fig. c

Die Jahrzahl 1522 wie sie auf der Büchse von Arco beabsichtigt war und

1322

Fig. d

die Jahrzahl „1322“, wie sie infolge falscher Stellung des Querstriches im Gusse herauskam.

Im Originalgufs hat übrigens die 3 zweifellos nicht so modern ausgesehen, wie es uns das Bild Angeluccis wiedergibt. Sicher war sie, wie auch die beiden 2, den um 1522 üblichen kursiven Ziffern besser angepaßt (vgl. Beispiel Fig. c), und hat, wie auch Jacobs richtig vermutet, nur der Kopist (Angelucci) die Ziffern ungenau kopiert, sie unter Anlehnung an die im 19. Jahrhundert üblichen modernisiert. Der gleiche Vorgang vollzieht sich noch heute; wer nicht sehr an das Schreiben alter Ziffern gewöhnt ist, kopiert sie so, dafs man deutlich die neue Hand, die neue Zeit herausmerkt.

Angelucci hat sich also verlesen, eine vom Giesfer resp. Modelleur verschriebene Ziffer statt für eine 5 für eine 3, also 1322 statt 1522 gelesen und damit für sein Opus, die „Documenti inediti“ einen „clou“ gewonnen, der ihm sonst entgangen wäre.

Also nicht 1322, sondern 1522 hat die Jahreszahl gelaute und mit dieser Lösung der Frage klären sich auch sofort alle übrigen Widersprüche. Gerade in dieser Zeit wird die Anbringung von Jahreszahlen auf Geschützen, Stampfmörsern etc. etc. allgemein üblich; gerade in dieser Zeit werden arabische Ziffern allgemein. In eben diese Zeit passen der Blätterschmuck der Bronzebüchse und die über der Jahreszahl angebrachten Buchstaben, passt vor allem auch die Form des Rohres, die Verstärkung der Wandung nach hinten, die Verjüngung nach vorn und auch die Profilierung der Mündung. Nur ist es kein Handfeuerrohr im mittelalterlichen Sinne, sondern ein kleiner Mörser, der, zwar nett und interessant, aber bedeutungslos geworden ist für die Frühgeschichte der Feuerwaffen, in der er so lange zu Unrecht sich breit gemacht hat.

Wenn ich sage, dafs es sich um einen kleinen „Mörser“ handelt, so will ich damit noch nicht einmal gesagt haben, dafs das Rohr zu wirk-

lichem Kriegsgebrauch bestimmt war. Viel eher denke ich an ein kleines Mörsermodell, wie gerade ja das 16. Jahrhundert sie in grossen Mengen angefertigt hat: Bald als Spielzeug reicher Kinder, bald als in den Mafsen reduzierte Vorbilder für gröfsere Geschütze, bald endlich als für Lehr- und Studienzwecke bestimmte Modelle. Sie konnten als solche zwar zum Schiefsen verwendet werden, waren aber zunächst nicht dazu bestimmt. Beim Mörser von Arco geht das ganz speziell noch daraus hervor, dafs seine Oberfläche in der ganzen Länge mit Reliefwerk bedeckt ist, und derart für eine Befestigung im Schaft mit den im 14. Jahrhundert üblichen Eisenbändern der Platz völlig mangelte. Auf diesen Umstand ist von den bisherigen Autoren noch keine Rücksicht genommen worden, obwohl doch die Schäftungsmöglichkeit bei einem so kleinen Rohre, wenn dieses zum Schiefsgebrauch bestimmt war, in erster Linie in Frage kommen mußte. Studiert man die Feuerrohre des 14. Jahrhunderts, so wird man stets Rücksichtnahme auf die das Rohr mit dem Schaft verbindenden Eisenbänder finden. Allein schon das Fehlen dieser Rücksichtnahme hätte zu Zweifeln führen müssen, ob das Rohr überhaupt als Handfeuerrohr bestimmt war. Aus demselben Grunde ist meines Erachtens das Rohr von Arco auch gar nie, also auch nicht 1522, zu wirklichem Gebrauche bestimmt gewesen, sondern es war lediglich das Rohrmodell für einen grossen Mörser, der in seiner wirklichen Ausführung dann seitliche Zapfen erhielt.

Nachdem nun Zeit und Art der „Büchse von Arco“ genauer festgestellt sind, wird es einem in der italienischen Geschichte bewanderten Forscher auch vielleicht gelingen, festzustellen, wem die auf dem Mörser angebrachten Buchstaben P P P F und das darüber angebrachte Kreuzwappen zuzuschreiben sind. Die Initialen können die des Bestellers sein; noch eher denke ich an eine Signatur des Verfertigers, pflegten doch die Bronzegieser mit Vorliebe und an hervorragender Stelle ihre Namen auf Geschützen, Glocken und Stampfmörsern anzubringen. Die zwei ersten P dürften als Pietro Paolo zu deuten sein, das dritte P den Namen des Gießers repräsentieren und das F für Fecit stehen.

So hat sich die „Büchse von Arco“ zwar als echt, aber nicht als eine Schusswaffe von 1322, sondern als ein Geschützmodell von 1522 erwiesen; daran darf wohl ein für allemal festgehalten werden.

Erläuternde Beiträge

zu Th. Hampe: Archivalische Forschungen zur Waffenkunde Band V Heft 12, S. 407 ff.

Die Meister der ehemaligen Herzoglich Pfalz-Zweibrückener Gewehrhammer

Von Dr. Hans Stöcklein

Zu der interessanten und verdienstvollen Publikation dieses Inventar auszuges möge mir der Verfasser einige Ergänzungen gestatten. Seit Jahren mit der Bearbeitung von Bayrisch-Pfälzischen Inventaren von Kunst-Harnisch- und Gewehrhammern sowie Zeughäusern beschäftigt, bedeutet dieses Inventar für mich die Schließung einer wichtigen Lücke.

Ich hatte zwar ältere bayrische und pfälzische Inventare, aber es fehlte noch ein aus der Zeit der Vereinigung von Bayern und Pfalz datierendes Inventar vor der Plünderung durch die Franzosen. Aus der Zeit nachher ist ein Inventar vorhanden, welches die kümmerlichen Reste der Gewehrhammer in gleicher Weise und mit gleichen Provenienzen beschreibt, wie Hampe es eingangs seines Artikels in einigen Beispielen zeigt. Dieses Inventar ist in den Akten des Nat.-Museums München und bezeichnet:

„Inventar über die im ehemaligen Galleriegebäude am Hofgarten ausgestellten Sammlungen VII. Abteilung. Aufgenommen durch den k. Central-Gallerie-Direktor Langer im Jahre 1844.“

Über diese sogenannten „Vereinigten Sammlungen“, die den Grundstock des National- und Ethnographischen Museums bilden, erschien auch ein fast ganz vergessener Katalog (München 1846-7) in 7 Abteilungen, dessen 6. Abteilung der Waffenkatalog bildet. Dabei sind aber auch andere Waffen mit aufgeführt, welche aus den bei der Flucht vor den Franzosen zurückgelassenen Restbeständen der Ambraser Sammlung stammen. (Tirol war damals bayrischer Staatsbesitz.)

In folgendem halte ich mich an die alphabetische Reihenfolge bei Hampe.

Barth. Eine Steinschloßflinte, gezeichnet Barth à Colmar im Nat.-Mus. München.

Basler, F. J. soll wohl Bosler heißen. 2 Pistolen von F. Jakob Bosler (oder Bossler) im Armeemuseum München.

Baumann, Anton, München. 1 Pistole im Armeemuseum, 1 Jagdflinte im Nat.-Mus. München.

Becker, Leopold. Vielleicht ist hier Leopold Becker in Karlsbad gemeint, von dem Arbeiten in Wien, Kopenhagen, Darmstadt usw. zu finden sind.

Behr, Johann Jakob. Steinschloßbüchse (M 705) Musée d'Armée Paris.

Bergsträsser wohl Jakob Bergsträsser in Fürstenu (Arbeiten in Erbach).

Bernsdorfer. 2 Pistolen bezeichnet Bernsdorfer à Anspach im Armeemuseum München.

Beyer, wohl identisch mit Michael Bayer von dem ein Gewehr im Nat.-Mus. Florenz zu finden ist.

Blecheng, vielleicht verschrieben für I. Bleckberg in Jönköping, von dem 1 Flinte (R 1001) in der Leibrückammer Stockholm.

Bongarde. 1 Flinte (M 585) im Musée d'Armée Paris.

Chasteau. 4 Pistolen im Armeemuseum 2 Pistolen im Nat.-Mus. München.

Cominazzo, Lazarino. 2 Gewehre im Armeemuseum, 1 Pistole im Nat.-Mus. München. Lazarino Lazarino ist wohl nicht verschrieben aus Lazarino-Cominazzo, sondern aus Lazaro Lazarino Cominazzo, dessen 2 Pistolen im Armeemuseum München zu finden sind.

Dax. 2 Radschlösser im Nat.-Mus. München. 1 Radschloßbüchse (M 296) im Musée d'Armée Paris.

Duon war nicht nur Schloßschmied, sein Name steht auch auf dem Lauf einer Doppelflinte in Darmstadt.

Engelhard, wohl J. B. Engelhardt, von dem 1 Flinte (Auktion Aumüller München 1896 Nr. 615), 1 Windbüchse (Auktion Graf L. Th. KÖN 1893 Nr. 483) usw. bekannt sind.

Felber. 1 Gewehr im Nat.-Mus. München.

Freund. 1 Gewehr im Nat.-Mus. München.

Frey. 2 Pistolen im Nat.-Mus. München, 1 Radschloßbüchse (M 301) und 2 Steinschloßflinten (M 564/565) im Musée d'Armée Paris.

Gans. Flinte (M 615) im Musée d'Armée Paris.

Grifen wohl Griffin, 2 Pistolen (Auktion Hammer-Köln 1892 Nr. 1065) und Flinte in Darmstadt mit diesem Namen.

Gruche = Gruché. Flinte im Inventar 1778 der Münchner Gewehrhammer.

G. Et Algera = Gabriel el Algora in Madrid Gewehr von 1736 datiert im Nat.-Mus. München (Armeria Madrid K 145-148).

Hasteau, C. = Chateau (siehe oben).
Hess à Zweybrücken. Gewehr im National-Museum, 2 Pistolen im Armeemuseum München.

Hoffer = Johann David Höffer in Berlin. (Stockholm O 827/828.)

III, Mathias Stadt. Wohl der gleiche Meister, von dem eine Radschloßbüchse mit dem Wappen der Herberstein, bezeichnet „Mathias Städ anno 1669“ in Ambras (Nr. 2136) und eine Radschloßbüchse mit der Bezeichnung „Mathias Stadt 1660“ auf dem Lauf und „Markus Zelner in Wien“ auf dem Schlosse, letztere in der Auktion Sorranobelin 1908 Nr. 35.

Keiser. Steinschloßflinte (M 584) und Pistole (M 1716) im Musée d'Armée Paris.

Kleinschmidt. Die 2 Pistolen Friedrichs des Großen kamen vor 3 Jahren als Geschenk Sr. Königl. Hoheit des Prinzregenten von Bayern an Se. Majestät den Kaiser aus dem National-Museum München in das Hohenzollern-Museum.

Kuchenreuter, Johann Andreas. 4 Pistolen im Armeemuseum München, 2 Karabiner (M 595/600) und 1 Pistole (M 1716) im Musée d'Armée Paris.

Kuchenreuter, Johann Christoph. Tromblon im Nat.-Mus. München.

Kuchenreuter, Joseph. Windbüchse (M 1580) im Musée d'Armée Paris.

Kuchenreuter, Johann Jakob. 2 Pistolen im Armeemuseum, 1 Steinschloß im Nat.-Mus. München.

Leclerg, wohl identisch mit Le Clerc (siehe Joh. Christ. Hendl, Historische Beschreibung der Wehr- und Waffenarten, Halle 1802, pag. 267).

Michael Lem. = Michael Lein. Radschloßbüchse, datiert 1681 im Nat.-Mus. München. Eine Radschloßbüchse von 1663, ebenfalls Lein bezeichnet, im Zeughaus Berlin (AD 9158).

Massin = Gille Massin. 2 Pistolen im Armeemuseum München.

Mathee = 2 Pistolen im Nat.-Mus. München, 1 Steinschloßflinte (M 678) im Musée d'Armée Paris.

Maucher, 7 Radschloßbüchsen im Nat.-Mus. München, darunter die 2 im Inventar beschriebenen von 1670 (1693).

Joh. Seb. May. Steinschloßbüchse (M 699) im Musée d'Armée Paris.

B. May. Steinschloßgewehr (M 576) im Musée d'Armée Paris, dort (wohl fälschlich gelesen) B. Mayer-Mannheim.

Meier, Felix. 2 Flinten im Nat.-Mus. München, 1 gleiche (M 561) im Musée d'Armée Paris.

Melghard Piefgt Ter = Melchhart Diefstetter (Tiefstetter), ein Münchner Klingenschmied. Dieser Säbel (richtiger ein einschneidiges Schwert) befindet sich im Nat.-Mus. München.

Meunier = H. Meunier. 1 Steinschloßpistolen im Armeemuseum München.

Migzegarra = Miguel Cegarra (Zegarra), Büchsenmacher in Madrid, † 1783. Schüler von Gabriel el Algora. Marke bei Don José Maria Marchesi, Catalogo de la Real Armeria Madrid 1849. Gewehrschloß von 1781 im Musée de la Porte de Hal Brüssel (IX 195).

Nies, von diesem Meister finden sich 3 Kugelbüchsen, 2 Kugelstutzen, 2 Flinten und 1 Pistolen im Inventar der Münchner Gewehrhammer von 1778.

Niquet, Flinte (M 687) im Musée d'Armée Paris.

Paner, | Joseph. Wohl Joseph Pa uer, von
Pauer, | Joseph. Wohl Joseph Pa uer, von
dem 2 Pistolen in der Auktion Sairmay (Wien 1901 Nr. 508 509) und 2 solche (die gleichen?) in der Auktion v. d. Bogaerde-Schloß Heeswyk (Amsterdam 1899 Nr. 1294) waren.

Francisco Peiginie en Doledo. Wohl eine Verbalhornung von Francisco Picinino, welche Bezeichnung wieder eine Fälschung von Piccinino darstellt. Die Bezeichnung Francisco Picinino findet sich auf einem Degen (V 156) im Musée de la Porte de Hal in Brüssel, einem Degen (588) der Wallace Collection, London (hier Picinino), einem Dolch der Auktion Kuppelmany (Köln 1895 Nr. 334) und einem 1727 datierten Stilet der Auktion einer Altgräflichen Rüstkammer (Köln 1892 Nr. 749).

Penzner = Simon Penzner in Wien. Pistole im Nat.-Mus. München.

Peter, Caspar, findet sich auf den Läufen dreier Steinschloßbüchsen der Auktion Graf W. Th(un) (Köln 1893 Nr. 92—94), deren Schösser „Friedrich Burkard in Prag“ gezeichnet sind.

Pistor. 2 Pistolen im Armeemuseum München.

Priorn wird wohl, wie richtig bemerkt, der A. Priorn sein, von dem auch 2 Pistolen in der Leibrückkammer Stockholm (Nr. 799) sich finden.

Puisorcat = Puiforcat, von dem 4 Gewehre (940—943) und 6 Pistolen (1904, 1095; 1098—1101) in der Sammlung Scheremetow sind. (Lenz, Die Waffensammlung des Grafen S. D. Scheremetow, Leipzig 1897.)

Reuhl, Gewehr im Armeemuseum München. Riegel à Zweybrücken. Flinte im Nat.-Mus. München und ebensolche (M 619) im Musée d'Armée Paris.

Riegel à Carlsberg. Flinte im Nat.-Mus. und 2 Pistolen im Armeemuseum München.

Rinspacher = Franz Rinspacher. Radschloßbüchse im Nat.-Mus. München.

Felix Roscher C: Baad = Felix Roscher in Carlsbad. Doppelbüchse (O 829) in der Leibrückkammer Stockholm.

Ruef. Steinschloßbüchse von 1697 im Nat.-Mus. München.

T. J. Savage = J. Sauvage. Gewehr im Armeemuseum München.

Schifter. Steinschloß (M 1004) im Musée d'Armée Paris.

Siegel (Sigl). 4 Büchsen (M 261, 240, 246, 704) im Musée d'Armée Paris.

Staper. Steinschloß im Nat.-Mus. München. Starbus. 1 Flinte und 3 Pistolen, von König Karl XII. von Schweden stammend, im Nat.-Mus. München.

Stevenot. 2 Pistolen im Armeemuseum München.

Stokmar = Johann Christoph Stokmar in Heidersbach bei Suhl. Die Bezeichnung J. L. Stokmar beruht auf einem Druckfehler bei Boehm. (Siehe Gewehr-Galerie Dresden 891, 892.)

Tanner = Johann Casimir Tanner. 1 S ist wohl ein Schreibfehler des Inventarschreibers.

Tiemper = H. Timper in Blankenburg, von dem 2 Gewehre (Nr. 966, 967) in der Sammlung Scheremetow (siehe oben unter Puisorcat) und mehrere im Wiener Hofmuseum zu finden sind.

Toupriant. 2 Steinschloßpistolen im Armeemuseum München.

Tumfort = Georg Thumbforth in Mödling (bei Wien), von dem Gewehre im Hofmuseum Wien sind.

Waas. Radschloß im Nationalmuseum München.

Zelner. Caspar. 2 Radschloßbüchsen (M 275/302) im Musée d'Armée Paris.

Zilli. Marcus. 3 Radschloßbüchsen, datiert 1670/1671, im Nat.-Mus. München.

Zilli, Jean Jacques. Radschloßbüchse, datiert 1693, im Nat.-Mus. München.

In vorstehenden Ergänzungen habe ich mich fast nur auf die in München und Paris nachweisbaren Arbeiten der betreffenden Meister beschränkt und Waffen in anderen Sammlungen nur wo es direkt nötig war herangezogen. Von den Waffen des Nationalmuseums wurden nur die aus der Hofjagdkammer stammenden berücksichtigt, nicht die später erworbenen. Die Pistolen des Armeemuseums kamen aus der Hofattelkammer dorthin. Die große Anzahl der in Paris befindlichen Stücke läßt den Schluss zu, daß doch ein recht bedeutender Teil der Gewehrkammer mit den Beständen der Harnischkammer, des Zeughauses und der Neuburger Rüstammer von Napoleon I. entführt worden ist.

Wo nur ein Schloß vorhanden ist, ist meistens anzunehmen, daß das betreffende Gewehr für Steinschloß- bzw. Perkussionszündung umgeändert wurde.

FACHNOTIZEN

Waffenpreise in Steiermark im 17. Jahrhundert. Bei Durchsicht von alten, aus dem „Archiv der Stände Steiermarks“ (einer Abteilung des steiermärkischen Landesarchivs in Graz) stammenden Akten ermittelte ich und zwar für das Jahr 1626 bzw. 1652 die weiter unten niedergelegten Waffenpreise, wie sie dazumal in Steiermark und vielleicht auch in ganz Innerösterreich Geltung hatten. Diese Angaben dürften bei Vergleichung und Gegenüberstellung mit den damals anderwärts, besonders aber in Mitteleuropa etwa üblichen Waffenpreisen nicht ohne Interesse sein, da dadurch leicht Anhaltspunkte in dieser Richtung gewonnen werden können.

Die Daten für das Jahr 1626 sind entnommen dem „Gegenbüch, aller diser ainer Ehrsamten Landtschafft in Steyr aus den eingebrachten Steuergefölln bescheidenen Ausgaben auf vnderhaltung dess Khriegswesenns Windisch- vnd

Petrinianischer Granizen etc. etc. etc.“ Verfasser dieses in Schweinsleder gebundenen, 190 S. starken, sehrsaubergeführten Ausgabenbuches ist Christoph Freiherr von Eybiswaldt zum Purgsfall. „Röm. Kay. May. Rath, einer Ehrsamten Hochlöblichen Landtschafft dieses Herzogthums Steyr, Einnehmer vnd Khriegszahlmeister etc.“

Es sei nur kurz erwähnt, wobei auch auf das in Heft 1 des Bandes V dieser Zeitschrift im Aufsatze „Die Armierung und Bestückung der kroatischen Festungen im Jahre 1577“ Gesagte hingewiesen wird, daß den drei Herzogtümern von Innerösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, schon seit dem dritten Dezennium des 16. Jahrhunderts, im eigenen Interesse die ernsteste Pflicht oblag, Kroatien als die Vormauer, das antemurale, gegen die Türken militärisch und finanziell zu stützen. Die Steiermark, als größtes dieser Länder, hatte auch die Hauptlast zu tragen und leistete stets mehr als die Hälfte der Kriegskosten.

Auf Seite 165a besagten „Gegenbüches“ nun finden sich unter den „Ausgaben, auff die Landt rüstungen, auch bewöhrung des Zehent- vnd

dreysigsten Manns" folgende Aufschreibungen: Hannfs Prenner Hoffplattner / hat in ainer Er.: L.a.: Zeughaufs vol- / gende Munitionsorten. Zuhanden / Hannsen Burginer Zeugwartes ge- / liefert, als 110 Landts Knecht rüfs- / tungen P 6 fl. 30 Krz. = 715 fl., Zwee / Veldt Khüerras P 8 fl. = 48 fl. ain / Husärn Rüstung samt der Sturm / hauben P 8 fl., 12 Vngerische Sturm / hauben P 2 fl. 4 b = 30 fl., 12 fran- / zösische Ringkrägen P 2 fl. 4 b, 12 / schulsfreye Prusst, mit beschlagene / Creüz ainner P 5 fl. = 60 fl. als / hat Herr Einnemmer Jme Prenner / Hofplattner obstehende Munitions / sorten, So Zusammen dem alten werth / oder Tax nach 963 fl. bringen, auf / Ratschlag vnnnd gegen Quittung richtig / gemacht Jdest ... / 963 fl. (Den 17. May 1626.)

Ferner auf Seite 165:

/ Verrers haben Ihr Fürst. gnaden / Herr Herr Johann Jakob Bischoue / zu Gurckh in ainer Er.-L.a.-Zeug- / Haufs, Zuhanden des bestelten Zeug- / warth Hannsen Burginers auch seiner / Verrait. 93 Cenneten 68 fl allerley / Khugsorten vermög beiliegender Spfication, vnnnd den Centen P 6 fl. / geraith völlig geliefert. Als hat / Herr Einnemmer Jre fürst.- gnade) gedachte Khugl antwortung auf Ratschlag / vnnnd gegen Quittung entricht 561 fl (Den 19. May 1626.)

Auf Seite 166a werden dem Zeugwart Burginer auf „Rait, auch Khunfftiger Defalcierung“ 50 fl. Zubestellung von 300 „Musckhethen mit schwamen gläfs... angehendigt. (Den 4. Juny 1626.)“

Die nächste Rechnung (5. Juny 1626) macht uns mit einem weiteren Plattner bekannt (Seite 166a):

Geörg Khurz, hat in ainer Er.-L.a.-Zeughaufs, 7 Musckhethen P 6 fl. = / 42 fl. geliefert. Dann hat auch Mat- / hefs Mätitsch Platner 1) Ringkragen Per 20 b = 22 fl. 4 b in vermelt Zeug- / Haus geantwort, als hat Herr Einnemmer Hannsen Burginer Zeug- / warten, Zu abzallung solcher Mu- / nitionsforten, auf Ratschlag gegen Quittung richtig ge- / macht 64 fl. 4 b.

Auf Seite 167 erhalten der „Püxenschüsser“ Jakob Rhein und der Schlosser Geörg Märckhl, am 3. Oktober 1626 für 300 St. an das Landes Zeughaus abgelieferte „Pulverflaschen“ 140 fl. Per Stück kostete die Pulverflasche 28 Krz.

Auf Seite 5 (letzter Marty 1626) wird „Carln Ekher Zeugwarter Windischer Granizen ein Betrag von 150 fl. Item Zu nachbefs / erung der Zerbrochenen Räder vnnnd / Schafft an den Stuckhen

¹⁾ Wie eine Rechnung vom 4. August 1626 besagt, erhielt M. Mätitsch an diesem Tage „sein den letzten Juny jüngsthin verfallene Jars Bestallung als bestellter Platner mit 15 fl. ausbezahlt“.

vnnnd Dopl / hängen vnnnd anderen Noturfften / .. entricht“ usw. usw.

Die Beschränkung über eine etwa als allgemein zu betrachtende Gültigkeit der Waffenpreise von 1626 für ganz Innerösterreich habe ich eingangs durch „vielleicht“ angedeutet, wozu ich von der Erwägung geführt wurde, möglicherweise Kontraktspreise der Landschaft vor uns zu sehen. Auch der Schlusssatz der Rechnung über die vom Plattner Hans Prenner gelieferten Rüstungsorten „Dem alten wert oder Tax nach“ würde diese Annahme unterstützen.

Anderer Natur ist der Anlaß, der die nachstehende Rechnung hervorrief, er wird durch den Titel des Schriftstücks dargelegt, der da besagt: „Ordentlicher Extract wafs auf die Werbung des Herrn Herrn Erenreichen Grafen von Saurau etc. als er Zwo Compagnien zu Pferth, ain Compagnia Tragoner, vnd Zwo Compagnien zu Fuefs, als besteller Oberst Leidenambt anno 1645 auf die Pain gebracht, In ainem vnd andern aufgegangnen, wafs Erstlichen Hoff, bei den Löb J.-Ö.-Hoffkhierrath Vnd so dann nach gethaner aufstellung, den 9. February 1652 durch die hierzu von Hoff vnd ainer Löb.La.: Verordnete Hochansehentliche Herrn Herrn Obman etc. etc. Vnd Herrn Commissarien Pafsiert Vnd guetgesprochen worden.“

Die Angaben auf die Offiziergehälter und den Mannschaftsold bei Seite lassend, wenden wir uns der „Bewöhrung“ und deren Preisen zu.

Die Compagnie zu Pferd des Grafen Saurau benötigte:

„Eingesetzte Bistollen 14 Par, vnd wie solche ain Löb.:	
L.a.: selbsten kauft das Par P: 12 fl.	168 fl.
98 Par gemaine Pistollen das Par, wie es ain Löbl.	
L.a., auch selbsten Zalt P 9 fl.	882 fl.
Pistollen Hälfitten 112 bar, das bar P: 2 fl. 4 b	224 fl.
Corbiner 112, ieden Par 5 fl.	560 fl.
Riemben, Hagen, vnd Pfannen 112, ieds P 1 fl. 2 b	140 fl.
112 Stück Schufs freye Trabhamisch, iedes stück	
P 7 fl.	784 fl.
Standarten P	60 fl.

Die „Tragoner“ benötigten:

Erstlichen 90 Musqueten, sambt den Riemben vnd aller	
Zeughör, iede P 4 fl. 4 b	405 fl.
12 Corbiner, iede P 5 fl.	60 fl.
Riemben, Hagen u. Pfannen 12, ieden P 2 fl. 4 b	100 fl.
Tragoner Taschen, 100, iede P 2 fl.	200 fl.
Trumbl ainne, P	4 fl.
Die Plöchen Röhr zu den Lunden, 90, iedes P 2 fl. 22 fl. 4 b	
Neue Fandt, P	60 fl.

Bei einer der Fußcompagnien (der eines Hauptmanns namens Sauer) werden u. a. auch Piquen, iede P 1 fl., Hellparthen Jede P 1 fl. 4 b, Schizen Röhr, iedes P 3 fl. erwähnt.

Der billigere Preis von 1 fl. 3 b für „112 Riemben, Hagen vnd Pfannen“ bei der Kompagnie

zu Pferd, gegenüber dem Preise von 1 fl. 4 ß für die gleichen Utensilien der Dragoner, ist höchstwahrscheinlich auf die bedeutend größere Menge (112 gegen 12) der Beschaffung zurückzuführen.

Die gleiche Erklärung findet wohl auch der Stückpreis von 6 fl. für die im Jahre 1626 von Georg Kurz an das Grazer Landhaus beigegebenen 7 Musketten, gegenüber den um nur 4 fl. 4 ß das Stück gelieferten 90 Stück Musketten samt Riemen und allem Zugehör.

Die hier in Betracht kommende Währung gründet sich auf die Reichsmünzordnung Kaiser Ferdinands I., wonach auf den nicht als Taler bewerteten Gulden (fl.) 60 Kreuzer (Krz.) gehen, der Batzen 20 Kreuzer ist, 8 Schillinge (ß) einen Gulden abgeben.

D. von Preradović
k. u. k. Linienschiffskapitän d. R.

Bürgerliche Wappenspiele. Dafs im späteren Mittelalter das Patriziat der deutschen Städte seine bestrittene Gleichstellung mit dem landständigen Adel auch durch Pflege des Turniers zu erweisen suchte, ist bekannt. Es sei nur an das Nürnberger Gesellenstechen von 1446 erinnert, dessen Glanz des Adels Eifersucht erregte und damit Anlaß zum Markgrafenkriege gegeben haben soll, und an das gerade 100 Jahre später gefeierte, von dem uns einer der Teilnehmer, Paul Behaim, eine Rechnung seiner Kosten hinterlassen hat¹⁾. Wie auch ein Mann, der erst durch persönliche Tüchtigkeit in die höhere Gesellschaft aufstieg, ritterliche Neigungen pflegte, davon hat ein glücklicher archivalischer Fund uns Kunde hinterlassen. Es sind Haushaltsaufzeichnungen aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, als deren Urheber durch die scharfsinnigen Untersuchungen des Herausgebers der Münchner Stadtarzt Sigmund Gotzkircher († 1475) nachgewiesen werden konnte²⁾.

Bei dem damals noch bestehenden Mangel an Ärzten hat er es zu Ansehen und Vermögen gebracht; auch Mitglieder des bayrischen Fürstenhauses haben ihn häufig in Anspruch genommen. So war ihm eine vornehme Lebenshaltung ermöglicht; sein Haus in München war mit gemalten Wappen verziert. Eine Notiz des Haushaltsbuchs besagt: item ein chrone und 1 greiffen machen auf den helm von leder guldein per jung Gabriel maler. Andere bezeugen die Instandhaltung von Gebrauchswaffen: item zu dem harnasch und wischen — item den harnasch allen wischen und helmporten und swert und sporen

und mordaxen und messer und degen und den chragen voraus. Bei dieser reichhaltigen Ausrüstung ist zu bedenken, dafs den gesuchten Arzt die Praxis häufig über Land führte und die Unsicherheit damals groß war.

Am interessantesten sind die Angaben über die Feier bestimmter Jahrestage, bei denen neben den kirchlichen Akten in bezeichneten Kirchen und Klöstern auch kriegerische Spiele zur Aufführung kamen. Die meisten Ehren werden dem ritterlichen Schutzpatron S. Georg erwiesen (23. Apr.). Zur Feier in der Frauenkirche begab man sich im Aufzuge cum XII armigeris mit Fahnen, darauf folgt die Bemerkung: et den . . . (die Summe ist unleserlich) pro uno bravo hastiludio, über dem letzten Worte steht scharffren[necz]. Der Namenstag des Arztes (2. Mai) wurde bei den Augustinern begangen, dabei heißt es: et habere mulieres et cureas (d. h. choreas) et scharffren[necz] cum officio et hastiludio homine de ligno. Für den Tag des h. Karl (28. Januar) wird bestimmt: et Karolum Magnum cum tubis et homine de ligno. Der Tag des h. Antonius von Padua (13. Juni) wird gefeiert, weil an ihm Gotzkircher promoviert hat: Anthonii doctoratum meum cum mulieribus et clericis et scharffren[necz] et rumpere lanceas in homine de ligno. Durch diese Anmerkung erhalten mehrere vorhergehende unklare Worte ihre Aufklärung. Ein regelmäßiger Bestandteil der Festlichkeit ist das Rennen nach einer Holzfigur. Bekanntlich hat man auf solche die Rolandsbildsäulen zurückführen wollen.

Liebe.

Zur Geschichte der Solinger Klingeindustrie.

Geschäftsbriefe aus dem Jahre 1677 u. a. Den Sammlungen der Fachschule für die Stahlwaren-Industrie in Solingen wurde ein ebenso wertvolles als willkommenes Geschenk zuteil, etwa 80 durch Zufall erhalten gebliebene und von Herrn Dr. phil. Wasserloos zu Wald-Obenscheid aufgedundene Geschäftsbriefe aus den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts, die einen Einblick in die Geschäftsverbindungen und in die Art und die Größe der Bestellungen jener Zeit gewähren, wie es bisher nicht möglich war.

Die meistens von Nicolas Formont in Paris deutsch, ferner von Romain und von Jean Hersant in Paris französisch geschriebenen Briefe sind an den Kaufhändler Wilh. Dinger in Gönraath bei Solingen gerichtet, der einer angesehenen Schwertschmiedefamilie³⁾ angehörte und Schöffe des Kirchspiels Solingen war. Zahlreich liegen ihnen lange

¹⁾ Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1858.

²⁾ Herausgegeben von Lehmann in Sitzungsberichten der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1909.

³⁾ Monatschrift des bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, 3. Jahrgang (1846) S. 85 ff.; Solinger Schwertschmiede des 16. und 17. Jahrhunderts und ihre Erzeugnisse.

Papierstreifen bei, die in der Form der gewünschten Klingen geschnitten und mit den zur Anfertigung nötigen besonderen Vermerken versehen sind, wie z. B. „20 Duzent 3 Kantige Klingen ausgerondt von Breite Undt Lenge, wie dießs Modell von Papier, davon einige ein Daum Kurzer Undt ein Daum länger“. Überraschend ist der bedeutende Umfang der Bestellungen.

Wilhelm Dingers Sohn Clemens hielt sich länger in Paris auf und erlernte dort die französische Sprache. — Weitere Briefe sind von Johannes und Abraham Teschemacher und Gerhardt Peters in Köln, von Christian Teschemacher in Wesel sowie aus Rouen und Brabant (vlämisch geschrieben) und in deutscher Sprache aus London.

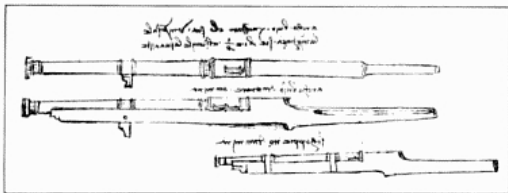
Erwünscht wäre die gründliche Bearbeitung der sämtlichen Schriftstücke sowohl vom fachmännischen als vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus.

Durch die von Herrn Dr. Kelleter beabsichtigte, eingehende Veröffentlichung der wichtigsten Aktenstücke werden die Anschauungen über die Verhältnisse, die im 17. Jahrhundert und auch früher herrschten, in mancher Hinsicht eine Änderung erfahren.

Eine Vollmacht des Klingenschmiede-Amts zu Solingen für den Notar Joh. Walraf in Köln vom 3. Novb, 1645, die den Akten beiliegt, zeigt das Siegel der Klingenschmiede: eine aufrecht stehende Klinge, kreuzweise belegt mit Schmiedehammer und Zange, im spanischen Schild und die Buchstaben K S Z S (Preußen S. 2316/7860 Vol. I S. 49).

Albert Weyersberg, Solingen.

Handfeuerwaffen bei Leonardo da Vinci. Im Mailänder Codice Atlantico finden sich drei Handfeuerwaffen von Leonardos Hand abgebildet.



Akten der Solinger Handwerke im Archiv des Reichskammergerichts in Wetzlar. Neben der Neuordnung des Solinger Stadtarchivs und familien- und familiengeschichtlichen Forschungen hat sich Herr Dr. H. Kelleter aus Neufs am Rhein mit besonderen Studien über die Entwicklung der Solinger Industrie befaßt und dabei im Archiv des Reichskammergerichts in Wetzlar viele Aktenstücke der Solinger Handwerke gefunden, die zum Teil weiter zurückreichen als die bisher bekannten, u. a. von Adam von Daniels und Alphons Thun benutzten Quellen.

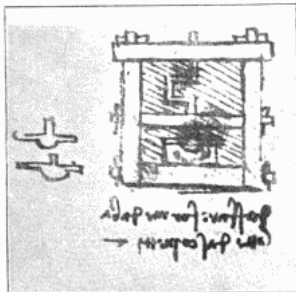
Insbesondere geben sie Einblick in die um die Mitte des 17. Jahrhunderts ausgefochtenen Kämpfe zwischen den arbeitenden und zumal den Klingenhändler treibenden Angehörigen der Schwertschmiedebruderschaft einerseits und den Kaufleuten aus der Bruderschaft der Härter und Schleifer andererseits, namentlich den Clauberg, dann den Eichhorn, Henkels, Kirschbaum, Knecht u. a., die vorwärts drängten und nach mehr Rechten verlangten.

Leonardo bemerkt zu der obersten: „Büchse auf Stange, und ihre ganze Länge sei $1\frac{1}{4}$ Elle, und die gleiche Länge habe ihre Stange.“ Zu der mittelsten Büchse schreibt er: „Schiefbüchse zum Visieren“ und über der untersten Skizze steht: „kurze Büchse zum Visieren“.

Die oberste Büchse ist eine Stangenbüchse, während wir an der mittleren und der untersten bereits Formansätze zum Kolben finden. An allen drei Büchsen gewahrt man das Zündloch seitwärts und zwar auf der linken Seite sitzend. Bei der mittleren Skizze sieht man den Zündpfannendeckel nach vorne hin aufgeklappt. Dies scheint beachtenswert, weil man Büchsen, die eine seitliche Anordnung der Zündlöcher zeigen, gibt es später geändert ansieht. Eine Büchse mit seitlich rechts sitzendem Zündloch ist die Frankenberg Büchse in der Sammlung Forrer (Beiträge zur Geschichte der Handfeuerwaffen, Dresden 1905, S. 28, Fig. 6).

Leonardo spricht bereits in seinem um Jahre 1480 an Ludovico Sforza gerichteten Urbe-

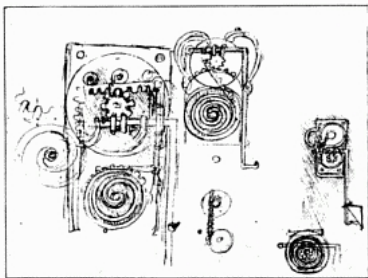
schreiben, wozu sich im Codice Atlantico, Blatt 391r, der Entwurf findet, er könne „auch Arten von Bombarden machen, äußerst leicht und bequem zu tragen“. Und aus diesen könne er „kleine Steine schleudern“. Man mag hier an Handfeuerwaffen denken, die Steinhagel schießen oder man mag annehmen, Leonardo habe leichte und bequeme Handmörser gemeint.



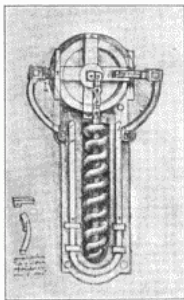
Bei Leonardo findet sich auch eine kleine Formmaschine für Geschwehrgugeln. (Pariser Manuskript B, Blatt 72r.)

Leonardo bemerkt dazu: „Um die Gufsform zu Geschwehrgugeln anzufertigen.“

Er stellt die mit Sand gefüllten kleinen Kästen, in denen die Kugeln gegossen werden sollen, in die Maschine und formt durch Drehung



Über Leonardos Radschlösser habe ich früher an dieser Stelle (Band IV, S. 153) schon berichtet. Insgesamt sind vier deutliche Zeichnungen von



Radschlössern bei Leonardo zu finden. Da es mir damals nicht gelang, die betreffenden Seiten der Mailänder Handschrift zu photographieren, füge ich die Abbildungen hier bei.

der Kurbel halbkugelförmige Höhlungen in den Sand. Zwei gegeneinander geprefste Sandkästen ergeben so die Gufsform für eine Kugel, alle Kugeln werden gleich dick ausfallen.

Franz M. Feldhaus,

Eine große kunst- und kulturgeschichtliche Ausstellung zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege veranstaltet die Stadt Breslau, die Stadt des „Aufrufs an mein Volk“, im Jahre 1913 von Mitte Mai bis Ende Oktober unter dem Protektorat des Kronprinzen des Deutschen Reiches. Die Ausstellung, mit der die Stadt ein ständiges Ausstellungsgebäude im Scheitniger Parke eröffnet, ist den Fürsten, Heerführern, Staatsmännern, Dichtern, Künstlern und bedeutenden Frauen jener Zeit gewidmet, umfasst das damalige Heereswesen und vor allem die Bilder der Ereignisse, als Rahmen aber die Kunst und das Kunstgewerbe der Zeit vor 100 Jahren. Ein Aufruf, den eine große Zahl von bekannten Größen der Politik, der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Industrie, hohe Staats- und Gemeindebeamte und Nachkommen von Helden der Freiheitskriege aus ganz Deutschland als Mitglieder des Ehrenausschusses unterzeichnet

haben, erbittet Leihgaben für die Ausstellung nicht nur aus Deutschland, auch aus den mit Preußen damals verbündeten Staaten und aus Frankreich. Die Geschäftsstelle der Ausstellung befindet sich

im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, dessen Direktion die Gesamtleitung übertragen worden ist.

VEREINS-NACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten ist:

Pilch, Eugen, ungar. Honvéd-Hauptmann, Budapest IV, Ferenczkörut 20, I. 2.

Rickmann, Alexander von, kais. russischer Hofrat und Ritter, Poltawa, Peterstr. 6

Thurzó de Nosaicz, Koloman, königl. ungar. Honvéd-Oberleutnant, Budapest I, Budafokiut 41 b IV. 19.

Veränderungen:

Se. Exzellenz **von Bakhméteff** ist zum Hofmeister S. M. des Kaisers von Rußland, zum Geheimrat und zum Außerordentlichen und Bevollmächtigten Botschafter bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt worden und wohnt Washington, kais. russ. Botschaft.

Hauptversammlung 1912.

Die diesjährige Hauptversammlung des „Vereins für historische Waffenkunde“ findet am 12. und 13. Juli zu Eisenach statt. Das genaue Programm wird in dem nächsten Hefte der Zeitschrift bekannt gemacht werden, auch den Herren Mitgliedern seinerzeit, wie üblich, noch einzeln zugehen.

Das verspätete Erscheinen dieses Hefes ist durch besondere innere Verhältnisse des Vereins verursacht. Titel und Inhaltsverzeichnis, sowie Register des V. Bandes werden dem zweiten Hefte beigelegt werden, das im Mai erscheinen soll. D. Schriftl.



Die Harnischkammer im Schlosse Schleusingen

Ao. 1584

Von Otto Mörztzsch, Dresden

Am 17. Dezember starb auf dem Rittersitze seines adeligen Vasallen, Burckhard Trots, zu Henneberg im Alter von 72 Jahren und nach 40jähriger Regierungszeit „der durchlauchtige hochgebohrne Fürst und Herr“, Herr Georg Ernst Graf zu Henneberg, der letzte seines Geschlechtes. Am 17. Januar 1584 überführte man seine irdischen Überreste von Mafsfeld, wo man sie vorläufig beigesetzt hatte, nach Schleusingen in das von ihm 1566 in der Egidienkapelle der dortigen Stadtkirche errichtete Erbbegräbnis¹⁾. „Zur Verewigung seines für die hennebergische Geschichte ohnehin unvergesslichen Andenkens wurde ihm ein Monument errichtet, auf welchem man den Grafen zwischen seinen beiden Gemahlinnen in Lebensgröße aufgestellt sieht, obgleich die Eine²⁾ noch am Leben war und eben keine Lust hatte, ihm in der Gruft Gesellschaft zu leisten“³⁾. — Graf Georg Ernst beschlofs den Mannesstamm des Hauses Henneberg-Schleusingen, welches seit 1274, also 309 Jahre lang ununterbrochen regiert hatte. Die Linie Henneberg-Hartenberg war bereits 1379 erloschen, und

das Haus Henneberg-Aschach, von 1379 Henneberg-Römhild genannt, ging 1549 mit dem unbeerbt absterben Graf Bertholds zu Römhild und seines Bruders Albrechts zu Schwarza aus. Die älteren Grafen von Henneberg (vor der Teilung 1274) stammen wahrscheinlich von den alten Gaugrafen des Grabfeldes, zwischen Thüringer Wald, Vogelsberg, Spessart und Main gelegen, ab. Der älteste, urkundlich nachweisbare Graf in diesem fränkischen Gau war Poppo, der schon 819 erwähnt wird. Als Stammvater der Henneberger mit dem Titel Graf von Henneberg haben wir Poppo I. zu betrachten, der 1037 in einer bischöflich Regensburger Bestätigungsurkunde als Zeuge genannt wird und 1078 in der Schlacht bei Mellrichstadt zwischen Kaiser Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben sein Leben verlor. — Die Henneberger Länder umfaßten zur Zeit ihrer größten Ausdehnung bis 1347 ungefähr 2800 qkm, beim Aussterben des Hauses nicht mehr ganz die Hälfte, nämlich die Ämter: Schleusingen, Suhla, Kühndorf, Hallenberg, drei Teile an den Centgerichtsbezirken Benshausen, Ilmenau, Themar, Mafsfeld, Meiningen, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen, Kaltensondheim, Kaltensondheim, Fischberg, Behrungen, Hentingen, Schmalkalden, Herrenbreitungen, Barchfeld und Broderoda. Außerdem besaßen die Grafen noch Dörfer und Güter im Würzburgischen und in Franken. — Das Erbe des reichen Fürstengeschlechtes trat auf Grund eines Erbvertrages mit den „gesamten kur- und fürstlichen Häusern von Sachsen“ und eines kaiser-

¹⁾ Der alte Begräbnisort der Grafen von Henneberg-Schleusingen war bis 1566 das Kloster Vefara, welches nach Einführung der Reformation secularisiert wurde.

²⁾ Elisabeth, eine Tochter Herzog Christophs zu Württemberg, 1586 zum zweiten Male vermählt mit Pfalzgraf Georg Gustav am Rhein. „Mit ihrem zweiten Gemahl lebte sie ebenfalls in unfruchtbarer Ehe und starb den 18. Februar 1592“.

³⁾ Joh. Adolph Schultes, Diplomat. Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg, Hildburghausen, 1791. S. 208.

lichen Expektanzbriefes vom 9. Juli 1574⁹⁾ der Kurfürst August von Sachsen an, zugleich als Vormund der minderjährigen Herzöge von Weimar, seiner Mündel. Einige Ländereien fielen an Hessen, andere an Würzburg, wieder andere an die Grafen von Mansfeld-Vorderort. Über die Art, wie August die Hennebergische Erbschaft an sich brachte, schreibt Schultes¹⁰⁾, dafs sie „zwar von der Stärke seiner Politik, aber nicht von der Güte seines Herzens zeugte“, und Devrient behauptet in seiner Thüringischen Geschichte¹¹⁾, dafs Kurfürst August bei der Angelegenheit seine Stellung als Vormund „zum Nachteil seiner Mündel ausgenutzt“ habe. Auf alle Fälle war die Erwerbung für den Wettiner als Jagdfreund und Volkswirt verlockend: „ein Drittel des Landes von Forsten bedeckt und mitten drin die Eisengruben mit der schon seit dem 14. Jahrhundert blühenden Waffenfabrikation von Suhl“¹²⁾.

Trotz des Reichtums ihrer Länder waren die Grafen von Henneberg im Laufe des 16. Jahrhunderts in grofse Schulden geraten. Eine zahlreiche Familie und eine zu kostbare Hofhaltung liefsen die Schuldenlast unter dem vorletzten Grafen, Grafen Wilhelm VI., zu einer Höhe von 130 000 Gulden anwachsen. Von dem wahrhaft fürstlichen Aufwand am Hennebergischen Hofe zeugt u. a. ein Aktenstück des Hauptstaatsarchivs zu Dresden mit dem Titel: „Hennebergische Sachen. Anno 1584“. Inventarium der Harnischammer im Schlofs Schleusingen, durch die Churfürstlichen Sachssischen verordneten, als Hillebrandt von Einsiedel ofm Gnantstein¹³⁾, Doctor Lucas Thangeln, Joseph Micheln vnd Georg Schnuppsenn, beide Renthmeistere, aufgerichtet den 24. February Anno 1584“. Der Reichtum und die Schönheiten der sorgfältig verzeichneten Gegenstände lassen vermuten, dafs die Grafen bei Anschaffungen für ihre Harnischammer nicht nach der Höhe der Preise fragten. Gleichzeitig erkennt man, dafs die Henneberger stets allen ritterlichen Künsten hold waren und wie ihr durchlauchter Ahnherr Poppo den Tod für Kaiser und Reich nicht scheuten. Vom Grafen Wilhelm IV., der 1479 Kurfürst Ernst von Sachsen auf einer Romfahrt begleitete, meldet eine Thüringer Chronik: „Graf Wilhelm von

Henneberg, der war gar ein weitlicher, starker und gerader Fürst, mit Rennsachen, Ringen, Steinschiffen und aller Behendigkeit, so ein Mann an sich haben mag, dabey war er fromm, gottesfürchtig und starb luetlichen zu Botzen auf der Widerreise von Roma, da er nach Ablauf gewesen war“ († 1480 Freitag nach Pfingsten)¹⁴⁾. Graf Wilhelm VI. „wagte also jezo seinen ersten Ritterzug und eilte dem Pfalzgrafen (Rupprecht am Rhein) 1503 mit einem ansehnlichen Heer zu Hülfe“¹⁵⁾. (Es handelte sich um einen Erbschaftsstreit.) Ein Sohn dieses Wilhelm, Graf Wolfgang II., „wurde frühzeitig mit ritterlichen Übungen und Kriegswissenschaften bekannt gemacht, wodurch er in der Folge sein Glück zu machen suchte, aber auch darinnen bald sein Grab fand. Denn als derselbe im Jahre 1537 dem Kaiser Karl V. in einem Feldzuge wider die Franzosen nach Italien begleitete, wurde er bei der Belagerung der Stadt Chierasco durch den Helm so gefährlich am Kopfe verwundet, dafs er bald darauf (den 7. September 1537) seinen Geist aufgeben mußte. Der durchschossene Helm ist noch bis jetzo in der fürstlichen Begräbniskapelle zu Schleusingen zu sehen, und stehet über dem alda befindlichen Denkmale, welches Graf Wolfgang zu Ehren aufgerichtet worden“¹⁶⁾. Ein andrer Schriftsteller, Magister Cyriacus Spangenberg, Strafsburg, 1599, schreibt in seiner Hennebergischen Chronica¹⁷⁾ über diesen tapferen Herrn:

„Dieser Fürst Wolf / Fürst Wilhelm zu Henneberg dritter sohn / ist geboren Anno 1507 den 27 May / den dornstag in der Pfingstwochen / in der sechsten stunde nach Mittage / vnd ist sein Taufpate gewesen Fürst Wolfgang von Anhalt / Fürst Woldebars einiger sohn: so damals noch ein junger Herr von 15 jahren gewesen.

Dieser junge Herr von Henneberg ist von jugend auff ein freydiger Herr gewesen / sehr geneigt zu allerley Ritterspiel vnd adelichen vbnngen: seiner tugenden halben bey jederman lieb und werth gehalten: daher jhme Doctor Georgius Aemilius, der Herrschafft Stolberg Superintendentens, nicht vnbillich ein solches Lob gegeben / mit vnd in nachfolgenden Versen¹⁸⁾:

Anno 1526 ist Er auff Herrn Johann Friderichs von Sachsen beylager zu Torgow gewesen: diensttag nach Exaudi mit Thurniert: vnd

⁹⁾ Der Brief soll in Wirklichkeit erst „im Monat Julio 1575“, also nach dem Tode Herzog Johann Wilhelms von Sachsen-Weimar († 1573, März a.), von der Kaiserlichen Kanzlei ausgefertigt worden sein. Schultes II, S. 326, 329.

¹⁰⁾ Schultes II, S. 169.

¹¹⁾ u. 7) Devrient, Thüringische Geschichte S. 94 (Sammlung Göschen).

¹²⁾ H. St. A. Dresden. Loc. 8611. Fünftes Buch. Hennebergische Sachen. Anno 1584. f. 197—206.

¹³⁾ Gnantstein, Amt Borna, Kreis Leipzig.

¹⁴⁾ Schultes II, S. 128. Chron. Thur. apend. Senkenberg Select. jur. et histor. Tom III p. 444.

¹⁵⁾ Schultes II, S. 139.

¹⁶⁾ Schultes II, S. 181.

¹⁷⁾ Spangenberg, Hennebergische Chronica, S. 264 f.

¹⁸⁾ Das Poem, in der schwülstigen Form damaliger Zeit, findet man bei Spangenberg S. 264.

folgenden Mittwoch im Gesellenstechen sich wol gebrauchen lassen.

Anno 1537 als nun Keyser Carle sein Kriegsvolk / so Er inn Pedemont geleg / den Frantzosen herauf zutreiben / etwas stärken vnd vermehren wollen: sind beyde Fürsten / dieser Fürst Wolff vnd sein bruder Fürst Georg Ernst dem Keyser zugezogen: vnd zwey Fehlin Knecht inn Pedemont geführt. Da sie nun für Cherascha¹⁵⁾ an dem Fluß Tavoero gelegen: vnd dasselbig zum Sturm nach notdurfft beschossen / auch darauf den Sturm ahngelauffen: hat Fürst Wolff nicht der letzte sein wollen. Als Er aber seinen Helm ergriffen / vnd es sich nicht so bald mit demselben allerdings wie Er gerne gewolt / schicken wollen: ist Er etwas vnlustig worden: jhn weg geworffen: vnd jhme einen andern her reichen lassen: vnd darauf sich fornen an die spitze gemacht, sonderliche ehre einzulegen / ist auch vnder der fördersten / der Ersten einer gewesen / so auff die Mauren kommen: vnd alda ritterlich wieder die inn der Besatzung gestritten.

Da aber einer vnder den Burgern seiner gewohnt worden vnd sich an der rüstung wol duncken lassen / Er müste kein schlechter gemeiner Kriegs Mann sein / hat Er sein Rohr auff jhn gerichtet / lofs getruckt: vud jhn durch den Helm inn seine stirn getroffen / vnd also tödlich verwundet / dafs Er von diesem schufs gefallen / vnd von den seinen aufgefangen vnd ins Lager getragen worden. Da man jhn nun also ins Lager bracht: hat Er / als ein Hirn verwundeter nicht viel mehr reden können: doch die vmbstehenden ermahnet getrost mit dem Sturm anzuhalten und seinethalben nicht abzulassen. Vnd ist also dieser löbliche junge Held vmbkommen den 8. Septembris Seines alters imm dreissigsten Jahre. Vnd ist gehn Benne¹⁶⁾ / so hart vber Cherasch am Wasser hinauff gelegen / gebracht.¹⁷⁾

Ein Bruder dieses auf dem Felde der Ehre gefallenen Helden, Graf Christoph, hat auch mehrfach Proben persönlicher Tapferkeit abgelegt. Von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, wurde Christoph Domherr in den Stiftern Strafsburg, Bamberg und Würzburg. Durch höchst tadelhafte Aufführung ging er der geistlichen Würde verlustig und sein Vater sagte ihm in sehr derben Ausdrücken alle väterliche Treue auf. „Aus Not trat endlich Christoph (1546) in Württembergische Kriegsdienste und machte sich gegen den dortigen Herzog Ulrich verbindlich, ihm gegen einen Sold von 600 Gulden mit 24 gerüsteten Pferden zu dienen,

auch ausserdem mit Württembergischen Gelde einen Haufen von 100 Kürassir anzuwerben. In dem Schmalkaldischen Kriege hielt er sich so gut, dafs ihm Ulrich das Kommando über 600 Reiter anvertraute. Er starb den 14. März 1548 zu Röhldin —“¹⁷⁾. Auch den letzten Henneberger lernen wir als einen kriegstüchtigen Herren kennen. Bald nach den ersten Jahren der Kindheit schickte Graf Wilhelm VI. seinen Lieblingssohn Georg Ernst an die fürstlichen Höfe zu Jülich, Preussen und Hessen, um ihn mit den vornehmsten Kenntnissen eines klugen Regenten bekannt zu machen. „So viele Jahre, die Georg Ernst ausserhalb des väterlichen Hofes zum Teil unter dem Geräusche der Waffen zubrachte, hatten ihn manche Gelegenheit verschafft, sich in Kriegswissenschaften zu üben, und er wünschte sehr, hiervon öffentliche Beweise am Tage legen zu können. Da Kaiser Karl V. im Jahre 1532 mit den Türken in einem gefährlichen Krieg verwickelt war und sämtliche Reichsstände hierzu die gewöhnlichen Hülfstruppen stellen mußten: So erbot sich der Graf die vom gesammten Haus Henneberg zustellende Mannschaft anzuführen, um sich in einem so wichtigen Feldzug Ehre und Ruhm zu erwerben. Auch in den folgenden Jahren (1534 und 1536) befand sich Georg Ernst bald in Hefischen bald in Kaiserlichen Kriegsdiensten und legte überall so treffliche Proben seiner Tapferkeit am Tage, dafs die Stände des Fränkischen Kreises bei einer abermalen vom Kaiser Ferdinanden ausgeschriebenen Türkenhülfe, ihn auf den Konvent zu Windsheim (1542) zum Hauptmann der Fränkischen Kreistruppen ernannten. Hier eröffnete sich seinen kriegerischen Talenten ein neuer Schauplatz, der aber mit grossen Gefahren seines Lebens verbunden war. Unter andern erzehlet die Geschichte, dafs Georg Ernst in einem für die Deutschen unglücklichen Treffen, durch seinem unerschrockenen Muth dem Herzog Moritz zu Sachsen, der bereits von den Türken zu Boden geworffen worden, das Leben errettet und die Feinde in die Flucht geschlagen habe“¹⁸⁾. Die grosse Vorliebe der Henneberger für das Waffenhandwerk und die ritterlichen Künste ist ganz sicher die Veranlassung gewesen, dafs das gräfliche Haus eine Harnischkammer, ein Zeughaus besafs, dessen sich auch ein mächtigeres Fürstengeschlecht nicht zu schämen brauchte. Schufsaffen sind, ganz der zeitlichen Entwicklung entsprechend, nur wenige vorhanden, dagegen finden wir einen Reichtum an ritterlichen Kriegs-

¹⁵⁾ am [R]ande: Cerascha, im Verzeichniß Cerasica in Penont = Chierasco.

¹⁶⁾ Bene am Tanaro.

¹⁷⁾ Schultes II, S. 183 f.

¹⁸⁾ Schultes II, S. 193 f. Spangenberg, Hennebergische Chronik, S. 502 f.

und Jagdwaffen, der unser Erstaunen erregt. Das mit großer Sorgfalt aufgenommene Verzeichnis von 1584 hat folgenden Wortlaut:

Harnisch. 1584.

Inventarium der Harnisch Cammer im Schloß Schleusingen, durch die Churfürstlichen Sächsischen verordent, als Hillebrandt von Einsiedel offm Granstein, Doctor Lucas Thangeln, Joseph Micheln vnd Drey Schnupssenn beide Renthmeister aufgerichtet, den 24. February Anno 1584.

Inn der Harnisch Kammer im Schloß Schleusingen ist den 24. February Anno 1584 befundenn /

Ein glatten blanken Kures, so Graf Georg Ernst von Hennebergk inn Ungern gebraucht, do er ist Oberster gewesen vber den Frencschischen Kraifs.

Ein gereiften blanken Kures, so Seine Fürstliche gnaden [-S. F. gn.] gebraucht, als man den Herzogen von Wittenbergk wiederumb eingesetzt¹⁹⁾.

Ein glatten blanken Kurefs, so S. F. gn. vor Dirasra²⁰⁾ gefurth, als S. F. gn. bruder Graff Wolff im sturm erschossen wordenn,

Zwene braune Kures mit aller Zugehorung, so S. F. gn. of ihren leib im Land zu Gulich²¹⁾ schlahen lassen, der heltet einer für den schufs²²⁾

Ein Kures schwarz vund weis, so man vber die balgen braucht, of S. F. gn. leib zue Weymar geschlagen,

Ein schwarz Harnisch mitt Volgen²³⁾, armzeugk, Lang Handschuch vnd sturmhaubenn, halt vor schus, hat S. F. gn. gefurt,

Banzer Ermel vund schurz von kleinem Ringwerk of S. F. gn. leib,

Ein glatten Kures mit aller Zugehorung so Graff Poppen gewesen, vund dan

Ein schwarzen vnd weissen Kures, so auch S. F. gn. gewesen,

Acht blanken Kurefs mit aller Zugehorung, habenn berte²⁴⁾, sein über die Balgen zugebrauchen,

Funfzehnen blanken gereifte Harnisch mit helmlin, kniebockeln, armzeug vund handschuch darunder einer nicht gereift,

Zehen glatte blanken Harnisch mit helmlin, langschehren, kniebockeln, armzeug vund handschuch,

Drey knechtische glatte blanken Harnisch mit sturmhauben und handschuch,

Vierzehnen Reyner banzer schurz vund Flankerth,

Drey vnd vierzig blanken faustkolben, wie man sie eine weil gefurt hatt,

Zwey vnd dreifsig stelen²⁵⁾ settell,

Zwene Landtsknechtische Banzerkragen,

Ein vnd zwanzig blanken stirn of Pferde,

Funff ganze blanken stirn of Pferde, so man im Turnier braucht,

Drey stehlen Bavssen²⁶⁾,

Drey stehlen glieder²⁷⁾ of Geule,

Ein Barsam²⁸⁾ mit roten Bubensamet vberzogen,

Drey Par vbrige armzeugk blankk,

Vier bar vbrige gereifte Kniebockeln, haben gegenn dem vorigen inventario ein Par gemangelt,

Sechsbar Spanniger öhl²⁹⁾ gereift,

Ein bar blanken handschuch mit fingern,

Ein bar vbrige blanken scheren ann ein knechtischen harnisch,

Zwo blanken schweifscheiben, so man vber die balgen braucht,

Zwo braune Sturmhauben,

Zwo schweif scheuben schwarz vund weifs,

Eine halbe Pferdstirn schwarz vund weis,

Eine Sturmhaube mit einem Barth,

Ezliche viel Spies, so man vber die Balgen braucht, so an einem sonderlichen orth verwahrt,

Funf vbrige blanken Helmlin,

Vier Runderl³⁰⁾

Ein blanken stehlen hals zum Pferde,

Vier stehlen helse vf geule vund vnderbanzer,

Ein bar Ziegel mit weissen ketlein, haben gegenn dem vorigen inventario vier Par gemangelt,

Acht par vberzinte Stegereif,

Zwene eiserne Maulkorb zum Turnier, haben

gegenn dem vorigen inventario vier gemangelt, Ein vund vierzig fuhr spies, derer ezliche bey den andern spissen,

Sechzehnen Schefelin, mangelt gegenn dem vorigen inventario ann vieren,

Ein alter schwarzer Kurefs,

Achzehnen schwarze Harnisch mit Sturmhauben, armzeug, Kniebockeln vund langen Scheren,

Elf alte Beckelhauben,

Elf par Fuhrbussen, mangelt gegenn dem

vorigen inventario an einen bar buchssen, so der Secretarius bekommen,

Acht bar hulftern, mangelt kegen dem vorigen an vier bar hulftern,

¹⁹⁾ 1534 durch Philipp von Hessen

²⁰⁾ Chierasco in Piemont.

²¹⁾ Jülich.

²²⁾ Schufsfest!

²³⁾ Folgen (Geschübe).

²⁴⁾ Bärte.

²⁵⁾ stählerne.

²⁶⁾ Bauschen.

²⁷⁾ Gelieger.

²⁸⁾ Barsam = Gelieger.

²⁹⁾ Spangröis.

³⁰⁾ Prunkschilde = Rondelle.

Elfpulverflaschen mit zwenschussen mangelt gegen den vorigen an einer, so dem Secretari worden,

Elff Kucher, mangelt uts. an einem, Neun Reithschwert mit schwarz beschlagen, mangelt gegen den vorigen an einem,

Sechzehn bar guther Panzer schurz vnd Ermel,

Neun schwarz Trabharnisch mit beckelhauben, langen Krogen vnn Handschuch,

Sechzehn alte Armbrust,

Neun armbrustwinden,

Zehen Kocher zur Pfeilen, vnd ezliche Pfeil zur den armbrüsten,

Ein braun sammeten Satel mit Silber gestickt, doran geschmelze streiff,

Ein schwarz sammeten Sattel,

Ein Gulischen⁸¹⁾ Sattel mit Sammet belegt,

Vier weisse vberzinte Maulkorbe an die Geule,

Vier schwarze Maulkorbe,

Zwo Hellebarden,

Ein gepickten knechtischen Spies,

Ein knechtischem Spies von schonem Holze, so S. F. ge. vor Dirafso⁸²⁾ mitgehabt, inn einem grünen Leinwandfutter,

Zwene Turckische Fausthämmer,

Ein Turckischen Flizbogen mit dem Kocher vnd Pfeil,

Eine Turckische Tarzsche,

Eine vorgulte Darzsche mit einem Hennenbergischen Wappen, so des alten Herrn von Hennenberg gewesen,

Acht Reuzge darunter einer vf S. F. gn. leib,

Acht par Streiffdarzchen,

Acht Rendarzchen,

Ein vbrigen Renrücken,

Ein leibfarben Sammets Rehröcklein mit silbern stücken getheilet,

Zwene Ren Ermel von allerley seiden wergk,

Ein Renhandschuch,

Ein roten sameten Reith Rock mit silbern stücken getheilet,

Ein grun atlessen reitt Rock mit Perlen Buchstaben,

Ein atlessen Renrock schwarz vnd weifs,

Ein atlessen leibfarben Renrock,

Ein Lindischen Renrock mit schwarzen Samet getheilet,

Sechzehn Reneisen,

Acht schweifscheiben an Renspies,

Fünfzehn bar Rensporen,

Sieben Rensattel,

Vier Cendeln Rendecken von allerley farbenn, Zwölf Stechzeuge mit aller Zugehorung, darunter einer vf S. F. ge. leib,

Dreizehen Stechschilt,

Acht bar Stechsporn,

Vier vund zwanzig Stechkronlein blank,

Sieben schwarze Stechkronlein,

Zwölf Stirn zum stecken ann die Geuhle,

Sechzehn Stechschrauben an Stechstangen,

Dreissig Stechsettel,

Zehen Leinwad grobe Stechsecke,

Ein vnd vierzigk Ren vnd Stechzeug,

Zwanzig Pferdeplende,

Sechs Brusthaltern,

Vier Halftern zum Helsen,

Zwey Schlitten geuelt, seind aus zwolff geuelt schellen, so zum Rennen vnd Stechen gebraucht, gemacht wordenn.

Inn dem erstenn Schranck

Ein Schwert gar mit Silber beschlagen,

Ein silbern Dolch, so S. F. gn. in Vigern gefürt,

Ein Dissecken⁸³⁾ mit einer schwarzen sammeten Scheiden, mit Silber beschlagen vnd gar vbergult,

Ein Disseck auch mit Silber beschlagen,

Ein kurz Sebelein mit einer roten, sammetenn scheiden, ist vbergult Kupfer,

Ein kurz Sebelein mit einer schwarzen sammeten scheiden, vbergult Kupfer,

Ein Schwert mit einer schwarzen sammeten scheiden, silber Kloblein vnd Ortbandt,

Das Rappier mit einer schwarzen sameten scheiden, Dolch vnd gürtel vbergult, mangelt gegen dem vorigen Inventario,

Ein Rappier mit einer schwarzen sammeten scheiden vnd Tolch schwarz beschlagen,

Ein Dolch mit einer schwarzen sammeten Scheiden, do die Klinge von einander springet,

Sieben eiserne Dolche mit grossen Knopffenn schwarz, mangelt gegen dem vorigen ann einen, Ein kurz breith spizig Schwert,

Ein Reudling, wie man die vor alters getragen, Ein Seobel,

Zwey Schlachtschwertdr,

Ein spitzig Schwert, } wie man die vor
Zwene knechtische Degen, } Alterfs getragen,
Ein doppeln Dreyecker mit einem mefsenen Hefft, wie man die für Alterfs gefürt,

Zwene Behmische Disacken,

Sechs Jagtblezenn,⁸⁴⁾

Fünf Seuschwert,

Ein Pilgramstab mit einem Dreiecker,

⁸¹⁾ Jüliche Sättel.

⁸²⁾ Chierasco in Piemont.

⁸³⁾ Dussäge.

⁸⁴⁾ Jagdplötze.

Ein Pilgramstab mit einer Schwertklinge,
Ein holzern Pilgramstab mit einem silbern
Bisamknopf, so der alte Herr gebracht.²⁵⁾

Vier Dolche, wie man die vor alters gefürt,
Drey Henckersschwert, so im Bauernkriege
gebraucht worden,

Ein Tolch daran eine Buchse,
Drey Rappier Creuz,
Vier Faustkolben,
Eine Wurffbarde,
Zwey vbrige Gurttel schwarz vnd roth sammet
mit Silber beschlagen,

Ein schwarz spanischer sammeter Gürtel,
schwarzbeschlagen, im vorigen Inventario stehet
roth,

Ein Posthorn mit Silber beschlagen,
Drey Posthorne vnbeschlagen,
Ein Jegerhorn mit einem sammeten Gehencke
mit Silber beschlagen vnd vbergult,

Ein Büffelhorn mit einem schwarzen sammeten
Gehencke vndd mit Silber beschlagen,
Ein Büffelhorn vnbeschlagen,
Ein franzosich Jegerhorn,

Zwey Jegerhorne, ein grosses vnd ein kleines,
derer eins mit Silber beschlagen vnd mit silbern
Scherlein,

Ein klein Scheffelin²⁶⁾, so ein Junge dem
alten Herrn nachgefürtth,

Im andern Schranck

Vier silberne Zeuge of Spanische Pferde an
Hinderzeugen, Vorbugen vndd Hauptstidel,
Vier bar silberne Buckeln,

Vier Schweiff mit silbern Heftlein vnd kleinen
Rofslein,

Vier Schwerter mit Silber beschlagen,
Vier silberne Dolche,

Ein Jegerhornlein mit Silber beschlagen, so
S. F. gn. gefürth,

Vier sammete Stirn mit Silber gestickt of
Geul,

Drey sammete Reithröcke vor die Spiess-
jungen,

Drey bar sammete Handschuch darzue,
Vier sammete Sattel Decken, of vier Sattel,
Eine lange vbergülte Buchse,

Zwene vbergülte Spies, so die Buben zum
Schmuck nachführen,

Im dritten Schranck

Drey schwarze sammete Sturmhauben,
Drey schwarze sammete Sturmhauben mit
drey schwarzen Federbuschen,

Drey schwarze sammete Sturmhauben mit
golde bestickt,

Drei weisse Federbusche mit guten langenn
weissen Federn, darauf gehörende,

Acht weisse Federbusche of vier Geuhl von
schonen langen weissen Federn, gehören zum
silbern Zeuge,

Drey schwarze Federbusche von schwarzen
Dollen mit gulden Fleuschen, of drey Sturm-
hauben,

Acht Federbusche of vier Geul schwarz
auch mit gulden Fleuschen,

Ein schwarzer Federbusch von schwarzen
Dollen, ist nicht geschmückt,

Eine grün vnd weisse lange Feder,
Ein bar vorbeinte Fuhrbuchs²⁷⁾ so S.

F. gn. gefürt,
Eine silbern Pulverflaschen,
Ein silbern Kucher,
Ein Par sammete Hulftern zu den zweien
buchssen,

Ein eisern Heublein mit schwarz Sammet
vberzogen, so S. F. gn. inn Vngern gebracht,

Zwo schwarze Fuhrbuchssen vorbeint,
Eine schwarze Pulverflasch,

Ein schwarzer Kocher von Eisenwerck,
Ein bar sammete Hulftern zu den buchssen,

Drey enzele sammete Buchsenhulftern vor
die Jungen.

Drey schwarze eisern Pulverflaschen,
Drey schwarze eisern Kocher,

Ein lang schwarz Rohr mitt getriebener
Arbeith,

Ein lang schwarz Rohr mitt getriebenn
Laubwerck,

Zwene Spiess mit eisern Schienen vndd
schwarzen Schefften, so die Buben gefürt, wan
S. F. gn. nicht geschmückt geritten,

Zwey Scheffelin mit schwarzen Sammet vnd
seiden Franssen,

Ein Schweinspiesslein mit einem sammeten
Riemen gefast,

Ein Schweinspiesslein mit einem sammeten
Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

Riemen gefast, daran eine Buchsse,

²⁵⁾ Graf Wilhelm IV. zog 1476 ins heilige Land.

²⁶⁾ Jagdspieß, von „Javelin“.

²⁷⁾ Feuerbüchsen im Gegensatz zu den Birschbüchsen.

brauchen, ein Eselstruhen³⁹⁾ gehört in Zugk, darinnen ein silbern Kelchlin, ein daffete Alben mit aller Zugehörung, ein messing Becken, ein melsingk Gieskan, zwene messing Leuchter, drey messing Fafschene, zwene Fasbohrer, eine gestepete Decke von Daffet vber ein Bett, funf Bettucher, drey kleine Küssenziehen, zwei Vmblege vñ eine lange Taffel, sechs Handquellen, sechs Tischtücher, vierundzwanzig Wachslichter inn einer Schachtel, zwö Laden darinnen zwene Tische inn Zugk mit folgenden stücken, als acht zinen Schusseln, acht zinen Flaschen, vier zinen Becher, zwey Salzckenlein, zwöl zinen Teller, zwöl zinen Löffel, zwö eiserne Mühlen inn zweien liedern Secken, inn einer Festunge zu gebrauchen, ein Rauchkestlein, darinnen vier glesern Flaschen im Zuge zu gebrauchen, funf selzame Spisse, ein schwarz samet Schlittengeleuth vñ ein Pfarth, Hauptstudell vñ vmb den Hals mit weissen Schellen, ein Schlittengeleuth von schlechtem Ringwerck, drey Schlitten, vier alte Reisekasten,

Inn einem Schranck ezliche Muster geschnitz vñ ezliche geschnitzte reissige Pferde, Reutter vñ Landsknechte, wie es im Bauernkriege zugegangen,

Der Zeugk, so der Herzogin⁴⁰⁾ vñ Ihr F. gn. Zelder gehörig, vñnd inn dem vorigen Inventario begrieffen, seind Ihr F. gn. gefolget vñnd in das Inventarium nicht bracht,

Mehr seindt inn der izigen Inventirung zue Schleusingen, folgende Stück, inn der Harnischkammer vñ inn Schrencken befunden worden, welche inn dem voriggen Inventario nicht begrieffen,

Ein stelen Sattel, zwö blanke Stirn vñ Pferde, eine ganz blanke Stirn im Turnier zue gebrauchen, ein Par Panzerschurz vñ Ermel, zwene schwarze Trabharnisch mit Buckelhaubenn, langen Kregen vñ Handschuch, drey alte Armbrust, eine Armbrustwinde, ein grün Sametsattel, drey Rendarschen, fünf Reusättel, ein Stirn zum stechen an einem Gaur, ein knechtischen Degen, wie man vor Alters getragen, sieben

Seuschwertter, ein Posthorn vnbeschlagen mit schlechten Riemen, ein schwarz Spanisch Sammetgürtell, schwarz beschlagen, drey selzame Spisse fünf Diesacken, so man vñ die Jagt braucht, acht neue Weidener, so seine F. gn. machen lassen, ein Weidmesser mit einer grünen sameten, Scheiden, so des alten Herren gewesen, vier gemeine Schwerter darunter eins mit einen silbern Orthband, ein Rappier mit einer schwarzen sameten Scheiden vñ gurtel mit Silber beschlagen, so Graf Poppen gewesen⁴¹⁾, ein Schwert mit einer schwarz sameten Scheiden vñ gurtel mit Silber beschlagen, ein Schwert mit wenig Silber, ein Schwert mit Silber beschlagen, ein Sebell mit einer Sametscheiden vñ vorgulden Kupfer beschlagen, drey kleine knechtische Degen, so die Jungen Fürsten inn Ihrer Jugendt getragen, zwö Klingen zue Seuschwertern, sechs vberley Scheiden zu Seuschwertern, drey alte Reittschwert vngefast, ein Polnischen Knüttel mit Silber beschlagen, ein eisern Flegelknopff, sieben alte sammete Scheiden, ein Dollich und ein Weidener, vngefast, zwey Schweinspisseisen, vier vberley vorbeinte buchsen laden, neun vngerische Windbender, drey vngerische Hezstricke, eine vngerische Frische, vier Trauttefufs, so man zum Pirschen braucht, zwö Eisen so man zum Ringelrennen braucht, zwanzig neue Jegerhorner in einer Schachtel halb gros vñ halb klein, zwene eisern Zeuge, so man zum Ablassenn brauchen kann, vier eisern Brechwinden, ein eisern Zugk im Zipperein zu gebrauchen, zwene rotte sammete Heubtkappen, so die Buben führen, ein vbrig Feuerschlos zur Fuhrbuchs, zwö grosse Latern⁴²⁾ inn zweien kupfern futtern, so man inn Kriegszug braucht.

Die reichen Bestände sind leider bis auf wenige Stücke vielleicht für immer verloren gegangen. W. Höhn, Schleusingen, schreibt im Schlußwort seines Berichts über das Schleusinger Museum, 1910 (enthaltend den Abdruck eines Inventars der Harnischkammer von 1596): „Von all diesen Schätzen ist leider in Schleusingen nichts und auch anderwärts vielleicht nur noch ganz wenig mehr erhalten. Nach dem Aussterben des Henneberger Grafenhauses wurden die Bestände noch lange Jahre in Schleusingen sorglich gehütet. Später wurden sie nach dem provisorischen Teilungsvertrag von 1585 unter die

³⁹⁾ Graf Wilhelm IV. erwirkte beim Papst Nicolaus 1451 auf dem Römerzug zur Kaiserkrönung Friedrichs III. die Erlaubnis, einen tragbaren Altar auf allen seinen Reisen führen zu dürfen. „Ein dergleichen tragbarer Altar hatte alle die Requisita und üssere Zierrathen, die in der römisch-katholischen Kirche nötig waren, insonderheit machten der Tabernakel des Sakraments, die Kelche, Monstranz, Rauchpfanne, das Weihwasserbecken und das Ciborium zu Bewahrung der Hostien, die wesentlichsten Stücke desselben aus. Am Vordertheil dieses Altars war eine Hohlung, worinne die Reliquien lagen und mit dem Siegel des Bischofs verwahrt waren. Wann selbiges zerbrach, so war der Altar entweiht“. Schultes II, S. 117, aus Estors neuen kleinen Schriften II, S. 145.

⁴⁰⁾ Elisabeth geborne Herzogin von Württemberg, † 1592.

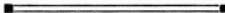
⁴¹⁾ Graf Poppo, Bruder des letzten Hennebergers, bis 1542 Domherr von Köln, Straßburg, Bamberg, wurde evangelisch-lutherisch, bekam das Amt Ilmenau, später (1560) noch Hallenberg, Burgbreitungen, Schmalkalden, starb ohne Kinder zu hinterlassen 1574.

⁴²⁾ Laterne.

erbenden Fürstenhäuser verteilt. In dem Vertrag war nämlich bestimmt:

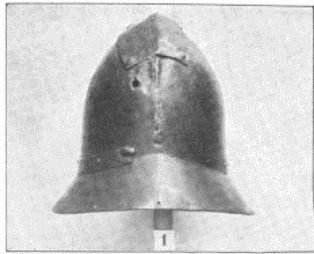
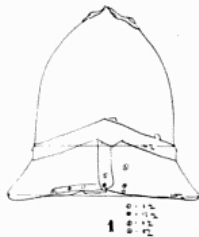
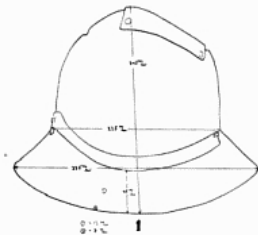
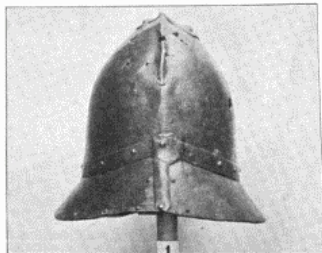
Das Geschütz, Munition und Harnischkammer zu Schleusingen und Mafseld sollen geteilt und jedem Herrn der Proportion nach sein ihm gebührender Teil gegeben werden. Ein Teil der Bestände kam z. B. nach Mafseld. Als das dortige Zeughaus zur Herzoglichen Straf- und Besserungsanstalt eingerichtet wurde, wurde der inzwischen durch Krieg, Gleichgültigkeit, Unkenntnis und Fahrlässigkeit früherer Beaufsichtigung stark verminderte Rest an Rüstungen und Rüstungsfragmenten — von Waffen war schon längst kein Stück mehr vorhanden — unter das Dach verwiesen, bis schliesslich einiges in den Sammlungen des Hennebergischen Altertumsforschenden Vereins in Meiningen Aufstellung fand, das übrige auf den Boden des Herzoglichen Residenzschlosses zu Meiningen geschafft und dann zur Ausschmückung der

Waffenhalle auf Schlofs Landsberg mitverwandt wurde. Vielleicht gelingt es, das eine oder andere Stück, das sich sonst noch durch die Ungunst der Zeiten hindurchgerettet hat, wieder aufzufinden.“ Auf meine Erkundigungsfragen nach „Henneberger“ Waffen usw. erhielt ich von den verschiedensten Seiten (Berlin, Eisenach, Gotha-Wachsenburg, Schleusingen) negative Antworten. Nur in der Löwenburg bei Cassel befindet sich die Rüstung eines Henneberger Grafen aufgestellt. Die drei Henneberger Hundehalsbänder der Dresdner Sammlung entstammen einer späteren Zeit. — Hoffen wir, daß die Erkundigungen unsrer Thüringer Waffenkundler, angeregt durch diese Arbeit, von gutem Erfolg gekrönt sein mögen; ist es doch so gut wie gewiß, daß gemeinschaftlich und planmässig vorgenommene Nachforschungen zu sicheren Ergebnissen führen werden.

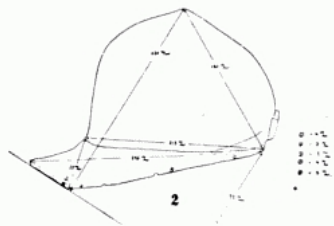
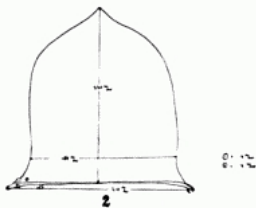
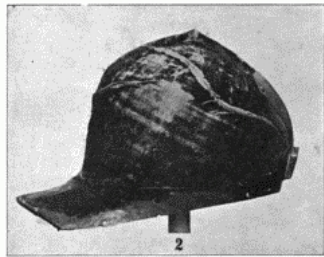


Mittelalterliche Helme
aus dem Besitze Sr. Exz. des Grafen Hans Wilczek
 Sammlung Schlofs Kreuzenstein

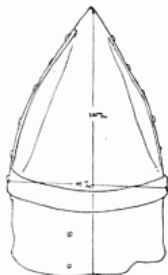
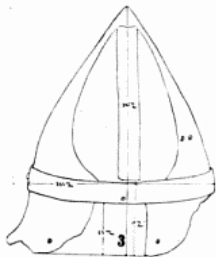
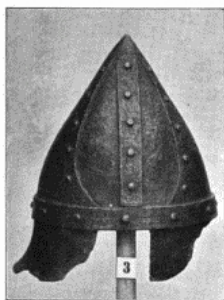
1. **Lucchesische Schaller.** 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts
 Fundort: Mauergewölbe in Toskana. Gewicht: 1750 g



2. **Italienische Schaller.** Ende des 15. Jahrhunderts
 Von einem Grabmal in einer Kirche, Toskana. Gewicht: 2747 g

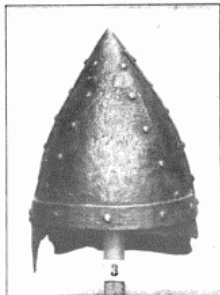


3. **Konischer Spangenhelm.** 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts
 Fundort: Seine. Gewicht: 1530 g



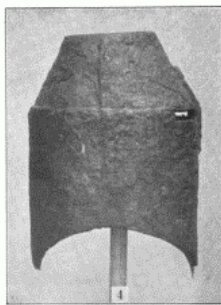
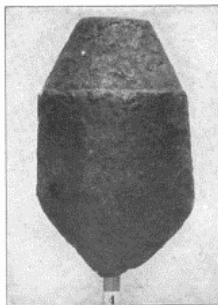
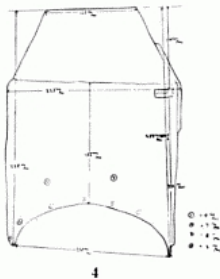
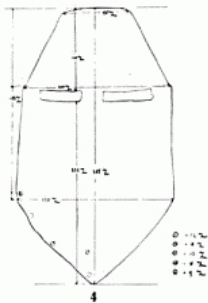
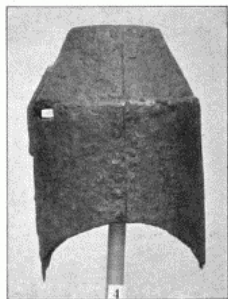
• 1 1/2	• 1 1/2
• 1 1/2	• 1 1/2
• 1 1/2	• 1 1/2

• 1 1/2
• 1 1/2



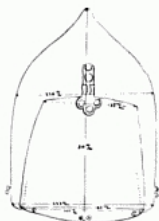
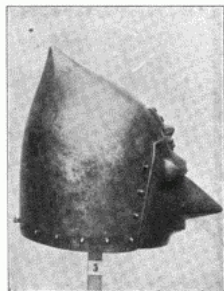
4. **Topfhelm.** Anfang des 14. Jahrhunderts

Fundort: Stein in Krain. Gewicht: 5630 g



5. Hundsgugel. 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts

Fundort: Gruft in Tirol. Gewicht: 3275 g



0-17

0-17

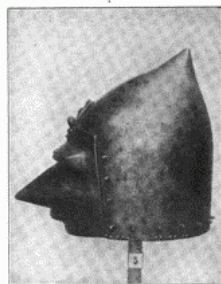
5



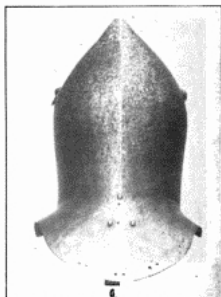
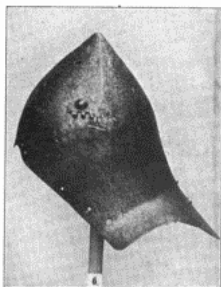
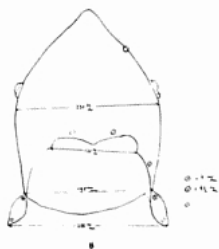
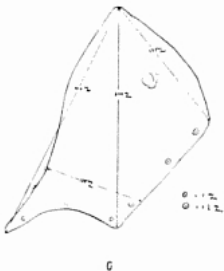
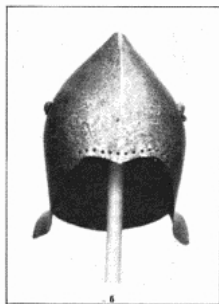
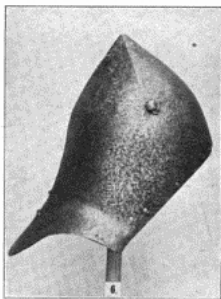
0-17

0-17

5

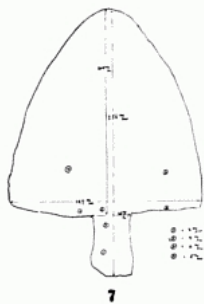
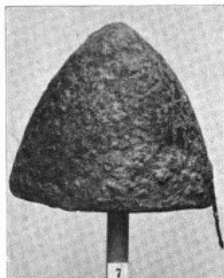
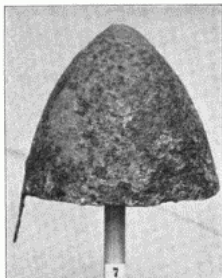


6. **Beckenhaube.** Ende des 14. Jahrhunderts
 Fundort: Südfrankreich. Gewicht: 2620 g



7. Könischer Helm

Fundort: Awarenwall bei Hainburg, Niederösterreich. Gewicht: 1610 g



Ein frühmittelalterlicher Spangenhelm

Von Dr. jur. W. A. J. Wilbrand

Ein Bauer in der Nähe von Verden an der Aller fand die unten abgebildete Helm-
kappe nebst dem Spießeseisen auf seinem
Grundstücke beim Torfmoorstechen. Beide Gegen-
stände gelangten zunächst in den Besitz eines
Händlers, von diesem erwarb ich sie unmittelbar.
Zwischen der Auffindung und dem Erwerb durch
mich lag nur ein kleiner Zeitraum. Hiermit läßt

baren lassen. Es liegt deshalb die Vermutung
nahe, daß es sich um einen im Moor verunglückten
Krieger handelt.

Der Helm ist stark abgerostet, aber ganz gut
erhalten, er ist nur an wenigen Stellen leicht durch-
gerostet. Das Eisen, aus dem er besteht, hat
durch das Liegen im Moorboden eine dunkel-
braune Farbe angenommen.



Abb. 1

sich die Tatsache erklären, daß die Helm-
kappe, als ich sie erhielt, noch keinen Reinigungsprozefs
durchgemacht hatte; sie befand sich noch in dem-
selben Zustande, wie bei der Ausgrabung.

Der Finder hatte dem Händler keine anderen
Angaben gemacht, als die obigen; von Person
war er nicht bekannt, es liefs sich deshalb leider
nicht feststellen, ob außer Helm und Spießeseisen
noch andere Gegenstände gefunden wurden. Um
eine Bestattung dürfte es sich kaum gehandelt
haben, da der Finder sonst wohl von dem in
dieser Zeit üblichen Holzsarg etwas hätte verlaute-

Der Helm ist ein Spangenhelm in der
Form einer Kugelkalotte (Abbildung 1).

Das Gerüst wird durch vier geschweifte
Bügel gebildet, die oben durch eine aufgenietete
Platte zusammengehalten werden (Abbildung 2).

Diese Platte hat einen Durchmesser von 5,0 cm.
Die Platte hat in der Mitte eine Auftreibung, wo-
durch eine kleine Kuppel entsteht (Abbildung 3).

Die Platte hat eine quadratische Grundform,
die vier Ecken sind zugespitzt, was durch vier
Einschnitte in der Mitte der Seiten ermöglicht
wurde. Diese Einschnitte sind ziemlich roh und

in ihren Abständen ungleich; sie waren notwendig, weil die Spangen in der Mitte eine erhöhte Rippe haben; durch diese Einschnitte wurde also die den Rippen der Spangen entsprechende Auftreibung erspart. Die Platte ist nicht auf die Spangen, sondern auf die zwischen den Spangen befindlichen Füllungsplatten aufgenietet und zwar mit vier noch gut erhaltenen Nietern mit flachen Köpfen. In der kugelförmigen Auftreibung kamen beim vorsichtigen Abürstern zwei Löcher zutage, die die Kuppel in schiefer Richtung durchbohren.



Abb. 2



Abb. 3

Das obere Loch (a) liegt genau über Mitte der Spange, die, falls sie verlängert würde, auf den Nasenrücken des Helmtägers laufen würde. Diese beiden Löcher in der kugelförmigen Auftreibung eignen sich zum Durchstecken einer Helmzierde, wie es uns aus den fränkischen Miniaturen bekannt ist. Die kuppelförmige Auftreibung erinnert stark an die knopfartigen Erhöhungen, wie



sie in den fränkischen Miniaturen des IX. Jahrhunderts vorkommen. (Siehe z. B. Richard Stettner. Die illustrierten Prudentius-Handschriften, Berlin 1905, Taf. 147.) Die in diesen Handschriften abgebildeten Helmkappen sind jedoch aus einem Stück getrieben. Bei unserer Helmkappe sind die Bügel zu ihrer Befestigung noch etwa 1 cm unter die Platte gezogen (ebenso beim Helm von Baldenheim, Rudolf Henning). Die Bügel sind mit Ausnahme des Bügels, der über der Nase des Trägers sitzt, 17,0 cm lang; sie sind etwas gewölbt und haben in der Mitte einen getriebenen Falz. Dieser Falz greift in die Einschnitte der Platte, wie oben bereits angegeben. Die Bügel verbreitern sich von oben nach unten und sind dreimal geschweif. Sie sind nicht gleich breit, ihre Breite schwankt zwischen 1,8 cm bis 2,0 cm oben an der schmalsten Stelle und 3,8 cm bis 4,3 cm unten

an der breitesten Stelle. Die Bügel haben — mit Ausnahme des Bügels, der auf die Nase zu läuft, — sechs Nietern, womit sie auf die Füllungsplatten aufgenagelt sind. Bei dem Bügel, der auf die Nase zu läuft, fehlen die unteren Nietern, sie waren nie vorhanden. Die zwischen den Bügeln befindlichen vier Lappen haben eine Höhe von 17 bis 18 cm, ihre größte Breite beträgt 13,3 cm bis 15,1 cm. Die Höhe und Breite der einzelnen Lappen ist also verschieden. Diese Blätter liegen unter den Spangen und sind mit den Spangen und mit der oben befindlichen Platte vernietet, sie haben eine durchschnittliche Dicke von 1,5 mm. Diese Füllungsplatten sind sowohl oben wie unten etwas länger als die Spangen, sie stoßen oben unter den Spangen aneinander, unten sind sie 1,2 bis 1,9 cm voneinander entfernt. Diese Zwischenräume sind nicht ausgefüllt (Abbildung 4).

Sämtliche vier Blätter sind unten ausgebogen und treten über die Spangen hervor. Die beiden Blätter, die durch die über dem Nasenrücken sitzende Spange zusammengehalten werden, haben an dieser Spange nur eine Höhe von 14,8 cm, während sie auf den anderen beiden Seiten eine solche von 17,3 bis 17,8 cm besitzen. Auf diese Art ist die Helmkappe mit einem Gesichtsausschnitt versehen, wie er uns an den in Miniaturen abgebildeten fränkischen Helmen bekannt ist; diese Helme haben jedoch über diesem Ausschnitte eine Auftreibung, die an den Rand eines Morion erinnert. Bei dem uns hier beschäftigenden Helme ist statt dieser Auftreibung nur ebenso wie an den anderen Randstellen eine kleine Ausbiegung vorhanden.

Im Gegensatz zu dem Helm von Baldenheim und den anderen früh mittelalterlichen Helmen, die Rudolf Henning so ausführlich und klar beschrieben hat, hat unser Helm kein unteres Band, er hat auch wohl nie ein solches besessen. Es sind gar keine Reste eines solchen Bandes vorhanden; die am unteren, etwas ausgebogenen Helmrand befindlichen kleinen Löcher enthielten auch keine Reste von Nietern.

Links und rechts von dem Gesichtsausschnitt, direkt über den Ohren des Trägers befinden sich in Abständen von 2,5 mm je drei sorgfältig gearbeitete Löcher nebeneinander, an ihnen waren jedenfalls die beiden Riemen, die die Kappe auf dem Kopfe des Trägers festhalten sollten, befestigt. Wangenklappen hat die Helmkappe wohl nie besessen, diese Klappen wären auch nicht mit dem ausgebogenen Helmrand in Übereinstimmung zu bringen. Diese Kinnriemenlöcher sind vom Helmrand 6 bis 8 mm entfernt. Es befinden sich ferner in jeder Spange in derselben Größe wie die Kinnriemenlöcher je zwei Löcher nebeneinander,

in einer Entfernung von 1,5 bis 3 cm vom unteren Rande, und in jedem der Blätter einderartiges Loch, in einer Entfernung von 0,9 bis 1,3 cm vom unteren Rande; es sind wohl Nietlöcher zur Befestigung des Futter. Letzterem Zwecke dient auch eine Reihe kleinerer Nietlöcher in einer Entfernung von ungefähr 5 mm vom unteren Rande. An einzelnen Stellen dieser Löcher und in den Löchern selbst haben sich Reste eines grünlichen Filzstoffes erhalten, der wohl als Helmfutter verwendet worden war. Das Gewicht der Helmkappe in ihrem heutigen, stark abgerosteten Zustande beträgt 420 Gramm.

In welche Zeitperiode der Helm gehört, ist wohl annähernd zu bestimmen.

Das mitgefundene Spiefseisen hat zur Aufnahme des Holzschafte keine ausgeschmiedete Tülle, wie die fränkischen Spiefse, sondern zwei Lappen, die den Schaft auf der einen Seite um-

klammern, während er auf der anderen Seite von der Fläche umgeben wird, aus der die Klinge des Spiefes geschmiedet ist (Abbildung 5).

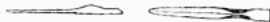


Abb. 5

Die Spiefsklinge hat auf jeder Seite einen leichten Grad. Das Spiefseisen ist 34 cm lang, wovon auf die Spiefsklinge 20,5 cm entfallen. Da das Spiefseisen zweifellos nicht fränkisch ist, so gehört der Helm wohl auch keinem Franken; es liegt deshalb die Vermutung nahe, daß es der Helm eines sächsischen Kriegers ist; hierzu stimmt die Gegend, in der er aufgefunden wurde, vorzüglich.

Was die Datierung anlangt, so möchte ich den Helm in die Zeit setzen, die zwischen der Völkerwanderung und Carl dem Großen liegt, ich lasse mich aber gern eines Besseren belehren.

Beiträge zum altschweizerischen Geschützwesen

Die großen Geschütze aus dem Zeughausbestand der Stadt Basel

Von Dr. phil. **Eduard A. Geßler**

(Fortsetzung und Schluß aus Bd. VI, Heft 1, S. 12)

Zeigte uns die Murtner Bombarde den Typus der veralteten Belagerungsartillerie Karls des Kühnen, so sehen wir im zweitältesten Rohre des Basler historischen Museums den moderneren Typ der Burgundischen schweren Geschütze vom Jahre 1474. Dieses Geschützrohr bildet eine Übergangsform vom Hauptstück (Bombarde) zur maximilianischen Scharfmetze (mezza bombarda). Es ist ein Bronzevorderlader mit Kammer und Flug, also eine Steinbüchse.

Wir fangen mit der Beschreibung bei der Kammer an. Ihr Abschluß nach hinten geschieht durch die Traube, sie ist in Gestalt eines drachenähnlichen Tierkopfes mit aus dem offenen Rachen heraustretendem Rohr mit strickförmig gewundenem Rand und runder Öffnung gebildet. Diese Öffnung diente zum Einschieben eines Hebebaums, um dem Rohr die vertikale Richtung zu geben. Der Stofsboden der Kammer ist konisch, nach dem Rande zu von der Traube ausgehend ringsum schwach s-förmig geflammt, die Haare des Tierkopfs darstellend.

Das Kammerstück ist außen glatt, im Innern ist es vom Flug, der einen größeren Durchmesser zeigt, durch einen abgeschragten Abschnitt getrennt. Außen ist das Kammerstück verstärkt durch eine zweifache abgestufte Ring-

gliederung vertikal zum Rohr, die erste mit 1 Ringen, von denen die vordere nach dem Flug zu höher und nach vorn abgeschragt ist; in seiner Mitte befindet sich das runde Zündloch mit senkrechter Führung. Die zweite Gliederung hat 3 Ringe, von denen der mittlere mit schwachem Grat herausragt.

Der Flug teilt sich in das verstärkte, glatte Mittel- und in das Vorderstück, welches wiederum in Felder zerfällt. Der Flug wächst von der Kammer in Ringgliederung aufsteigend. Am verstärkten Mittelstück des Flugs befinden sich in der Mitte des Geschützrohrs 1 Schildzapfen in der Form abgestufter Kegel mit schwacher Verjüngung.

Der zweite Teil des Flugs, das Vorderstück, gleicherweise wie von der Kammer getrennt, ist seinerseits durch 4 Ringgliederungen in 4 Felder geteilt. Die erste Ringgliederung besteht aus 3 Ringen, von denen der mittlere mit schmalem Grat höher ist; die zweite ebenfalls aus 3 Ringen, von denen der mittlere, hoch und dick, nach vorn nochmals in drei Stufen abgeschragt ist, die andern sind niedrig. Die dritte Gliederung entspricht der ersten. Die Mündung ist verstärkt, ebenfalls durch eine Ringgliederung, zwei kleine Ringe mit schmalen und zwei hohe mit breitem Grat.

Auf dem Vorderfeld oben sehen wir das erhabene gegossene und nachzilierte Wappen des Herzog Karls des Kühnen von Burgund (regierte 1467/77), daneben in gleicher Technik auf einer Seite die Insignien des Ordens vom goldenen Vlies, von Philipp dem Guten von Burgund 1429 gestiftet, bestehend aus einem Feuerstahl mit zwei als Handhabe dienenden gekrümmten Hörnern und einem Feuerstein mit daraus sprühenden Funken. Auf der andern Seite befindet sich eine Buchstabendeise, zwei gegeneinandergekehrte, durch ein Seilstück zusammengebundene gotische Minuskeln (C), deren Bedeutung nicht festgestellt werden konnte.

Kugelgewicht 85 Pfund.

Gewicht des ganzen Rohrs 1956 Pfund.

Die Ladung nimmt $\frac{1}{2}$ von der Fassungskraft der Kammer in Anspruch.

Die Seelenlänge des Flugs beträgt ca. 7 mal das Kaliber des Flugs; also nicht mehr ganz genau die Proportionen der großen Bombarden aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, aber immerhin nicht außergewöhnlich verschieden. Das Geschütz befindet sich zum ersten Mal erwähnt und kurz beschrieben in einem ohne Druckort und Zeit erschienenen Büchlein von Charles Stajesi „Les armes à feu dans le passé à Fribourg en

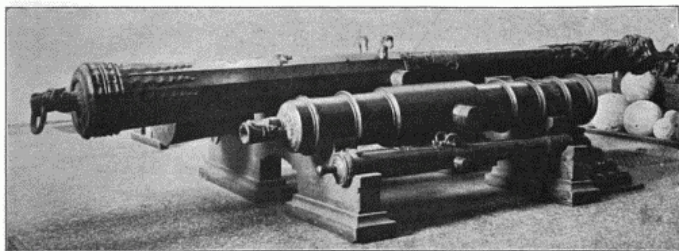


Abb. 9. Große Feldschlange 1514 „Drach“, Hauptstück „Burgunderin“ 1474. Geschützgruppe „Histor. Museum, Basel

Auf dem Felde bei der Mündung kündigt uns eine Umschrift, die rund um das Rohr läuft, Meister und Entstehungszeit des Geschützes.

In gotischer Minuskelschrift und Zahlen, die einzelnen Worte durch Kreuze und Lilien getrennt, liest man: iehan de malines ma fayt lan m. cccc. l. x x i i i i.

Bevor wir auf diese äußerst wichtige Inschrift eingehen, sollen zuerst die vom Verfasser genau bemessenen Größenverhältnisse folgen:

Rohrlänge 555,5 cm.

Länge der Traube 24 cm.

Länge vom Stofsboden bis an die Schildzapfen 103 cm.

Umfang der Schildzapfen am Rohr 40 cm.

„ „ „ Ende 38 cm.

„ des Rohrs beim Stofsboden 92,5 cm.

„ „ bei der Mündung 94 cm.

„ „ beim Mittelstück 114 cm.

Kaliber der Kammer 13 cm.

Kaliber des Flugs 22,7 cm.

Gesamtseelenlänge 217,5 cm.

Seelenlänge der Kammer 55 cm.

Seelenlänge des Flugs 162,5 cm.

Höhe der Mündung 35,6 cm.

Suisse“, die Maße sind jedoch ungenau. Die beigelegte Skizze hingegen gibt ein gutes Bild des Rohrs samt der Inschrift.

Was aber dieses Rohr von 1474 von den früheren Rohren gewaltig unterscheidet, und etwas völlig Neues in der Artillerie bedeutet, abgesehen von dem großen Vorteil des gegossenen vor dem geschmiedeten Geschütz, das ist das Auftreten von Balanceschildzapfen. Unser Rohr dürfte das älteste erhaltene sein, das zugleich mit dem Rohr gegossene Schildzapfen aufweist. Zwar kommen in einer Stadtrechnung von Lille von 1465 Schildzapfen für kleine Schlangen vor, allein die waren nicht mit dem Rohr verschmolzen, sondern mit Eisenbändern daran angebracht. Das historische Museum von Basel besitzt ein ähnliches Bronzegeschütz mit solchen eisernen Schildzapfen.

Wohl gab es um diese Zeit schon eine Art von Schildzapfen, aber diese hatten nicht den Zweck, dem Geschütze eine Balance zum Richten zu geben; meist zu je 4 an der Kammer und am Flug der Hauptstücke, aber nie in der Mitte der Gleichgewichtslage angebracht, dienten sie zur Befestigung des Rohrs auf der Unterlage.

Die Einführung der Schildzapfen in der Gleichgewichtslage des Rohrs war einer der bedeutendsten Fortschritte in der Entwicklung der Artillerie; das Geschütz konnte beliebig vertikal gerichtet werden, ohne das die Lafette ihre Stellung verlassen musste; die seitliche Richtung geschah durch horizontales Verschieben des Lafettenschwanzes.

S. 118) Kaiser Max die Scharfmetzen ein, „die in ihrer Bemessung und Konstruktion vollständig als sein Werk anzusehen sind“. „Das Wort „Metze“ ist nicht von einer Weibsperson abzuleiten, wie die älteren Stuckmeister wänten und selbst noch weit später allgemein geglaubt wurde. Der Name stammt aus dem Italienischen und bedeutet „mezza-bombarda“ oder halbes Hauptstück, worin sich in

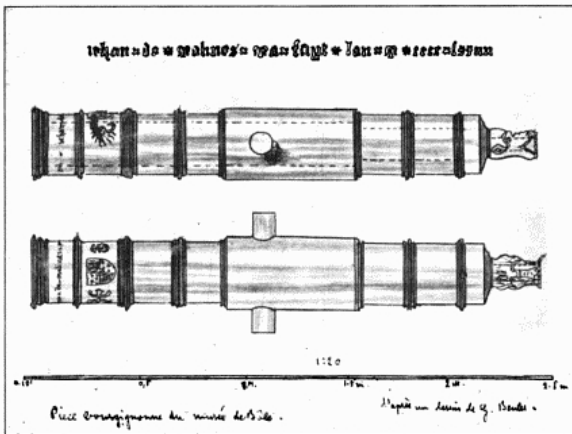


Abb. 10. Hauptstück „Burgunderin“ 1474

Die früheren burgundischen Geschütze aus der Murtenner Beute haben keine Schildzapfen, von der neueren Artillerie, die bei Grandson in die Hände der Eidgenossen fiel, ist nur noch unser Stück vorhanden. Die Erfindung des Balanceschildzapfens fällt also zwischen die Mitte des 15. Jahrhunderts und 1474.

Obwohl unser Rohr noch in seiner Konstruktion nicht so augenfällig von dieser der alten Hauptstücke abweicht, ist es doch schon leichter und weniger schwerfällig gebaut; ein besseres Verhältnis des Kalibers zur Rohrlänge ist zu konstatieren, ebenso der Kammer zum Rohr, der Stofsboden ist ebenfalls viel besser konstruiert; kurz, dieses Burgundergeschütz von 1474 weist alle die Vorteile und Verbesserungen schon auf, welche die Artillerie Kaiser Maximilians I. 30 Jahre später kennzeichnen. Um 1500 führte nach Boenheim (Zeugbücher des Kaisers Maximilian I. Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des A. H. Kaiserhauses B. XIII 1892

der Verminderung die „quarta bombardia“ Viertelbüchse oder auch, aus „quartana“ corrumptiert, die Karthaune rein“.

Unser Geschütz beweist jedoch (Boenheim scheint es nicht gekannt zu haben), dafs, so groß die reformatorischen Talente Kaiser Maxens auf artistischem Gebiet gewesen sind, er doch nicht völlig Neues geschaffen, wie Boenheim glaubt annehmen zu dürfen; er hat nur die Errungenschaften seines Vorgängers Herzog Karls des Kühnen von Burgund übernommen, verbessert und für seine ganze Artillerie gleichmäfsig eingeführt. Nach diesem Vorbild hat Maximilian die Scharfmetze gestaltet, dann ist er allerdings weiter gegangen und die Einführung der Karthaunen, Basilisken, Drachenköpfe, Not-, Feld- und Mittelschlangen sind sein Werk, ebenso die Einführung der Steilfeuergeschütze, der Haufnitz und Mörser. Was das Wort Metze anbetrifft, ist natürlich Boehems Erklärung die einzig richtige, immerhin

aber hatten viele älteren Geschütze Frauennamen, die mit der mezza-bombarda nichts zu tun hatten, weil man diese Geschützgattung noch gar nicht kannte; man vergleiche die dicke, die tolle Grete, die Mons Meg, hier haben wir sogar direkt die Metzze, Meg = engl. Margarethe = Metzze. Doch das nur nebenbei.



Abb. 11. Beuteverteilung von Grandson, „wie die büchsen geteilt werden“. Diebold Schilling's Luzerner Chronik Bl. 109a, 109b

Die Einführung der Schildzapfen hatte aber zwingend eine Umwälzung der bisherigen Art der Lafettierung zur Folge.

Die alte burgundische Lafette, wie sie an den Geschützen zu Murten und Neuenstadt noch heute betrachtet werden kann, sah die Verwendung der Schildzapfen nicht vor. Diese Lafette bestand aus Lade und Bank, die Bank war mit dem Lafettenschwanz und den Rädern verbunden, das Rohr lag in einer ausgehöhlten Lade mit Eisenbändern fest geschmiedet; diese Lade bewegte sich um einen Bolzen vorne bei der Bank zwischen den Rädern. Zur Führung und Richtung dienten zwei Riegel in Form von Hörnern, welche durch ein Eisengestänge nach vorn gehalten wurden, zum Feststellen dienten Löcher in den Hörnern und

Stellbolzen; das Rohr ohne Schildzapfen liefs sich nur samt der Lade elevieren und diese Elevation war sehr mühsam und nebenbei noch ganz unzuverlässig, da die Richtung nur in bestimmten Abständen erfolgen konnte.

Das änderte sich mit einem Schlage mit der Einführung der Schildzapfen: die Lade fiel weg und durch geeigneten Umbau der Bank konnte das Rohr direkt auf dieser aufgelegt werden.

Das Untergestell wuchs sich auf diese Art zur Blocklafette aus, die Schildzapfen lagerten in einem Einschnitt, der mit schmiedeeisernen Bändern geschlossen wurde und die Zapfen festhielt. Gerichtet wurden diese Geschütze mittelst eines Holzkeils, erst in späterer Zeit mit einer Richtmaschine.

Es wurde bis heute allgemein angenommen, dafs die Erfindung der Schildzapfen unter die Regierungszeit König Karls VIII. von Frankreich falle, 1483–1498. O. Baermann (Die Entwicklung der Geschützlafette, Thierbachfestschrift Dresden 1905, S. 81) führt eine Stelle des Paulus Jovius an, der von dem Einzug des Heeres Karls VIII. in Rom berichtet, die Franzosen hätten Geschützrohre gehabt, die in der Mitte ihrer Achse an Schildzapfen aufgehängt waren, um die Schüsse richten zu können. Den Franzosen hätten es die Venezianer und diesen Maximilian I. nachgebildet. Dieses stimmt jedoch, wie wir gesehen haben, nicht. Die Erfindung der Schildzapfen mufs burgundischen Geschützgießern zugeschrieben werden; von der burgundischen Artillerie übernahm Karl VIII. sowohl, wie Kaiser Maximilian, der ja in allernächster Beziehung zum Herzogtum stand, die Einführung des Balanzschildzapfens. Das älteste dieser datierten Geschütze ist das Basler Rohr von 1474, die Ausführung ist aber hier schon so vollendet, dafs die Sache früher erfunden worden sein mufs; wenn die Liller Stadtrechnungen 1465 Ausgaben angeben für Schildzapfen, welche man am Geschütz, das ohne solche gegossen wurde, anbringen konnte, mufs diese Kunst des Schildzapfengießens mit dem Rohr gemeinsam nach 1465 und vor 1474 fallen. An unserem Geschütz hat der kundige Meister seinen Namen dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert „Jehan de Malines“, Johann von Mecheln, nebst dem Gußjahr 1474.

In den Niederlanden war, neben Mons, wie wir schon früher erfahren („Mons Meg“), Mecheln einer der wichtigsten Plätze für Geschützgießerei in Flandern. Das aufstrebende burgundische Reich brauchte eine mächtige Artillerie und es hat sich auch bis zu den Burgunderkriegen eine geschaffen. Mecheln, günstig inmitten der burgundischen Provinzen gelegen, wurde der wichtigste Platz

sowohl für die Eisen- wie für die Bronzegießerei, besonders im Guß von Geschützen. Dieser Jean de Malines scheint nun einer der bedeutendsten Gießere gewesen zu sein; leider ist es nicht gelungen, über seine Lebensumstände Näheres zu erfahren. Wenn jedoch Karl der Kühne jemandem die Neuschaffung eines beträchtlichen Artillerieparkes anvertraute, muß dieser ein großer

Dieses Geschütz kann Herzog Karl gegen die Kaiserlichen nur bei der vergeblichen Belagerung von Neuss verloren haben.

Vergleicht man das Basler Stück, so ist die Burgunderin im Rohr völlig identisch. Die Rohrkonstruktion stimmt überein, nur ist das Burgundische Wappen auf dem letzten Feld des Rohrs, während es sich in Basel auf dem zweitletzten

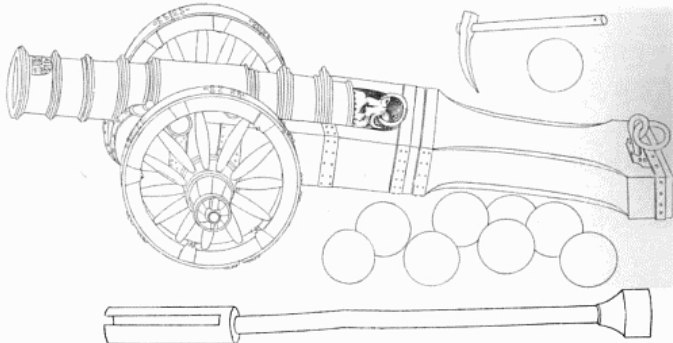


Abb. 12

Köner und Meister gewesen sein, der sich vor den andern ausgezeichnet hatte. Dieser Johann von Mecheln dürfte daher der Erfinder dieser epochemachenden Umwälzung in der Artillerie jener Zeiten gewesen sein, indem er Rohre mit Balanzschildzapfen goss. Der große Krieger Karl wird den Wert dieser Erfindung sofort angewendet haben; im gleichen Jahre 1474, als die Stücke kaum gegossen waren, wurden sie vor Neuss bei dessen Belagerung verwendet, denn auf keine andere Art dürfte ein solches Geschütz, wie wir sofort sehen werden, in den Besitz der Kaiserlichen gelangt sein. Der Codex icon. 222 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek München Blatt 60, der Vorarbeiten zu den Zeugbüchern Kaiser Maximilians enthält (hrg. v. Boeheim) bringt eine Abbildung eines Geschützes mit Balanzschildzapfen und Blocklafette mit der Beinschrift:

„Die Burgunderin heyls ich
Herzog Karl verlor mich“.

(Beschreibung bei Essenwein, Quellen, Taf. XLV bis XLVI S. 44 und kurz Boeheim, Zeugbücher Kaiser Maximilians, Jahrb. d. kunst-hist. Sammlungen d. A. H. Kaiserhauses B. XIII 1892 S. 119).

Feld befindet. Boeheim irrte sich, wenn er nach dieser Zeichnung annahm, die Schildzapfen seien zu weit nach vorne verlegt; sie sind auch im Original so und zwar in der Gleichgewichtslage des ganzen Rohres. Später sah man darauf, diese Lage zugleich in die Mitte des Rohres zu verlegen, was hier bei einem frühen Stück, das den Übergang zur späteren maximilianischen Artillerie bildet, noch nicht der Fall ist. Die Lafette ist der späteren ebenfalls ähnlich, nur noch einfacher; wir haben in ihr gewiß die originale Montierung dieser Büchse zu sehen mit der sowohl Eisen- als Steinkugeln geschossen werden konnten. Der Drachenkopf der Traube weicht ebenfalls ab, indem an Stelle des Rohrs mit Öffnung für den Hebebaum ein Hebering angebracht ist; da die spätere Zeit diese frühe Richtart nicht mehr kannte (sie kommt später nur noch bei Schiffsgeschützen [Drehbassen] vor), wird der Zeichner dies umgeändert haben. Stellen wir uns das Basler Geschütz mit Lafette vor, so muß dieses wie bei der „Burgunderin“ gefast gewesen sein.

Obwohl durch seine Inschrift und das vorher Erwähnte die burgundische Herkunft völlig ge-

sichert ist, dürfte es dennoch angebracht sein, die Zeugnisse der Zeughausinventare noch zu berücksichtigen. Sie melden (hier ohne Ausführung und Zitierung der gleichlautenden Stellen) folgendes:

Das Zeugmeisterbuch „Von der Mündung der Stuckhen“ verzeichnet 1591:

No. 112/13: Item zwey alte Metallene Stuckh von Herzog Carle von Burgundt.

Zeughausinventar von 1666 gleich wie oben. Zeughausinventar von 1709:

Item zwey grosse Schrotstuckh Nr. 46 und 47 darauff Herzog Karls wappen samt Ladzeug schiessen 85 Pfund.



Abb. 13. Detail der großen Basler Feldschlange. Histor. Museum Basel

„Steinpixen Herzog Carlins von Burgund Mundt Waite 22,5 cm (d. h. im Buch ist ein Kreis von 22,5 cm Durchmesser dabeistehend) 2 Stucken“.

Also übereinstimmend das Kaliber des Flugs unseres Rohrs.

Das Zeughausinventar vom gleichen Jahr kam keine nähere Bezeichnung aufweisen, hin-

Die Inventare der folgenden Jahre weisen keine Verschiedenheit auf, immer „Item zwei grosse Kammerstücke etc.“.

Etwas abweichend ist eine zweite Fassung des Inventars von 1782/83:

„44 und 45, Kammerstück von Metall 85 Pfund seind von Herzog Carl von Burgund erobert worden.“

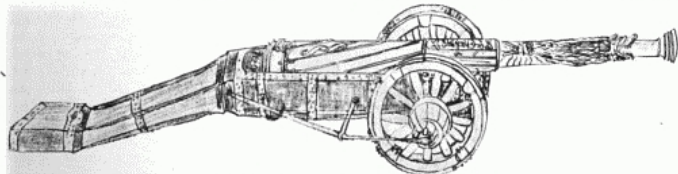


Abb. 14. Der Basilisk „Crocodill“. Zeughausmuseum Bl. 17/18

gegen bezieht sich darin „ain gross Steinpixen tregt Steyn 85 Pfund“ auf das Burgundergeschütz.

Zeughausinventar von 1630, Verzeichnis der Artillerie lautet:

Nr. 46: Ist ein altes Burgundisch Kammerstück 7 Schuoh lang.

Nr. 47: Ist eis ein gleich.

Zeughausinventar von 1634:

Item zwey Stuckh so mit Nr. 46 und 47 bezeichnet, seind alte Steinbüchsen oder Kamer Stuck 7 Schuoh lang.

Zeughausinventar von 1648 wie oben.

Zeughausinventar von 1662:

Im Inventar von 1783 heisst es dann zum letztmal: „2 Steinstücke 85 Pfund. Nr. 44 und 45 von Herzog Carl von Burgund erobert“. Zwischen den Jahren 1783 und 1819 klappt eine große Lücke in unsern Inventaren. 1783 datiert das letzte uns erhaltene Inventar und wahrscheinlich auch das letzte, das im 18. Jahrhundert in Basel aufgenommen wurde. Die Stürme der französischen Revolution brachen herein; allein der Verlust des zweiten Geschützes von 1474 ist wahrscheinlich nicht den Kriegswirren zuzuschreiben, sondern das Geschützrohr fand seinen Weg zum Schmelzofen kurz nach 1783. Im Jahre 1791

erfolgte ein Neugufs der gesamten baslerischen Artillerie, der 1796 vollendet war. Die Not der Zeit, die drohende französische Invasion, ließ die alten Geschütze verschwinden, um in neuer kriegsbereiter Gestalt wieder hervorzugehen.

Immerhin war aber die Macht der Überlieferung und die Achtung vor dem durch Jahrhunderte aufbewahrten Beutestück groß genug, ein Geschützrohr zurückzubehalten; auch das große Rohr der Feldschlange von 1514 ist damals dem Schicksal des Schmelzens entgangen. Jedenfalls hat sich ein feinsinniger und pietätvoller Zeugherr um die Erhaltung dieser Geschütze verdient gemacht.

Unser Geschütz wird dann erst 1819 wieder erwähnt und zwar sonderbarer Weise als aus der Beute von Nancy stammend:

„Burgunder Stück „Trophäe von Nancy“ Mündung 8⁶“ und lang 6⁸9“.

Die letzte Erwähnung geschieht dann 1837 im Zeughausinventar: „Kanonen metallene 1 Burgunder à Pfund 1936“ und gibt also noch das genaue Gewicht an.

Das Geschützrohr lag von da an im Zeughaushofe, wie das zuerst beschriebene Hauptstück der d'Auxy und kam mit ihm ins historische Museum.

Es erübrigt uns noch zu erfahren, wann und wo dieses Geschütz den Baslern in die Hände fiel. Der schon genannte Knebel gibt uns auch hier Auskunft; nach der Schlacht von Grandson kamen zwei mit burgundischen Wappenschildern geschmückte Bombarden nach Basel und zwar am 14. März 1476.

Johannis Knebel Capellani ecclesiae Basiliensis Diarium:

S. 365. 23. 14. Merz 1476 (nach der Beuteverteilung von Grandson).

„Die mercurii 14 marcii venerunt nostre gentes Basileam, deferentes secum duas magnas bombardas, clipeis Burgundorum infusus.“

Am 2. März fand die Schlacht statt, 12 Tage darauf waren die Beutestücke in Basel.

Leider ist es dem Verfasser nicht gelungen, in den Bilderchroniken eine Abbildung unserer Bombe ausfindig zu machen, wir müssen uns mit der Abbildung in dem maximilianischen Inventar begnügen; die vorkommenden Stücke in den Bilderchroniken weisen alle auf frühere Formen zurück. Immerhin ist es gelungen, den Herstellungsort und die Herkunft des Burgunder Geschützes von Basel zu bestimmen, sowie ein bisher beinahe unbekanntes Prachtstück der Artillerie des XV. Jahrhunderts weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Haben wir in den zwei vorhergehenden Stücken hervorragende Vertreter des 15. Jahrhunderts betrachten können, so tritt uns mit dem letzten der großen Geschütze im historischen Museum zu Basel ein glänzender Typus vom Anfang des 16. Jahrhunderts vor Augen, ein Rohr, das nicht nur waffengeschichtlich von Bedeutung, sondern auch von großem künstlerischen Reiz ist.

Wir beginnen wiederum mit der Beschreibung des Stückes selbst, um dann zu erforschen, was die schriftlichen Quellen berichten. Eine bildliche Darstellung aus seiner Zeit konnte für dieses Geschütz nicht aufgefunden werden, immerhin jedoch weisen die Zeughücher Kaiser Maximilians ähnliche Rohre, sowie deren Lafettierung auf, so daß man dieses Versagen des Bildmaterials eher verschmerzen kann.

Für das Geschützrohr vergleiche man die Abbildungen 1 oben und Abb. 9 oben.

Das Geschützrohr, eine doppelte Feldschlange, sog. Drachenkopf oder Basilisk nach dem Typus der Artillerie Kaiser Maximilians I. ist ein Bronzevorderlader mit reichem Dekor, welcher nach dem Guß nachgemeißelt und ziseliert wurde.

Das Rohr besteht aus dem Kammerstück und Vorderstück. Wir beginnen unsere Schilderung mit der Traube: sie ist gebildet in Gestalt eines Drachenkopfs mit Ring im Rachen, dieser Kopf geht hinten strahlenförmig in den Stofsboden über und ist am Stofsboden gewulstet. Der Innenrand des Bodens zeigt einen übereinander greifenden Blätterkranz, der Außenrand ist glatt und zwölfeckig.

Das Kammerstück ist am Stofsboden verstärkt und zeigt in Quergliederung zwölfeckige Bandfriese mit Blattwerk. Das ganze Rohr hat bis dicht hinter die Schildzapfen eine zwölfeckige Gestalt, aus dem Fries am Kammerstück hinten brechen 16 nach außen züngelnde erhabene heraldische Flammen hervor. Das Zündloch mit viereckigem Rand und runder Pfanne ist schräg nach der Mündung zu gebohrt. Das Scharnierband fehlt, es ist weggemeißelt worden. Am Ende des Kammerstücks findet man die erhabene Jahreszahl 1514.

Das Mittelstück wächst ohne Quertrennung aus dem sich verjüngenden Kammerstück. Sein Beginn ist oben außen durch ein Relief angezeigt, ein Tartschenschild mit Baselstab und zwei Löwen auf Felsen als Schildhalter, das Wappen der Stadt Basel.

Die Schildzapfen sind sehr stark und von zylindrischer Gestalt. Oben sind zwei offene Henkel angebracht, welche Drachenköpfe mit geschupptem Hals darstellen, sie sind im rechten

Winkel zur Längsrichtung des Rohrs gedreht und halten im Rachen Querknebel, welche zum Befestigen des Aufzugsseils oder der Kette bei der Montierung auf die Lafette dienen.

Die Seiten der Knebel, welche gegen das Kammerstück zu zeigen, sind abgebrochen.

Den Abschluss des Mittelstücks bildet ein quergegliedertes Kettenornament, in ein Blattornament übergehend und daranschließend ein reicher gotischer Fries in der Art eines Sockels.

Das Vorderstück von runder Gestalt hat vor dem obigen Fries ein breites Schriftband mit umgebogenen fliegenden Enden. Die Inschrift ist erhaben in gotischen Minuskeln:

„ich / bin / der / trach / ungehir
was / ich / schis / das /
tuon / ich / mit / fir / meister
jerg zu Strasburg
/ gos / mich /“

Hinter dieser Inschrift geht das runde Rohr dann nach vorne in den Hals nebst Kopf eines Drachen über, welcher das Mundstück im offenen Rachen hält. Die Mündung ist mit reichem gotischem Fries w. o. versehen, dann verstärkt, von achteckiger Gestalt mit einbezogenen Seiten.

Die Maße sind folgende:

Rohrlänge 493 cm,

Länge der Traube 28 cm,

Länge vom Stofsboden bis an die Schildzapfen 197 cm,

Umfang beim Stofsboden 127 cm,

Umfang bei der Mündung 104,5 cm,

Kaliber 12,5 cm,

Seelenlänge 486,5 cm,

Höhe der Mündung an den Kanten 34 cm,
an den Einbiegungen 30 cm,

Kugelgewicht 12 Pfund Eisen,

Rohrgewicht 4687 Kgr.

Über die Herkunft dieses prächtigen Rohres berichten uns wieder vorerst die Basler Zeughausinventare.

Es heißt laut Zeughausinventar 1591:

„Zwo dopeler Schlangen mit Drackenköpfen tragen Eisen 15 Pfund“,

laut Verzeichnis des Zeugmeisterbuches „Von der Mündung der stucken“ 1591:

„Nottschlangen 2 lange Stück mitt Drackenköpfen tragen Eysen 14 Pfund handt No. 5 und 6, Bringen an Stab 15 Pfund“.

Die beigezeichnete Kalibergröße beträgt 12,5 cm, Kreisdurchmesser 6 cm, 2 Längenmaße 15,5 und 18 cm.

Da es sich in diesem Verzeichnis nur um das vorliegende Stück handeln kann, und sich keine weiteren Geschütze mit Drackenköpfen 1514 im Zeughaus befanden, so muß die Angabe des

Kugelgewichts von 14 Pfund auf ungenauer Messung, Irrtum oder anderer Art der Kugel beruhen. Das Kaliber stimmt genau.

Ferner laut Zeughausinventar von 1630:

„No. 40 Ist ein Feldtschlang, 15 Schuch lang, schiest 12 Pfund Eisen“.

Laut Zeughausinventar 1634:

„Item zwey Stuck so mit No. 40 & 41 bezeichnet, seind Feld Schlangen 15 $\frac{1}{4}$ schuh lang und Schiessen 12 Pfund Eysen“.

Laut Zeughausinventar 1648 wie 1634.

Laut Zeughausinventar 1662:

„Doppel-Schlangen 11 und 12 schiessen 12 Pfund“.

Laut Zeughausinventar 1666 wie 1634 & 1662.

Laut Zeughausinventar 1709:

„Item zwo Schlangen mit eckichten Drackenköpfen No. 11 und 12 darauff die Jahreszahl 1514 sambt Ladzeug schiessen 12 Pfund,

Die Zeughausinventare von 1711, 1721, 1731, 1766, 1781/83 haben den gleichen Text wie 1709.

Laut Ergänzung & Duplikat des Z. I. 1781/83

„2 halbe Schlangen 12 Pfund No. 11 und 12 wägen 937 $\frac{1}{4}$ Pfund, Der Drach, Der Lindwurm“.

ferner: „2 Schlangen Schiessen 12 Pfund, Jahreszahl 1514, Der Drache, der Lindwurm,

laut Zeughausinventar sine dato um ca. 1800.

„Halbe Schlang No. 11 und 12 1514, schiessen 12 Pfund, Länge 14 Schu 2 Zol, Länge der Seele 13 Schu 4 Zol. Calibre Weite 4 Sch. 6 Lini. Metalldicke am Bodenstück 8 Zol 8 Lini.

Länge der Schildzapfen 4 Zol 8 Lini. Diameter 4 Zol 8 Lini. Machen an Gewicht 93 Centner 7 $\frac{1}{4}$ Pfund. Der Lindwurm und der Drach“.

Laut Zeughausinventar 1819.

„1 Feldschlang 12 Pfunder Mündung 4" 7" und lang 13' 5"“.

Laut Zeughausinventar 1826.

„1 Feldschlang 12 Pfund“.

Laut Zeughausinventar 1833 wie 1826.

Laut Zeughausinventar 1837:

„1 Feldschlange à 4900 Pfund“.

Alle diese Maße stimmen mit unserm Stück überein.

Von da an wird das Rohr nicht mehr in den Inventaren angeführt; das andere wurde bei der Neuschaffung der Baslerischen Artillerie Ende des 18. Jahrhunderts vergessen.

Eine weitere wichtige Quelle bilden die im Basler Staatsarchiv aufbewahrten Archivalien, besonders Jahrbuchungen der Stadt vom Jahre 1513/1514, welche sich auf den Guß neuer Artillerie beziehen. Damals wurden 6 Geschütze gegossen, und zwar: „zwo doppelte Carthausen 1514“

zu 96 Pfund Eisen Kugelgewicht, „zwo Schlangen mit eckichten Drackenköpfen 1514“ zu 12 Pfund

Eisen, „zwo gantze Carthaunen 1514“ zu 48 Pfund Eisen; auf das erhaltene Stück haben folgende Stellen Bezug:

Item 11 Pfund 8 sh. 4 d. haben meister Jorg der Buchsenmeister ein Knecht unnd ander Wercklüt verzert als sy die alten Buchsen zerlagen haben und den hofe ze rumen taglon.

„Item 26 Pfund 18 sh. 9 d. Peter Byan und andern knechten geben ze Ion ze wercken zu furgang des wercks der büchsen.

Item 5 Pfund 17 sh. umb 39 zuber kolen zu den buchsen ze giessen.

Item 11 Pfund 16 sh. von bleszbelgern ze bletzen unnd umb etlich nuw geben.

Item 135 Pfund 17 sh. geben um 8 centner und 36 Pfund ynn umb ein jeden centner 13 gulden so zu den buchsen kommen sind.

Item aber geben 50 Pfund 7 sh. 6 d. umb ynn zu den buchsen.

Item 88 Pfund 8 sh. 4 d. den knechten so dem meister geholffen auch verzert unnd umb etlichen zug geben.

Item 57 Pfund 12 sh. 10 d. aber umb kolen geben.

Item 12 Pfund sh. 2 d. umb ysenwerck zu den buchsen giessen komen geben.

Summa 450 Pfund 3 sh. 11 d.

So ist uszgeben diesz jars verrechnet bisz uff Johanns vergangen so über das buchsen giessen gangen ist tuot 400 Pfund 18 sh. 11 d.

Ferner lauten im Jahre 1514/1515 die Nachrichten:

Item 1338 Pfund 16 sh. 10 d. geben meister Jorgen dem buchsenmeister die 6 stuck buchsen ze giessen und ouch umb Holtz und fur zerung furung und ander unkosten daruff gangen“.

„Verschenkt Prima Angaria:

Item 1 Pfund 16 sh. 8 d. geschenkt zu vertrincken in Keyserlich Majestat und der Statt Strasburg Zughus als unser werchlut das gefess [Lafette] der buchsen besehen haben“.

„Item [?] 10 Pfund geschenkt Meister Bernhart zwiffel dem S[.]n von Strasburg fur die zerung Muh und Sumnis als er von uns beschrieben ist worden unser nuw geschutz se fassen“.

Erst im folgenden Jahr folgt der Abschluß der Arbeit laut Jahrrechnung 1515/16:

„Item 331 Pfund 2 sh. 4 d. so diss jars aber die neuen Buchsen ganzen ussgeben ist“.

Außer diesen Quellen sind im Basler Staatsarchiv noch weitere über den Gufs von 1514 und seinen Meister Jerg von Straßburg vorhanden, die für unsere Ausführungen in Betracht kommen. Die wichtigste Nachricht für den Geschützguß von 1514 bringt das „Bestellungsbuch“ S. 17 (B.)

einen Vertrag über die Herstellung mehrerer Geschütze — 1513 Dezember 17 datiert. (Basler Urkundenbuch B. IX. p. 376/77. No. 414).

„Ze wissen, dass wir Wilhelm Zeigler burgermeister und der ratt der statt Basel dem gysser von Guntheyn, burger zu Strassburg hienach bestymt stuck buchsen quartonen und nottschlengen, hie by uns ze giessen, verdingt und inn sollichem verding uns hienach vermerckten articklen vereynbart haben, die ouch von beden teilen steet und vest gehalten werden: Nemlich es soll bemeister meister Jerg uss und mit unserm zug vier quartonen, dero yede uff funff und fünfzig centner swer und zechen schu lang ouch sin soll, dessglichen achtzig pfund swer gross ysenstein schiessen, und zwo not schlengen, dero yede einen yissen Klotz oder ysenstein, so zwolf pfund wigt, schiessen, zum fuerderlichsten hie by uns gysssen; und solle derselben nottschlengen yede sechszechen schu lang sin. Und so die alle gegossen werden, soll er, meister Jerg, die beschyessen nach notdurfft in unserm costen, doch uns werschafft thun und geben also und mit den furworten, wann die oder dero eyne oder mer inn dem, so er die beschusst, brechen oder sunst unwerschafft sich erzeigen wurde, so soll er, meister Jerg, an derselben zerbrochenen und unwerschafftigen buchsen statt uss, so vil der were, ander gute werschafftige buchsen inn sinem costen und schaden, ouch gentlichen one alle unsere entgeltniss, inn der gissen, swere und gesdalt davor beschriben wider giessen und wider machen. Dessglichen soll ouch er, meister Jerg, die bildwerck schmidwerck und sust alle arbeit darzu dienlich durch sich selbs und sine knecht inn sinen costen und lifferung thun und volbringen; doch mag er, meister Jerg, zu gelegnen ziten, so sine knecht siner gegenwertigkeit enterben mogent, wol hyn weg ritten, andere syne werck ouch zu versorgen. Und wenn obgemelter meister Jerg solich buchsen giessen will, so sollent wir im allen zug als kol ysen stahel und blossbelg, so vil er dero bedurff und notdurfftig sin wirt, zu sollichem giessen geben und darzu ruckknecht, die graben, und sust knecht, die blegen helffen, inn unsern costen bestellen und halten, so lang er dero bedarf. Und so die vorernemten buchsen gossen und werschafftigt erfunden werden, so sollent wir im von yedem centner dritthalben guldin, ye ein pfund und funff schilling fur yeden guldin gerechnet, bezalen und sust nit witter ze geben schuldich noch pflichtig sin, govert und arglist hierinn usgeschlossen. Und dess zu urkund so sint dier verkommis und abgereden verdings zwen zedel von worten glich lutende geschriben und yedem teil einer geben uff sambstag nechst vor sant

Thomas dess heiligen zwolf botten tag, nach Christi geburt tusent funff hundert und dryezehen jare.

Aufser dieser Urkunde kommen noch folgende Belege in unsern Quellen in Betracht*)

„Anno etc. XV^e XV uff sambstag nach exaltationis crucis gerechnet mit meister Jergen dem buchsenmeister von Strazsburg der vier letzten gegossen slangen halb halt alle vier gewogen I^c VII C (entner) und XL VIII Pfund gibt man im von dem centner 3¹/₂ ff (Gulden); tutt zuzamen II^c LXVIII ff. III ort.

Hieruff halt meister Jerg empfangen uff datum davor geschriben II^c ff.

Anno etc. XV^e XVI jare uff dornstag nach toto michi hant J. Ludwig Kilchmann und Conrat David als dreyerheren aber geben meister Jergen dem buchsenmeister uff sin arbeit als obstatt LVIII ff. und III ort.

Es würde zu weit führen, obige Ausgaben umzurechnen, um die Kosten der Giefserei etc. und wie sie sich auf die einzelnen Geschütze verteilen, zu erfahren.

Wir wollen daher von allen weiteren Fragen absehen und nur beantworten, wo der „Drach“ von 1514 gegossen wurde und von wem.

Diese Jahrrechnungen zeigen uns Folgendes, wenn wir sie aufmerksam betrachten.

Die neue Basler Artillerie von 1514/15 war völlig verschieden von der früheren. Der Umschwung im Geschützwesen, von Herzog Karl dem Kühnen eingeleitet, vollzog sich mit großer Raschheit unter der bahnbrechenden Tätigkeit Kaiser Maximilians. Er erleichterte das Positionsgeschütz und ebenso das Feldgeschütz; die Verschiedenheit des Kalibers mußte einem einheitlichen System weichen, für jede Geschützgattung ihr besonderes Kaliber, die Balanzschlitzzapfen wurden an jedem Geschütz angebracht, die Lafetten vereinfacht zu Blocklafetten; die großen Legstücke fielen weg, oder blieben als Prunkstücke Zierden der Zeughäuser. Die Stadt Basel stand am Ende des XV. und am Anfang des XVI. Jahrhunderts in schwieriger Lage, es galt alle militärischen Kräfte anzuspannen; so lesen wir in den Ausgaben der Jahresrechnungen aus den 1490er Jahren von großen Anschaffungen an Kriegsmaterial, die großen Steinbüchsen wurden in Ordnung gebracht, Handbüchsen neu gegossen, ebenso Hakenbüchsen.

1491 wurde die große Büchse der Stadt, die Rennerin, die aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts stammte, zerbrochen, um von neuem verwendet zu werden. Über diesen Guß und die von daher stammenden Geschütze sind wir nur ganz spärlich

unterrichtet. Es werden diese Geschütze, deren Zahl wir ebenfalls nicht ermitteln konnten, zwei Jahrzehnte später wieder umgegossen worden sein; ins 17. Jahrhundert ist keines herübergekommen.

1498 beschloß man mit den veralteten Beständen gänzlich aufzuräumen. Alles „alte unnütze gezüg von buchsen“ wurde ausgemustert und zerschlagen. Daraus ersehen wir, daß nur mehr noch Bronzerohre im Gebrauch waren, die eisernen Büchsen sind für die schwere Artillerie aufgegeben worden und treten erst wieder bei Beginn des XVII. Jahrhunderts in Basel auf.

Der Neuguß der Stücke wurde begonnen und meist durch Thomas Scholer, den „Hafengiesser“ von Basel vollendet. Diese Umwandlung rückte, wie uns die Rechnungen zeigen, von 1500 weg nur ganz langsam vor. Es wurde nur mittlere und leichte Artillerie gegossen, erhalten hat sich davon nichts.

Diese Arbeiten wurden im Basler Zeughaus ausgeführt, das eigens dazu eingerichtet war.

1496 wurde eine eigene Pulverstampe gebaut. Leider ist vor dem Jahr 1591, abgesehen von einem von 1415¹⁾, kein Zeughausinventar auf uns gekommen und wir kennen daher von dem früheren Baslerischen Geschütz nur was sich bis über 1591 erhalten hat.

Der Krieg der Eidgenossen mit Kaiser Maximilian streifte hart an Basel vorbei: 1499 Niederlage der Kaiserlichen bei Dornach; die Stadt hielt damals Neutralität und konnte sie, dank ihrer Kriegsbereitschaft auch durchführen, wie überhaupt Neutralität sich nur durch stete Kriegsbereitschaft bewahren läßt. 1501 trat Basel in den Schweizerbund. Die großen Zeitereignisse in Italien, die unsichere Lage Europas, alles das drängte damals dazu, die Artillerie in Basel, trotz der teilweise Neuschaffung durch Scholer, nochmals umzuändern und zwar im Sinne der Reformen des großen Geschützmeisters Maximilian I. Das geschah in den Jahren 1513/14. Wir kennen aus den Zeughausinventaren die Geschütze, welche 1514 gegossen wurden, es sind wie schon erwähnt 6 Stücke und zwar nur große Artillerie; was an leichten Feldgeschützen vorhanden war, erfahren wir nicht, jedenfalls war es eine beträchtliche Anzahl. Das Inventar von 1591 zählt 12 schwere Geschütze und 90 Feldgeschütze als noch kriegsbrauchbar auf, daneben noch wenige alte Bestände, die vor 1514 stammen. Das war aber nur das im Zeughaus befindliche Geschütz; jenes auf der Umwallung der Stadt ist nicht mit gerechnet. Die schwere Artillerie

¹⁾ Publiziert im Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde. N. F. XII, p. 229 „Dr. Ed. A. Geßler, ein Basler Zeughausinventar von 1415“.

*) St.-A.-Akten Finanz N. 5, 2, Denkbüchlein des Dreieramts Fol. 5.

des Neugusses von 1514 bestand aus 2 Doppelkarthausen von 96 Pfund Kugelgewicht (also die „Scharfmetze“ der maximilianischen Geschützordnung) ferner aus 2 ganzen Karthausen zu 48 Pfund und 2 Schlangen mit Drachenköpfen (maximilianische Notschlangen) zu 12 Pfund. Das Kugelgewicht ist auf Eisen gerechnet.

Das erhaltene Stück gehört zur Gattung der Schlangen mit Drachenköpfen, Notschlangen.

Nach unsern Rechnungen sind die alten Büchsen im Werkhof zerschlagen worden; dieses ist der Hof des jetzt noch erhaltenen Zeughauses, welcher diese alte Bezeichnung noch trägt.

Als Büchsenmeister wird Jörg von Gunthein (Gunthein), Meister zu Straßburg erwähnt, mit beim Guß beschäftigt ist ein Peter Byan von Basel. Die ganze Prozedur des Gusses ist, wie die Belege klar zeigen, im Werkhof vor sich gegangen, der ja von den früheren Gießarbeiten her eingerichtet war, was nebenbei dadurch bestätigt wird, daß die Blasbälge „gebletzt“ d. h. geflickt wurden, und nur einige neu angeschafft zu werden brauchten. Auch die allmählichen Auslagen zeugen für einen Guß in Basel: man holt die Kohlen zuberweise, also in grofsen Holzgefäfsen. Das Zinn hingegen wird von auswärts bezogen worden sein, es „kommt“. Das Giefsen fand also nach diesen Ausgaben im Jahre 1513 sukzessive statt, 1514 war der Guß der 6 grofsen Geschütze vollendet und dem „meister Jorgen“ wird seine Forderung glatt bezahlt.

Nach dieser Zahlung wird nochmals eine Summe 1514/15 erwähnt von 331 Pfund 2 sh. 4 d. „so über die neuen Buchsen ganzen ussgeben ist“.

Diese Summe wird ausdrücklich mit Auslassung der an Meister Jörg erfolgten Zahlung genannt, sie hat also mit dem Guß gar nichts zu tun.

Meister Jörg hatte 1514 die Rohre gegossen und zwar im Zeughaushofe („hie by uns“) zu Basel. Nirgends ist eine Spur eines auswärtigen Gußes aus den Akten herauszulesen, wohl aber bezeugen die weiteren Stellen eine Bestellung der Fassung der Geschütze, der Lafetten, von auswärts. In den früheren Ausgabenbüchern ist immer erwähnt, oder dann der sichere Schluss zu ziehen, daß die Fassung in Basel hergestellt wurde, hier aber ist es anders. Diese Lafetten sind in Straßburg hergestellt worden, die Werkleute von Basel übernehmen das „gefess der Buchsen“ im Zeughaus von Straßburg und man vertrinkt das Geldgeschenk des Basler Rats „in keyserlich Majestat und der Statt Straßburg Zughus“. Ebenso beweist das Geschehen an Meister „Bernhart zwiffel“, dessen Beruf im Manuskript leider unleserlich ist, daß er in Straßburg die neuen Basler Rohre lafettiert hat. Die Kosten werden

die schon erwähnten 331 Pfund betragen haben. Die Lafettierung machte Schwierigkeiten, die Blocklafetten konnten nicht am Ort fertiggestellt werden, weil geeignete Arbeitskräfte, kundige Meister, fehlten; die Blocklafette war damals eine noch neue Erfindung und da war das Straßburger Zeughauspersonal, zumal sich dort eine kaiserliche Gießstätte befand, im Vorteil gegen die Basler Meister, welche die neue Fassung nicht gut herzustellen imstande waren. Wie eine solche Lafette ausgesehen haben mag, zeigen uns die Zeugbücher Kaiser Maximilians.

Meister Jörg von Gunthein wies daher den Rat auf Bernhard Zwiffel in Straßburg hin, und man ging sofort auf dieses Angebot ein, indem man den erwähnten Bernhard 1514 auf Weihnachten nach Basel einlud, samt Meister Jörg, der nach Beendigung des Gusses wieder nach Straßburg zurückgekehrt war.

Das Schreiben lautet für beide Meister sehr schmeichelhaft. Es ist uns in den Missiven erhalten und erwähnt zugleich zum zweiten Mal den Namen des Meisters Jörg.

„Meister Jorgen Gunthein den buchsengießser zu Straszburg.“

Wir der Statthalter etz als ir unns diz vergangen zytt ein merklich geschütz buchs gegossen, der masz wir noch ganz hochgevolen empfangen undn aber durch unnsr lieb getrubw und lonherrer uwers getruwen rats, wie dieselben stuck zu dem verfenglichisten gefasst und desselben halb nach notturfft versehen werden mochten, gepflegen, daruff ir uch und andern vernunftigen angezoigten rattslagen haben laszen merken. Wie denn uch gutt geduncken, daz meister Bernhart Zwiffel zu Straszburg sollicher kunstrichen arbeit wol bericht und unns darinn erschlieszlich sin mocht. So wir nu das von den gedachten unnsrer verordneten vernommen, haben wir ab uwer rattslag so vil gevollen empfangen, daz unns gelieben will mit demselben deshalb red ze haben. Uff das cot unnsrer ernstlich bitt undn beger an uch, ir wollen in unnsren nammen den gedachten meister Bernhartten vernögen, daz er mit uch und ir mit ihm dez zukunfften yrttag unverzoiglich by unns wellen erschinen und von sollichem Werck und verding, wie ir damit anzoigt habent, sleslich red ze tund. Ob ir aber geschefften uwer person halb ye nit mochten erschinen, wie wol wir achten, ir unns zu gevallen, was uch moglich sye, tun werden, und unns des und keins andern zu uch versehen, so wollen doch gedachten meister Bernhartten so wytt bitten undn vernögen, sich in genannter zytt uff unnsren costen by unns ze verfügen und unns an sollichem mit dienstlichem Willen ze be-

gegenen. Das wollen wir um euch bed unnd yeden in sonnders zu beschulden unvergessen haben. Datum sonntag vor navitatis christi anno etc. XIIIIL⁴

St. A. Basel Missiven A 15 fol. 111.

Meister Bernhardt führte nachmals zur völligen Befriedigung des Rates die Lafettierung durch, und die neue schwere Artillerie Basels war hiemit kriegsbereit. Jedenfalls fanden nach der Lafettierung die im Vertrag mit Meister Jörg stimulierten Schussproben „die Beschießung“ statt. Erhalten sind uns keine Nachrichten, die Sache muß daher zur Zufriedenheit ausgefallen sein, und der Name des Meisters der auf dem Geschützrohr verewigt war, hatte seinen Platz verdient: „meister jerg zu Strasburg gos mich“.

Wir haben jedoch aus den Akten ersehen, daß unser Geschütz in Basel gegossen wurde, und zwar von einem Meister Jörg (Jerg) der sich selbst „zu Strafsburg“ bezeichnet, dieses „zu“ dürfte mit dem heutigen „von“ im Sprachgebrauch übereinstimmen, so daß also dieser Meister Georg von Strafsburg gebürtig war oder doch dort wohnte.

Wer war nun dieser Meister Jerg? Unsere Archivalien nennen ihn von Guntheyn, Guntheim. Dies ist Gundheim in der Nähe von Herrenheim bei Worms am Rheine gelegen und von da muß er nach Strafsburg gekommen sein und dort das Bürgerrecht erworben haben. Leider ist es dem Verfasser nicht möglich gewesen, in Strafsburg archivalische Studien anzustellen, und das Basler Archiv weist kein weiteres Material über unsern Meister auf. Wir wissen daher nichts bestimmtes über Meister Jerg von Guntheims frühere oder spätere Tätigkeit. Das dagegen dürfen wir annehmen, daß der Rat von Basel, bevor er einen solch großen Auftrag vergab, unter den damaligen Geschützgießern jedenfalls tüchtig ausgemacht hat, und daß ein erprobter und erfahrener Gießler ausgesucht wurde, um die

neue Artillerie zu schaffen. Wo konnte nun dieser seine Kenntnisse herbezogen haben? Er verstand das maximilianische Geschützweesen von Grund aus und mußte einen famosen Lehrmeister gefunden haben. Sehen wir uns unter den berühmten Gießern vom Anfange des 16. Jahrhunderts um, so fällt unser Blick auf die beiden Brüder Hans und Jörg Seelos. Sie gehörten unter die besten Stückgießer jener Zeit und hatten sehr großen Anteil an der Neuanschaffung der kaiserlichen Artillerie durch Maximilian I. Hans Seelos nun arbeitete urkundlich von 1506—1508 in Strafsburg in der Gufsstätte für den Kaiser; ob er schon früher in Strafsburg weilte, wissen wir nicht. Dieser Hans Seelos war einer der bedeutendsten Meister der Geschützgießkunst im Anfange des XVI. Jahrhunderts und von ihm dürfte Jerg von Guntheim seine Kenntnisse erworben haben; bei ihm wird er zu Strafsburg seinen Lehrgang vollendet haben; er hat seinem Meister Ehre gemacht mit der Schaffung der schweren Artillerie Basels. Meister Jerg wird beim Wegzug des Hans Seelos von Strafsburg 1511 das Haupt der dortigen Werkstatt geworden sein, daher er sich auf seinen Rohren „zu Strafsburg“ nennt und seinen Namen Guntheim zugunsten von Strafsburg änderte; er durfte das, denn die Gufsstätte von Strafsburg war weit berühmt und der Name hatte einen guten Klang.

Wir sind mit diesen Ausführungen über die schwere Artillerie, die sich im Zeughaus der Stadt Basel erhalten hat, zu Ende, und haben gesehen, daß die drei jetzt im historischen Museum befindlichen Geschütze in ihrer Art einzig und von großer Wichtigkeit für die historische Waffenkunde sind.

Das noch erhaltene leichte Feldgeschütz, darunter zwei Falkonen von 1549 und 1550, soll das Ziel einer späteren Arbeit werden.

Das Geschützweesen des Altertums und des Mittelalters

Von W. Gohlke

(Fortsetzung und Schluß aus Band VI, Heft 1, S. 21)

Sind im Mittelalter neben den Hebelgeschützen auch die Torsionsgeschütze im Gebrauch geblieben?

Die Schriftsteller, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, sind geteilter Meinung.

Diejenigen, die diese Frage nur aus dem Grunde bejahen, weil die alten Benennungen antiker Wurfmaschinen auch im Mittelalter vorkommen, können außer Acht gelassen werden,

da, wie bereit erwähnt, alte Namen sehr häufig auf die neu auftretenden Waffen übertragen werden, die denselben Zweck, wenn auch mit andern Mitteln, zu erreichen suchten. Andere Schriftsteller¹⁾ treten für das Vorhandensein der Torsionsgeschütze aus dem Grunde ein, weil Chronisten des Mittelalters häufig von der Besch-

¹⁾ Dufour, Mém. sur l'artillerie des anciens; F. Hoyer, Gesch. der Kunst u. Wissenschaften, 1797/99.

wirkung der Geschütze ihrer Zeit berichten, obgleich die Hebelgeschütze diese Wirkung nie ausgeübt haben. Da aber andere als Torsions- und Hebelgeschütze nicht vorhanden gewesen sind, so müssen die Torsionsgeschütze in dieser Zeit jene Wirkung ausgeübt haben. Bresche zu legen waren aber die Torsionsgeschütze ebenfalls nicht imstande. Selbst diejenigen, die den Torsionsgeschützen den Vorrang vor allen anderen Wurfzeugen zusprechen, verfahren sich mit Nachdruck dagegen, daß die Artillerie der alten Welt Bresche zu legen vermochte.⁷⁾ General Köhler und andere⁸⁾ mit ihm vertreten die Ansicht, daß Ballisten der ältesten Art, sowie der Onager neben den Hebel- oder Wagebalkengeschützen auch im Mittelalter noch im Gebrauch blieben. Auch Gustav Freytag in „Vom Mittelalter zur Neuzeit“ S. 289 schreibt: „Haare und Pferdeschwänze für die Stränge (der Wurfgeschütze) wurden von den Städtlern sorglich aufbewahrt und durch erfahrene Leute zugerichtet“.

Die für obige Ansicht von Köhler in seiner „Entwicklung des Kriegswesens in der Ritterzeit“ 3. Band, 1. Abt. S. 153 u. ff. aufgeführten Gründe hat Rudolf Schneider im V. Band dieser Zeitschrift S. 231 u. ff. nebst ihren Gegengründen erörtert.

Nach ihm liefert Prokopius (500—565) das letzte sichere Zeichen für die Verwendung antiker Torsionsgeschütze; ob die Byzantiner sie noch um 1100 n. Chr. gebraucht haben, ist ungewis, im westlichen Europa kamen um diese Zeit keine mehr zur Verwendung.

In Napoleons III. (Favé) *Études sur l'artillerie II 1851* und mit ihm in Hewitt „*Ancient Armours and Weapons in Europa*“ 1855 wird durch zahlreiche Zitate aus Berichten des 12. bis 16. Jahrhunderts nachzuweisen versucht, daß in dieser Zeit nur große Armbrüste und Maschinen mit Gegengewichten aber keinerlei Torsionsgeschütze bestanden haben. Nach Jähns⁴⁾ „Geschichte des Kriegswesens“ S. 648 kann mit ziemlicher Gewisheit behauptet werden, daß die Torsionsgeschütze des klassischen Altertums dem Mittelalter unbekannt waren; er hält es sogar für möglich, daß der Onager schon gleich nach der Zeit Konstantins (306—337 n. Ch.) durch die Hebelgeschütze ersetzt sei.

Hält man diese Annahme für erwiesen, so tritt die viel wichtigere Frage in den Vordergrund,

⁷⁾ s. Schneider, *Geschütze*, Stuttgart 1908 S. 82.

⁸⁾ so Grose in *Military Antiquities 1812*, I. 350.

⁴⁾ Hiernach gehört Jähns nicht zu denjenigen Schriftstellern, die annehmen, daß die Torsionsgeschütze die Völkerwanderung überdauert haben. Vgl. V. Band dieser Zeitschrift S. 231.

warum die Torsionsgeschütze, die nach ihren berufensten Kennern, „alle Mittel ihrer Zeit voll ausgenutzt und in dieser Beziehung das höchste Ziel erreicht hatten, zu dem die Pulvergeschütze erst nach langem Ringen gelangten“ so schnell ihre Laufbahn vollendeten. Es wird allgemein anerkannt, daß schon die Torsionsgeschütze der Römer von geringerem Werte waren als die ersten dieser Geschütze bei den Mazedonierfürsten und den Diadochen.

Diese Frage wird gewöhnlich dahin beantwortet, Kunst und Wissenschaft seien gesunken, die gute Herstellung der gedrehten Sehnenataue habe der Technik zu große Schwierigkeit geboten, die staunenswerte Kunst der Alten sei im westlichen Europa durch die Völkerwanderung vernichtet worden.

Diese Gründe erscheinen jedoch wenig stichhaltig. Technische Fertigkeiten in Kunst und Gewerbe pflegen erst dann nachzulassen und ein Ende zu nehmen, wenn aus irgend welchen Gründen die Nachfrage nach ihren Erzeugnissen zu fehlen beginnt. Daß die praktischen, kriegstüchtigen Römern jener Zeit als Herren der Länder, wo die wichtige Technik zur Herstellung der Sehnenstränge geblüht hat, sich nicht bemüht haben, dieses für den Krieg so wichtige Gewerbe zu erhalten und fortzubilden, ist unbegreiflich, da sie doch sonst nicht versäumten, jede höhere Kultur, die sie bei ihren Besiegten fanden, zu ihren Nutzen auszubenten. Auch die Barbaren waren nicht so verblendet, Künste, die zur Verbesserung ihrer Waffen dienen konnten, zu zerstören. So haben Bergbau und Metallverwertung in Noricum still fortgelebt, obgleich ein germanischer Stamm nach dem andern das Land eroberte, und Theoderich der Große erließ besondere Vorschriften für seine dortigen *armorum factores*. Cäsar rühmt die Gallier als ein Geschlecht von höchster Feinfühligkeit und größter Begabung, die mit immer neuen Mitteln der Tapferkeit seiner Soldaten entgegentraten. Auch ist die Kenntnis der von den alten Kriegsmitteln handelnden Schriften nie unterbrochen worden. Die Gelehrten von Al-Mamum in Bagdad haben die alten Schriftsteller übersetzt und die Araber haben darnach Ballisten und Onager hergestellt, auch die Goten bedienten sich vor Rom gegen Belisar (538) der Belagerungsmittel der griechischen Poliorketiker und noch im Mittelalter beschäftigte man sich mit jenen alten Schriften; Karl der Große ließ den Vegez für den Gebrauch in seinem Heer übersetzen.

Es müssen daher andere Gründe vorgelegen haben, die das so frühe Verschwinden der Torsions-

geschütze veranlaßten. In Band V dieser Zeitschrift S. 294 ist bereits versucht, das Verdrängen der Palintonons durch den Onager zu erklären.

Hans Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst III.“ weist nach, wie die wohl-disciplinierten Legionen der Römer, das Fußvolk, verschwindet und durch die schwere Reiterei ersetzt wird; diese schlägt nun ausschließlich die Schlachten. Schon die Heere von Belisar und Narses zeigten denselben Charakter, sogar die Ausfälle aus belagerten Plätzen (Rom, 538) erfolgten nur mit Reitertruppen.

Ein Geschütz, das auf dem Marsche auseinander genommen, beim Gebrauch erst zusammengesetzt werden mußte, wobei die Stimmgabel in Tätigkeit zu treten hatte, um gleiche Spannung der beiden Nervenstränge zu erzielen, war wertlos für diese Reiterheere beim Angriff sowohl als bei der Verteidigung gegen schnellbewegliche Ziele. Die Einnahme fester Plätze erforderte in der Völkerwanderung bis weit ins Mittelalter hinein selten eine förmliche Belagerung; man erreichte den Zweck durch Überraschung, durch gewaltsamen Angriff und jedenfalls durch Aushungern, so daß der unbequeme Trofs einer Belagerungsartillerie nicht notwendig erschien. Sollte hiernach die Umwandlung der Heere dieser Zeit in Reitertruppen nicht mehr dazu beigetragen haben, die künstlichen, komplizierten, wenig beweglichen Torsionsgeschütze in den Hintergrund treten zu lassen, als die verwüstende Barbarei der Völkerwanderung?

Die Wiederbelebung des klassischen Altertums im 16. Jahrhundert führte zu einer erneuten Wertschätzung der Torsionsgeschütze. In den Niederlanden überlegte man in den Kreisen der Humanisten, ob man diese Geschütze nicht an Stelle der Pulvergeschütze einsetzen sollte. Eine Gegenüberstellung der ballistischen Leistungen beider Geschützarten mag zeigen, ob ein solcher Entschluß ein Fortschritt gewesen wäre.

Bei den Flachbahngeschützen ist der Hauptfaktor zur Beurteilung ihrer Wirkung die lebendige Kraft⁵⁾ (Energie) ihrer Geschosse. Nimmt man die Anfangsgeschwindigkeit für Pfeile der Euthytone nach M. Jähns zu 450 m; was sehr hoch erscheint, so beträgt deren lebendige Kraft

für Geschosse von 1 kg Gewicht	11,125 mt	5 ephthalmitische 4teilige Euthytonepfeile (Bd. V S. 195).
„ „ „ 2 kg	22,77 mt	
„ „ „ 3 kg	33,77 mt	
„ „ „ 4 kg	44,50 mt	

⁵⁾ Formel: $W = \frac{P \cdot V^2}{1000 \cdot 2 \cdot g}$; P = Geschossgewicht in kg;

V Geschossgeschwindigkeit in m; g = Beschleunigung der Schwere = 9,08 m, W = Lebendige Kraft in Metertonnen (mt).

Die niederländische Artillerie der Oranierstand in jener Zeit bereits auf einer Stufe der Vollkommenheit, daß die übrigen Staaten sie sich zum Vorbilde nahmen; ihre ballistischen Eigenschaften sind bis zur Einführung der gezogenen Geschütze nicht mehr wesentlich verbessert worden. Man führte in den Niederlanden im Anfang des 17. Jahrhunderts

Sechspfünder mit einer Kugel von 2,8 kg, Energie 38,77 mt.

Zwölfpfünder mit einer Kugel von 5,60 kg, Energie 77,53 mt.

Vierundzwanzigpfünder mit einer Kugel von 11,22 kg, Energie 155,06 mt.

Achtundvierzigpfünder mit einer Kugel von 22,90 kg, Energie 317,00 mt.

Außerdem waren diese Geschütze mit Streugeschossen (Kartätschen) ausgerüstet, die auf eine Entfernung von 115—450 m dreifüßig bis fünfzig eiserne oder bleierne Kugeln in einer Breite von 22—45 m ausstreuten. Seit einem Jahrhundert bediente man sich statt der Steinkugeln der gußeisernen Kugeln, mit denen man imstande war, auf 600 m Mauern zu zerstören. Die wirksamen Treffweiten im Feldkriege betrugen 1200—1350 m, die durch den Roll- oder Göltschufs noch bedeutend vergrößert werden konnten.

Die Wirkung der Steilbahn-Torsionsgeschütze kann mit der Wirkung der bereits um 1600 vorhandenen Haubitzen und Mörser verglichen werden. Hier spielt die Anfangsgeschwindigkeit eine geringere Rolle; sie ist verhältnismäßig klein; die Wirkung ergibt sich durch das Gewicht ihrer Geschosse beim Fall. Das Gewicht der Bomben war aber bedeutend größer als bei den Torsionsgeschützen. Galt schon eine Schwere von 3 Talent = 81 kg beim Palintonon als großes Gewicht, so stehen diesem im 16. Jahrhundert Bombengewichte von 61—260 kg gegenüber. Die Schufsweiten dieser Bomben erstreckten sich von 1200 bis 1800 m. Besonders zeichneten sich die Bomben gegen die alten Geschosse dadurch aus, daß sie Sprengwirkung besaßen, also sowohl eine ausgedehntere Wirkung durch ihre Sprengstücke erzielen, als auch als Mine wirken konnten.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie lange sich die Hebelgeschütze neben den Pulvergeschützen behaupteten.

Es ist die Behauptung aufgestellt worden, die Kriegskunst des 14. Jahrhunderts habe sich wegen der Unzulänglichkeit der Hebelgeschütze mit sichtlicher Begierde auf die Pulvergeschütze gestürzt. Hiervon kann jedoch in dieser frühen Zeit noch keine Rede sein. Im Gegenteil, die Erfindung stieß überall auf Abneigung und pein-

liches Mißbehagen und nicht allein bei Dichtern und Denkern aus sittlicher Erregung, weil das Menschlein sich anmafste, im Donnern und Blitzen des Herrgott gleich zu tun, sondern auch bei den Kriegseuten. Sie, die gewohnt waren, Auge in Auge dem Feinde entgegenzutreten, sahen sich nun einem heimtückischen Gegner gegenüber, der aus der Ferne seine unheimliche Waffe auf sie richtete, der verhinderte, daß Stärke und Heldensinn sich im Felde erprobten.

Die neue Waffe als Fernwaffe war aber auch noch auferstande, die Leistung der Hebelgeschütze und Armbrüste zu erreichen. Bis zum letzten Viertel des 14. Jahrhunderts gab es nur Rohre kleinen Kalibers, die etwa eine Spanne lang waren und die mehr durch das dem Ohr widerwärtige Geräusch als durch ihre Geschosse auf Mann und Roß wirkten. Erst um 1380 erschienen plötzlich die großen Büchsen, die zwar gewaltige Steinkugeln zu schleudern vermochten, aber wegen ihrer Konstruktionsverhältnisse und der Beschaffenheit des Pulvers nur geringe Schußweiten erreichten. Auch ihre Feuergeschwindigkeit war nur gering, weil ihre Handlichkeit mangelhaft und ihre Bedienung zeitraubend war. Noch 1509 feuerte das Geschütz Kaiser Maximilian I. vor Pavia täglich nur vier Schuß. Noch übler stand es mit der Trefffähigkeit. Von den 70 Schuß, die die Hussiten 1417 vor Mies verfeuerten, traf höchstens einer. Die Besatzung des Karlsteins bei Beraun befestigte einen gefangenen Prager zum Hohn an den Turm, gegen den die meisten Schüsse gerichtet waren, und gab ihm einen Knüppel mit Fuchsschwanz in die Hand, damit er sich mit ihm der Kugeln wie der Fliegen erwehre. Obgleich der Unglückliche dort einen ganzen Tag hing, traf ihn keine Kugel der Belagerer. Dagegen sagt Agidius von dem Trabucium, man könne mit ihm fast eine Nadel treffen; zudem konnte Laden und Abfeuern dieser Hebelmaschine in kürzester Zeit erfolgen. Unter diesen Umständen blieb neben den Pulvergeschützen das Hebelwerkzeug noch lange im Gebrauch. Bis zum Jahre 1384 hatte der deutsche Orden, der im Rufe stand, daß er in Kriegs- und Waffenwesen den meisten Staaten voranging, für Belagerungen nur Bleiden und Tummler; noch 1438 finden in dem amtlichen Verzeichnis des Ordens noch Bleiden Erwähnung. In Deutschland wie in Frankreich reicht der Gebrauch dieser Gewerke bis zum Ende des 15. Jahrhunderts: 1497 wurde vor Boppard ein Feuerwerkzeug gebraucht, „damit man die in der Stadt gar sehr und heftig nötigte“. Noch 1550 empfiehlt Fronspurger in seinem Kriegsbuch die Gewerke, die er selbst noch gesehen habe „damit, ob mit

solchem Zeug etwas in den Platz hineingeworfen würde, dasselbige und andermehr so in der Befestigung sterben und unfähig sein möchte mit dergleichen Rüstung herauszuwerfen“. Und selbst in der Gegenwart hat man, wenn auch nicht zu Kriegszwecken, auf die alten Gewerke zurückgegriffen, um beim Bau des Panamakanals Zement gegen die Felsenwände zu schleudern, und die Felsen in der Wasserscheide von Culebra, die von den Wassermassen zerklüftet worden waren, zu verstärken.

Schlußwort

Durch die wertvollen Arbeiten von Ernst Schramm und Rudolf Schneider, dessen verdienstvolle Tätigkeit leider durch seinen Tod ein zu frühes Ende gefunden hat, ist das Interesse für die Geschütze des griechisch-römischen Zeitabschnitts wieder lebendig geworden, während bis dahin die Artillerie der Zeit vor Erfindung des Pulvers in der Fachliteratur nicht genügende Beachtung fand. Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß wegen ihres wenig widerstandsfähigen Materials nur wenige ursprüngliche Geschütze oder deren Teile sich bis heute erhalten haben.

Im Vorstehenden ist versucht worden, durch Hinweis auf bekannt gewordene Geschütze in Zeughäusern und Mustern und auf dort vorhandene Modelle, sowie durch Zusammenstellung von Literaturangaben eine eingehendere Beschäftigung mit den Vorpulvergeschützen anzuregen. Gewiß ist noch vieles von ihnen vorhanden, was bisher nicht genügend beachtet ist. Es gilt jetzt, das Vorhandene ans Licht zu ziehen, ehe es unerkannt für immer verloren geht. Ganz besonders groß ist die Zahl der zerstreut vorkommenden Modelle. Bei ihnen bleibt festzustellen, welche von ihnen tatsächlich vorhandene gewesen Geschütze darstellen, wann und unter welchen Verhältnissen sie geschaffen worden und in welchem Maßstabe sie hergestellt sind. Photographische Aufnahmen würden wesentlich zum Verständnis derselben beitragen. Von ursprünglichen Stücken, besonders von Bolzen, Pfeilen, Kugeln, sind Maße und Gewichte wertvolle Angaben.

Bei allseitiger Mitarbeit würde es wohl gelingen, in nicht zu langer Zeit auf Grund des zusammengebrachten Stoffes ein klareres und sicheres Bild der Vorpulvergeschütze zu gewinnen.

Diese Anregung zu geben, war der Zweck dieser Studie.

Quellen.

- Angelucci, Documenti inediti, Turin 1869, G. Cassone e Comp.
 W. Boehm. Die Zeugbücher des Kaisers Maximilian. Beck., Geschichte des Eisens. Braunschweig 1894/1895.
 Fr Vieweg & Sohn.

- Daniel, Histoire de la milice française ect. Amsterdam 1724.
 Demmin, Die Kriegswaffen. 3. Auflage, Gera 1891.
 Dilich, W. Kriegsbuch, Cassel 1608, W. Wessel.
 Dufour, Calcul de l'Arbalète à tour.
 Essenwein, Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen.
 Leipzig 1877, Brockhaus.
 Favé (Napoleon III) Etudes sur l'Artillerie, Paris 1846—71.
 Libraire militaire de J. Dumaine.
 Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und
 frühchristlichen Altertümer. Berlin 1907, Spemann.
 Fronsperger, L., Kriegsordnung und Regiment. Frank-
 furt a. M. 1782 S. Feysabend.
 Grose, Military Antiquities. London 1812. L. Stockdale.
 Hewitt, John, Ancient Armour and Weapons in Europe.
 Oxford 1855, J. Henry.
 Hoyer, J. Geschichte der Künste und Wissenschaften
 usw. Göttingen 1797—99, J. G. Rosenbusch.
 — Wörterbuch der Artillerie, Tübingen 1804—31, Cotta.
 Jähns, M. Handbuch der Geschichte des Kriegswesens.
 Leipzig 1880, Grunow.
 — Geschichte der Kriegswissenschaften. München 1889,
 Oldenbourg.
 — Entwicklungsgeschichte der Trutzwaffen. Berlin 1899,
 E. S. Mittler und Sohn.
 Köchy & Rüstow, Griechische Kriegsschriftsteller, Leip-
 zig 1853.
 Köhler, Die Entwicklung des Kriegswesens und der
 Kriegführung in der Ritterzeit III¹. Breslau 1887.
 Lipsius, De militia romana über quinque, 1598. Ant-
 werpen, J. Moretus.
 Marquardt, Römische Staatsverwaltung II Leipzig 1896.
 San Marte (A. Schulz), Zur Waffenkunde des älteren
 deutschen Mittelalters. Quedlinburg, Leipzig 1867,
 G. Basse.
 Meyer M., Geschichte der Feuerwaffentechnik. Berlin 1835,
 Schlesingersche Buchhandlung.
 Müller, G., Geschichte des Festungskriegs. Berlin 1892
 E. S. Mittler und Sohn.
 Napoléon III (siehe Favé).
 Payne-Gallwey, Sir Ralph, The crossbow, London 1903.
 — A Summary of history, construction and effects in
 Warfare of the projectile throwing Engines of the
 ancients, London 1907.
 Rathgen, Bernhard, Notizen über Waffensammlungen,
 Museen usw. in Bern, Carcassonne, Madrid, Quedlin-
 burg, Sitten, Turin, Zürich u. a. O.
 Sanuto, Marino, Liber secretum fidelium crucis (1311)
 Hannover 1621.
 Schneider R., Antike Geschütze auf der Saalburg-Horn-
 burg v. d. H. 1908 und 1910.
 — Geschütze auf handschriftlichen Bildern, Metz 1907,
 G. Scriba.
 — Geschütze. Sonderabdruck aus Pauly-Wissowas Real-
 encyclopädie. Stuttgart 1909, Metzler.
 — Vom Bächlein de rebus bellicis, Sonderabdruck aus
 den Neuen Jahrbüchern, Jahrgang 1910, I Abt.
 XXV. Band, 5. Heft. Leipzig, Teubner.
 — Anonymi de rebus bellicis liber, Text und Erläute-
 rungen. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung.
 Schramm E. Bemerkungen zur Rekonstruktion griechisch-
 römischer Geschütze. Jahrbuch der Gesellschaft für
 lothringische Geschichte und Altertumskunde, Band
 XVI 1904.
 Valturnus, de re militari libri XII, 2. Auflage, Verona 1482.
 Vegetius Fl. Vier Bücher von der Ritterschaft Augs-
 burg 1519, gedruckt bei H. Sainer.
 Zeitschrift für historische Waffenkunde.

FACHNOTIZEN

Falsche Schwertknäufe. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß, sobald die Sammelleidenschaft sich ein neues Gebiet erobert, auch der Fälscher am Horizont erscheint. Neuerdings haben diese sich auch der Schwertknäufe in gefährdender Weise bemächtigt.

Ich spreche hier nicht davon, daß an Schwertern mit fehlendem Knauf dieser gelegentlich als Ergänzung neu angefügt und dabei der Knauf durch Schnitt oder durch Inkrustation parallel der übrigen Dekoration verziert wird, ich spreche auch nicht von den Nachgüssen eisen-geschmittener Reliefknäufe.

Das sind bekannte Dinge, welche ich bereits in meiner Arbeit über die Schwertknäufe der Sammlung von Schwerzenbach-Bregenz gestreift habe. Das sind Gefahren, welche man längst kennt, und denen man deswegen nicht unvorbereitet gegenübersteht.

Aber das Bild hat sich geändert. Seit in neuerer Zeit das Sammeln von Schwertknäufen, besonders auch seit der Herausgabe meines Tafel-

werkes über die oben schon genannte Privatsammlung, Mode geworden ist, macht sich kürzlich in immer stärkerem Maße das Auftreten falscher Schwertknäufe bemerkbar. Und diese Fälskate sind um so gefährlicher, als es sich nicht um einfache Nachgüsse oder um vollständig neugeschmiedete Knäufe handelt, sondern um alte Originalknäufe, welche der Fälscher billig zusammenkauft, um sie dann durch allerlei Techniken zu verschönern, zu „embellieren“, und sie hierauf, derart wertvoller gemacht, zu hohem Preise wieder auf den Markt zu werfen.

Es ist wieder dasselbe gefährliche System, das auch auf anderen Sammelgebieten schon so viel Unheil angestiftet hat. Ich erinnere an die alten Zinnteller mit moderner Gravierung, an die alten Eisenhelme mit moderner Ätzung, besonders auch an das in Italien beliebte Verfahren, alte Schwerter und Dolche mit Gold und Silber zu inkrustieren und derart den Verkaufswert einer Waffe, der sich sonst vielleicht nur nach ein paar hundert Mark bemessen würde, zu verzehnfachen.

Die Knäufe, welche in der oben angedeuteten Art embelliert worden sind, hat der Fälscher gewöhnlich aus der Gattung der großen, glatten Renaissanceknäufe von ovaler oder birnförmiger

Gestalt ausgesucht. Knäufe dieser Art sind im Handel noch häufig zu finden, besonders oft in Tirol und in Italien, wo sie als Schnellwagengewichte verwendet werden und im allgemeinen noch für wenige Mark, oft nur 5—10 Lire, erhältlich sind.

Die Embellierung geht dann in zwei Richtungen. Entweder wird der Knauf in modernem Eisenschnitt mit allerlei Ornamenten, mit Maskarons oder Figuren verziert, die man möglichst hervortreten läßt, und die den Knauf als überaus reich dekoriert erscheinen lassen. Oder man graviert in die Oberfläche des alten Knaufes allerlei Ornamente, welche sich möglichst den Formen des Knaufes anpassen, und füllt dann die gezogenen Schnittlinien und eingepunzten Ornamente mit feinem Gold- und Silberdraht bzw. kleinen Gold- und Silberstiften aus. Die Oberfläche des Knaufes ist bald mitsamt der Edelmetallinkrustation blank poliert worden, so daß die graue Farbe des Eisens in schöne Konkurrenz mit dem Weiß des Silbers und dem Gelb des Goldes tritt, bald läßt man den Knauf anrosten, so daß dann das Silber und Gold wie durch einen Schleier hervorleuchten. Die Knäufe sind mit großem Geschick gearbeitet und oft wirklich schöne Metallarbeiten, welche einen Sammler in der Tat reizen und verführen können. Vergleicht man aber diese Fälsfikate mit alten Originalen verwandter Technik, so findet man doch sehr rasch heraus, was Original und was Kopie ist. Die Inkrustation der Fälsfikate ist im allgemeinen plumper und das Goldstirn der Farbe etwas matter, stumpfer und röter als das der alten Originale.

Ich habe Fälsfikate dieser Art in mehreren Sammlungen gesehen, und es dürfte daher angebracht sein, hier öffentlich davor zu warnen.

R. Forrer.

Das Bräunen der Läufe. Als man zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit den Handfeuerwaffen eine genügende Treffsicherheit erreicht hatte, fand man, daß durch das Blankputzen der Läufe, zumal wenn dies mit allzu scharfen Mitteln vorgenommen wurde, die Wandstärke bedenklich abnahm und für die Beschlagteile kein fester Halt mehr blieb. Diese Gefahr war um so größer, als damals nur eiserne und ziemlich dünne Läufe verwandt wurden. Als man nun noch dazu überging, die sogenannten geflochtenen Läufe (Drahtläufe) anzufertigen, erschien es wünschenswert, die schöne Zeichnung derselben sichtbar zu machen. Die erste Beschreibung des Bräunens oder Brunierens der Flintenläufe findet sich anscheinend 1822 in Gill's Technical Repository, Band 7, Seite 35. In Deutschland wurde die Arbeit im gleichen Jahr von dem süddeutschen Technologen Dingler in dessen Polytechnischem

Journal (Band 9, Seite 347) bekannt. Das Rezept der Engländer ging dahin, eine Mischung von Eisen- und Kupferoxyd auf der Oberfläche des Laufes zu befestigen. Jeder Büchsenmacher verfuhr zu diesem Zweck anders. Grundbedingung für diese verschiedenen Verfahren war, den genügend polierten Lauf von allem Fett zu reinigen, wozu man ungelöschten Kalk in Wasser verwendete. Nach dem Trocknen bürstete man den Kalk ab. Die Enden des Laufes verschloß man sorgfältig durch hölzerne Pfropfen. Alsdann verrieb man schwefelsaures Kupfer, das in Wasser gelöst war, auf der Oberfläche. Sobald grüne oder gelbe Flecke sichtbar wurden und die Zeichnung der Verflechtung hervortrat, erneuerte man den Aufstrich und wiederholte dies unter ständigem Nachbürsten solange, bis die Brünierung stark genug hervortrat. Aufser schwefelsaurem Kupfer verwendete man Sublimat oder Salpeter. Der Wirkung der Oxydation tat man dadurch Einhalt, daß man heißes Wasser über den Lauf goß und den Lauf dann mit Wachs oder Schellack überzog.

F. M. Feldhaus.

Versteigerung einer Waffensammlung.

So überaus reich der in öffentlichen und privaten Sammlungen, in Schlössern, Klöstern und Kirchen verstreute Besitz Oesterreich-Ungarns an alten Waffen jeder Art auch ist, so verhältnismäßig selten werden hierzulande wirklich gute Sammlungen von Waffen auf den Kunstmarkt gebracht. Die Gründe für diese Erscheinung wurden im IV. Bande dieser Zeitschrift (S. 152) dargelegt; neuesten bringen österreichische Sammler, wenn sie sich zum Verkaufe entschließen, ihre Schätze darum auch lieber ins Ausland, weil sie in Paris, London, Berlin, Amsterdam bessere Preise zu erzielen hoffen, als in dem zu zentral gelegenen Wien. Die Versteigerungen der Waffensammlungen Winter (Z. f. h. w. I. 74), Hoyos (I. 73) Salmay (II, 176) und Falkenhayn, welche alle in den Zeitraum von 1897 bis 1904 fallen, boten eigentlich zum letzten Male in größerem Maßstabe des österreichischen und besonders den Wiener Sammlern die Gelegenheit, ihre Sammlungen von Waffen durch im Inlande gemachte Erwerbungen zu vermehren.

Da gelang es nach einer Pause von zehn Jahren der Leitung der Abteilung für Kunstwerke des Dorotheums, wie das K. K. Versteigerungsamt in Wien volkstümlich genannt wird, sich die Durchführung der Versteigerung einer wirklich viele gute Stücke bergenden Sammlung von Waffen, Kriegs- und Jagdgerät aller Art zu sichern. Die Feilbietung fand vom 19. Februar bis 2. März 1912 statt. Der Katalog wies 609 Nummern auf, darunter bezogen sich 15 auf Harnische oder Teile von solchen, 18 auf blanken Waffen jeder Art, 28 auf Stangen-, 25 auf Schlagwaffen; Armbrüste, Bogen, Handfeuerwaffen waren 135 vorhanden, Pulverhörner, Jagdtaschen, Hüßhörner 41; dazu kamen 13 geschützte, bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Hirschköpfe, endlich eine ganze Anzahl von afrikanischen Waffen, Folterwerkzeugen, Jagd- und Scheibenschildern, wie Dekorations-Waffen.

Andem mit 42 guten Tafeln reich ausgestatteten Katalog wird nur derjenige kleinere Mängel entdecken, welcher den Umstand nicht berücksichtigt, daß ein großer Uter-

schied zwischen dem Arbeiten in einem Museum und dem Arbeiten unter Verhältnissen besteht, welche wesentlich ungünstigere sind als dort. Stehen dem Museumsbeamten für seine Studien fachlich geschulte Hilfskräfte, eine Bibliothek und, was das Wesentlichste ist, viel Zeit zur Verfügung, dank deren er an jedes Stück mit voller Ruhe die kritische Sonde legen kann, so trifft bei den Arbeiten zur Herstellung von Auktionskatalogen in der Regel keine einzige dieser Voraussetzungen zu. Auf dieses wichtige Moment, welches manches erklärt, vieles entschuldigt, scheint mir bei der Bewertung derartigen Arbeiten seitens der an die gemächliche Tätigkeit in den Museen gewöhnten Fachleute nicht immer gehörig Bedacht genommen zu werden: sie würden sonst häufig milder urteilen.

Auf eine andere scheinbare Kleinigkeit möchte ich bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit lenken: Auf die Gepflogenheit, den „Eintritt zur Schau- und Auktion ausschließlich den mit dem Katalog versehenen Besuchern vorzubehalten“. Dadurch wird nämlich ein wesentliches juristisches Merkmal einer jeden Versteigerung teilweise, unter Umständen auch gänzlich — wenn sich nämlich einmal der theoretisch wohl denkbare Fall ereignen sollte, daß wohl Kaufstücker vor der Tür des Auktionslokales stünden, in dasselbe jedoch niemand hineingelassen wird, weil niemand von den Interessenten auch nur einen Katalog kaufen mag — ausgeschaltet: Die Öffentlichkeit, dieser im Dorotheum neusten beliebte Vorgang steht aber auch mit den diesbezüglichen Vorschriften im Widerspruch. Wie „kann jedermann, welcher das feilgebotene Gut zu besitzen fähig ist, während des Ausrufens so oft und soviel bieten, als er will“, wenn nicht einmal jedermann die Gelegenheit erhält, sich kostenlos dieses Gut überhaupt nur anzusehen? Es heißt in den das Versteigerungsverfahren regelnden Vorschriften weiter: „Bei der Abhaltung von Licitationen ist in jeder Weise vom Amte dafür gesorgt, daß dem umfangreichen Publikum die Beteiligung an den Versteigerungen gewahrt werde“; wird jedoch dem Publikum die Beteiligung an den Versteigerungen nicht vielmehr dadurch erschwert, daß man von demselben, um einen Teil der Regie hereinzubringen, erst ein Eintrittsgeld von 5 Kronen einhohlet, oder rangieren nach der Ansicht der Direktion des K. K. Versteigerungsamtes nur die Käufer des Kataloges unter das „unbefangene“ Publikum? Die Einhebung dieses verschleierte Eintrittsgeldes muß ja die Beteiligung des Publikums an den Versteigerungen, vielleicht zum Nachteile der Feilbietenden, von vorn herein auf einen kleineren Kreis von Interessenten einschränken, wird dadurch doch der Ring der Licitationshyänen durch den engeren Ring der Sammler ersetzt. Da so ziemlich der eine Sammler erraten kann, was der andere begehren wird, man sich, wenn sich vermelden läßt, nicht gegenseitig Konkurrenz macht und dadurch die Preise hinaufreibt, so kann vielleicht dieses ungeschriebene Kartell ad hoc doch von einigem Einfluß auf den finanziellen Ausfall der Versteigerung werden. Der Fiskalismus steckt aber unseren älteren Staatsbeamten viel zu sehr in den Knochen, um sie zu einem wirklich kaufmännischen Betrieb zu befähigen. Ein Geschäftsmann, welcher dem Publikum den Zutritt zu seinem Warenlager erst von dem Erlage eines Eintrittsgeldes, mag dieses was immer für einen Namen führen, abhängig machen wollte, könnte gewiß bald in seinem Geschäfte sich selbst Gesellschaft leisten.

Bei der Versteigerung selbst hatten sich, sei es persönlich, sei es durch Mittelspersonen, namhafte Sammler und Händler, letztere besonders aus den Deutschen Reiche, das Steldliche geben.

Dank der regen Beteiligung dieses kaufstückeren Publikums waren auch die erzielten Preise im allgemeinen recht gut, teilweise sehr hoch, ja ich möchte in einzelnen Fällen sogar von einem Überzahlen reden, wozu gewiß die Umsicht des Leiters der Auktion und dessen Stellvertreter das ihre beitrug, die mit Geschick ihres ermüdenden Amtes walteten, ohne durch die Reizung der Lachmuskeln des Publikums dessen Kauflust aufzuspitzen zu wollen, welche Geschmacklosigkeit früher im Dorotheum zur Regie zu gehören schien. Dabei seien auch die Herren Sensale daran erinnert, daß es unhöflich ist, wenn der glatte Verlauf der Versteigerung dadurch aufgehalten wird, weil einer der Herren Sensale seinen Posten verläßt, und die übrigen Versammelten deswegen zwecklos die Minuten versitzen müssen. Während der Versteigerung wie jeder andere Herr Sensale nichts anderes als ein Kaufstücker wie jeder andere in der Saale und darf für sich von den andern Kaufstücker keine Ausnahmestellung beanspruchen. Auch das soll einmal gesagt werden.

Der Vollständigkeit wegen seien auch die Preise angeführt, welche für die Waffen bezahlt wurden. Weil der betreffende Katalog gewiß in den Händen der meisten Liebhaber von Wehr und Waffen ist, so kann ich mich auf die Nennung der Nummern und Preise beschränken.

Für Nr. 1, das von einigen etwas angezweifelte Paradestück der Sammlung wurden 4200 K bezahlt; das Modell des Stechzeuges soll nach Paris in die Sammlung eines Mitgliedes unseres Vereins gewandert sein: 2: 180, 3: 710 (Heeresmuseum in Wien), 4: 555, 5 und 6 je 80, 7: 90, 8: 470, 9: 40, 10: 155, 11: 90, 12: 70, 13: 38, 14: 44, 15: 23, 16: 54, 17: 53, 18: 14, 19: 28, 20: 19, 21: 24, 22: 26, 23: 1200, 24: 90, 25: 120, 26: 78, 27: 370, 28: 110, 29: 100, 30: 77, 31: 50, 32: 330, 33: 38, 34: 40, 35: 14, 36: 54, 37: 30. Recht gute Preise erzielte die Degen, welche als Sammelobjekt noch nicht so recht noch in der Mode sind; freilich befanden sich darunter auch einige künstlerisch hervorragende Stücke. Es brachten: Nr 38: 125 K, 39: 70, 40: 590, (Herr H. Fink), 41: 270, (Kunsthistorisches Hofmuseum, Wien), 42: 70, 43: 80, 44 und 45 je 115, 46: 80, 47: 300, 48: 50, 49: 57, 50: 200, 51: 110, 52: 75, 53 und 54 je 100, 55: 145, 56: 85, 57: 55, 58: 210, 59: 85, 60: 100, 61: 69, 62: 44, 63: 64, 65: 58, 66: 100, 67: 135, 68: 100, 69: 110, 70: 14, 71: 30, 72: 28, 73: 16, 74: 18, 75: 24, 76 und 77 je 30, 78: 38, 79: 20, 80: 22, 81: 60, 82: 40, 83: 75, 84: 55, 85: 20, 86: 40, 87: 45, 88: 85, 89: 22, 90: 75, 91: 45, 92: 90, 93: 22, 94: 20, 95: 28, 96: 40, 97: 76, 98: 50, 99: 38, 100: 104, 101: 28, 102: 24, 103: 115, 104: 30, 105: 210, 106: 20, 107: 105, 108: 50, 109: 95, 110: 60, 111: 175, 112: 155, 113: 110, 114: sehr schönes tadelloses Exemplar! 600, 115: 90, 116: 70, 117: 34, 118: 14, 119: 56, 120: 200, 121: 22, 122: 28. In der Gruppe Dolche wurde gegeben für 123: 175, 124: 80, 125: 65, 126: 70, 127 und 128 je 56, 129: 32, 130: 14, 131: 30, 132 und 133 je 20, 134: 14, 135: 60, 136: 20, 137: 30, 138: 8, 139: 18, 140 und 141 je 6, 142: 12, 143: 7, 144: 15, 145: 18, 146: 35, 146a: 45, 147: 16, 148: 145, 149: 145, 150 und 151 je 25, 152: 12, 153: 14.

Stangenwaffen: 154: 510, 155: 180, 156: 75, 157: 80, 158: 280, 159: 200, 160: 220, 161: 200, 162: 110, 163: 210, 164: 24, 165: 18, 166 bis 168 je 30, 169: 98, 170: 40, 171: 30, 172: 14, 173: 60, 174: 50, 175: 30, 176: 60, 177: 20, 178: 16, 179: 40, 180: 50, 181: 20, 182: 90. Durch ihre Herkunft konnten in dieser Gruppe die Nummern 158 und 159, 161 und 162, endlich 163, Beachtung beanspruchen.

Schlagwaffen: Während 183 und 184 um 450, bzw. 220 K, also verhältnismäßig billig abgingen, wurde meines Erachtens nach 185 mit 810 K entschieden überzahlt. 186 und 187 je 80, 188: 58, 189: 55, 190: 105, 191 (sehr schöne Waffe): 180, 192: 56, 193: 110, 194: 55, 195: 180, 196: 75,

197: 14, 198: 62, 199: 20, 200: 124, 201: 30, 202: 28, 203: 20,
204: 10, 205 und 206 je 22.

Armbrüste, Bogen u. dgl. 207: 400, 208 und 209 je
110, 210: 310, 211: 250, 212 und 213 je 100, 214: 160, 215: 8,
216: 19, 217: 6, 218: 12, 219: 78, 220: 9, 221: 90, 222: 80,
223: 110, 224: 68, 225: 16

Feuerwaffen 226 und 227 je 350, 228: 30, 229: 20,
230: 24, 231: 215, 232: 165, 233 und 234: 55, 235: 4, 236: 28,
237: 550, 238 (Die Einlagen weisen leider stark europäischen
Einfluß auf): 75, 239: 165, 240: 410, 241: 250, 242: 190,
243 (ebenso schönes als seltenes Stück, was auch von der
folgenden interessanten Kombinationswaffe gilt): 500,
244: 430, 245: 230, 246: 280, 247: 95, 248: 75, 249: 90, 250: 80,
251: 200, 252: 160, 253: 70, 254: 50, 255: 40, 256: 210, 257: 46,
ebenso 258, 259: 111, 260: 25, 261: 42, 262 bis 264 je 200,
265: 105, ebenso 266, 267: 75, 268: 60, 269: 215, 270: 200,
271: 160, 272: 205, 273: 190, 274: 70, 275: 90, 276: 70, 277: 85,
278: 180, ebenso 279, 280: 260, 281: 60, 282: 75, 283: 95,
284: 30, 285: 50, ebenso 286, 287: 40, 288: 18, 289: 80, 290: 20,
291: 48, 292: 40, 293: 100, 294: 52, 295: 23, 296: 20, 297: 16,
298: 10, 299: 70, 300: 12, 301: 70, 302: 12, 303: 65, 104: 110,
305: 64, 306: 26, ebenso 307 und 309, 308: 24, 310: 28.

Jagd Waffen. 311: 120, 312: 290, 313: 450, 314: 600,
315: 200, 316: 540, 317: 135, 318: 160, 319: 110, 320: 100,
321: 70, 322: 50, 323 und 324: 65, 325: 145, 326: 44, 327: 44,
328: 370, 329: 105, 330: 800 (Wartburg), 331: 110, 332, ein
außerordentlich geschmackvoll ausgestatteter Hirschfänger,

330, 333: 100, 334: 125, 335: 55, 336: 105, 337: 80, 338: 185,
339: 70, 340: 140, 341: 38, 342: 80, 343: 60, 344: 48, 345: 40,
346: 80, 347 und 348: 34, 349: 105, 350: 52, 351: 80, 352: 38,
353 und 354 je 36, 355: 80, 356: 40, 357: 38, 358: 135, 359: 58,
360: 18, 361: 16, 362: 16, 363: 12, 364: 8, 365: 12, 366: 11,
367: 23, 368 bis 370: 30, 371: 11, 372: 10, 373: 11, 374: 77,
375: 28, 376: 12.

Pulverhörner, Jagdtaschen und Jagdhörner. 377: 115,
378: 250, 379: 260, 380a: 310, 380b: 90, 381: 45, 382: 170,
383: 28, 384: 80, 385: 155, 386: 170, 387: 58, 388: 90, 389: 22,
390: 58, 391: 105, 392: 64, 393: 48, 394: 50, 395: 60, 396: 85,
397: 84, 398: 54, 399: 65, 400: 36, 401: 22, 402: 26, 403: 7,
404: 16, 405: 15, 406: 18, 407: 34, 408: 24, 409: 38, 410: 32,
411: 52, 412: 11, 413: 10, 414: 24, 415: 10.

Auf die Würdigung des Restes — sehr schöne und
wertvolle teilweise noch dem 17. Jahrhundert entstammende
Jagdtrophäen, Bestandteile von Waffen, das Kriegsergeräte
indischer oder afrikanischer Völkstämme, Felderwerkzeuge,
welche zum Teil, wie die Hand- und Fußschellen recht
überzahl wurden — dieser Sammlung kann hier flüchtig
verrichtet werden, weil die diesen Rest ausmachenden,
mitunter ja recht interessanten Stücke, unter denen z. B.
die Nummern 429 und 430 mit 420, beziehungsweise 350
Kronen bezahlt wurden, doch entweder nicht so eigentlich
unter den Gattungsnamen „Waffen“ sich einreihen oder
kaum als ganzen in Betracht kommen können ihres Zu-
standes wegen. Baron Potier.

Erklärung

Der Schriftleitung ist von dem Herrn Direktor
des Königl. Zeughauses zu Berlin die unten fol-
gende Erklärung zugegangen. Auf Beschlusse des
„Geschäftsführenden Ausschusses“ des „Vereins
für historische Waffenkunde“ wird sie nachstehend
zum Abdruck gebracht, obwohl wesentliche Be-
denken vorlagen, die Leser der Zeitschrift noch-
mals mit dieser Angelegenheit zu behelligen.

Die Erklärung lautet:

Direktor des Zeughauses. Berlin C. 2., den 6. 2. 1912.
Nr. 182. 12. Zeughaus.

Gegenüber der Erklärung des Herrn Dr. Eysfen in
Heft 12 S. 418 der Zeitschrift für historische Waffenkunde
stelle ich nach den Akten und den Aussagen der beteiligten
Beamten fest:

1. daß Herr Dr. Eysfen zu der wissenschaftlichen
Bearbeitung des Sammlungsführers für 1910 heran-
gezogen worden ist,
2. daß Herr Dr. Eysfen die bis zu seinem Austritt
fertig vorliegenden Ergebnisse der Durcharbeitung
der Zeughaus-Sammlung zum Teile verheimlicht
und in der Inventarisierung nicht verarbeitet hat.
gez Kümmel.

An

den Schriftleiter der Zeitschrift für historische Waffenkunde
Herrn Professor Dr. Erich Haenel, Direktorial-Assistent
am Königlichen Historischen Museum
Hochwohlgebornen

Dresden A. 9.

Der „Geschäftsführende Ausschuss“ hielt es
aber auch für seine Pflicht, Herrn Dr. Eysfen
vor der Drucklegung der obigen Erklärung
Kenntnis von deren Wortlaut und Gelegenheit zur
Äußerung zu geben.

Die Erwidrung des Herrn Dr. Eysfen lautet:

Erwidrung.

Da mir die aus den Akten gewonnene Grundlage für
die Erklärung des Herrn Dr. Kümmel und die Aussagen der
„beteiligten Beamten“ unbekannt blieben, kann ich
dazu keine Stellung nehmen. Jedentfalls: meine bei den
Akten befindliche Erklärung, die ich am 5. August 1910 an-
lässlich der Niederlegung meines Amtes als Direktorial-
assistent, also noch vor meinem endgültigen Austritt, ab-
gegeben habe, mit dem dienstlichen Anerbieten zu ausführ-
licher Darlegung aller den Direktor v. Ubisch betreffenden
„wissenschaftlich nicht zu rechtfertigenden Fälle bei Er-
werb, Inventarisierung, Aufstellung und wissenschaft-
licher Behandlung von Sammlungsgegenständen“, deutet wohl
nicht auf die Absicht, irgendwelche Ergebnisse oder Wahr-
nehmungen zu „verheimlichen“ oder im Unklaren zu lassen.
Während ich für alles Übrige auf meine früheren Aus-
führungen im einzelnen in Band V, S. 30 ff. dieser Zeit-
schrift verweise, muß ich meine letzte Erklärung aufrecht
halten und kann nichts davon zurücknehmen.

Dr. Eduard Eysfen.

Mit dem Abdruck der vorstehenden
Schriftstücke ist diese Angelegenheit ein-
für allemal für den „Verein für historische
Waffenkunde“ wie für die Zeitschrift er-
ledigt.

Der „Geschäftsführende Ausschuss“ des „Vereins
für historische Waffenkunde“:

I. A.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz,
zurzeit Erster Schriftführer.

LITERATUR

Dieser-Schoenberg, Alfons. Die Waffen der Wartburg. Beschreibendes Verzeichnis der Waffen-Sammlung S. K. H. des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach. Mit 131 Waffen- und 116 Marken-Abbildungen auf 78 Tafeln in orthochromatischem Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen von Hans Lukas von Cranach. Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel, 1912. 195 S. Fol.

Vieles hat die Waffenkunde noch zu leisten, wenn sie auch nur die notwendigen Voraussetzungen für ihre Ausgestaltung zur Wissenschaft erfüllen will. Im allgemeinen ist zwar seit dem Erscheinen des Boheimischen Handbuchs im Jahre 1890 rege gearbeitet worden, aber dem Fleiß entsprach weder System noch Methode der Arbeit. Bald setzte hier ein Forscher ein, bald dort, wie ihn gerade seine persönliche Vorliebe oder ein glücklicher Fund lenken mochten. Doch darauf, was wirklich not tat, achtete niemand, den einzigen Max Jähns ausgenommen, der in seiner „Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen“ eine neue, methodisch vortreffliche Betrachtungsweise in die Waffenkunde einführte. Leider ist er ohne Nachfolger geblieben: die Schutzwaffen, über die sich freilich nicht so anregend schreiben läßt wie über jene, harren noch ihres Bearbeiters. Und doch täte der Waffenkunde ein groß angelegtes Handbuch längst schon not. Denn so verdienstvoll zu seiner Zeit das Boheimische war, es ist seit Jahren überholt und läßt in nicht wenigen Fällen gan in Stich, eine Folge der Willkür, mit der die Grenzen des Buches, zeitliche wie örtliche, abgesteckt worden sind.

Immer wird sich eine Wissenschaft danach beurteilen lassen, ob sie die Kraft in sich hat, ein ausreichendes Handbuch hervorzubringen. Denn nur dann wird sich klar ergeben, was als ihr gesicherter Besitz angesehen werden darf, und wo andererseits die Arbeit einzusetzen hat, um Lücken auszufüllen. Jetzt, fast ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen des Boheimischen Handbuchs, gleicht die Waffenkunde einer führerlosen Truppe, die auf weitem Gefechtsfelde sich zerstreut hat. Hier schlägt sich ein einzelner tapfer herum, dort erobert ein Trupplein ein Stückchen neuen Bodens, aber der Führer, der die Kräfte planmäßig ansetzte, fehlt, und vergebens suchen wir selbst auch nur nach einer Karte, die die Wege zum Vordringen zuverlässig verzeichnete.

Wir wollen es uns nur eingestehen: ein jeder von uns trägt an diesen Verhältnissen seinen Teil Schuld. Ich, der ich nur wenige Jahre der Waffenkunde meine volle Aufmerksamkeit schenken konnte, dann aber rasch nacheinander mich den verschiedensten Arbeitsgebieten zuwenden mußte, ich wenigstens bin der letzte, der nicht den Grund, daß es heute um die Waffenkunde noch nicht besser bestellt ist, nicht bei sich selbst in erster Linie suchte. Uns fehlt es an einem Arbeitsplan, an dem Zusammenschluß aller Kräfte, an dem getrennten Vorwärtsgen unter einheitlicher Leitung und an dem vereinten Schlagen.

Hier hätte der Verein für historische Waffenkunde eine große Aufgabe zu lösen. Seine Zeitschrift kann immer nur auf naheliegende Ziele zusteuern. Sie muß mitnehmen, was sozusagen am Wege liegt, und wenn sie dabei streng auswählt, wenn sie nur das wissenschaftlich Reife aufnimmt, dann hat sie getan, was man billigerweise von ihr fordern kann. Ihre Voraussetzung aber ist eigen-

lich ein nach strengem System aufgeführtes Gebäude. In ihm mag sie dann Licht auch in den entferntesten Winkel bringen, mag sie für Festigung und Ausdehnung des Gebauten, und wenn es möglich ist, auch für einen Anbau sorgen. Aber die Zeitschrift ist erst das Zweite, und unser Fehler war, das Zweite für das Erste zu halten. Das Erste ist ein alles umfassendes Handbuch, ausgestattet mit einem guten Bilderatlas, und ergänzt durch ein Lexikon, das die Einzelheiten außerhalb des großen Zusammenhanges ausführlich behandelt. Wie gern hätte ich meine Arbeit diesem Ziele gewidmet, das mir vorschwebte, als ich in Dresden gleichgesinnte Freunde in dem waffengeschichtlichen Seminar zusammenschließen suchte. Ich habe auch später noch an diesem Plane festgehalten, bis mich andere Arbeiten, die mir Pflicht waren, weiter und weiter davon abführten. Nun, wo ich mir sagen muß, daß ich nie mehr dazu kommen werde, wäre es unverantwortlich von mir, wollte ich weiter die Ausführung dieses Planes für mich in Anspruch nehmen. Andere müssen vor die Front. Und sie müssen sich auf eine große Organisation, die ihnen den Rücken deckt, stützen können. Der Verein für historische Waffenkunde muß für die Mittel sorgen, daß die ersten Arbeiter sammeln und von ihnen verlangen, daß sie den aufgestellten Arbeitsplan durchführen.

Das sieht z. T. wie eine Beichte aus. Und ich gestehe, daß ich auf eine Gelegenheit gewartet habe, um sie einmal abzulegen. Die Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis ist unbedingte Ehrlichkeit gegen sich selbst und der Sache gegenüber.

Aber nicht nur an dem einzelnen liegt die Schuld. An ihr haben auch die großen Waffensammlungen ihren vollgemessenen Anteil. Denn sie haben uns eigentlich bis zur Stunde noch das wissenschaftliche Rüstzeug vorenthalten, das sie uns liefern müßten. Das auch das muß einmal ohne Rücksicht auf das Murren, das diesen Worten folgen wird, ausgesprochen werden. Oder haben wir von diesen Sammlungen auch nur einen den Stoff wirklich erschöpfend behandelnden und wissenschaftlich illustrierten Katalog? Ich finde keinen, weder im Auslande, das in dieser Hinsicht wenigstens etwas uns voran ist, noch bei uns selbst. Die Unsicherheit unserer Kenntnisse mag manchen von dem „Wagnis“ abhalten. Dann ist es aber doppelt Pflicht, diese Unsicherheit zu beseitigen, und es wäre schon ein Fortschritt, wenn jedes große Waffensammlung ihren Gegenständen wenigstens systematisch alles abzufragen suchte, was seine Hilfsmittel zu beantworten unmittelbar gestatten. Gerade ein Katalog, der schneller neue Auflagen als ein anderes Buch erlebt, hat es leicht, sich zu vervollkommen. Wenn einmal das Dresdener historische Museum und die kaiserliche Waffensammlung in Wien nicht nur einen Führer haben werden, der halb ein Katalog und also weder das eine, noch das andere ist, wenn endlich das Berliner Zeughaus, das Germanische Museum in Nürnberg, das Bayerische Nationalmuseum, die sich alle drei in tiefes Schweigen hüllen — denn der Führer des ersten zählt wirklich in der wissenschaftlichen Literatur nicht mit —, wenn das Armeemuseum in München, das wenigstens in seinem Führer einen Teil der Schuld abtrug, wenn die Veste Coburg, die Waffensammlung in Sigmaringen, um nur das Nächtliegende herauszugreifen, Kataloge vorlegen werden, die wenigstens des des Wiener Heeresmuseums, der Petersburger Ermitage, des Brüsseler Museums entsprechen, dann wird schon viel gewonnen sein.

Eifriger als die großen Museen waren die Privatsammlungen, unter denen die Zschillesche mit der von Forrer und die Scheremetewsche mit der von Eduard

von Lenz verfaßten Beschreibung voransehen, eifriger auch einige kleinere, der Öffentlichkeit zugängliche Rüstkammern. Osobahrs Katalog der auf der Schwarzburg befindlichen Waffen ist heute noch ein Muster erster Arbeit, wie das „Inventar“ der Emdener Rüstkammer, mit dem uns vor einigen Jahren Baron Potier beschenkte, als vorbildlich in seiner geradezu philologischen Akribie gelten kann. Und nun ist die Wartburg mit einem Katalog gefolgt, der den Anspruch erheben darf, dem Zusammenhang mit diesem stolzen Denkmal unseres Vaterlandes in ehrenvollster Weise gerecht zu werden. Mit ihm nun möchte ich mich näher beschäftigen, nachdem ich mir erlaubt habe, vor den Lesern dieser Zeitschrift das vorzubringen, was mir schon längst auf der Seele lag.

Zunächst ein Wort über das Äußere. Der Verleger hat mit der denkbar größten Sorgfalt darüber gewacht, daß ein sauberer, klarer Druck das Auge des Lesers erfreut. Und das will gerade bei einem Katalog, wo durch verschiedenartige Typengrößen, durch häufige Absätze das Satzbild leicht typhusartig wird, nicht wenig heißen. Es sind da in letzter Zeit die merkwürdigsten Dinge gewagt worden. So hat z. B. eine Stadt den Katalog ihres Kunstmuseums so drucken lassen, daß man zwar in der Tat ein vollkommen einheitliches Satzbild vor sich hat, daß man aber auch nur mit der größten Schwierigkeit in den ununterbrochen zusammenhängenden Zeilen ein Kunstwerk auffinden kann. Beim Wartburg-Katalog unterrichten den Suchenden die Bemerkungen am Kopf der Seiten schnell über Kapitel und Abschnitt, und die einzelnen Waffen, die durch räumlich wohl abgewogene Abstände von einander getrennt sind, lassen sich sehr schnell ermitteln. Ein genau eingehaltenes Schema in der Beschreibung und ein entsprechend eingerichteter Druck ermöglichen dann auch noch das mühevolle Auffinden von Einzelheiten, so daß ich z. B., wenn ich mir eine Anschauung über die durchschnittliche Schwere einer bestimmten Helmform machen will, bei jeder Beschreibung nur nach einer bestimmten Stelle zu sehen brauche, um das Gewächste abzulesen. Man denke nicht, daß dies das Getten sind. Wer das Buch zu wissenschaftlicher Arbeit benutzt, wird sehr bald die durch die Art der Drucklegung gebotenen Vorteile erkennen.

Nach unmittelbarer zeigt sich dieses liebevoll sorgfältige Abwägen aller Einzelheiten bei den Abbildungen. Man darf mit aller Bestimmtheit behaupten, daß noch in keinem waffenhistorischen Werk derartig planvoll in dieser Hinsicht gearbeitet worden ist. Ein besonderer Vorzug liegt schon in dem Einhalten bestimmter Maßstäbe. Einen einzigen für Gegenstände von so verschiedener Größe anzuwenden, ging nicht an. Man versuchte also zunächst damit durchzukommen, daß man die Abbildungen in 1:10 der Originalgröße gab. Bei den Röharnischen, wo Mann und Roß zusammen gezeigt werden mußten, nahm man 1:12 an; wenn es darauf ankam, Einzelteile stärker hervorzuhellen, gab man sie in größerem Verhältnis wieder. Sehr willkommen sind die originalgroßen Abbildungen von Stücken Panzergefächts, so daß man danach könniglich, soweit eben das Material der Wartburg ausreicht, leicht chronologische und topographische Herkunftsbestimmungen treffen kann. Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Wunsch aussprechen, daß unser bester Kenner auf diesem Gebiete, Walter Rose, der auch hier seine nimmermüde Hilfsbereitschaft bewährt hat, bald einmal zu einer zusammenfassenden entwicklungsgeschichtlichen Darstellung des Panzerhendes kommen, oder, wenn dies noch nicht möglich ist, wenigstens in dieser Zeitschrift auf einer Reihe von Tafeln die typisch wichtigen Panzergefächts mit

kurzer Beschreibung veröffentlichen möchte. Wir alle sind ohne ihn ratlos.

Für die Aufnahmen wurden die Waffen sehr geschickt so aufgestellt, daß das, was für das betreffende Stück gerade charakteristisch ist, auch voll zur Wirkung kommen kann. Namentlich befriedigen die Harnische und Helme. Oberburghauptmann von Cranach selbst hat auf orthochromatischen Platten die Aufnahmen mit bemerkenswerten technischen Geschick und großer Sorgfalt hergestellt. Wer je Waffen fotografiert hat, wird wissen, welche ungehauenen Schwierigkeiten bei jeder Aufnahme sich immer wieder zeigen, und Welch tiefempfindliches Auge, aber auch welche Geduld dazu gehört, sie zu überwinden. Wie viele Versuche mögen auch hier, wo ein erfahrener Lichtbildner arbeitete, nötig gewesen sein, bis der rechte Weg gefunden war. Und auch bei dieser Gelegenheit hätte ich einen Wunsch vorzubringen. Würde es nicht von allen dankbar empfunden werden, wenn Herr von Cranach uns in der Zeitschrift seine Erfahrungen bekannt gäbe und Grundsätze aufstellte, wie Waffen fotografiert werden sollen?

Der Verleger, Geheimrat Baumgärtel, hat sich dann, wie das Vorwort betont, der Herstellung der Lichtdrucke mit besonderer Aufmerksamkeit angenommen, und ihm müssen wir es danken, daß die guten Aufnahmen nun auch wirklich wissenschaftlich brauchbare Abbildungen ergeben haben. Denn es ist ein großer Unterschied, ob dabei lediglich ein gefälliger Eindruck erstrebt wird, der sehr oft nur auf Kosten der wissenschaftlichen Verwendbarkeit erzielt zu werden pflegt, oder ob neben einer würdigen Art der Darbietung vor allem darauf geachtet wird, daß der Forscher mit dem dargebotenen Bildmaterial gewissermaßen wie mit Urkunden auch wirklich arbeiten kann. Hier ist in glücklichster Weise beides erreicht.

Und nun zum Text. In der Einleitung, die wie die übrigen Abschnitte durch den klaren, ruhigen Fluß der Diktion sich auszeichnet, wird eine Übersicht über den Bestand und die Geschichte der Rüstkammer geboten und in einem Anhang noch ein Blick auf die militärischen Verhältnisse der Weimar-Eisenacher Lande geworfen. Jeder, der solche Arbeiten selbst gemacht hat, weiß, wie entsagungsvoll sie sind. Denn ihre Voraussetzung bilden viele, viele Stunden Archivarbeit, bei denen man Mut und Geduld auch dann nicht verlieren darf, wenn ein Aktenband nach dem anderen ohne Ergebnis zur Seite gelegt werden muß. Auch Diener-Schoenberg sind derartige Erfahrungen nicht erspart geblieben, und der resigniert eingeschriebene Satz, daß über die Herkunft der einzelnen Stücke nichts habe ermittelt werden können, mag nicht ohne seufzende Erinnerung zu Papier gebracht worden sein. Die Forschungen über die Geschichte der Rüstkammer selbst aber sind wesentlich ertragreicher gewesen. Wir erhalten ein Bild der Wandlungen und Fährnisse, die sie durchzumachen hatte, und sind besonders für die nichts vermeintliche und doch diskrete Schilderung des romantischen Unfuges dankbar, der sich eine Weile an der Wartburg breit gemacht hatte, und dessen Folgen erst unter dem jetzigen Kommandanten von Cranach, der den Ehrgeiz hat, vor der Wissenschaft bestehen zu wollen, in den letzten anderthalb Jahrzehnten beseitigt werden konnten.

Über die Richtigkeit des Einteilungssystems mich zu äußern, steht mir nicht zu, da Diener-Schoenberg den Ausführungen dabei gefolgt ist, die ich in einer für das Sammelwerk „Der Mensch und die Erde“ geschriebenen Abhandlung über Wehr und Waffen gegeben habe. Jedem

Abschnitt ist eine Einleitung vorangestellt, in der das Wesentliche über die Entwicklung der betreffenden Waffengattung mitgeteilt wird, und die darauf zugeschnitten ist, daß die Bedeutung der Beispiele, die sich von ihr in der Rüstkammer der Wartburg finden, klar hervortreten kann. Dabei hat sich der Verfasser nicht darauf beschränkt, Bekanntes in neuer, durch die concise Fassung bemerkenswerten Zusammenstellung darzubieten, sondern er hat versucht, auch die Forschung weiter zu führen. So ist über den Maschenpanzer jetzt das Beste, was bisher darüber gesagt wurde, in unserem Buche zu finden. Dass er dabei auf Rosas Forschungen sich stützen konnte, wird dankbar anerkannt. Sehr wichtig sind ferner die Bemerkungen über die Umhüllung des Stachelsporns zum Radsporn, für die der Verfasser des Katalogs endlich das klare Aufschluß gebende Beispiel in der Rüstkammer gefunden hat: es ist ein gezählter Stachelsporn, d. h. ein Sporn, dessen Hals an den Seiten abgeflacht ist und in drei übereinander liegende Spitzen endigt. Den meisten Gewinn aber wird die Waffenkunde von Diener-Schoenbergs Erklärung der Entstehung der gewundenen Züge haben. Den vielmißbrauchten Zufall hält er mit Recht nur für einen sehr schlechten Lückenbüßer. Er fragt vielmehr, ob man sich nicht schon vor der Erfindung der Feuerwaffen dessen bewußt gewesen sei, daß rotierende Geschosse die Treffsicherheit steigern, und indem er auf die geistreich konstruierte Waffe des Altertums, auf den Rolliemenspeer, und auf den Drehpfeil des 15. Jahrhunderts hinweist, der mit Holzspänen oder Lederplättchen spiralförmig befiedert war, findet er von da aus den konstruktiven Zusammenhang mit dem Inneren des Gewehrlaufs. Die geraden Züge hätten freilich zunächst nur den Zweck, die reichlichen Pulverrückstände aufzunehmen. Aber da sich an der weichen Bleikugel beim Schuß den Zügen entsprechende, erhabene Rippen bildeten, die an die Befiederung des Pfeiles erinnerten, so mußte dem nachdenkenden Beobachter es unschwer klar werden, daß man den noch keineswegs vergessenen Vorzug der rotierenden Bewegung für die Kugel sichern konnte, wenn man die Züge spiralförmig in den Lauf einschneitt.

In zwei Anhängen hat Diener-Schoenberg auch die außerhalb der Rüstkammer auf der Wartburg befindlichen Waffen beschrieben, aber jenen mysteriösen Fund der sogenannten „Schwurschwerter“, die bei der Gründung der Burg eine gewisse Rolle gespielt haben sollen, schloß er mit Recht aus, da sie nur der Phantasie der Romantiker

des 19. Jahrhunderts ihre Deutung und wahrscheinlich auch ihre Entstehung verdankten. Es muß das hier erwähnt werden, da in der Literatur davon die Rede gewesen ist, und sie jemand im Katalog suchen könnte.

Im dritten Anhang wird der „Bernhardharnisch“ im Großherzoglichen Schloß zu Weimar beschrieben, und die Abbildung der Einzelteile wird auch denen, die das Original nicht kennen, es ermöglichen, sich ein Urteil über den Plattner zu bilden. Geisbergs Zuweisung zu den Cnoepaschen Arbeiten ist unhaltbar. Einen Verwandten hat der Harnisch in dem Rudolfs II. in Wien, nicht aber in den Dresdner Stücken und in dem zu Stockholm. Der unbekannte Meister ist meiner Ansicht nach eher in Augsburg als in Nürnberg zu suchen. Von dem Waffenbesitz des Großherzogs von Weimar ist nun nur noch die Ettersburger Gewehrhammer unbeschrieben. Der Katalog wäre viel zu stark angeschwollen, hätte man auch sie noch aufgenommen. Da sich aber dort noch sehr viele Seltenheiten befinden, so wäre es dringend erwünscht, wenn man auch über sie bald einen Katalog erhalte, wie ihn die Wartburg nun besitzt. Nach den drei Anhängen folgt ein sorgfältiges Verzeichnis der Meister- und Beschaumariken, die auf mehreren Tafeln mit großer Genauigkeit abgebildet sind, und ein gut ausgearbeitetes Sachen- und Personenverzeichnis bildet den nützlichen Schluß des Bandes.

Auf die Beschreibungen noch im einzelnen einzugehen, würde zu weit führen. Das beobachtete Schema ist wohl überlegt und kann zur Nachahmung nur wärmstens empfohlen werden. Alles, was an einem Stück beobachtet werden kann, ist notiert worden, und mit besonderem Nutzen mag die Waffenkunde die genauen Gewichtsangaben gebrauchen, auf die meist viel zu wenig geachtet wird. Mit den Schoenbergschen Beschreibungen, die sich denen Potiers würdig an die Seite stellen, kann die exakte Forschung wirklich arbeiten. Und dasselbe ist bei den historischen Notizen über einzelne Stücke der Fall, aus denen alle unsicheren Vermutungen verbannt sind, wenn auch dabei manche schöne Mär zerstört wurde: der sicher, aber schonend scheidenden Hand des Operateurs gebührt besonderer Dank.

Noch einmal: ein musterhafter Katalog liegt vor; mögen nun die großen Waffensammlungen endlich der Wartburg folgen, deren beschreibendes Verzeichnis zu unserem unentbehrlichen Rüstzeug gehört.

Karl Koetschau.

VEREINS-NACHRICHTEN

Hauptversammlung des Vereins für Historische Waffenkunde 1912 auf der Wartburg bei Eisenach

Freitag, den 12. Juli.

4 Uhr nachmittags: Vorstandssitzung in der Wohnung des Herrn Oberburghauptmanns von Cranach auf der Wartburg.

(Die Herren Pfleger sind berechtigt, den Vorstandssitzungen mit beratender Stimme beizuwohnen. Es ist dringend erwünscht, daß die Herren sich dieser Mühe unterziehen.)

5 1/2 Uhr nachmittags: Zusammenkunft in der Rüstkammer der Wartburg. (Ohne Damen.) Herr Alfons Diener-Schönberg wird eine Einführung in die Rüstkammer durch einen orientierenden Überblick über ihre Bestände geben und bei der Besichtigung die Führung übernehmen.

7 Uhr abends: Hauptversammlung (geschäftlicher Teil) in der Rüstkammer der Wartburg.

1. Geschäftsbericht des Schriftführers.
2. Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters.
3. Entlastung des Schatzmeisters.
4. Wiederwahl und Neuwahl von Vorstandsmitgliedern und Pflegern.
5. Beschluß über den Ort der Hauptversammlung 1914.

(Bei der Hauptversammlung 1910 lag für 1914 eine Einladung nach Stockholm vor)

6. Anträge aus der Versammlung.
- Unmittelbar nach Schluß der Hauptversammlung: Kurze Vorstandssitzung (Ämterverteilung).

8 1/2 Uhr abends: Gemeinsames geselliges Beisammensein im „Hotel und Restaurant auf der Wartburg“. (Ohne Damen.)

Samstag, den 13. Juli.

10 Uhr vormittags: Festsitzung in der Rüstkammer der Wartburg. (Ohne Damen.)

1. Vortrag des Herrn Regierungsrats Dr. Rose, Berlin, über „die deutschen und italienischen schwarzen (groisen) Garden im 15. und 16. Jahrhundert“.
2. Mitteilungen.
3. Diskussion.
4. Verkündung der Ämterverteilung.

1 Uhr nachmittags: Besichtigung der Wartburg. (Ohne Damen.)

2 Uhr nachmittags: Festessen im „Hotel und Restaurant auf der Wartburg“. (Ohne Damen.) (Der Preis des trockenen Gedecks wird während der Tagung bekannt gemacht. Über die Tischreden ist verfügt.)

Anmeldungen zur Teilnahme sind bis spätestens 1. Juli an den unterzeichneten Ersten Schriftführer (Berlin-Lichterfelde, Marienstraße 16) zu richten. Auch Gäste sind bis zum 1. Juli bei dem unterzeichneten Ersten Schriftführer anzumelden. Teilnehmerkarten werden zu je 5 Mark ausgegeben, auf den Namen lautend und streng persönlich, deren Erlös zur Bestreitung der allgemeinen Kosten der Versammlung (Drucksachen, Trinkgelder usw.) dient. Alle sonstigen Ausgaben, insbesondere für Gedecke bei den gemeinsamen Mahlzeiten und für etwaige Wagenfahrten von der Stadt Eisenach hinan nach der Wartburg, sind nicht einbegriffen. Es empfiehlt sich, den Anmeldungen den Betrag für die Teilnehmerkarten gleich beizufügen, damit letztere durch den Unterzeichneten gleich übersandt werden können.

Möglichst zahlreiches Erscheinen der Mitglieder ist dringend erwünscht. Diejenigen Mitglieder, die an der Teilnahme verhindert sind, werden ergebten gebeten, Vollmachten zur Abstimmung an ihrer Statt auf ein bei der Versammlung sicher gegenwärtiges Mitglied auszustellen und dem von ihnen gewählten Bevollmächtigten rechtzeitig einzusenden. Es empfiehlt sich, solche Vertretungsvollmachten in der Form von Sammellvollmachten auszustellen, um die Stempelkosten zu vermindern.

Das „Thüringer Museum“ zu Eisenach bietet den aus solchen sich durch die Teilnehmerkarte ausweisenden Mitgliedern der Versammlung am 12. und 13. Juli den Eintritt zu dem ermäßigten Preise von 25 Pfg. für die Person an.

Als Gasthöfe zum Übernachten wird auf „Röhrigs Hotel zum Großherzog von Sachsen“ in der Stadt Eisenach und das „Hotel und Restaurant auf der Wartburg“ besonders hingewiesen. Die übrigen, zum Teil vortrefflichen, zahlreichen Hotels Eisenachs ergeben sich aus den Reisebüchern.

Groß-Lichterfelde, den 22. Mai 1912.

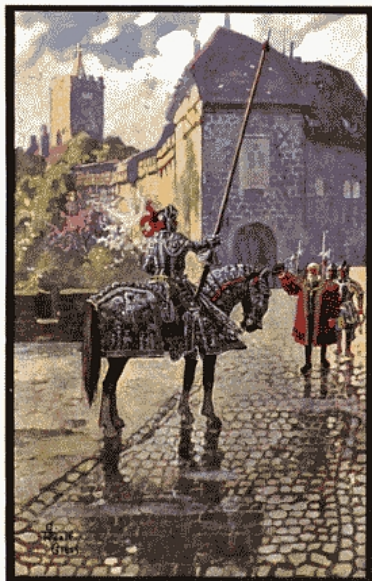
Dr. Stephan Kekule von Stradonitz,
z. Zt. Erster Schriftführer.

Dem Verein neu beigetreten ist:

Heim, R., k. u. k. Rittmeister, Schloß Vorst bei Meran, Tirol.
Großherzogliche Hofbibliothek Darmstadt.

Oberst z. D. **Moritz Schneider**, Dresden-N., Radeberger Straße 39, verkauft resp. tauscht: von Bd. I Heft 1, Bd. II Heft 1, Bd. III Heft 1—12, Bd. IV Heft 1—12, Bd. V Heft 1 bis 12 der Zeitschrift für historische Waffenkunde.

Einladung zur Hauptversammlung des
Vereins für historische Waffenkunde
Eisenach, 12. und 13. Juli 1912



Ankunft und Begrüßung auf der Wartburg

Wartburg-Rüstkammer; Inv.-No. 2165 und 2164

**Turnier- und Roll-Harnisch Herzog Johann Friedrich II. von Gotha
gefertigt von Kunz Lochner, Nürnberg um 1550**

Die deutschen und italienischen schwarzen (großen) Garden im 15. und 16. Jahrhundert.

Vortrag, gehalten von Regierungsrat **Dr. Walther Rose**, Berlin,
in der Hauptversammlung des Vereins für Historische Waffenkunde am 13. Juli 1912
auf der Wartburg bei Eisenach.

Ew. Exzellenzen!
Meine hochverehrten Herren!

Zum Gegenstand dieses Vortrages möchte ich mir erlauben eine Erscheinung in dem deutschen und italienischen Söldnerwesen des 15. und 16. Jahrhunderts zu machen, die vermutlich bereits früher schon Ihr Interesse erregt haben dürfte, nämlich die zu einer Berühmtheit gelangten schwarzen Garden. Es sind dies, wie ich im Nachfolgenden näher ausführen möchte:

1. die sogenannte schwarze Legion (*legio nigra*) des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, ferner
2. die sogenannte große (lange) Garde, auch die deutsche (slachische) oder bunte Garde, oder auch die schwarzen Haufen genannt, dann
3. die deutschen, unter französischen Fahnen kämpfenden schwarzen Banden (*les bandes noires*), und endlich
4. die italienischen schwarzen Banden (*le bande nere*), die, weil meist aus Florentinern bestehend, auch *le bande nere dei Fiorentini* genannt werden.

Zunächst jedoch dürfte ein kurzer Rückblick auf die Entstehung und die Vorläufer derartiger selbstständigen Kriegshaufen gestattet sein.

Wie die Renaissance in Kunst und Wissenschaft, so beginnt auch die Wiedergeburt des taktischen Kriegswesens und der Kriegführung in Italien, und auf diesem klassischen Boden der Antike, wo das Lehnswesen niemals zu der Entwicklung gelangte wie in Deutschland und in Frankreich, wich auch die feudale Kriegsverfassung am frühesten dem Söldnertum und dem Bandenwesen.

Den Anfang machten jene 30000 katalonisch-aragonischen Almogavaren, welche König Peter von Aragonien, der Sage nach schon von Konradin von Hohenstaufen auf dem Schaffot zu Neapel (1268) zu seinem Erben und Rächer berufen, nach Italien führte, als mit der Sicilianischen Vesper, am blutigsten zweiten Osterfeiertag 1282, der geeignete Zeitpunkt zur Geltendmachung seiner Ansprüche gekommen war. In den Kriegen mit dem Hause Anjou machten sich diese Söldner einen großen Namen. Als aber

nach Peters Tode zwischen dessen Sohn Friedrich III. von Sizilien und Karl II. von Neapel der Friede geschlossen war, trugen sie im Jahre 1303 unter Führung des deutschen Ritters Rüdiger von Flor, dessen Vater in der Schlacht bei Tagliacozzo (1268) gefallen war, ihre Waffen in den Orient.¹⁾ Hier erschienen sie dem griechischen Paläologen-Kaiser Andronicus und dessen Sohn und Mitkaiser Michael als eine sehr willkommene Hilfe gegen den Ansturm der fortgesetzt erstarkenden Macht der Türken oder Osmanen, und nach jahrelangen Kämpfen gegen die Türken und schließlich auch gegen die Griechen selbst, gelang es ihnen, sich nach einer gewaltigen Schlacht (1312) in den Besitz des Herzogtums Athen zu setzen, bis die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) dieser Herrschaft ein Ende machte. In der Geschichte der Condottieri bilden die Almogavaren einen Anfang, und selbst ein Widerschein der Kreuzzüge spiegelt sich in ihren Versuchen der Errichtung eines christlichen Reiches der Lateiner in Asien.

Durch die Römerzüge der deutschen Kaiser Heinrich VII. (1313) und Ludwig IV. (1327) wurden dann die Anfänge des italienischen Bandenwesens verstärkt. Schon unter Heinrich VII. schwangen sich von den Söldnerführern (*capitani di ventura*) neben vielen anderen insbesondere Matteo dei Visconti in Mailand und Can Grande della Scala in Verona zu Herren jener Städte auf, und ihre Söldnerscharen gestalteten sich zu eigentlichen Kriegsgenossenschaften, während seit dem Jahre 1322 auch die Compagnia de Siena selbständig unter eigenen Führern in den Gang der italienischen Politik eingriff. In der Lombardei aber waren es anfangs namentlich die mit den genannten deutschen Kaisern über die Alpen gezogenen Kriegsscharen, die später im Lande blieben, sich auf eigene Hand zuerst durch die Einnahme und den Verkauf von Lucca bezahlt

¹⁾ cf. En Ramon Muntaner: *Crónica catalana*. Valencia 1558 (Übersetzt von K. Fr. W. Lanz 2. Teil). Muntaner machte als Zeitgenosse den Zug selbst mit! Sowie auch Francisco de Moncada: *Expedition de los Catalanes y Aragones contra Turcos y Griegos*. Barcelona 1623, (deutsch Braunschweig 1828), und Steger: *Geschichte Franz Störzas und der italienischen Condottieri*. Leipzig 1853, S. 40–54.

machten, und durch ihr Beispiel fast ein Jahrhundert hindurch stets andere deutsche Haufen nachlockten. Es bildete sich hiermit das System der Condottieri aus, wie man die Unternehmer des Soldvertrages nannte.

Am bekanntesten unter diesen Deutschen ist der Herzog Werner von Urslingen⁷⁾, „der Herr der großen Compagnie“ (la grande compagnia), der an der Spitze deutscher, französischer, englischer und ungarischer Banden, die zeitweise außer dem zahlreichen Fußvolk über 3000 Reiter zählten, in den Jahren 1334–1351 ganz Italien tyrannisierte. Bald verbündet mit ihm, bald gegen ihn, fochten seine Nachfolger Graf Corrado di Lando⁸⁾ und Anichino de Bongardo⁹⁾, insbesondere aber der später durch Cola di Rienzi (29. August 1354) zum Tode verurteilte Fra Moriale, der das Bandenwesen nach festen Regeln ordnete.¹⁰⁾

Über die kriegerische Anteilnahme der deutschen Ritter an letzterem werfen die jüngsten Forschungen des bekannten Historikers Dr. Karl Heinrich Schäfer in Rom ein helles Licht, dem es u. a. auch gelungen ist, in dem Archive der Gonzaga in Mantua eine hochinteressante, eine Urfehde verlautbarende Urkunde vom Jahre 1361 mit den Originalsiegeln und farbigen Wappen von 106 deutschen Rittern von zum Teil noch heute blühenden Familien aufzufinden, und der seine Entdeckungen in den italienischen Archiven, zunächst in den päpstlichen des Vatikans, nunmehr veröffentlicht hat.¹¹⁾ Hiernach traten zwischen den Jahren 1320 und 1360 über 700 deutsche Reiterführer mit mehr als 10000 Helmen allein in den Dienst des weltlichen Herrschaftsgebietes des Papsttums, und ebensoviel mindestens sind auf die Seite der Ghibellinen gegangen. Kommen doch allein in dem Staatsarchiv zu Pisa, der alten reichstreuen Ghibellinenfeste, rund 2000 Namen deutscher Führer und Reiter aufgefunden werden, so daß in dieser Zeit in Süd- und Westdeutschland und zum Teil auch in Norddeutschland wohl kaum eine Burg oder ein Rittergeschlecht gewesen sein dürfte, die nicht einen oder mehrere Vertreter über die Alpen in den uralten Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen entsandt haben.¹²⁾

⁷⁾ cf. Franz Xaver Bronner: Abenteuerliche Geschichte des Herzogs von Urslingen, nebst einer Geschichte der Herzoge von Urslingen. Aarau 1828. Die Freiherren von Urslingen, deren Burg Urslingen bei Kottswil in Schwaben liegt, erhielten durch Kaiser Barbarossa die Herzogswürde von Spoleto. Nach dem Untergang der Hohenstaufen und nach Verlust ihres Lebens verbanden sie den Herzogstitel mit ihrer deutschen Stammesherrschaft Urslingen, wo das Geschlecht in der Mitte des 15. Jahrhunderts ausstarb. Die Regesten der Herren von Urslingen finden sich bei Stählin: Württembergische Geschichte, im 2. Bde., Abschnitt 7, § 31.

⁸⁾ Italienischer des Namens Conrad von Landau.
⁹⁾ Anichino (Italienisierung von niederländischen „Hanneken“=Hänschen) de Bongardo stammte aus der im Mittelalter an der Mosel und in den Niederlanden begüterten, noch heute dort blühenden Familie von Bongarden (Baumgarten), cf. Leo a. a. O. IV, 514 Anm.

¹⁰⁾ Fra moriale war ein Sproß des alten Geschlechts Montreuil in Narbonne. Siehe auch: Gemarelli: Sulle bande di Fra Moriale nel conte di Lando. Il Saggiatore. Giornale Romano di storia etc. I 1844, p. 131.

¹¹⁾ Dr. Karl Heinrich Schäfer: Geschichte der deutschen Ritter in Italien. Paderborn 1911.

¹²⁾ cf. auch die Veröffentlichungen in der Berliner Monatschrift des „Deutschen Herold“, Jahrgang 1910, Heft 6. Jahrgang 1911, Heft 1, 3, 4, 5, 7, 12.

Wenn auch die Führung und Zusammensetzung dieser Banden allmählich und schließlich ganz auf die eingeborenen Italiener überging und sich nunmehr eine wirkliche Kriegskunst herausbildete, so war doch dieses Condottiersystem für das Land selbst von unheilvollem Einfluß, da bald, abgesehen von den unaufhörlichen Plünderungen und Erpressungen, infolge der jederzeit gegen Lohnzahlung zu Gebote stehenden Hilfeleistung dieser Gewerbsoldaten, die übrige Bevölkerung sich des Kriegshandwerkes völlig entwöhnte und in Schlafheit versank.

Was aber in Italien die grande compagnia, das war in Frankreich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Bande der Armagnacs, die zu Zeiten nicht weniger als 50000 Mann zählte und die nicht nur Frankreich selbst, sondern auch die südöstlichen Gegenden Deutschlands brandschatzte, bis hier ihren Mordbrennerien der heldenmütige Opfertod der Schweizer in der Schlacht bei St. Jacob a. d. Birs (26. August 1444) ein Ziel setzte.

Zu den Scharen dieser Art, welche in Deutschland und den dazu gehörigen Ländern entstanden und dort tätig gewesen sind, haben vornehmlich die Hussitenkriege zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Veranlassung gegeben. Neben dem trefflich geschulten stehenden Heere, das sich Johann Žizka von Trocnov aus dem ihm getreuen Taboriten schuf, bildeten sich in Böhmen schon zu seinen Lebzeiten und dann nach seinem Tode (1414) besondere selbständige militärische Vereine oder Kriegsrotten, die nach eigenen Gesetzen lebten, keinen anderen Gehorsam als den gegen ihre Hauptleute kannten, und sich von großen Räuberbanden nur dadurch unterschieden, daß sie sich rühmten, Beschützer des göttlichen Gesetzes zu sein.

Nachdem Kaiser Sigismund wieder in den Besitz von Böhmen gelangt war, suchte er (i. J. 1419) diese „Kriegsbrüderschaften“ oder „Bübereien“, wie sie von den Deutschen genannt wurden, dadurch unschädlich zu machen, daß er sie in seinen Sold nahm und sich ihrer in Ungarn gegen die Türken bediente. Sein Nachfolger, Kaiser Albrecht II., ahmte dieses Beispiel nach. Als aber bei dem frühzeitigen Tode des letzteren diese Brüderschaften sich wegen rückständigen Soldes durch Brandschatzung des Landes bezahlt zu machen suchten, erkaufte Kaiser Friedrich III. i. J. 1441 durch Zahlung einer beträchtlichen Summe ihnen Abzug.

Inzwischen verbreitete sich die böhmische Kriegsweise auch über die Nachbarländer, zumal da böhmische Heerführer und Kriegsbanden ins Ausland zogen, um hier entweder als Söldner zu dienen, oder um das Kriegsrottenleben der Hussiten auf fremdem Boden fortzusetzen. Als Söldner dienten sie vorzugsweise dem deutschen Orden in Preußen, den Polen und Ungarn, und trieben sich als gesuchte Mietsoldaten noch länger als ein halbes Jahrhundert auf allen Schlachtfeldern Europas umher.¹³⁾

Wichtiger noch ist das Auftreten jener selbständigen Bruderrotten, der „Brüder oder Brüderschaften“, wie sie sich selbst nannten, oder „Zebraken und Buben“, wie sie von ihren Feinden bezeichnet

¹³⁾ cf. Palacki: Geschichte von Böhmen IV, 1, Seite 495–504; IV, 2, Seite 399.

wurden, in welcher ein großer Teil der böhmischen Freibrüder zuletzt übergegangen war. Sie stellen sich als eine Wiederholung der italienischen Condottieri dar, nur in durchaus demokratischer Form. Unter diesem Waffenbunde, der sich schon im Jahre 1448 selbständig zu bilden begann, ragte besonders die Kriegsbunderschaft des böhmischen Ritters Peter Aksamit von Liderovic (1453) in Ungarn hervor, deren Stärke von 5000 bis zu 20000 Bewaffneten wechselte, und von denen Michael Behaim eine bezeichnende Beschreibung gibt.⁹⁾ Wladislaus, König von Böhmen und Ungarn, mußte persönlich gegen sie zu Felde ziehen, gewann sie aber nach alter Weise schließlich dadurch, daß er selbst ihren Führer in seinen Sold nahm.

Die Brüderschaft als solche blieb jedoch bestehn und trug im Jahre 1458 wesentlich zur Wahl des Matthias Corvinus, Sohnes des Reichstatthalters Johann Hunyadi, zum König von Ungarn bei, geriet aber bald mit demselben in einen mehrjährigen Krieg, in welchem der Ritter Peter Aksamit selbst ums Leben kam.

Nach der Wahl Kaiser Friedrichs III. zum König von Ungarn (1459) schlossen sich die Zebraken diesem an, beteiligten sich an dem neu ausgebrochenen Kriege zwischen diesem und seinem Bruder Erzhzog Albrecht, und bildeten in den Jahren 1462—1465 gewissermaßen eine dritte Partei im Lande.

Zu dieser Zeit hatten sie keinen Oberführer, wie Peter Aksamit es gewesen, sondern mehrere Hauptleute, von denen gegen 30 mit Namen bekannt sind und die alle an Würde und Rechten einander gleich gestanden zu haben scheinen. Am berühmtesten unter ihnen ist der böhmische Ritter Wenzel Wilek von Čenow, von dem ein böhmischer Dichter versichert, „daß an Donau, Elbe, Weichsel und Dnjepr kein Krieg geführt worden sei, bei dem man ihn nicht um Rat und Belehrung ersucht habe“, und der die Summe seines Wissens in einem noch erhaltenen Traktate zusammengefaßt hat, welcher um 1490 für König Wladislaus niedergeschrieben worden ist.¹⁰⁾ Ferner gehörten zu diesen Hauptleuten die böhmischen Ritter Franz von Hag und Johann Swehla, die Mährer Georg von Lichtenburg und Vöttau nebst den Brüdern Johann und Wilhelm Tettau von Tettau, die Österreicher Conrad Weit-racher und Hans Kling, der Schlesier Christoph von Gersdorff, sowie die Slowaken Blasius und Johann Podmanicky.

Eine Wendung in dem Schicksal dieses Bundes trat erst ein, als ein Teil desselben im Solde des Königs Podiebrad von Böhmen sich gegen die Schlesier, namentlich gegen Breslau wandte, jedoch nach vergeblicher Belagerung von Namslau (1466) und ebenso von Münsterberg (1467) aufgegeben wurde. Der andere Teil fiel in Ungarn ein und bemächtigte sich nach wechselvollen Kämpfen unter Johann Swehla des festen Schlosses Kostolan in der Gespanschaft Neitra, wurde aber hier von König Matthias von Ungarn in eigener Person belagert und nach Einnahme des Schlosses (30. Januar 1467) fast ganz

vernichtet, die Gefangenen in den Tsoukaturn bei Ofen geschleppt und dort umgebracht.¹¹⁾

Der überlebende Rest der Zebraken trat namentlich in ungarische Dienste und bildete hinfür den Kern des neuen königlichen Heeres, aus dem sich die später so berühmte gewordene schwarze Legion (legio nigra) entwickelte, die man füglich als den Anfang der neuen Kriegsverfassung, der stehenden Heere, ansehen kann.

Als nämlich König Matthias Corvinus im Jahre 1468 auf Drängen des Papstes dem als Begünstiger der hussitischen Ketzerei mit dem Bannstrahl belegten Könige Georg Podiebrad von Böhmen, dessen Hauptstärke noch von Žižkas Zeit her in dem trefflichen Fußvolk bestand, den Krieg erklärte, mußte auch er auf die Erschaffung und Ausbildung eines kriegstüchtigen Fußvolks bedacht sein, zumal das ungarische Heer bis dahin sich fast nur aus ungeordneten Reiterscharen zusammengesetzt hatte. Er verstärkte daher das eigentliche aus National-Ungarn bestehende Heer noch durch eine auserlesene Fußtruppe von 6000 Mann¹²⁾, in welche er außer den Überbleibseln der im Jahre 1467 bei Kostolan vernichteten Zebraken des weiteren noch Böhmen, Deutsche, Polen, Serbien und Raizen aufnahm. Wie Zeitgenossen berichten, erhielt diese Schar von der dunklen Farbe ihrer Rüstungen und von den durch Wetter und Sonne gebräunten Gesichtern den Namen des schwarzen Heeres oder der schwarzen Rotte (legio nigra).¹³⁾

Im Kriege geübt, gegen Frost und Hitze, sowie gegen alle körperlichen Strapazen abgehärtet, drohte sie durch ihre unüberwindliche Tapferkeit jedem feindlichen Heerhaufen Tod und Verderben. Unter diese Legion versetzt zu werden, war des ungarischen Kriegsmannes ehrenvollste Beförderung, das rühmlichste Zeugnis seiner Verdienste. Die Hauptleute bestanden größtenteils aus Ungarn, die obersten Führer aber waren meist Böhmen und Deutsche, so der Böhme Franz von Hag, der Mährer Wilhelm Tettau von Tettau und der Schlesier Nicolaus von Haugwitz. Bei Anwesenheit des Königs Matthias dagegen war er selbst der unmittelbare Anführer der Schar.¹⁴⁾

Letztere bezog einen sehr hohen Sold, vierteljährlich 10000 Dukaten, so daß der einzelne Mann auf jährlich 66 Dukaten zu stehen kam, doch traten oft genug Zeiten ein, wo die Zahlung stockte und die Soldner sich daher ihren Lebensunterhalt unmittelbar verschaffen mußten. So ziellos aber auch die Schar auf dem Marsche war, so strenge war die Manneszucht, wenn sie vor dem Feinde oder im Lager stand.¹⁵⁾ Von der Zeit seiner Errichtung an (1468)¹⁶⁾ hat das schwarze Heer an allen Kriegen des großen Königs Matthias Corvinus teilgenommen. Wesentliche Dienste leistete es besonders in den

⁹⁾ cf. Palacki l. c. IV, 2, Seite 400—411, 517—523, 1052. Eschenlocher: Geschichte der Stadt Breslau, I, S. 37—149, und II, 7—73. Ferner: Fejlsler: Geschichte der Ungarn, V, 30—36, 144—152. Bonfinius: „Von den Ungarischen Sachen und Geschichten“ resp. „Ungarische Chronik“, p. 421—423.

¹⁰⁾ Nach Szendrői, l. c. Seite 87: ca. 10000 Mann.

¹¹⁾ cf. Fejlsler, l. c. V, 479. Bonfinius, l. c. p. 513a. Szendrői l. c. S. 87, 88.

¹²⁾ cf. Fejlsler, l. c. V, 497.

¹³⁾ cf. Fejlsler, l. c. V, 481—486.

¹⁴⁾ Szendrői, l. c. S. 87 nennt als Zeitpunkt der Errichtung das Jahr 1463.

⁹⁾ cf. Jahn's l. c. Seite 893, 896.

¹⁰⁾ cf. Jahn's l. c. Seite 898—898, der von diesem Traktate einen höchst interessanten Auszug gibt.

Kriege, den dieser im Jahre 1474 in Schlesien gegen die Könige Casimir von Polen und Wladislaus von Böhmen führte. Als die Polen mit einem Angriff auf Breslau drohten, rief der damals dort weilende König Matthias den Franz von Hag und Wilhelm von Tettau in Eilmärschen mit der schwarzen Legion herbei, die dann auch in der Umgebung Breslaus übel hauste.¹⁷⁾

Es ist sehr interessant, daß sich aus dieser Zeit die Selbstbiographie eines deutschen Landsknechts erhalten hat, welcher vom Jahre 1484 an der schwarzen Legion angehört und bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1493 laut seiner Beschreibung an allen ihren Kämpfen und wechselvollen Schicksalen teilgenommen hat. Neu herausgegeben nebst einem wertvollen zur Geschichte des schwarzen Heeres gebelagerten Betrage, dessen Einteilung hier gefolgt ist, ist dieses Schreiben von W. J. A. Freiherrn von Tettau, einem Nachkommen jener rühmend erwähnten Anführer Johann und Wilhelm Tettauer von Tettau.¹⁸⁾

Trefflich bewährten sich diese Kerntruppen insbesondere im Jahre 1485 in dem Kriege gegen Österreich bei der Belagerung von Wiener-Neustadt. Als König Matthias zwei Jahre später (1487) die Belagerung wieder aufnahm, entließ er nach seiner Ankunft bei den Truppen ohne Unfrieden alle die, welche nicht den Waffenruhm durch die Ertragung von Anstrengungen und Lebensgefahren erkaufen wollten, „da er die Zahl nicht achtete, wenn er eine schwarze Legion bei sich habe“. Die bald darauf erfolgte Erstürmung der Stadt trotz tapferer Verteidigung rechtfertigte diese Anschauung des Königs von dem Werte seiner Schwarzen.

Im nächsten Jahre (1488) entbrannte der Krieg von neuem in Schlesien, da Herzog Hans von Sagan ein Bündnis gegen König Matthias mit König Wladislaus von Böhmen und einigen Fürsten in Deutschland zusammengebracht hatte, um das Fürstentum Glogau seinen drei Eidamnen zuzuwenden. Von dem ungarischen Heere erschien daher Wilhelm Tettauer von Tettau mit 4500 Mann auf dem Kriegsschauplatz, eroberte Glogau und nötigte den Herzog Hans, das Land zu verlassen und alle seine Besitzungen an König Matthias abzutreten, während ein anderer Teil der schwarzen Legion unter Johann von Hauchwitz am 28. Juli 1488 den Sieg über die Böhmen bei Haynau erfocht.

Mit dem nicht lange nachher (6. April 1490) erfolgten Tode des Königs Matthias Corvinus trat der Wendepunkt in den Geschicken der schwarzen Legion ein. Schon als sie bei der Kunde von diesem Ereignis aus Schlesien nach Ungarn zurückkehrte, wurde sie auf diesem Marsche von den Bürgern und Bauern angegriffen und erlitt dabei schwere Verluste.

Um den Besitz der ungarischen Krone stritten sich damals 4 Bewerber: der seit 1486 zum deutschen König gewählte Maximilian, König Wladislaus von Böhmen, dessen Bruder der polnische Prinz Johann Albert, und endlich der Herzog Johann Corvinus, der natürliche Sohn des verstorbenen Königs. Von diesen gewann König Wladislaus durch Zahlung von 100000 Dukaten die schwarze Legion für seine Partei

und sicherte sich damit auch die Königskrone.¹⁹⁾ Nach seiner Krönung in Preßburg nahm er hierauf das damals in Tynau stehende Heer in festen Sold, aber erst nachdem Maximilian einen großen Teil von Ungarn erobert hatte und bereits bis Ofen vorang, erschien gegen Ende des Jahres 1490 die schwarze Schar, und es gelang ihr, den anderen Kronprätendenten Johann Albert von der Hauptstadt des Landes abzuwehren. Als dieser hierauf Kaschau belagerte, zog Wladislaus selbst gegen seinen Bruder zu Felde, doch wurde eine Schlacht damals noch durch Friedensschluß vermieden. Wladislaus war jedoch außer stande, seinem Heere den rückständigen Sold von 47000 Dukaten zu zahlen, er wies daher denselben bis zur Befriedigung das Gebiet zwischen Watzten und Erlau an, wo es sich durch Raubereien entschuldigte. Als aber durch die Verpfändung von Kronländern die Mittel zur Soldzahlung beschafft waren, nahm die schwarze Legion an der Belagerung und Wiedereroberung von Stuhlweissenburg teil (7. Juni bis 29. Juli 1491) und bewährte ihren alten Ruf unter der Führung des Stephan Zápolya in der Schlacht bei Kaschau (1. Januar 1492), in der Prinz Johann Albert, der von neuem die Waffen ergriffen, besiegt und zum dauernden Verzicht auf seine Thronansprüche gezwungen wurde.

Da inzwischen auch der Friede mit König Maximilian zu Preßburg zustande gekommen war (7. Nov. 1491), wurde das schwarze Heer nach dem Süden Ungarns gesandt, um dort unter dem Befehle des Paul Kinizi, des Temescher Ban und Obristen Feldhauptmannes in Niederungarn, die Osmanen zu bekämpfen.²⁰⁾

Aber die Stunde seines Unterganges hatte bereits geschlagen.²¹⁾ Denn als unter König Wladislaus die ungarischen Magnaten sich bestreuten, Ungarn in eine Oligarchie mit einem Schattenkönig an der Spitze zu verwandeln, erkannten sie die Notwendigkeit, die schwarze Legion zu vernichten, die den Ungarnkönigen stets ein so tatkräftiges Werkzeug zur Erhaltung eines starken königlichen Regiments und das feste Bollwerk gegen die Übergriffe der Großen des Landes gewesen war. Diese Aufgabe wurde dem genannten Paul Kinizi anvertraut, und als Vorwand benutzte man die wegen Nichtzahlung des Soldes nach den damaligen Zeitsitten unvermeidlichen tumultuarischen Auftritte. Als die schwarze Legion ohne Böses zu ahnen im Lager stand, überfiel Kinizi sie verräterischer Weise mit ungeheurer Übermacht und zwang sie zur Ergebung. Ihre Rottenmeister und die ehrbaren Leute aus der Rote wendeten sich damals (27. Oktober 1492) schriftlich an die angesehensten böhmischen Herren und baten sie um Fürsprache bei König Wladislaus, doch vergeblich. Letzterer mußte durch Dekret vom 6. Januar 1493 das ganze Institut der schwarzen Legion aufheben. Die Mitglieder, welche nicht in dem Dienste des Königs oder der ungarischen Magnaten Aufnahme fanden, zogen sich an die Grenzen Österreichs und Mährens zurück, wo sie verschanzte Lager errichteten, von denen aus sie die benachbarten Landstriche

¹⁷⁾ cf. Eschenloer, l. c. II, 301—307, berichtet hierüber ausführlich.

¹⁸⁾ W. J. A. Freiherr von Tettau: Erlebnisse eines deutschen Landsknechts (1484—1493), von ihm selbst beschrieben. Erfurt 1869.

¹⁹⁾ cf. Fejérvölgyi, l. c. V, S. 711, und Palacki, l. c. V, I, S. 337. Bonfinius, l. c. p. 522.

²⁰⁾ cf. Fejérvölgyi, l. c. V, S. 731—739, 775 ff. Palacki l. c. V, I, S. 346—360.

²¹⁾ cf. Fejérvölgyi, l. c. VI, S. 262 ff. Bonfinius, Dec. V, lib. III, p. 531 ff.

durch Raub und Brandschatzung heimsuchten. Durch Kaiser Friedrich III. aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, nahmen sie ein schreckliches Ende; dem Wilde gleich wurden sie umhergezhet und erschlagen, 300 wurden in Wien am Galgen aufgehängt. Viele Hunderte, die in die Hände des österreichischen Ritters Stephan Einziger fielen, der zugleich mährischer Landsasse war, wurden in die Kalköfen geworfen oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Kalkbrüthen verwendet, und nur sehr Wenigen gelang es lebend zu entkommen. Eine Reiste nahm auch Kaiser Maximilian in seinen Sold und wandelte nach diesen Scharen sein eigenes Fußvolk um. Aber die Nemesis blieb nicht aus, denn bald darauf sank auf dem blutigen Schlachtfelde von Mohacs (19. August 1526) Ungarns Königsmacht und Ruhm, bis dahin der Schrecken und Neid aller Nachbarländer, vor dem Halbmonde in den Staub.²⁷⁾

Eine Eigentümlichkeit in der Ausrüstung dieser schwarzen Legion waren außer ihren dunklen Harnischen die großen bemalten Setschilde oder Pavesen, von denen sich mehrere bis heute erhalten haben. So besitzt das historische Museum der Stadt Wien 8 Stück²⁸⁾, 1 Stück befindet sich in der Sammlung des Herrn Grafen Hans Wilczek in Wien, ebenso ein Exemplar in der Armeria Reale in Turin²⁹⁾, und endlich 2 Exemplare in der Sammlung der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg.

Wenn schon die der Leibgarde des Königs Matthias Corvinus zugeschriebenen Exemplare der Wiener Sammlungen³⁰⁾ unser hohes waffenhistorisches Interesse erregen, die im großen Mittelfelde das Bild des Heiligen Georg mit dem Drachen auf Silbergrund, und an den Seiten niederösterreichische und ungarische Wappen zeigen, darunter auch das Wappen des Königs Matthias Corvinus selbst (einen schwarzen Raben mit einem goldenen Ringe im Schnabel), so gilt dies insbesondere auch von den Exemplaren der Turiner und Petersburger Sammlung.

Das Turiner Stück³¹⁾ zeigt nämlich im großen Mittelfelde einen gotisch gepanzerten Ritter, dessen am Arm hängender Wappenschild in roten Felde drei silberne Schwäne mit goldenen Schnäbeln und Füßen erkennen läßt, das Wappen der deutschen Familie von Schwann und der polnischen Familie Douin. Am parallelen Rande unter der Figur befindet sich in gotischen Minuskeln in böhmischer Sprache die Inschrift: „Pomoz mily pan“ (= „Mit Gottes Hilfe“), und ebenso am Rande des Schildes in denselben Typen: „Pan hualivzdic-Ti-a-iminio (Na iminio), ty, zlavna, timi, ney, cho zym, Tc, nakuietie (maknetie) wineczu, punnit, pomnit“ (= „Kenne den Gott des Ruhmes, deines ruhmreichen Namens immerdar gedenkend; es sei dein Leben immer ein geachtetes. Lebe ritterlich und bewahre dir immer deinen guten Ruf“). Unter der mittleren Aufschrift erscheint eine gotische Majuskel W, mutmaßlich

das Monogramm Wenzels, des Schutzheiligen von Böhmen und Polen.

Von den beiden Exemplaren der russischen Sammlung³²⁾ dagegen zeigt das eine Stück im großen Mittelfelde ebenfalls den heiligen Georg mit dem Drachen, an den vier Ecken des Schildrandes den gekrönten böhmischen Löwen mit dem geteilten Schweife, und an der oberen Auskrugung das Wappen der österreichischen Stadt Enns, während bei dem anderen Stück im Mittelfelde der Heilige Wenzeslaus, Herzog von Böhmen, erscheint und unter ihm und am Schildrande in derselben Anordnung wie bei dem Turiner Exemplar in gotischen Minuskeln ebenfalls in böhmischer Sprache eine Inschrift etwa folgenden Wortlautes: „Heiliger Wazlaw, Wojewode des tschechischen Landes, hilf uns, bitte für uns Gott, den heiligen Geist, Kyrie eleison.“

Diese Setschilde liefern somit, was Szendrei als einen besonderen Erfolg der Millenniums-Landesausstellung (Budapest 1896) bezeichnet³³⁾, den überaus wichtigen Nachweis, daß, wie bereits historisch entwickelt, der erste Kern der berühmten schwarzen Legion des Königs Matthias Corvinus aus den böhmisch-polnischen Söldnern bestanden hat, welchen der König die Dienstsprache, ihre Offiziere und Waffen beließ, und daß dann diese Schildform auch von den Ungarn übernommen wurde.

Waren doch die großen Pavesen schon seit Beginn der Hussitenkriege lange Zeit die bevorzugte Schutzwaaffe des böhmischen Fußvolks, und noch in der sog. Böheimschlacht (12. September 1504) erblickt man nach den verschiedenen gleichzeitigen Darstellungen die böhmischen Krieger, gleichsam an Stelle der üblichen Wagenburg, hinter einem Wall der dicht nebeneinander in den Erdboden gestofenen Setschilde ihren Feind bekämpfen.

Deshalb heißt es auch noch in den Zeugbüchern Kaiser Maximilians vom Jahre 1519³⁴⁾:

„Nicht allein auf die teutschen art
„Ist dises paradeis bewart,
„Sonnder nach beheimischem syt
„Tregt man uns gros pavesen mit“.

Zu diesen Schildträgern gehörten außerdem sog. „Häckler“, deren Aufgabe es war, die Setztartschen bei plötzlichem Angriffe zu pflanzen und zusammenzuhalten, zu welchem Zwecke an den Schilden seitliche Vorrichtungen getroffen waren, so daß sich die Schildwand mit außerordentlicher Geschwindigkeit erhob.³⁵⁾

Dementsprechend war nun auch, wie der Historiker Bonfinius ausdrücklich hervorhebt, ein Teil des ungarischen Fußvolks mit solchen großen Pavesen bewaffnet, „und neben jedem dient ein Page oder Knappe, welcher den schweren Schild und die Waffen trägt. Diese Geharnischten umgeben das Fußvolk mit ihren schweren Schilden wie eine feste Burg, so daß im Schutze derselben das ganze Fußvolk mutig den Moment abwarten kann, um mit Glücke den Feind anzugreifen.“³⁶⁾

Und nach dieser großen Pavese (ungarisch: Paizs) des Fußvolks bildet sich auch für die

²⁷⁾ Palacký, l. c. IV, 1, S. 516/517. V, 1, S. 363–365. Szendrei l. c. S. 88.

²⁸⁾ Nach dem Kataloge von Weifs (1888), IV. Abt. Waffensammlung die Nr. 445–468 und 478–479.

²⁹⁾ Angelucci, Catalogo (1890). Ser. F. Nr. 1, S. 199.

³⁰⁾ Abgebildet und näher beschrieben in Szendrei: Ungarische Kriegsgeschichtliche Denkmäler in der Millenniums-Landesausstellung (Budapest 1896) sob. Nr. 430, 603, 658 und 1214.

³¹⁾ cf. Szendrei, l. c. Nr. 561.

³²⁾ cf. von Lenz: Zeitschrift für historische Waffenkunde, Band II, Heft 6, Seite 125.

³³⁾ cf. Szendrei, l. c. Seite 91.

³⁴⁾ cf. Bollettino: Handbuch der Waffenkunde, S. 180.

³⁵⁾ cf. Jähns l. c. S. 742.

³⁶⁾ cf. Szendrei l. c. S. 89.

leichte ungarische Reiterei des Königs Matthias Corvinus, die Husaren, jene speziell magyrische Reiterartische aus, welche trapezförmig und mehr konvex gebaut, über die Brust reichend auch die linke Seite deckt. Mit diesen Tartschen war nach den Abbildungen des Theurdank und des Weiskung auch die ungarische Garde des Kaisers Maximilian ausgerüstet, insbesondere aber wurden sie bei den mittelalterlichen Spielen (Mummereien) und bei den sog. „ungarischen Turnieren“ getragen, wie solche namentlich an den Prager, Pilsener und Innsbrucker Höfen des Erzherzogs Ferdinand, Grafen von Tirol, sowie auch um 1550—1560 am sächsischen Hofe abgehalten wurden.³⁰⁾

Von dieser ungarischen Reiterartische haben sich ebenfalls mehrere Exemplare in den österreichischen Sammlungen erhalten.³¹⁾

* * *

Gegenüber dieser schwarzen Legion des Matthias Corvinus von Ungarn macht sich fast zur selben Zeit unter den in Deutschland selbst entstandenen Söldnerscharen, gleichsam als die letzte Erscheinung des Instituts der Condottieri, keine mehr bekannt und gefürchtet als die sog. große (lange) Garde (magna guardia), auch die deutsche (sächsische) oder bunte Garde, sowie auch hin und wieder die schwarze Garde oder die schwarzen Haufen genannt.

Ihre Stärke wechselte zwischen 4000 und 10000 Mann, zunächst fast ganz, ebenso wie ihre Anführer, aus Deutschen bestehend, infolge ihrer Wanderungen aber später mannigfaltiger, außer Deutschen auch aus Friesen, Brethern, Geldern, Schweizern, Lombarden, Franzosen, Schotten, Spaniern und sogar Mauren (Äthiopiern) zusammengesetzt.

Johann Adolff, genannt Neocorus, sagt in seiner in alt-sächsischer Mundart verfaßten Chronik des Landes Dithmarschen sehr ausführlich:³²⁾

„It was de grote Garde, als se sich sul-
west nomede, eine herliche utherlesene Man-
schop uth velen Orden und Volkern, vornemlich awerst, als man gelowet, uth Enge-
lant, soes dusent Man stark, alle tho Vote
unde in so groten Namen unde mechtigen
„Röhme, dat man vor dessem Volcke erschreck
„wen man nur einen Namen hörede, darumme,
„dat man it vor ein unaverwintlich Volk helt,
„wente it stelledde sich gruwlich mit Rovende,
„Morde unde Brande, vorwostede Stede unde
„Lande, vorschonede noch Kerken noch Kluese,
„handelde unde ging erhmlich unde unchrist-
„lich mit den Lueden unde Gefangenen umme,
„vorschonede keines Standes oder Geschlech-
„tes, de doch billich verschonet werden.“

Die Entstehungszeit der großen Garde ist nicht genau bekannt, doch scheint Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen³³⁾ der erste Kriegsherr gewesen

³⁰⁾ cf. Bohém I. c. S. 181—182. Szendrei I. c. S. 92 bis 99, 132, 186, 196.

³¹⁾ cf. die Abbildungen bei Szendrei I. c. Nr. 334, 427, 477, 496, 537, 549, 572, 586, 719, 752.

³²⁾ Johann Adolff, genannt Neocorus: Chronik des Landes Dithmarschen. (Herausgegeben von Dahlmann.) Kiel 1827, Teil I, S. 448.

³³⁾ Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen, Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmütigen, geb. 27. Juli 1443, gest. 12. September 1500 zu Emden.

zu sein, der sie in seinem Solde gehabt hat, weshalb ihr auch der Name der „sächsischen Garde“ beigelegt wird, und zwar soll sie dem Herzog Albrecht bereits in dem Kriege gegen König Matthias Corvinus von Ungarn (i. J. 1487) gedient³⁴⁾, nach dem Berichte anderer Historiker aber sich zuerst unter Führung des Herzogs Albrecht in den Kämpfen des römischen Königs Maximilian mit dem Herzoge Karl von Geldern gebildet haben.³⁵⁾

Im Jahre 1493 fiel sie auf Maximilians Veranlassung in Geldern ein, kämpfte auch gegen die mit diesem verbündeten Franzosen in Flandern, verbrannte viele Dörfer und brandschatzte auch die Stadt Utrecht. Als sie aber nach Abschluss des Waffenstillstandes zwischen Maximilian und dem Herzog von Geldern (i. J. 1497) entlassen war, trat sie in den Dienst des Königs Johann von Dänemark, der damals zur Unterwerfung Schwedens rüstete.³⁶⁾

Nachdem dies mit Hilfe der großen Garde gelungen, nahm sie im Jahre 1498 von neuem Herzog Albrecht der Beherzte in Sold, um sich ihrer nunmehr gegen die Westfriesen zu bedienen, die sich weigerten, ihn als Erbstatthalter anzuerkennen. Trotz hartnäckigen Widerstandes der Westfriesen wurden dieselben in mehreren Gefechten und zuletzt in der Schlacht bei Leeuwarden (am 20. Oktober 1498) besiegt. Die direkten Anführer der großen Garde in diesen Kämpfen waren Nitard Fox (Neidhart Fuchs), der Ostfrieser Aylt von Petkun und der Junker Thomas Sientz, nach Angabe mehrerer Historiker ein Edelmann aus Köln.³⁷⁾ Zum obersten Hauptmann seines gesamten Heeres und zu seinem Stellvertreter in Friesland hatte Herzog Albrecht den fränkischen Ritter Wilwolt von Schaumburg ernannt, der ihm schon im Kriege gegen König Matthias von Ungarn gedient hatte.³⁸⁾

Auch von diesem hat sich eine umfangreiche Biographie erhalten: „Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg“, als deren Verfasser der Schwager Wilwolts, nämlich der fränkische Ritter Ludwig von Eyb (der Jüngere) zum Hertenstein (gest. 1521), Sohn des im Jahre 1501 verstorbenen markgräflich brandenburgischen Staatsmannes Ludwig von Eyb (des Älteren), in Betracht kommt.³⁹⁾

Diese den Zeitraum von 1468—1505 umfassende Darstellung, die eine reiche Fülle wichtiger Nach-

³⁴⁾ Nach Geijer: Geschichte Schwedens I, S. 236, und von Langenn: Herzog Albrecht der Beherzte. Leipzig 1838, S. 271.

³⁵⁾ Nach Leo: Niederländische Geschichte. Halle 1832—1835 II, S. 262, und Neocorus I. c. I, S. 448 ff.

³⁶⁾ Dahlmann: Geschichte von Dänemark. Hamburg 1840—1843 III, S. 254—255.

³⁷⁾ cf. Leo I. c. II, S. 256, v. Langenn I. c. S. 255 und Dahlmann I. c. S. 285, von Heinrich: Nordfriesische Chronik, S. 294, irrtümlich mit „Thomas Flems“ bezeichnet. Derselbe fiel in der Schlacht bei Hemmingstedt 17. Februar 1530 und ist nicht mit seinem, diese Schlacht überlebenden Bruder Jürgen Sientz zu verwechseln, während die Frage, ob er nicht ein Mitglied der sächsischen Familie „von Scheintz“ gewesen, zumal er auch „der Junker Sientz von Köstritz“ genannt wird, bis jetzt noch offen gelassen ist.

³⁸⁾ Der Historiker Ubbo Emmius: *Res. Frisicar. hist. lib. XXXIII*, p. 556, nennt ihn irrtümlich: *Wilbaldis Schomburgicus e Misnia ortus*.

³⁹⁾ cf. Adalbert von Keller: *Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg*. Stuttgart 1859, sowie Heinrich Ullmann: *Der unbekannt: Der Verfasser der Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg* (Historische Zeitschrift N. F. Bd. III).

richten zur Zeit der Kaiser Friedrich III. und Maximilian bietet und das Getriebe der Höfe, adelige Felhen, zahlreiche Feldschlachten und die bunte Pracht mehrerer berühmter Turniere⁴³⁾ die höchst anschaulich schildert, ist auch für die historische Waffenkunde eine wahre Fundgrube der interessantesten Einzelheiten, insbesondere gilt dies für die Beschreibung einzelner Züge, aus dem Kriegseleben der Landsknechte, deren Ausrüstung und Angriffsweise bei Belagerungen und in offener Feldschlacht, wobei namentlich der lange Spieß nicht nur beim Angriff in der gevierten Ordnung, sondern auch beim Überbrücken und Überspringen der zahlreichen Wassergräben dieses Landes eine große Rolle spielt, und zwar nach frischem Vorbilde. So heißt es von der Bewaffnung der Friesen in der genannten Schlacht bei Leeuwarden⁴⁴⁾:

„Der hauptman besach sie selbst, lies sich „bedenken, das er in einen walt sehe, den die „in dem lant gar vil und vier schuech lenger „spis, den die unsern lantsknecht haben, heissen „si Schotten, haben am untern ort scheuben, „damit sie in die mosigen graben setzen, wen „si überspringen, das si nit bestecken.“

Dafs unter dem bunt zusammengewürfelten Haufen der großen Garde und der andern Hilfspütrzen blutige Streitigkeiten zwischen den einzelnen Nationalitäten nicht zu vermeiden waren, ist erklärlich, doch wurden dieselben dann mit Wissen des Hauptmanns nach Art eines ritterlichen Duelles ausgefochten.⁴⁵⁾

In diese wilden Horden hat nun Wilwolt von Schaumburg, soweit es ging, strenge Manneszucht vor dem Feinde und geordnete Angriffsweise in der Schlacht selbst zu bringen gesucht, und hat somit der von Kaiser Maximilian mit Hilfe des „Vaters der Landsknechte“, Georg von Frundsberg, später zur Vollkommenheit ausgebildeten Kriegstüchtigkeit der deutschen Landsknechte wacker vorgearbeitet. Man erkennt dies deutlich aus dem Bericht Wilwolts über die mehrgenannte Schlacht bei Leeuwarden, die er in Gemeinschaft mit dem damaligen Führer der großen Garde Nitard Fox den Friesen abgewann.⁴⁶⁾

„Sie senkten die spies fern beider teilen „gegen einander. Nu het her Wilwolt etlich „Katzbalger und mit helmbütern bestelt, die „setzrens aufs gülick, vielen in mit den helmbütern „parten zuricht auf die spies, und ehe sie wider „ziehen und zu sich wider kumen mochten, „drattens sein knecht eident hinach, das sie an „den veinden stunden. Die knecht trüben „nach, stachen zwai glider auf ein mall umb.

⁴³⁾ So z. B.: das von Karl dem Kühnen auf dem Reichstage zu Trier (1473) veranstaltete Turnier (S. 13), das Turnier zu Mainz, auf dem Wilwolt Herrn Martin Zolner besiegte (S. 48–54), das große Turnier zu Stuttgart (S. 53–55), insbesondere aber das berühmte Turnier auf dem Reichstage zu Worms (1495), auf dem sich Kaiser Maximilian mit dem hochburgundischen Ritter Claude de Vandrey, dessen Harnisch für den deutschen Fußkampf sich in der Ambraser Sammlung in Wien befindet (cf. Böheim I. c. S. 532. Fig. 618), sowie auch Herzog Albrecht der Bezehrte mit Wilwolt von Schaumburg selbst sich maßen.

⁴⁴⁾ cf. Wilwolt I. c. S. 169.

⁴⁵⁾ cf. Wilwolt I. c. S. 121/124.

⁴⁶⁾ cf. Wilwolt I. c. S. 171/172.

„Als balt gaben die Friesen des haufens die „flucht. Her Wilwolt schrei sein gesellen an, „das sie in ir ehr und leben lieber, dan das „guet, sein lassen, in der Ordnung biblen, den „so balt sie sich trennen und nach dem plündern „gelenken, würt sich der hauf auf die „seiten chlagen; er wolt die hindersten glider „büchschützen; und die mit den kurzen „weren vor in hin arbeiten lassen und mit „der ordnung volgen. Sie schrien alle, es wer „guet.“

Und wie man hier bereits den taktisch gegliederten Angriff des Gevierthaufens mit den langen Spießern, mit den vorgemommenen „Katzbalgern und kurzen Wehren“ d. h. dem verlorenen Haufen, sowie mit den angehenkten Büchschützen und kurzen Wehren sieht, so hielten es auch schon damals die Anführer für ihre Ehrenpflicht, zu Fuß mit blanker Waffe in das erste Glied ihrer Knechte zu treten, um mit ihnen „zu genesen oder zu sterben“.

Auf diese Weise findet der streitbare Held Nitard Fox in dem späteren unglücklichen Gefecht gegen die Groninger bei Schlochem und Gripswolden (Mitte Oktober 1499) an der Spitze eines Fahleins von 400 Knechten seinen Heldentod⁴⁷⁾: „Die knecht hetten gern gezaut⁴⁸⁾, aber Fuchs „der wert hell schrei si an, das wer keins „weichens mer, warum si nit am ersten ge- „volget, safs von seinem pett, mit allen seimen „harnisch, aufser rückkreb und ein goller, das „er anbehielt, von sich, schneid die hosen ab⁴⁹⁾, „tratt zu den Knechten vorn in die spitzen. Des „greven von Embden ret und geschikten hetten „in gern mit in hinweg bracht, funden des an „ime kein volg. Sie tratten zu hauf, und Fuchs „knecht stachen den Grüningerischen ir knecht „drei glider bis an das vorder fendein darnider. „Aber lieber got, der hauf was zu groß, sprungen „zu beiden seiten zu Fuchs fendein, stachen sie „zum weichen, und wart Neithart mit einerbüchsen „geschossen, das er wolt.“

Auch sonst gingen die Anführer ihren Knechten mit gutem Beispiel voran, um hierdurch ihr Ehr-

⁴⁷⁾ cf. Wilwolt I. c. S. 177/178.

⁴⁸⁾ zauten = zurückgehen.

⁴⁹⁾ Es entspricht der alten Sitte, beim Sturm mit Rücksicht auf die freiere Bewegung die Kniegürtel zu lösen und die Strümpfe herabhängen zu lassen, eine Mode, die nach den Beschreibungen Brantömes selbst am französischen Hofe des 16. Jahrhunderts von den deutschen Landsknechten festgehalten wurde, so dafs noch zur Zeit der Katharina von Medici (1547—1590) deutsche Hauptleute im Louvre mit einem nackten und einem bizarr kostümierten Beine erschienen, wie dies u. a. auch ein Holzschnitt von Franz Bruno erkennen läßt.

⁵⁰⁾ cf. Brantömes Mémoires in discours sur les Coknels p. 45: „d'autres avoient une jambe nuë et l'autre chaussée à la bizarre. Sur quoi il me souvient, qu'un combat à la barrière se faisant un jour à la cour en la basse salle du Louvre, entr'autres combatans comparut et entra le Capitaine Bruno, gentil cavalier certes, mais bien bizarre en tout; il estoit fort bien en point et bien habillé, il avoit une jambe chaussée et l'autre nuë; Les vieux capitaines, qui estoient par lars à la sarr, dirent et confirmèrent, que les soldats avanturiers du temps passé estoient ainsi chaussés à la bizarre, et ainsi l'entendoit le dit Capitaine Bruno encore de nostre temps. Méme au voyage d'Allemagne j'ay oü dire que tous capitaines et soldats, quand ils vöuloient aller un essant, coupoient leurs chausses à leurs genoux tout à l'instant, parcequ'elles estoient toutes d'une venue et attachés en haut, ain qu'ils puissent mieux monter à l'assant.“

geföhli zu heben und menschlich reine Züge in die rohe Kriegsföhierung der damaligen Zeit zu bringen. Bekannt ist in dieser Hinsicht die Tat des Wilwolt von Schaumburg selbst, durch die er bei seinem aus Deutschen und Wälschen zusammengesetzten Heerhaufen den deutschen Namen hoch zu Ehren gebracht hat.

Als nämlich im Geldrischen Kriege (1493) bei dem Itzfall in Flandern der Kommandant von Arras, ein Herr von Clerlemant (Kerklebant), der oberste Hauptmann des Königs von Frankreich, das Schloß übergeben mußte und mit der dort vorgefundenen Beute auch die an 4000 Gulden werten Kleinodien und kostbaren Gewänder seiner Gemahlin den Siegern in die Hände fielen, sprach Wilwolt von Schaumburg⁴⁹⁾:

„Wir Teutschen und vor aus von den ober-
landen, ob wir wol stet und schloß gewinnen,
„pflegen keiner frauen oder junkfrauen vom adl
„geborn nichts von irem geschmuck zu irem
„leib gehörig zu nemen, und wo solichs ein
„edlman tet, würde er von seinen genößen sein
„leben lang dester untreuer und unerter ge-
„halten. Darumb das jenig, so mir zu teil
„wirdet, wil ich mein bet der tugenthaften
„frauen widergeben und ir nichts verkern.

„Die Walhen wurden etwas zornlich gegen
„ime bewegt, sagent, er wer in seiner lant
„art, den ein jeder mocht sich nach dem lant,
„darin er begriffen, halten, aber die lant richten
„sich nit nach ime.
„Schaumburg sprach: Die edl teutsch ritter-
„lich und züchtig gewonheit sol mich nimmer
„verlassen, und ob ich gleich keinen Teutschen
„meiner lant art bei mir het, der mir in ober-
„lant solichs zu schanden nachsagen, so würde
„mich doch mein gewissen, angeborene natur
„und aufgerote tugent strafen. Darumb last
„uns zu der beut und teilung greifen, den was
„mir wirdet, damit was ich mich, wie ich vor
„gesagt, wol zu halten.

„Da die frau dis werden ritters red und sein
„meinung verstande, sprach si: Ei ei, teutsch
„ritterschaft, bi geert! Wie gar wirdet alles,
„das von dier geschrieben und gesaget, kein
„wert oder mangl fünden! Diser wert
„ritter ist ein geborner man vom adl. Darumb
„wil er mir als einer gebornen frauen vom adl
„einer andern nacion nichts, und ir, meins lant-
„volks, zezeug und wesens sint, unsern handl
„und wandl, taglich mit ein haben, das zu
„meiner freulichen zirde gehorde, nemen. Die
„Romer haben solichs auch nit getan, darumb
„ir hohes lob durch alle welt gepreit. Nu hin,
„mir wirt doch vorbehalten der Teutschen lob
„gegen allen meinen freunden und gutes gönnern
„zu berumen und eur tun auszusprechen.

„Mit disen worten wurden die Walhen auch
„bewegt, der frauen das ir zu laßen; darumb
„dem werden teutschen haubtmann hoch ge-
„dankt.“

Von Herzog Albrecht dem Beherten nach der Unterwerfung Frieslandens wieder entlassen (1498), wandte sich die große Garde gegen das Stift Utrecht, da einige ihrer Hauptleute, geldrische Herren,

besonders Jan de Wisch, auf diese Weise am leichtesten ihre Anforderungen an das Stift befriedigen zu können glaubten. Als sie aber vor Deventer zogen, rief der Bischof von Utrecht, Friedrich von Baden, den Herzog Karl von Geldern zu Hilfe, der nunmehr den Oberbefehl zugleich über die Truppen des Stiftes übernahm, und die große Garde auseinander sprengte. Die Bürger von Deventer ließen mehr als 100 von ihnen, die in ihre Hände gefallen waren, köpfen und aufs Rad flechten.⁵⁰⁾

Nach diesem Mißerfolg trat die große Garde in den Dienst des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg, der damals mit dem Erzbischofe von Bremen in Streit lag. Nachdem sie vergeblich versucht, von der Grafschaft Oldenburg aus die Weser zu überschreiten, zog sie längs der Verdenschen und Lüneburgschen Grenze in das Stiftsland Bremen. Aber auch hier wurde sie von der rauen Wittung und von dem seitens des Erzbischofs zu Hilfe gerufenen Herzog Heinrich von Braunschweig hart bedrängt, bis es den Abgesandten des Königs von Dänemark, der die große Garde wieder für sich zu gewinnen beabsichtigte, gelang, den Herzog Heinrich zur Abstandnahme von weiteren Unternehmungen gegen diese zu bewegen.

Letztere zog nunmehr in das Land Hadeln, das sie ohne Schwerdtreich, bloß durch die ihrem Rufe vorangehende Furcht in die Gewalt des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg brachte. Als sie aber von dort in das Land Wursten vordringen wollte, wurde sie von den dortigen Friesen nach heftigem Kampfe zurückgeschlagen.⁵¹⁾

Jetzt aber trafen die Sendboten des Königs Johann von Dänemark ein, welche die große Garde nach Holstein zum Kriege gegen die Dithmarschen abriefen.

Der schon erwähnte Johann Adolff, genannt Neocorus, gibt in seiner Chronik des Landes Dithmarschen⁵²⁾ eine eingehende Schilderung dieses Krieges mit der mächtigen, in vielen Zügen an die Schlacht am Morgarten (16. November 1315) erinnernden Schlacht bei Hemmingstedt (17. Februar 1500), in der sich das kleine Volk der Dithmarschen seine Freiheit gegenüber einem übermächtigen und gefährlichen Gegner erkämpfte.

König Johann hatte nämlich beschlossen, seine langgehögten Ansprüche auf das Land Dithmarschen nunmehr zur Geltung zu bringen, zumal er jetzt der Mitwirkung seines Bruders, des Herzogs Friedrich von Schleswig, und der Zustimmung der Stände gewiß sein konnte. Selbst Lübeck hoffte er, wenn auch vergebens, von der Verbindung mit den Gegnern zu trennen, allein die Stadt blieb dem Bunde treu und sorgte, ebenso wie Hamburg, für Verstärkung der Verteidigungswerke, ohne jedoch die Garde an dem Übergange über die Elbe hindern zu können. So gelangte diese nach Neumünster, wo die Soldzahlung begann, wobei König Johann zwei Drittel der Ausgaben, und sein Bruder Herzog Friedrich das andere Drittel übernahm.

Die große Garde war damals noch etwa 3000 Mann stark und in 8 Föhndlein unter ebensolchen

⁴⁹⁾ cf. Leo, l. c. II, S. 262/263, und Neocorus l. c. S. 451. cf. auch Schlichthorst: Geldrische Geschichtswissenschaft, S. 18.

⁵⁰⁾ cf. Neocorus, l. c. I, S. 451/452, und Dahlmann l. c. S. 285.

⁵¹⁾ cf. Neocorus l. c. I, S. 447/454.

Hauptleuten geteilt. Ihr nummehriger Anführer, der bereits genannte Junker Thomas Slentz, erhielt an Sold monatlich 50 Goldgulden, jeder der übrigen Hauptleute 4, jeder Gemeine 4; ebensoviel, und nur im ersten Monate das doppelte, erhielt jeder der 12 Trommelschläger und Pfeifer.⁵⁴⁾

Hierzu kam aus dem Reiche Dänemark und Jütland, den Fürstentümern Schleswig, Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, aus Steden und Dörfern, Braunschweig und Lüneburg ein adliges Reiterheer von 2000 Mann nebst den dazu gehörigen Knechten, und ebendaher das aus Bürgern und Bauern bestehende Fußvolk von 15000 Mann. Rechnet man hierzu noch die Bedienung des zahlreichen Geschützes und der 3000 Rüst- und Proviantwagen, so erscheint die von Neocorus angegebene Gesamtstärke von 30000 Mann wohl zutreffend.

In der Gewißheit des sicheren Sieges wurde große Pracht entwickelt⁵⁵⁾:

„De Ridder unde Adell uth Holstein, Jutt
„landt und gantz Denemark hedden sick so
„herrlich unde dapper uthgeputzet, togen in ehrer
„schonen Rüstunge daher, als effte se up eine
„grote Koste unde Hochtitit, nicht thom Krige,
„sondern thom Schouwspel unde Dantze. Vore-
„den ock in gelicker Meinung ehr Goldt unde
„Sulver bi sick in Budelen.“

Dieser gewaltigen Menge konnten die Dithmarschen nur 6000 Mann, noch dazu des Waffenhandwerks ungetriebene Bauern entgegenstellen, so daß der Junker weit vor Veremessenheit den König fragte, „ob Dithmarschen dem in den Wolken liege?“ und als derselbe dies verneinte, erklärte, „daß, wenn man nur dahin kommen könnte, er dem Könige das Land wohl ohne alle Sorge überliefern wolle.“⁵⁶⁾

Am Dienstag, den 11. Februar 1500, rückte das vereinigte dänische Heer in Dithmarschen ein, und schon zwei Tage darauf bewahrheitete die große Garde bei der Erstürmung von Meldorp, des Hauptortes des Landes, von neuem ihren vorangegangenen bösen Ruf, da sie nach der rohen Kriegsweise jener Zeit alles, was von der geringen Besatzung nicht entziehen konnte, niedermachte. In Meldorp blieb König Johann einige Tage liegen und sandte zur Erforschung des Willens und der Stellung der Dithmarschen Kundschafter aus, die aber sämtlich in die Hände der letzteren fielen und bis auf einen, einen Friesen aus Eiderstedt, getötet wurden. Gegen Zusicherung des Lebens gab dieser den Angriffsplan des Königs preis, wonach am nächsten Montag der Aufbruch des ganzen Heeres von Meldorp nach Hemmingstedt erfolgen sollte.

Diese Nachricht war die Rettung für die Betroffenen, deren geringe Mannschaft noch zum großen Teil zur Bewachung über das ganze Land zerstreut war, so daß sie dem Feinde an Ort und Stelle nur wenige Mann entgegenstellen konnten. Noch in der Nacht vom Sonntag zum Montag wurde auf den Rat ihres Anführers, des tapferen Wulf Isenbrant, in aller Eile auf dem Wege von Meldorp nach

Hemmingstedt eine Schanze aufgeworfen und mit einigen Geschützen und mit etwa 1000 Mann besetzt.⁵⁷⁾

König Johann aber, der von dieser Schanze nichts wußte und sich keines Unfalls besorgte, brach nach seinem Vorsatze mit dem ganzen Heere am Montag, den 17. Februar 1500, nach Hemmingstedt auf, obgleich Junker Slentz und auch mehrere holsteinische adlige Herren bei dem plötzlich eingetretenen Tauwetter zum Aufbruch rieten, da sie die große Gefährlichkeit der Marschen bei solcher Witterung aus eigener Erfahrung kannten. Aber die anderen Hauptleute der Garde wollten nicht länger warten und setzten ihre Ansicht beim König durch. Voran zogen die Knechte der großen Garde, danach das andere Fußvolk. Die Vordersten trugen geflochtene Hüden und Faschinen, sowie Bretter zum Überbrücken der Gräben. Dahinter folgte die Reiterei, bei welcher auch der König und sein Bruder waren samt dem Hauptbanner des Heeres, der Danebrog. Zuletzt kamen die zahlreichen Wagen und Karren, womit man die zu erwartende Beute wegzufahren gedachte.⁵⁸⁾

Der Weg aber, an sich schon sehr schmal und eng, hatte zu beiden Seiten einen tiefen Graben und war zur Winterszeit wegen seines aufgeweichten Bodens schwer passierbar. Dazu herrschte an diesem Tage ein heftiger Nordweststurm, und strömender Regen mit Hagel und Schnee vermischt schlug den Anrückenden entgegen und blendete ihre Augen. Trotzdem drang die Garde tapfer vor und drohend erklarte nach dem Sturmstake des dumpfen Trommelschalles ihre Lösung: „Wahre die Bure, de Garde de kumbt!“ Da trafen sie unvermutet auf die in dem undurchsichtigen Wetter bisher nicht bemerkte Schanze, aus welcher sogleich ein heftiges Geschützfeuer auf sie eröffnet wurde, das verheerend in die dichtgedrängten Reihen schlug. Zwar ließ nunmehr Junker Slentz auch seinerseits das Geschütz auffahren und, so gut es ging, die Gräben durch die auf lange Spieße gelegten Faschinen und durch die mitgeführten langen Bretter überbrücken. Aber der Regen löschte die Lunten aus und machte das Geschütz völlig unbrauchbar, und in dem allerwärts durch Flut- und Entwässerungsgräben durchschnittenen Gelände konnte das Fußvolk, das sich in dem schrecklichen Moraste abarbeitete und bei der Nässe halberfroren war, nicht aufmarschieren und keine Schlachtordnung bilden. Dennoch schlug die Garde einen Ausfall der Dithmarschen zurück, als sie sich aber zur Umgehung der Schanze anschickte, brachen aus dieser 300–400 todesmutige Dithmarschen hervor zum Kampfe gegen die Tausende.

Und nun taucht noch einmal zu Beginn des 16. Jahrhunderts altgermanisches Heldentum auf; die Dithmarschen bilden den Keil, an dessen Spitze als Bannerführer festen Schrittes ein Mädchen Namens Telse aus Hogenworden⁵⁹⁾ mit dem Bilde des Gekreuzigten tritt, die zuvor, um sich würdig zu erweisen, der Mutter Gottes ewige Jungfräulichkeit gelobt hatte. Nach altheidnischer Sitte werfen die Männer den schweren Brustharnisch (Krebs), den Eisenhut, den Schild, ja selbst die Schuhe von sich, um in Berserkervut auf die Feinde zu stürzen. Mit

⁵⁴⁾ cf. Waitz: Schleswig-Holsteins Geschichte II, 2. Buch, S. 277/78, und Barthold: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen S. 165.

⁵⁵⁾ cf. Neocorus I. c. S. 458.

⁵⁶⁾ cf. Neocorus I. c. S. 452.

⁵⁷⁾ cf. Neocorus I. c. 465 ff. Waitz, I. c. II, S. 80.

⁵⁸⁾ cf. Neocorus I. c. S. 471 ff. Dahlmann I. c. S. 98.

⁵⁹⁾ Hogenworden im Kirchspiel Oldenworden.

Hilfe der gewohnten Springstöcke überspringen sie leichtfüßig die Gräben und werfen ihre überraschten Gegner in die mit Wasser gefüllten Gräben.⁸⁷⁾

Deshalb heißt es auch in einem der alten Schlachtlieder:

„Dre sunderlike Wise, de wonderlik sid,
Brukede de Dithmarschen in dem Strid:
„Dat erceth leth sehr othmōdlichlik,
Ein Crucifix, dat was seher barmelik,
„Dat leten se vorheene dregen,
mit inigem Gebede se dat ansegen
„Gelik wo de Jōden de ehre Schlangen,
de Moses vor se leth uphagen.
„Jegen de bösen Schlangen in der Wōstenie,
So geschreven steit in dem Bōke Numeri.
„De ander Wise, de wonderlik is,
Eine Junkfrow ging vor in der Spijs.
„Se schuwede nicht dat Ungetoek,
Desse sulvige den Banneren droeg,
Jungfrowschop lavede se alle ehre Dage,
Wer et Gade in sinem Bebage,
„Unde der saligen Jungfrowen Marien,
Dat he dit Volk wōden frien,
„Van den Unmilden unde van der Nodt,
„De drudde Wise waf wonderliken grot,
Unnd is, do se den Vienden wōden moeten,
„Treden se tho ehn mit barvōten Vōten.
Se repen alle: help Maria milde!
„Se worpen van sick Krevete, Hōde und Schilde.“

Da sprengte aus den Reihen der Garde die Riesengestalt des Junkers Slentz hervor, „ein langer rischer unvortzagender Helt“, wie ihn Neocorus nennt⁸⁸⁾, und forderte einen von den Dithmarschen zum Einzelkampfe auf. Sofort nahm ein Mann aus dem Kirchspiel Neuenkirchen, „der lange Reimer von Wimerstedt“ genannt, diese Herausforderung an. Mit seiner Hellebarde schlug er seinem Gegner den langen Reiterspieß aus der Hand und riß ihn dann mit dem Haken seiner Waffe samt dem Pferde zu Boden. Und da er ihn seines undurchdringlichen Harnischs halber nicht durchbohren konnte, setzte er dem Gefallenen die Hellebarde auf die Brust und trat mit dem Fuße darauf, so daß die Waffe tief in die Brust des Gegners drang. Mit Hille anderer schleppte er dann Mann und Rofs zum nächsten Graben und versenkte sie in denselben.

In Erinnerung daran sang daher das Volkslied:

„De uns de grote guardie dot schlog,
dat will ick ju wol seggen:
„Dat heift de grote Reimer van Wimerstedt
gedahn,
de heift de grote guardie geschlagen.“

Gewaltig wurde hierdurch der Mut der Dithmarschen gehoben, dennoch gelang es der Garde noch zweimal, die Angreifer zurückzuschlagen. Als diese aber zum dritten Male wiederkehrten, begleitete sie die Flut des Meeres, welche durch die Schleusen sich ergoß, die man geöffnet hatte, als der Donner der Geschütze das Zeichen hierzu gegeben. Der wüthende Nordweststurm trieb die Wellen mit aller Macht landeinwärts, so daß man den Weg nicht mehr vom Graben, und den Graben nicht mehr vom Wege unterscheiden konnte. Furchtbar erklang jetzt der

Ruf in das Ohr der Entsetzten: „Wahre di Garde, de Bure de kumbt!“ Verzweifelt gab da die Garde den weiteren Kampf auf und suchte ihr Heil in der Flucht.⁸⁹⁾ Die Dithmarschen aber, noch verstärkt durch weitere Mannschaft, die bisher an anderen Orten Wache gehalten hatten, stürzten sich nun auf die hinteren Treffen, die Reiter und den Troiß, die bisher unbewegliche Zuschauer des Kampfes gewesen waren, da sie mit ihren schwergepanzerten Rossen auf dem engen Wege und in dem Morast weder vor- noch rückwärts konnten. Und nun begannen ein fast widerstandsloses Gemetzel: die Sieger schlugen hauptsächlich auf die Pferde ein, die wild geworden ihre Reiter abwarfen, und Mann und Rofs stürzten kopfüber in die tiefen Wassergräben, so daß sie bis an den Rand mit Ertränkten gefüllt waren. „Dar is mannger edler unde kōner Helt ermilich umgekamen, de sin Schwert nicht einmāl getucket edder gerucket.“⁹⁰⁾

„Dusentdūels-Werff“ (Tausendteufels-Werff) hieß von alters her dieser Schlachtort, und wahrlich, er verdiente seinen unheimlichen Namen nur allzusehr, denn die Schlacht bei Hemmingstedt war eine der größten Niederlagen, welche die Geschichte dieser Zeiten kennt, Drei Stunden reichten hin, um das glänzende dänische Heer fast vollständig zu vernichten. Nach den Angaben der Sieger sollen 15 000, ja sogar 24 000, nach einer sehr mäßigen Schätzung aber mindestens 6000 Feinde auf der Wahlstatt geblieben sein, von der großen Garde allein 1426 Mann. Namentlich unter der Blüte des holsteinischen Adels hatte der Tod fürchterbare Ernte gehalten, denn mehr als 300 vom Grafen- und Herrenstande deckten das Schlachtfeld.⁹¹⁾ Die Dithmarschen dagegen bezifferten ihren Verlust im ganzen nur auf 60 Mann.⁹²⁾

König Johann und sein Bruder Herzog Friedrich entkamen nur mit genauer Not, der Sage nach soll ein treuer Knecht den König auf den Schultern durch das Moor getragen haben, und im alten Volksliede hat sich der Reim erhalten:

„Da lag syn pferd, da lag syn swerd,
„Syn helm mit der goldigen Krone“⁹³⁾

Unermesslich war die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, man schätzte sie höher als den Wert des ganzen Landes Dithmarschen. Ausser dem kostbaren Schatz an Gold, Silber, schönen Harnischen und Pferden, die man den Gefallenen abnahm, erbeutete man auch die Krone mit allen Prachtgewändern und Kleinodien des Königs, das ganze schwere Geschütz und die sämtlichen 3000 Wagen mit Lebensmitteln und Munition beladen. Auch die Fähnlein und Banner, insbesondere das Palladium des Reiches, der Danebrog, wurde erobert und in der Kirche

⁸⁷⁾ cf. Neocorus l. c. S. 477/478.

⁸⁸⁾ cf. Neocorus l. c. S. 486. Waitz l. c. S. 82.

⁸⁹⁾ cf. Neocorus l. c. S. 495 ff. sowie auch: Bruno Clausen l. c. S. 213—214. Das Verzeichniß der gefallenen Edelleute zählt von bekannten Familien auf: 11 Ahlefeldt mit dem Marschall Hans von Ahlefelde auf der Spitze, 4 Buchwalds, 4 Rantraus, 5 Poggwische, 4 von der Wische, 2 Blomes, 4 Ratnows, 6 Schteltes und 2 Reventlows.

⁹⁰⁾ cf. Neocorus l. c. S. 484.

⁹¹⁾ cf. auch die zitierte Zeitschrift (41. Bd. S. 298): „Syn bonnyt ys Kostell unde schone, / darup gosticket eine guldene Krone.“

⁹²⁾ cf. Neocorus l. c. S. 474 ff.

⁹³⁾ cf. Neocorus l. c. S. 474 ff.

zu Oldenworden aufgehangen.⁶⁶⁾ In ganz Deutschland hallte die Kunde dieser Schlacht wider, zahlreiche Lieder haben sie den Nachkommen überliefert, und auch der rittrische Sänger Ulrich von Hutten hat sie in einem Gedichte verewigt.⁶⁷⁾

Die Überreste der großen Garde nahm Graf Edoard Cirksena von Ostfriesland für den mit ihm verbündeten Herzog Albrecht den Beherzten in Dienst, der damals von neuem gegen die Westfriesen rüstete, um seinen Sohne zu Hilfe zu kommen. Herzog Albrecht⁶⁸⁾ hatte nämlich für die Zeit seiner Abwesenheit von Friesland (1499) seinen Sohn Herzog Heinrich von Sachsen, genannt der Fromme, kurz nach dessen Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Palästina, zum Stellvertreter ernannt. Dieser aber reizte durch unkluges Verhalten die von seinem Vater Albrecht stets mit Mäßigkeit und Güte behandelten Friesen zu offener Empörung, so daß er von ihnen in seiner neuen Residenz Franeker eingeschlossen und hart belagert wurde. Der friesische Anführer Sywert Aylw schloß die Stadt mit einem starken Heere in vier Lagern ein, zu welchem Zwecke insbesondere die Stadt Groningen ihre Hauptbüchse und Kartauen hergeliehen hatte.

Herzog Albrecht war zu dieser Zeit auf dem Reichstage zu Augsburg, brach aber sogleich bei der Nachricht von der Gefahr seines Sohnes am 22. Juni 1500 mit seinem anderen Sohne Georg und einem großen Teile der sächsischen Ritterschaft nach Friesland auf, wohin bereits sein Schwiegersohn Herzog Erich von Braunschweig ihm mit 4000 Mann vorangezogen war. Die Friesen wurden zunächst in der Schlacht bei Langenwolden, hinter dem Bomster Syhl in der Nähe von Groningen, und bald darauf endgültig in der blutigen Schlacht vor den Toren von Franeker (30. Juni 1500) geschlagen. Sie kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, aber während Herzog Albrecht bereits ihr Lager zu stürmen begann, fiel ihnen Herzog Heinrich von der Stadt aus in den Rücken, und der unwiderstehliche Angriff der sächsischen und braunschweigischen Truppen bezwang die letzte heroische Tapferkeit der bereits durch das furchtbare Geschützfeuer dezimierten Friesen.

Franeker wurde entsetzt, und Herzog Albrecht ertrotete den Dank seines aus schwerer Gefahr geretteten Sohnes und der Seinen, den schönsten und unvergänglichsten aber hat ihm die Geschichte bewahrt, da sie berichtet, daß er edel und menschlich sich der Besiegten annehmen.⁶⁹⁾ Große Vorräte an Kriegsbedarf fielen in seine Hand, darunter auch das Groninger Geschütz mit der Hauptbüchse, auf die sich in einem Aktenstücke folgender Vers bezieht.⁷⁰⁾

„Ein Hauptstück von Groningen bin ich kommen,
„Herzog Albrecht von Sachsen hat mich genommen,

⁶⁶⁾ Hier hing der Danebrog über ein halbes Jahrhundert als Siegeszeichen, bis er nach der die Freiheit Dithmarschens vernichtenden Schlacht bei Heide (13. Juni 1559) zurück in den Schleswiger Dom kam. Von da wanderte er mit den vertriebenen Fürsten nach Kiel, wo seine Reste in unruhlicher Vergessenheit untergingen. (Dahlmann l. c. I, S. 371.)

⁶⁷⁾ cf. Neocorus l. c. S. 489 ff. Waitz l. c. S. 83. Dahlmann l. c. S. 99.

⁶⁸⁾ cf. von Langenn l. c. S. 264–277.
⁶⁹⁾ cf. Schotenus p. 476. Ubbö Emmius l. c. lib. XXIII: „Da er achtete, daß die genug verloren, welche die Freiheit einbüßen.“

⁷⁰⁾ Nach Böttiger (in Rochlitz Mittheilungen S. 12).

„Als ich wider Herzog Heinrich in Fronigker
that schiefen,
„Herzog Georg, sein Bruder, liefs mich in tzuw
Karthun giesen.“

Die Bedrängnis des Herzogs Heinrich, und wie er vom Turme zu Franeker sehnsuchtsvoll den Blick nach der Richtung gewendet, woher die väterlichen Fahnen kommen sollten, sowie seine Rettung aus der Not, das alles ist in längst verklungenen Liedern gefeiert worden. Aber noch heute ruht auf der Brust des Hamischs Herzogs Heinrichs des Frommen von Sachsen im Kriegswaffenaal des Dresdner Johannseum die eiserne Kette, woran die erbitterten Friesen den in Franeker eingeschlossenen Herzog aufzuhängen gedachten, und dahinter erblickt man die mit dem kaiserlichen Doppeladler verzierte kleine Wetterfahne, die seinen Galgen schmücken sollte.⁷¹⁾

Die auf die große Friesenschlacht folgende Belagerung und Einnahme der Stadt Groningen war Herzogs Albrecht letzte Waffentat, da er auf der Heimkehr nach Sachsen schon am 12. September 1500 zu Emden starb, wo sein Herz beigezigt, während der einbalsamierte Leichnam nach Meisen geführt wurde.

Herzogs Albrechts Tod war aber gleichzeitig auch das Ende der großen Garde, denn schon nach dem Kampfe bei Franeker bildete sie keine selbständige Truppe mehr, ihre Überbleibsel wurden vielmehr in die anderen Heeresabteilungen eingereiht. Seitdem erscheint sie nirgends wieder, und mit ihr verschwindet auch in Deutschland für immer der Rest jener mittelalterlichen Kriegsverfassung, um der neueren, der stehenden Heere das Feld einzuräumen.⁷²⁾

Wie ein wunderbares Spiel des Zufalls mutet es an, daß gerade zur Zeit des Unterganges der schwarzen Legion in Ungarn und der großen oder schwarzen Garde in Deutschland eine ähnliche und gleichnamige Erscheinung nunmehr in Frankreich neu ins Leben tritt, nämlich die aus deutschen Söldnern bestehenden schwarzen Banden (les bandes noires), auch die „schwarzen Haufen“, „schwarzen Fährlein“ oder „schwarzen Deutschen“ genannt.

Bekanntlich besaß Frankreich gegen Ende des 15. Jahrhunderts zwar in seinen, von König Karl VII. im Jahre 1445 geschaffenen Compagnies d'ordonnance der Hommes d'Armes eine vorreffliche Reiterei⁷³⁾, allein es fehlte ein kriegstüchtiges Fußvolk, da die drei Jahre später (1448) errichteten 16000 Francis Archers nicht den gestellten Anforderungen entsprachen. Seit dem Tode von St. Jacob a. d. Birs (26. August 1444), wo Ludwig XI. noch als Dauphin die todesverheerende Tapferkeit des schweizerischen Fußvolkes kennen gelernt hatte, waren daher die Augen dieses französischen Königs und seiner Nachfolger (Karl VIII., Ludwig XII., Franz I.) auf die Schweiz gerichtet. Schon im Jahre 1474 hatte deshalb Ludwig XI. mit den Kantonen ein Freundschaftsbündnis geschlossen, und bereits im Jahre 1480 errichtete er an Stelle der aufgehobenen Francis Archers auf eine dem ganzen Lande aufgelegte Abgabe 10000 Mann und nahm, da auch diese in

⁷¹⁾ cf. Katalog des Dresdner Histor. Museums S. 147 (Kriegswaffenaal G) Nr. 29. cf. auch Spalatin: Dissert. d'Alberti etc. liberis in Saxonica script. p. 2124.

⁷²⁾ cf. Albert-Cranter: Meissen lib. XIII, cap. 37. v. Langenn l. c. S. 278–283.

⁷³⁾ cf. Daniel de la malice française. L. IV, p. 212 sqq. Barthold: George von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk. S. 5, 92, 99.

ihrer Kriegstüchtigkeit alles zu wünschen übrig ließen, 6000 Schweizer in dauernder Besoldung.

Aber auch in Deutschland blieben die französischen Werbungen, namentlich nach dem Bruche Ludwigs XII. mit den Schweizern (1510) nicht ohne Erfolg, und nicht nur kriegsfreudige niedere Knechte, sondern auch viele unbegüterte jüngere Söhne des Adels ließen sich durch den lockenden Ruf der reichlich gezahlten Sonnenkronen verblenden und strömten in Masse zu dem Lilienbanner. Diese deutschen Landsknechte im französischen Solde waren durch die Herzöge Carl Egmont von Geldern und Anton von Lothringen, sowie durch den Grafen Robert von der Mark (von den Deutschen auch Ruprecht von Aremberg genannt, der Fürst des kleinen Ländchens Bouillon und Sédan⁷⁴⁾ erworben worden, und zwar sollen nach dem Berichte des Paulus Jovius:⁷⁵⁾ „dem französischen Könige durch Rubertus Sedanus mitsamt dem Carl Egmont Herzog von Geldern mehr denn 40 Fährndleiner starker Landsknechte zugeführt worden sein, insbesondere aber auch ein starkes Regiment von 6000 alten Knechten, welche von der schwarzen Farbe ihrer Fährndleiner und Waffen die schwarzen Landsknechte oder bandes noires genannt wurden.“⁷⁶⁾

Nach den Mémoires des Messire du Bellay⁷⁷⁾ sollen diese schwarzen Banden zur Zeit der Schlacht bei Mariignano (1515) schon 20 Jahre in Frankreichs Solde gewesen sein. Hiernach würde ihre Entstehung ungefähr in das Jahr 1495 fallen, und in der Tat scheint der Stamm derselben schon in dem damaligen neapolitanischen Zuge Karls VIII. bestanden zu haben.

Die erste sichere Spur der Bandes noires findet sich aber im Jahre 1512, in welchem der junge Fleuranges, der Sohn des Grafen Robert von der Mark, im Luxemburgischen die herziehenden Fährndleiner des Themis von Medelburg und des Hans von Brandeck anwarb.⁷⁸⁾

Gleichzeitig sammelt der Herzog von Suffolk, von der weisen Rose aus dem Hause York, ein Regiment an der Grenze Lothringens, mit dem er noch im selben Jahre in dem Heere des Herzogs von Longueville und des Comte de Karl von Bourbon in dem Kriege um Navarra pur Pampeluna sich hervortat.

Aber dieses Reislafen deutscher Knechte nach dem Beispiel der Schweizer in den Dienst des Erbfeindes erregte mit Recht die schweren Bedenken und den gerechten Unmut der deutschen Herrscher. Schon Kaiser Maximilian hatte im Jahre 1513 die

deutschen Landsknechte unter ihren damaligen Hauptleuten Graf Wolf von Lupfen aus Schwaben, Hans von Brandeck und Michel Openberg bei Strafe der Acht aus dem französischen Dienste abberufen, ohne jedoch bei dem widerspenstigen Haufen Gehör zu finden.⁷⁹⁾ Und ein solcher Ungehorsam machte sich auch in der Folgezeit geltend, so daß Kaiser Karl V. durch ein Mandat vom Jahre 1544 den Zuzug in den französischen Soldatendienst mit der Todesstrafe bedrohen mußte, um dem Übel nur einigermaßen zu steuern. Charakteristisch ist daher die an die deutschen Stände zu Speyer gerichtete bewegliche Klage des Königs Franz (1544) über dieses Mandat des deutschen Kaisers, „welches Frankreich wehrlös gemacht habe“.

Dessen ungeachtet vergossen deutsche Landsknechte in allen Kriegen seit König Karl VIII. bis Ende des 16. Jahrhunderts für Frankreich ruhmvoll ihr Blut, obgleich sie selten anders als nach der Stärke ihrer Regimenter genannt werden. Häufig entzieht der Neid ihnen sogar die Ehre der Erwähnung, läßt sie ungenannt auf der Wahlstatt verscharrt werden oder ungefeuert mit Wunden, Krankheit und geringem Erwerb nach Deutschland heimkehren. Die italienischen und französischen Historiker wie Paulus Jovius, Guicciardini, Sismondi, du Bellay, Beaucaire und Brantôme halten sich nur dann bei ihnen auf, wenn ihre Tapferkeit unleugbar die Entscheidung des Tages herbeiführte.⁸⁰⁾ Und dabei bildeten insbesondere die Schwarzen Deutschen bis zu ihrem Untergange in der Schlacht bei Pavia (1545) unbestritten den Kern des französischen Fußvolkes. In welcher Genösung aber diese Elite-truppe trotz allen Undankes Frankreich diene und wie sie landsknechtischem Wesen auch in der Fremde treu blieb, das lehrt ein alter Sang, der unzweifelhaft in den Reihen der Schwarzen entstanden ist⁸¹⁾:

„Wohlauf ihr Landsknecht alle,
Seyd fröhlich, seyd gütig Ding,
Wir loben Gott den Herren
Dazu den edlen Künig.

Er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Feld,
Es soll kein Landsknecht trauern um Geld,
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stüvern und Sonnenkronen.

⁷⁴⁾ Gelegentlich der Belagerung von Téroanne im Artois (August 1513). cf. von Schwartzzenau l. c. S. 81 sowie Barthold l. c. S. 81 ff.

⁷⁵⁾ Bekannt ist ja auch die hochmüthige Verachtung, die der Ritter Bayard den deutschen Landsknechten entgegenbrachte. Als bei der Belagerung von Padua (1509) auf Wunsch des damals mit den Franzosen verbündeten Kaisers Maximilian die französischen Hommes d'Armes zusammen mit den deutschen Landsknechten den Sturm auf Padua wagen sollten, sagte Bayard, sich bei dem Vortrage des Marschall de la Palance in den Zähnen stoßend: „Pensez-lui l'Empereur, que ce coit chose raisonnable de mettre tant de noblesse en peril et hazard avec des piétons, dont l'un est condornier, l'autre marchal, l'autre boulanger et gens mécaniques, qui n'ont leur honneur en si grosse recommandation que gentils-hommes? C'est trop regardé pétiement, sans sa grace à lui“ (cf. Le Loyal Serviteur l. c. p. 233 f.). Was wäre aber wohl aus den stolzen Hommes d'Armes geworden, wenn sie an der blutigen Tagen von Raveenna (11. April 1512) und Mariignano (13. 14. September 1515) nicht die Hilfe dieser so verachteten niederen Hufschmiede, Bäckler und Handwerker gehabt, an deren Spießeln bald darauf bei Bicocca (27. April 1522) und Pavia (14. Februar 1545) ihr eigener Ansturm zerschellen sollte!

⁷⁶⁾ cf. Barthold l. c. S. 318.

⁷⁴⁾ cf. Barthold l. c. S. 181; v. Schwartzzenau: Der Comte de Bourbon. S. 68; Le Loyal Serviteur: Histoire de Bayard, p. 427 448.

⁷⁵⁾ Paulus Jovius: Historiarum sui temporis: Liber XV, p. 402. (Nach der Verdeutschung von Heinrich Pantaleon in Basel 1560.)

⁷⁶⁾ Guicciardini: Storia d'Italia. Firenze 1561, Lib. XII, cap. 4, berichtet ebenso: „ove nei medesimi di comparvero i Lanzknecht della banda nera, condotti da Roberto della Marcia. La qual banda della Germania bassa, era, per la sua ferocia e per la folese sempre dimostrata negli eserciti franzesi in grandissima estimazione.“

⁷⁷⁾ cf. Martin du Bellay: Mémoires. Paris 1570, fol. 13: „auprel lieu (Novara) arrivèrent les Bandes-noires, qui estoient six mille Allemans, nourris et agguerris ensemble depuis vingt ans, que le Duc de Gueldres avoir amené au service du Roy, lequel avoit la charge seule de ledit Duc, le seigneur de Tavannes, son Lieutenant.“ cf. auch: du Bos: Dissertation préliminaire pour l'histoire de la Ligne de Cambrey, p. LV, sowie Barthold l. c. S. 100.

⁷⁸⁾ De la Marck-Fleuranges: Mémoires, chap. XXXII.

Der Herzog aus Burgunde,
Derselbig treulose Mann
Wollt uns den edlen Franzosen
Schändlich verrathen han,
Das schafft Gott durch seine Güt,
Gott woll uns den edlen König behüt,
Er ist ein edler Herre,
Wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim Bauern mufs ich dreschen
Und essen saure Milch,
Beim König trag ich volle Fleschen,
Beim Bauern einen groben Zwich,
Beim König tret ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freyer Held,
Zerhauen und zerschnittnen,
Nach adeligen Sitten.

Es soll kein Landsknecht garten
Vor eines Bauern Haus,
Denn er mufs tratten und harken,
Dafs ihm der Schweifs bricht aus,
Dazu das Mark in sein Gebeyn;
Viel lieber diene ich dem König allein
Denn einem reichen Bauern,
Er giebt uns das Geld mit Trauren.

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht gut,
Ist gelegen vor mancher Stadt,
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Stürmen hat er genesen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.⁵⁴

Ihren wohlverdienten Ruhm aber begründeten die schwarzen Deutschen in der Schlacht bei Marignano (13./14. September 1515), in der sie zusammen mit den französischen Hommes d'Armes dem kurz vorher (25. Januar 1515) zum König gekrönten Franz I. den ersten Sieg über die bisher für unüberwindlich gehaltenen Schweizer erringen halfen. Denn die höchst anschaulichen Schilderungen dieser Riesenschlacht seitens der zeitgenössischen französischen⁵⁵⁾, italienischen⁵⁶⁾ und auch schweizerischen⁵⁷⁾ Historiker lassen die unzweifelhaften Verdienste der Bandes noires deutlich erkennen, wie auch die nachfolgende Darstellung ergeben dürfte:

Am Freitag, den 13. September 1515, gegen Mittag, war König Franz in seinem Zelte im Gespräch mit dem Venetianer Feldhauptmann Bartolomeo Alviano begriffen und versuchte eine eben schönen deutschen Harnisch für den Fußkampf, den ihm sein Großstallmeister Galeazzo di San Severino gebracht hatte, als ihm der Connetable Karl von Bourbon die über-

raschende Meldung von dem Anmarsche der Schweizer in Schlachtordnung überbrachte. Der Italiener warf sich sogleich auf sein Pferd, um die Ankunft seines in der Nähe bei Lodi stehenden venetianischen Hilfsheeres zu beschleunigen, König Franz aber ließ sich wappnen und sah mit freudigem Mute die Stunde anbrechen, wo es ihm vergönnt sein sollte, an der Spitze seiner Truppen die Scharte von Novara (1513) auszuwetzen.

Der Connetable stellte die Armee in Schlachtordnung. Festgeschlossen standen die 22 000 deutschen Landsknechte unter ihren Hauptleuten, dem Schwaben Graf Wolf von Lupfen und dem rothbärtigen Hans von Brandeck, daneben die 6000 Mann der schwarzen Fährndel, deren Chef Herzog Carl von Geldern war von der Schlacht wegen des Einfalls der Brabançonnen in seine Erbländer den Oberbefehl an seinen Vetter Claudius von Lothringen Grafen von Guise abzutreten genötigt war. Als Leutnant des letzteren befehligte der Ritter von Tavannes die Schwarzen, in deren Reihen auch Asch von Cramm aus dem Braunschweigischen stand, ein Freund Martin Luthers.⁵⁸⁾ Ihnen ward die Bewachung der hinter einem Graben stehenden 72 Geschütze anvertraut, die der Grand-Maitre d'Artillerie, der alte Jacques Gourdon (dit Galiot) de Genouillac, Seneschall von Armignac, befehligte. Etwas weiter rückwärts standen 8000 Mann französisches Fußvolk unter Pedro di Navarro, während die Reiterei der 15 000 Hommes d'Armes die beiden Flügel bildete.⁵⁹⁾

Im düsteren Schweigen, ohne Schlachtruf rückten die Schweizer an, 24 000 Mann mit 4 kleinen Feldschlangen, vor ihnen der verlorene Haufe von 2000 Mann. Da krachte ihnen die erste Geschützsalve entgegen, die aber, da sie durch Vertiefungen gedeckt waren, nur wenig Schaden tat. Die Schweizer richteten auch hier, wie früher bei Novara (1513), ihren Angriff hauptsächlich auf die Geschütze, um sie zu vernageln oder gegen den Feind selbst zu wenden. Hierbei hatten sie es auch insbesondere auf ihre Todfeinde, die deutschen Landsknechte und die schwarzen Banden abgesehen, deren Namen sie an diesem Tage für immer auslöschen wollten⁶⁰⁾, sie fanden aber wider Erwarten kräftigen Widerstand und wurden zurückgeworfen. Da überschritt unbesonnenen Mutes der junge Graf Claudius von Guise mit 1200 seiner Landsknechte den Graben, wurde aber, da durch ihn verdeckt das Geschütz nunmehr schweigen mußte, mit seinem Haufen fast vernichtet. Aus 22 Wunden blutend stürzte der Graf zu Boden und würde ein frühes Ende gefunden haben, wenn nicht sein treuer deutscher Stallmeister Adam von Nürnberg seinen eigenen Leib zum Schilde seines Herrn gemacht und für ihn den Tod erlitten hätte.⁶¹⁾ Als die übrigen Landsknechte den Untergang der

⁵⁴⁾ cf. Barthold I. c. S. 154.

⁵⁵⁾ cf. Gaillard I. c. I, S. 278.

⁵⁶⁾ cf. Martin du Bellay I. c. fol. 14, ferner Beaucaire de Péguillon: Rerum Galliarum commentarii. Und von neueren Historikern: Gaillard: Histoire de François Premier. Paris 1764. I, p. 275 ff.
⁵⁷⁾ cf. Guicciardini I. c. Lib. XII, cap. 15. Paulus Jovius I. c. Lib. XV.

⁵⁸⁾ cf. insbesondere den Bericht über die Schlacht bei Marignano von Werner Steiner in seiner Zuger Chronik. (Helvetia von Balhassard. Bd. 7, S. 216 ff.) Steiner zog im Jahre 1515 als Feldprediger mit dem Banner von Zug ins Mailändische und nahm an der Schlacht selbst teil. cf. Wysz: Historiographie S. 210. Ferner Glutz-Blotzheim: Geschichte der Eidgenossen V, S. 409 ff.

⁵⁹⁾ cf. Guicciardini I. c. Lib. VII, cap. 5: „Volere coprire il campo di corpi morti, volere quel giorno spegnere il nome dei fatti tedeschi e di quegli massimamente che, pronosticandosi la morte portavano per segno le bande nere.“
⁶⁰⁾ cf. Du Bellay I. c. I, fol. 14 v. Gaillard I. c. p. 275/276.

Graf Claudius wurde unter einem Haufen von Leichen in der Nacht von einem schottischen Edelmann des königlichen Hauses, von James, entdeckt. Als er seine Besinnung wiedererlangte, gelobte er, im Falle seiner Genesung im vollen Harnisch zu Fuß nach St. Nicolas in Lothringen zu pilgern, ein Gelübde, das er nach seiner Wiederherstellung später auch erfüllte.

ihrigen sahen und bemerkten, daß auch der Gewalt-haute der Schweizer sich jetzt geraden Wegs allein auf sie zuwälzte, glaubten sie Verrätere im Spiele und wichen daher in geschlossenen Gliedern einige Schritte zurück. Dieser mifische Augenblick entging dem Connetable von Bourbon nicht, und um das Vertrauen wiederherzustellen, trat er mit einem langen Spieß zu Fußs an die Spitze der mit dem Könige antretenden schwarzen Fährdein. Jetzt entspann sich ein wütender Kampf, und um ihn zur Entscheidung zu bringen, führte der wieder auf Pferd gestiegene Connetable die Hommes d'Armes des Marschall de Chabannes⁸⁹⁾ zu einem Flankenangriff vor. Aber die Schweizer standen eng gedrängt wie eine Felsen-mauer, und wohl zwanzigmal prallten die gepanzerten Geschwader vor dem Igel der gesenkten Spieße wie vor einem ehernen Walle zurück. Auf diesem Ehren-platz ereilte das letzte Stündlein die tapferen Ritter d'Imbercourt⁹⁰⁾, Bussy d'Amboise und den Grafen Sanzerre, an der Seite des Connetable stürzte sein Bruder Franz von Bourbon, Herzog von Chatelleraud, leiblos vom Roß, und auch der Connetable selbst — nach den eigenen Worten des Königs⁹¹⁾ — „sich nicht weniger als einen angeschossenen Eber schonend“, wurde nur mit Mühe von seinen Lehnsleuten, Rittern aus der Marche und dem Bourbonnois, dem sicheren Tode entrisen.

Schon waren die Landsknechte zurückgedrängt, das Geschütz in Feindes Hand und die Schlacht schien verloren, als der König 200 frisch anlangende Hommes d'Armes den Schweizern in die Flanke warf, während der Connetable die wiedergesammelten Reiter zu einem letzten Angriffe herbeiführte und auch die Landsknechte vermochte, ein Aufserstes zu versuchen. Da erlag der Feind, ein Haufe von 4000 Schweizern wurde auseinandergesprengt und das Ge-schütz wiedergewonnen.

Die Nacht brach herein, dicke Staubwolken ver-finsterten die Luft und hinderten Feind und Feind zu unterscheiden. Die Schweizer trugen, ebenso wie die Franzosen, weiße Schärpen und weiße Kreuzen, aber bei dem spärlichen Schimmer des Mondes waren die ersten nur an dem Abzeichen eines Schlüssels zu erkennen, welches sie dem Papste zu Ehren auf Brust und Schultern trugen. Bei der allgemeinen Verwirrung stiefs der König mit geringer Begleitung auf einen Haufen von 8000 Schweizern, er hielt sie anfänglich für Landsknechte, aber auf den Ruf „Frankreich“ startete ihm ein Wald feindlicher Spieße entgegen. Dennoch wollte der König wegen des in der Nähe stehenden, jedoch vom Feinde nicht be-merkten Geschützes nicht weichen, und es gelang ihm, den Feind festzuhalten, bis der Seigneur de Fleuranges⁹²⁾ und der Graf von Vendôme aus dem allgemeinen Chaos etwa 300 Hommes d'Armes und 5000 Landsknechte unter Hans von Brandeck ge-

sammelt hatten und ihm zu Hüfe kamen. Hier war es auch, wo dem Ritter Bayard, der als Leutnant bei der Kompanie der 100 Hommes d'Armes des Herzogs von Lothringen stand, sein Pferd unter dem Leibe getötet wurde. Er bestieg sofort ein anderes, im nächtlichen Getümmel aber wurden diesem die Zügel durchhauen und es trug ihn im vollen Galopp mitten durch einen Schweizer Schlachthaufen, bis es endlich in einem Weinberge stehen blieb. Bayard stieg ab, warf seinen Helm und Beinhardt fort und lief die Gräben entlang nach der Gegend hin, wo er „Frankreich“ rufen hörte. Er fand dort den Herzog von Lothringen wieder, welcher ihm sein zweites Schlacht-roß, genannt „le Carinan“, geben ließ, mit welchem er später alle Gefahren teilte.⁹³⁾

Gegen Mitternacht endete, als der Mond erlosch, zwang die gänzliche Finsternis von der Blutarbeit abzuhellen. Freund und Feind lagerten durchein-ander im buntesten Gemisch, oft nicht eines Stein-wurfs Weite auseinander. Der König ließ sich von einem Fußknechte einen Helm voll Wasser schöpfen, das aber so mit Blut gemischt war, daß es er nicht bei sich behalten konnte. „Er hat auch — sagt Paulus Jovius⁹⁴⁾ — seinem Leib, welcher von den schweren Waffen, großer Hitze und stetiger Arbeit gar ermüdet, keine andere Ruhe geben, dann daß er den Vorhelm ein wenig aufgethan, damit er sich wohl erschrauffen mochte, und sich ein klein an eine große Büchsen gestellet, bis man ihm ein ander Pferd verordnet.“ Eine einsame Fackel erleuchtete düster den Platz, doch als Vandenesse⁹⁵⁾ mitteilte, daß nur 50 Schritte entfernt der größte Schlachthaufe der Schweizer lagere, mußte auch dieses dürftige Licht verlöschen, damit die Gegner bei seinem Schein nicht die geringe Bedeckung des Geschützes wahr-nehmen möchten.

Durch die Schauer dieser Nacht heulte der Stier von Uri, dazwischen erklangen die Fanfaren der französischen Trompeter. Als endlich der Morgen des 14. September anbrach, sammelte sich alles wieder zu den Fahnen.

Dem französischen Heere war es gelungen, sich vollständig wieder zu vereinigen, die deutschen Landsknechte, die schwarzen Fährdein und die gesamte Reiterei hatten sich um das Geschütz versammelt, das französische Fußvolk stand auf dem rechten Flügel, der Herzog von Alençon mit der Nachhut deckte das Gepäck.

Der Schweizer erster Angriff war auch an diesem Tage hauptsächlich auf das Geschütz gerichtet, und obgleich eine allgemeine Salve ihre ersten Glieder niederschmetterte, überschritten sie doch den Graben, die Landsknechte wichen und selbst die schwarzen Banden wankten, das Geschütz schien verloren. Ein junger Schweizer drang todesmutig durch die Schlacht-ordnung der Landsknechte und der Hommes d'Armes

⁸⁹⁾ Der Marschall Jacques de Chabannes, Seigneur de la Palisse, nie später bei Pavia (4. Februar 1519).

⁹⁰⁾ Der tapfere Seigneur d'Imbercourt, aus dem Hause Brimen, ist der Stammvater der Grafen von Mezen in den Niederlanden.

⁹¹⁾ cf. Gaillard l. c. I, p. 272: Der König schrieb am Tage nach der Schlacht an seine Mutter, die Herzogin d'Angoulême, über den Connetable: „ne s'épargnoit non plus qu'un sanglier échauffé.“

⁹²⁾ Seigneur de Fleuranges, Sohn des Grafen Robert von der Mark, gestorben 1516 als Marschall von Frankreich, ist der Verfasser der genannten Mémoires.

⁹³⁾ cf. Le Loyal Serviteur l. c. p. 450. Das Schlachtroß Carinan, das ursprünglich Bayard gehörte und ihm schon in der Schlacht bei Ravenna geschenkt hatte, wo es schwer verwundet wurde, war nach seiner Heilung von Bayard dem Herzog von Lothringen geschenkt worden, und kam somit in der Schlacht bei Marignano wieder in Bayards Besitz; cf. diesbezüglich die interessanten Notizen bei: Le Loyal Serviteur l. c. p. 451, sowie bei Gaillard l. c. I, p. 276. Deutsch bei v. Schwartzman l. c. S. 93.

⁹⁴⁾ cf. Paulus Jovius l. c. Lib. XV, p. 426.

⁹⁵⁾ Vandenesse, Jean de Chabannes, war der Bruder des Marschalls Jacques de Chabannes, Seigneur de la Palisse.

und legte bereits die Hand auf ein Geschütz, um es zu vernageln, als er durch einen Lanzenstich in die Kehle zu Boden gestreckt wurde.⁹⁵⁾ Da brach wie am Tage vorher der Connetable mit den Hommes d'Armes in die Schlachthäufen, in dem schrecklichen Handgemenge erlag hier, ungesehen von seinem Vater, dem Seigneur Louis de la Tremouille, der junge Prinz von Talmont mit 62, darunter 12 tödlichen Wunden, und auch Fleuranges stürzte vom Pferde und konnte nur mit Mühe von Bayard gerettet werden. Hierdurch wurden jedoch die Schweizer in ihrem Vordringen aufgehalten, sie verließen das Geschütz und wurden mit großem Verlust über den Graben zurückgetrieben, wobei der tödlich verwundete Baseler Fährdich sein Banner zerriss, um es nicht in des Feindes Hand fallen zu lassen. Nachdem sie aber sich an einem Sumpf gelehnt in fester Stellung gesetzt hatten, trieben sie die Angriffe der Hommes d'Armes mit leichter Mühe zurück, von denen hier Fleuranges jüngerer Bruder, der Seigneur de Roye, fiel.

Nach wie vor blieben die Schweizer unerschrocken und verzweifelten nicht am Siege. Einem Kriegsrat zufolge teilten sie sich jetzt in drei große Haufen: 8000 Mann blieben dem König gegenüber stehen, ein zweiter Haufe warf sich dem Connetable entgegen, während der Rest unbemerkt die französische Stellung umging, um die Nacht mit dem reichen Gepäck anzugreifen. Aber der zweite Haufe wurde von den Gasconer Armbrustschützen des Pedro di Navarro⁹⁷⁾ und den Hommes d'Armes des Connetable und des Grafen St. Pol, und auch der Umgehungshaufe von dem Herzog von Alençon und dem soeben nach einem forcierten Nachtmarsche auf dem Schlachtfelde angelangten venetianischen Hilfsheere unter dem Feldhauptmann Alviano zurückgeworfen.⁹⁸⁾ Trotz dieser teilweisen Niederlagen machte der dem König gegenüberstehende Schweizer Gewalthauf noch einen letzten Versuch: Etwa 5000 Mann drangen unwiderstehlich vor, trieben die Reiterer vor sich her und wurden aufs neue mit den schwarzen Deutschen handgemein, in deren Reihen zu Fuß der König stand, einen langen Spieß in der Hand, im himmelblauen mit goldenen Lilien gestickten Waffenrock, eine Rose von Karfunkel leuchtend auf dem Helm. Als der Seigneur de la Tremouille seinen Herrn dort erblickte, sprang er vom Pferde und eilte mit den vornehmsten Rittern ihm zu Hilfe. Aber der alte Galiot de Genouillac tat seine Schuldigkeit, sein Geschütz riß ganze Reihen des tiefgegliederten Schweizerhaufens zu Boden, und da jetzt gleichzeitig die gesamte französische Übermacht auf diesen einzelnen Punkt wirken konnte, mußten die Schweizer, deren Mangel an Geschütz und Reiterei sich jetzt fürchtbar fühlbar machte, nach abermaliger vierstündiger Blutarbeit von ferneren Angriffen absehen.

Nunmehr jeder Siegeshoffnung bar, traten sie in finsterner Ergebung den Rückzug nach Mailand an. Aber so stolz und drohend war noch ihre Haltung, so fest und sicher zogen sie langsamen Schrittes mit den eroberten Büchsen, Fahnen und Pferden dahin, daß die zahlreiche französische Reiterei nicht wagte, ihren Marsch zu unterbrechen, selbst die Verwundeten und ihre vier Feldschlangen wurden auf den Schultern hinter ihren behelzten Reihen in geschlossener

Schlachtsäule mit fortgeführt.⁹⁹⁾ Von den 14000 Schweizern¹⁰⁰⁾ deckten 14000 mit ihren Leichen das Schlachtfeld.¹⁰¹⁾ Auch ihre berühmten großen Kriegshörner mit silbernen Beschlägen, aus grauem, ungewissem Altertum stammend, deren fürchtbarer weiterschallender Ton bisher der Schrecken aller Feinde gewesen und die man „den Stier von Uri“, „die Kuh von Schwyz“ und „das Kalb von Unterwalden“ nannte, gingen verloren.¹⁰²⁾

Gegenüber dem großen Verluste auf der Schweizer Seite, der hauptsächlich auf das mörderische Geschützfeuer der Franzosen zurückzuführen sein dürfte, bezifferten die letzteren ihren Verlust auf nur 3000 Mann, nach Angabe der Schweizer aber sollen es mindestens 6000 gewesen sein.¹⁰³⁾

König Franz, dessen Pferd durch zwei Lanzenstiche verwundet und dessen Harnisch an verschiedenen Stellen durchgeschlagen war, so daß er schmerzhaft Quetschungen erlitten, ließ sich bekanntlich nach der Schlacht von Bayard, dem „chevalier sans peur et sans reproche“, zum Ritter schlagen, doch gehörte unter den Führern die Ehre des Tages unzweifelhaft dem Connetable von Bourbon, der sich als Feldherr und Soldat gleich groß gezeigt, und nächst ihm dem greisen Galiot de Genouillac, während von den einzelnen Truppen sich neben den Hommes d'Armes insbesondere die deutschen schwarzen Fährlein auszeichneten.¹⁰⁴⁾

Hier bei Marignano kam die schon seit dem Schwabenkriege (1499) zwischen den Schweizern und den deutschen Landsknechten herrschende Todfeindschaft offen zum Ausdruck. Ist es schon charakteristisch, daß letztere in ihrer Wut eine erlabte grüne Fahne der Schweizer zerhackten und im Salat aßen¹⁰⁵⁾, so lassen namentlich die von Paulus Jovius berichteten einzelnen Züge den brennenden Haß dieser Rivalen gegeneinander erkennen.¹⁰⁶⁾

„Wie auch Hauptmann Püntner, ein groiser „dapperer man bey den Eydgenossen, mit seinem „pferd umb die ordnung geritten, die seinen mit „lauter stimmen ernstlichen ermanet und die „Landsknecht bescholten, ist er mit einer büchsen „über seyn pferd hinab geschossen worden: als „aber derselbig ein schwer feist mann gewesen, „und im die wunden offen gestanden, also dass „das schmalzt und die feiste hinausgetroffen, „habend die Landsknecht in angsicht der Eyd- „genossen ire blutige spiess darinnen geschmieret: „welches dann bey den Barbaren und groben „völkere ein besondere Ceremonia und an-

⁹⁵⁾ cf. Guicciardini l. c. Lib. XII, cap. 5: „E potessi in sulle spalle le artigierie, che avevano condotta seco, voltarono gli squadroni, ritenendo continuamente la solita ordinanza, e camminando con lento passo verso Milano, e con tanto stupore dei Francesi, che di tutto esercito niuno, né dei fanti, né dei cavalli ebbe ardire di seguirarli.“

⁹⁶⁾ Nach du Bellay l. c. fol. 15 (ungegen 15000 Schweizer).

⁹⁷⁾ Nach der Angabe von Guicciardini l. c. Lib. XII, cap. 5, nach schweizerischer Angabe jedoch nur 6—7000 Mann.

⁹⁸⁾ cf. Glutz-Blotzheim l. c. V, S. 440, und Barthold l. c. S. 195/196.

⁹⁹⁾ cf. du Bellay l. c. fol. 15. Paulus Jovius l. c. p. 179. Guicciardini l. c. Lib. XII, cap. 5. Brunner: Die Verwundeten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft, S. 78—80.

¹⁰⁰⁾ cf. Gaillard l. c. l. p. 271/272, 283/284.

¹⁰¹⁾ cf. Menzel: Geschichte der Deutschen, S. 603/604.

¹⁰²⁾ cf. Paulus Jovius l. c. Lib. XVI, p. 419. Brunner l. c. S. 34 nennt ihn „Ammann Püntner von Uri“, nach Glutz-Blotzheim V, S. 421.

⁹⁶⁾ cf. du Bellay l. c. l. fol. 14 v. Gaillard l. c. I, S. 265.

⁹⁷⁾ cf. du Bellay l. c. l. fol. 15, und Barthold l. c. S. 84.

⁹⁸⁾ cf. du Bellay l. c. l. fol. 15. Gaillard l. c. S. 247/248.

„zeigung, dass sy sich an irem feind gerochen
„haben.“

Es erinnert dies an die schon in den früheren Schweizerkriegen bekannte abscheuliche Sitte der Verstümmelung von Leichen und selbst von Verwundeten durch das Herausnehmen von Fett, dem sog. „Schmer“ aus den Leibern zum Schmieren der Stiefel und Spiesse, oder auch, nach dem damaligen abergläubigen Gebrauch, zum Verkauf an die Apotheken als Heilmittel.¹⁰⁷⁾

Neben diesen Unmenschlichkeiten aber berichtet Paulus Jovius auch heroische Heldentaten¹⁰⁸⁾:

„Wie auch am selbigen Ort der Hauptmann
„zum Brunnen und Hanns Encher, zwen stark
„grofs mannen, zwey grofse schlachtschwerer
„gehabt und dise zu beyden handen gantz meister-
„lich führen konnten, sind sy den Landsknechten
„mitten in die ordnung gefallen, vil spieß ab-
„gehauen, iren vil jämmerlichen zu boden ge-
„schlagen, und zuletzt, als sy von dem gantzen
„hauffen umgeben, ein Kitterlich end ge-
„nommen.“

„Im diesem lerman ist auch der Schwyzer
„Amman Kätzi zu grund gegangen, als seyn
„pferd under im ider gefallen, welcher drey
„pfeyen in jm stecken gehabt, und in sollichem
„grofsen alter vil stund gestritten und die seinen
„ermanet, also dass er gar nicht underlassen,
„was einem fürsichtigen Hauptmann und dapffern
„kriegsmann zugestanden.“

Unter diesen „Pfeilen“ sind die Armbrustbolzen zu verstehen, und es ist von hohem Interesse und Wichtigkeit für die historische Waffenkunde, daß in der Schlacht bei Marignano neben den deutschen Hakenschützen die altherühmten gascognischen Armbruster, darunter 200 Arbalétriers à cheval von der Leibgarde Franz I¹⁰⁹⁾, zum letzten Male in größerer Anzahl in einer Schlacht auftrafen.¹¹⁰⁾ Und auch hier

¹⁰⁷⁾ cf. Brunner I. c. S. 21/24. Hierüber beschwerten sich schon nach dem Zuge ins Eschental (domo d'Ossola) im Jahre 1487 die Luzerner über die „Walchen“ beim Herzoge von Mailand, und es ist gleichsam ein Zeichen für den Grad der Verwilderung, mit der sich die Schweizer selbst in dem alten Züricher Kriege (1444) untereinander bekämpften, daß sie schon damals den bei St. Jacob an der Sihl gefallenen unglücklichen Zürcher Bürgermeister Stüssi dieser Sitte gemäß traktierten, obgleich dieselbe in der gleichzeitigen österreichisch-zürcherischen Kriegsordnung durch einen besonderen Artikel ausdrücklich verboten war:

„Wenn ouch fürbassin unser vigenid liblos getan
„werdent, so soll nieman den toten lichnamen ir hertz
„ushowen, ir buch ufschneiden, noch sy deheinen an
„den toten lib schwächen.“ (cf. auch Joh. v. Müller III. Teil, S. 766.)

Und auch in Deutschland hat noch in späterer Zeit der blinde Haß zu solchen Schandthaten getrieben, wie ein Beispiel in den Bauernkriege beweist. Denn als nach der Einnahme von Weinsberg (16. April 1525) der unglückliche Graf Helfenstein und sein Spielzeug der wilden Bauern verblutete, kam ein fanatisches alte Weib, „die schwarze Hofmännin von Böckingen“, herbeigelaufen und entnahm dem Leibe des Dahingegangenen „den Schmer“. Bekanntlich existiert heute noch dieser Brauch unter den Australnegern, die sich mit dem Nierenfett der von ihnen getödteten Feinde den eigenen Körper und die Waffen salben, um damit die Kraft und Stärke des Gefallenen zu erwerben.

¹⁰⁸⁾ cf. Paulus Jovius I. c. Lib. XV, p. 429.

¹⁰⁹⁾ cf. Barthold I. c. S. 88.

¹¹⁰⁾ cf. Jähns I. c. S. 1055. In der bald darauf folgenden Schlacht bei Bicocca (17. April 1522) befand sich dagegen auf französischer Seite nur noch ein einziger Armbrustschütze, der jedoch seine Waffe so gewandt zu benutzen

zeigte sich noch einmal die mörderische Wirkung der Armbrust in der Hand geschickter Schützen¹¹¹⁾:

„Denn sy (die Eydgrossen) hatten auch vor-
„hin an dem graben ein grofsen schaden emp-
„fangen, weyl die Gasconischen Bogenschützen
„von einem hohen iren herab treffentlich bey
„pfeyl zu iren geschossen. Dise stunden bey
„den büchsenstücken und lieff je ein hauffen
„nach dem andern herfür, liss die anderen ire
„büchsen laden oder bogen spannen mögen,
„demnach schossen sy mit ein anderen gegen
„den feind ab, also dass vil weidlicher leut, so
„ir manheit mit erzeigen konnten, ungerochen
„von iren umgebracht wurden.“

Ebenso berichtet auch eine alte Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts¹¹²⁾:

„In disem strytt hat der streng edel und fest
„her Hans Feer ein Fenly getrogen. Der ist
„des ersten tags mit disem pfl durch den hals
„geschossen worden, doch unverletzt der Gurgel.
„Als er disen pfl im hals gehabt, hat er ein
„fart verheissen gen Sant Sebastian by Schenit.
„Als jm nun der hals mechtig verschwolten, dz
„man an sym leibe verzagt sin, hatt man den
„pfl nit können herus bringen, dann je am
„hals abhoben. Also durch die furpytt der
„helgen Jungfrowen Maria und des helgen Marters
„St. Sebastian hat Gott der Allmechtig gnad
„verlyhen, dz her Hans Feer aller Dingen
„frisch und gesund widrum heim kommen.“

Als eine bleibende Erinnerung hieran steht noch heute in dem Waffensaal des Luzerner Rathauses der von dem Venner Hans Feer, aus dem alten Luzerner Patriziergeschlecht, bei Marignano getragene Harnisch und trägt als Ehrenschildung von dem Hals den erwähnten Armbrustbolzen, gleichwie im Dresdener Johanneum die Rüstung Herzogs Heinrich des Frommen die diesem zugedachte Friesenkeete.

So endete dieser zweiteigige mörderische Kampf, von dem der alte Held, der Marschall Johann Jacob Trivulzio mit dem Beinamen „der Grofse“, der in 17 scharfen Schlachten gefochten hatte, mit Recht sagte: „que celle de Marignan étoit un combat de Géants, et toutes les autres des jeux d'enfants.“¹¹³⁾ Hatte er sich doch selbst unter einen Haufen Schweizer gestürzt, um seinen Fährdich zu befreien. Sein Pferd ward von Stichen durchbohrt, sein Helmbusch abgehauen, und er entkam nur mit

wufste, daß er dem spanischen Hauptmann Juan de Cardona, der, nur um Atem zu schöpfen, das Visier öffnete, tödlich im Gesicht verwundete. cf. Paulus Jovius: Vita Piscar, sowie Guicciardini I. c. Lib. XIV, cap. 5; „Giovanni di Cardona, conte di Culsano, percosso d'uno scoppieto nell'elmetto. cf. auch Barthold I. c. S. 88.

¹¹¹⁾ cf. Paulus Jovius I. c. Lib. XV, p. 421.

¹¹²⁾ cf. Theodor von Liebenau: „Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“, im Anzeiger für Schweizergeschichte. Bd. I, S. 255, sowie Brunner I. c. S. 121.

¹¹³⁾ cf. Guicciardini I. c. Lib. XII, cap. 5; „Affermava il consentimiento commune di tutti gli uomini non essere stata per moltissimi anni in Italia battaglia più feroce e di spavento maggiore. Di maniera, che il Trivulzio, capitano che aveva veduto tante cose, affermava, questa essere stata battaglia non di uomini, ma di giganti; e che diciotto battaglie, alle quali era intervenuto, erano state a comparazione di questa, battaglie fanciulesche.“ cf. Gaillard I. c. I, p. 271.

Mühe durch die Hilfe eines herbeigeeilten Trupps der Seinigen. Und noch bis auf unsere Zeit hat sich in Italien das Andenken an diese Riesenschlacht erhalten in dem Volksspruchworte: „Suche Gnade bei Marignano!“¹¹⁴⁾

Bereits im nächsten Jahre aber hatte sich, wie es kennzeichnend für dieses Jahrhundert, die politische Lage wieder geändert, und als Franz I. mit dem zum König von Spanien gewählten jungen Karl, dem späteren Kaiser Karl V., am 13. August 1516 den zur Regelung der Angelegenheiten von Navarra bestimmten Vertrag zu Noyon, und am 29. November 1516 mit den Schweizern den „ewigen Frieden“ zu Freiburg geschlossen hatte, durch welchen diese gegen erhebliche Handelsvergünstigungen und Geldzahlungen wieder zu Freunden und willfährigen Soldatenspendern Frankreichs geworden wurden, entließ man die Bandes noires des Soldes. Sie schweiften darauf am Niederrhein, in Geldern und Friesland umher, hielten sich zu Kaiser Karls V. Feinde, dem Grafen von Egmont, und verloren sich nach einer schweren Niederlage, welche sie im Jahre 1518 bei Venloo durch einen Kriegszug sämtlicher niederheimischer Herren und Städte erlitten.¹¹⁵⁾ Bald jedoch tauchten sie in Frankreichs Dienst wieder auf, um an dem erneuten Kriege in Navarra im Jahre 1521 wieder teilzunehmen.¹¹⁶⁾

Denn König Franz, der sich in dem genannten Verträge von Noyon die Wiedereinsetzung des jungen Jean d'Albret, Sohn des verstorbenen Königs Henri d'Albret von Navarra in sein Erbe vorbehalten hatte, ließ ein großes Heer, zu dem auch die Bandes noires gehörten, unter dem Oberbefehl des Marschalls Andreas de Foix und dessen Brüdern Lautrec und Lescaur in Navarra einrücken und eroberte es in kurzer Zeit. Die Hauptstadt Pampeluna überreichte ihm die Schlüssel und die Zitadelle ergab sich ebenfalls, nachdem ihr tapferer Verteidiger Ignatius, von seinem Stammeschosse Loyola in der spanischen Provinz Guipuzcoa diesen Namen führend, schwer verwundet worden war. Untauglich zu weiterem Kriegsdienst, widmete sich dieser nunmehr dem geistlichen Stande, um später im Jahre 1540 der berühmte Stifter des Jesuitenordens zu werden.¹¹⁷⁾

Von dieser Zeit an finden sich auch in den folgenden Jahren Abteilungen der schwarzen Fährlein auf allen Zügen der Franzosen in Navarra, in den Niederlanden und im Herzogtum Mailand. Aber Mailand ging durch die Schlacht bei Bicocca (27. April 1522), in der Georg von Frundsberg den Ruhm der kaiserlichen deutschen Landsknechte begründete, den Franzosen verloren, und als diese darauf mit einem neuen Heere unter des Königs Günstling, dem Admiral Bonnivet, in Italien einfielen und Mailand belagerten, verließ sie auch hier das Kriegsglück. Die kaiserlichen Feldherren — Lannoy, der Vizekönig von Neapel, und unter ihm der durch

die gehässigen Intriguen am Hofe des Königs Franz im Jahre 1523 zum Übertritt in die Dienste des deutschen Kaisers gezwungene Connetable Karl von Bourbon, sowie der kriegesprobtte Fernand Francisco d'Avalos, Marchese di Pescara — zwangen das französische Heer zum Rückzuge, auf dem im Tale von Aosta, bei Romagnano an der Sesia, am 14. April 1524 auch die Blume französischer Ritterschaft, der tapferere Bayard, durch die Kugel eines spanischen Hakenschützen fiel.¹¹⁸⁾

Da beschloß König Franz seinen zweiten Zug nach Italien und überschritt Mitte Oktober 1524 mit einem prächtig gerüsteten Heere die Alpen: mit 55 schweren Geschützen, 1500 vollen Lanzes (= 6000 Hommes d'Armes), 14000 Schweizern, 10000 Mann italienischen Fußvolks und französischen Abenteuern, sowie mit der aus 5000 Mann bestehenden Kerntrooppe der Bandes noires, die auf dem Schlachtfelde von Pavia nunmehr ihren höchsten und letzten Ehrentag erleben sollten.¹¹⁹⁾ Bald war die Stadt Mailand erobert und das Heer begann die Belagerung der Stadt Pavia, das von dem kriegesfahrenen kaiserlichen Kommandanten, dem Spanier Antonio de Leyva, mit 500 spanischen Arcabusiers, 200 Lanzes und 12 Fährlein deutscher Landsknechte gehalten und trotz allmählich eintretenden Mangels an Lebensmitteln gegen alle Sturmangriffe der Franzosen tapfer verteidigt wurde. Hierbei zeichneten sich insbesondere die Landsknechte aus, die Graf Eitel Fritz von Hohenzollern befehligte und unter ihm als angesehene Hauptleute Eck von Reyschach, Sebastian Schärtlin, die Grafen Christoph von Lupfen und von Lodron, sowie auch Caspar von Frundsberg, der 23jährige Sohn des gefierten Vaters der Landsknechte.¹²⁰⁾ Alle diese haben in dem kurz nach der Schlacht entstandenen, vielgesungenen „hübsch neu Lied von der Stadt Pavia, wie sie vom König von Frankreich belagert und zum Sturm geschossen ward“, ihren Ehrenplatz gefunden:

„Antoni Leyva, ein edler Herr,
Ritt in der Stadt wöl hin und her,
Er tät den Landsknechten sagen,
Sie sollten alle fröhlich sein,
Ihn'n sollt mangeln weder Brot noch Wein,
Sein Kredenz liefs er zerschlagen.

Graf Eitel Fritz von Hohenzoll'n,
Ward sein' liebe See! bewahr'n,
Jetztund liegt er begraben.
Er sprach: „Ihr Brüder, seid nur keck,
Mein Sach befehlt ich dem Leutinger Eck,
Alle Ding soll er euch sagen.“

Der Eck von Reyschach ist ein redlich Mann,
Man sah ihn mit sei' m Kolben stahn
Zu Pavia an der Mauren.
Er sprach: „Wird mir ein Eidgenofs,
Ich will ihm binden den Kübel bats,
Kann ich ihn nur erlauren.“

¹¹⁴⁾ cf. Steger l. c. S. 122.

¹¹⁵⁾ cf. Hermann: Franz I., König von Frankreich, S. 83. Barthold l. c. S. 319. Österreich. Ehrensiegel Bd. VI, cap. 19.

¹¹⁶⁾ cf. Hottinger l. c. I, S. 176. Ann. 248. Glutz-Blotzheim l. c. V, S. 379 ff.

¹¹⁷⁾ Ignatius von Loyola, geb. 1491 auf Schloß Loyola in der Provinz Guipuzcoa, erhielt am 27. September 1540 von Papp Paul III. die Vollmacht, und im Jahre 1543 die volle Bestätigung des Jesuitenordens. Er starb am 31. Juli 1556.

¹¹⁸⁾ cf. Guicciardini l. c. Lib. XV, cap. 3: „E fatto prigione Monsignore di Baiardo, percusso da uno scoppietto, della quale ferita mori poco dopo!“. Ebenso Varchi: Storia Fiorentina. Lib. II: „E tra gli altri fu da uno scoppiettiero ferito e morto Piero Terraglio, chiamato Baiardo, guerriero d'instabile forza e virtù.“

¹¹⁹⁾ cf. Barthold l. c. S. 239/240.

¹²⁰⁾ cf. Barthold l. c. S. 245/246.

Graf Christoffel von Lupfen genannt,
Der wird noch mit der Zeit erkannt
Wohl unter den frommen Landsknechten.
Wiewohl er ist ein junger Mann,
Man findt' ihn allezeit vorne stahn,
Zu streiten und zu fechten.¹²⁴

Aber die Not der Belagerten stieg immer höher, und dies bewog den alten Georg von Frundsberg in seinem lieben Mündelheim, dem die Gefahr des Sohnes und die bedrohten Rechte seines kaiserlichen Herrn gleich zu Herzen gingen, zur Annahme der Feldobristenstelle über das gesamte deutsche Fußvolk. Im Januar 1525 zog er über die Alpen und vereinigte seine 11 Fähndlein mit den bereits vorausgeführten 18 Fähndlein des Marx Sittich von Hohenembs an der Adda bei Lodi, wo er diese ausereisene Schar von 12000 Mann in zwei große Regimenter teilte.¹²⁵ Am 3. Februar erschienen die Kaiserlichen vor Pavia, und der Donner aller zugleich abgefeuerter Geschütze und Hakenbüchsen trug die Kunde vom nahenden Ersatz über das französische Lager nach Pavia zum Troste der dort harrenden Gefährten.

Das kaiserliche Heer unter Lannoy, dem Vizekönig von Neapel, dem Connetable von Bourbon, dem Marchese di Pescara und Georg von Frundsberg, zählte 12000 deutsche Landsknechte, 4000 spanische Arcabusiers, die Alfonso del Vasto, der Neffe des Marchese di Pescara, befehligte, 1000 italienische Fußknechte und 2000 neapolitanische, spanische, burgundische und deutsche Reisige, insgesamt 19000 Mann.¹²⁶

Die Zeit bis zum 24. Februar verstrich zunächst mit der Beunruhigung des französischen Lagers durch unaufhörliche Scharmützel und die berühten nächtlichen Camisaden, so genannt, weil bei ihnen die weißen Hemden über Harnisch und Wams gezogen wurden, um sich gegenseitig in der Dunkelheit besser zu erkennen und „um ein desto fürchterbarer bewaffnetes Ansehen zu gewinnen“.

Bei einem dieser Scharmützel am 17. Februar wurde der auf französischer Seite fechtende gefürchtete italienische Truppenführer Giovanni de' Medici schwer verwundet, so daß er, sehr zum Schaden der Franzosen, an der späteren Schlacht nicht teilnehmen konnte.¹²⁷ So brach der Freitag-Morgen des 24. Februar 1525 heran, der Tag von Pavia, der Geburtstag des Kaisers Karl V., der diesem mit der Gefangennahme des französischen Herrschers und Vernichtung dessen Heeres den glänzendsten Sieg durch deutsche Heldenkraft bescheren und die kaiserliche Herrschaft im Mailändischen für Jahrhunderte begründen sollte.

Ein wundervolles, an die schönsten Zeiten des Rittertums erinnerndes Schlachtgemälde von unvergleichlichem Farbenglanz entrollt unserem geistigen Auge die nach Frundsbergs „Wahrhaften Berichte“ gegebene Darstellung von dessen getreuen Gefährten

und gewissenhaften Biographen Adam Reifser¹²⁸, ebenso die Berichte der spanischen Geschichtsschreiber Sandoval¹²⁹ und Sepulveda¹³⁰, sowie der Italiener Guicciardini¹³¹ und Paulus Jovius¹³², während die Franzosen du Bellay¹³³ und Beaucaire¹³⁴, und auch die Schweizer aus begreiflichen Gründen und mit sichtbarem Schmerze über den Tag von Pavia eilig hinwegleiteten.

Da eine eingehende Schilderung dieses grandiosen Schlachtenbildes, das wohl auch im allgemeinen näher bekannt sein dürfte, den Rahmen dieses Vortragsrathemes weit überschreiten würde, soll sich die nachfolgende Darstellung nur auf das ergreifende Drama jener schwarzen Deutschen beschränken, die hier in einem Heldenkampfe ihr Schicksal erfüllten.

Während in dieser Schlacht die Schweizer, ungedenkt ihres früheren Schlachtenruhmes und von jähher Todesfurcht gepackt davontraten, der ritterliche Adel Frankreichs aber seine Ohnmacht gegen das blitzende Verderben aus den Feuerrohren der spanischen Arcabusiers erkannte, „und von heroischer Trunkenheit gleichsam berauscht mit Freuden und wetteifernd um seinen Herrscher sein Leben liefs“¹³⁵, waren es neben diesen stolzen Rittergestalten der Hommes d'Armes allein jene ausgetostenen geachteten Schwarzen, an deren Fähndlein ehrlicher Kampfesmut gehieft blieb, waren sie es allein, die das Vertrauen des großherzigen Soldherrn mit Hingebung in den Tod rechtfertigten.

Aber — wie Barthold so schön in seinem „Georg von Frundsberg“ sagt¹³⁶ — „nicht Erinnerung an Wohlthat und Freundschaft des fremden Herrschers fesselten als ausschließliche Motive diese wackeren Gesellen auch in der letzten Stunde an die Lilien, vielmehr jene, in der Tiefe deutschen Gemüths und in uralten geschichtlichen Verhältnissen begründete Aufopferungslust für eine fremde Sache und der ehrliche Drang, selbst mit Betäubung innerer besserer Stimme, einem ihnen geschenkten Glauben Treue zu bewahren.“

Außerdem hatten die vielfachen Zerwürfnisse in der deutschen Welt viele mit der bürgerlichen Ordnung zerfallene Deutsche unter die Fahne des freigebigen Königs geführt und manchen, denen der spanische Karl nicht als rechtmäßiges Oberhaupt galt, den Blick so getrübt, daß sie für eine gute Sache zu fechten wähten. So hatte sich aus den gemeinen Knechten, welche durch ausgetretene Edelleute verlockt über den Rhein gegangen waren, ein fester Kern gebildet an den sich immer neue Elemente anschlossen. Als sie sich aber im Laufe der fortgesetzten Kämpfe wieder auf 5000 Mann erglüt und mit König Franz über die Alpen gezogen waren, um dem Spanier das Herzogtum Mailand zu ent-

¹²⁴ Reifser l. c. Buch III, Blatt 45—52, sowie Frundsbergs Wahrhafter Schlachtbericht in v. Hornay: Taschenbuch für Vaterl. Geschichte 1850/51.

¹²⁵ Sandoval: La Historia del Emperador Carlos Quinto, Lib. XII, p. 611.

¹²⁶ Sepulveda: Historia de bello administrato in Italia.

¹²⁷ Guicciardini l. c. Lib. XV.

¹²⁸ Paulus Jovius l. c. Lib. XXII.

¹²⁹ Du Bellay l. c. Lib. II, fol. 90^v—92^r. Gaillard:

Bd. III, p. 228—249.

¹³⁰ Beaucaire de Peguillon (Rerum gallicarum commentarii).

¹³¹ cf. Gaillard l. c. III, S. 241.

¹³² cf. Barthold l. c. S. 317.

¹²⁴ Der spanische Geschichtsschreiber Sepulveda Lib. V, p. 159 sagt: „Ero Coronado deste Alemanes Jorge de Austria, serian dize mil Alemanes los mas lucidos, que se avian visto en Italia.“

¹²⁵ cf. Barthold l. c. S. 301.

¹²⁶ Paulus Jovius l. c. p. 391. Guicciardini l. c. Lib. VIII, p. 43. Adam Reifser: Historia Herrn Georgen und Casparn von Frundsberg, Buch III, Blatt 39. Du Bellay l. c. fol. 28.

reißen, hatten sich viele vornehme Streitgenossen, jüngere Söhne des Adels, landesvertriebene Präbenden und verzweifte Abenteuer aller Art zu ihnen geschlagen.¹³³⁾

Der vornehmste unter ihnen war ihr erster, be-reits im Jahre 1512 bekannter Führer Richard de la Pole, Herzog von Suffolk, ein bewährter Degen aus dem Hause York, weiser Rose. Als Neffe König Eduards IV. sah er für die Rechte der weissen Rose seinen Bruder Karl von Lincoln erschlagen auf der Wahlstatt zu Stock, seinen anderen Bruder Edmund, Earl von Suffolk unter Heinrichs VIII. Henker bluten, einen dritten, Wilhelm de la Pole, im langen Gefängnis schmachten, während er selbst heimatsüchtig und vertrieben jetzt unter Frankreichs Lilienbanner Ruhm und Ehre suchte.¹³⁴⁾

In den Reihen dieser, von den Franzosen¹³⁵⁾ selbst als „Elite der Infanterie Allemande“ bezeichneten schwarzen Fährndlein glänzte ferner ein Herzog von Württemberg und ein Graf von Nassau, und auch der junge Herzog Franz von Lothringen, Comte de Vaudemont und des regierenden Herzogs Anton Bruder, mochte aus Neigung sich ihnen beigeseilt haben.

Echt deutsche Abenteuerlust hatte ihnen ferner schon im Jahre 1513 den Grafen Wolf von Lupfen aus Schwaben zugeführt¹³⁶⁾, während sein Vetter Graf Christoph von Lupfen, wie schon erwähnt, sich unter den tapferen Verteidigern Pavia befand.

Dasselbe galt auch für Graf Karl zu Ortenburg, dessen Bruder Alexander als Hauptmann im Regimente Frundsbergs mitkämpfte. Auch Dietrich von Schomberg, ein Sachse und Bruder des vom Papsst Clemens VII. noch kurz vor der Schlacht als Unterhändler ins kaiserliche Lager gesandten Erzbischofs von Capua, und der Elsässer Herr zu Fleckenstein, zwei Edle von Bünau und eine große Anzahl geringerer Edelleute standen in den Reihen der Schwarzen.

Kein Schwabe aber war älter unter ihren Hauptleuten als jener mehrgenannte rotbärtige Hans von Brandeck, über den schon Kaiser Maximilian mit Ent-rüstung den weissen Stab geschüttelt, als er im August 1513, gegen kaiserliche Abmahnung in der Stadt Terrouanne zurückgeblieben, mit seinem Fährndrich von Montford, der das zusammengewickelte Fährndlein auf der Schulter trug, nach der Übergabe mit den Franzosen und ihren Knechten unter Theidigung ab-zog.¹³⁷⁾

Zu ihnen gehörte endlich noch Georg Langenmantel, Patrizier aus Augsburg und Leutnant des Herzogs von Lothringen, der Sohn des Herrn Johannes, dem seine Vaterstadt vierzehnmal das Bürgermeister-

amt übertragen und den selbst Kaiser Maximilian hoher Ehren gewürdigt hatte.¹³⁸⁾

Da nun nicht nur auf den genannten Fürsten und Edlen, sondern auch auf der ganzen Gemeinde der Schwarzen nach vergeblicher Zurückberufung die kaiserliche Acht und Aberacht ruhte, und sie alle vor sich auf ihren Spiefen Ruhm und Ehre, hinter sich aber Tod und Schmach erblickten, so hatten gemeinsame Hoffnung und gemeinsame Not diese Glücksritter, welche sich vermaßen, „Gott, zu alt um zu regieren, habe ihnen das Regiment empfohlen“¹³⁹⁾, so eng aneinander geschlossen, daß König Franz in der ganzen Welt nicht todesmüdigere und zuver-lässigere Männer finden konnte.

Unter ihren schwarzen Fahnen, die hier zum letzten Male hatterten, standen die schwarzgerich-neten Riesengestalten¹⁴⁰⁾ auf dem linken Flügel der Franzosen und hatten bereits den Angriff der kaiserlichen Reiter abgewiesen und diese in ein Tal der Vernacula hinabgetrieben, als ihr Beispiel noch einmal den größeren Schlachtfachen der Schweizer zum Widerstande ermannte, welchem gegenüber sich das Fußvolk Pescaras entwickelte.

Der Marchese hatte soben einen Teil seiner baskischen Arcabusieri unter ihrem Hauptmann Pero Fernandez de Quisada, Hidalgo aus Segura della Sierra¹⁴¹⁾, ausgeschiedt, der durch einen todbringenden Kugelhagel die mit eingelegerter Lanze daherprasselnden ritterlichen Hommes d'Armes darniederschmetterte, als er einen starken geschlossenen Schlachtfachen gegen sich herziehen sah, den er anfangs für die aus Pavia ausfallende Besatzung Antonio de Leyvas ansah, bis vorschpringende Haken-schützen gefällte Spiefie und der laute Schlachtruf: „Her, Her!“ ihm den Feind verrieten. Es waren die Schwarzen Fährndlein, an die sich die Schweizer des rechten Flügels unter Johann von Diefzbach angeschlossen, ein Haufe von 1500 Mann. Eiligst warf ihnen Pescara seine Schützen entgegen, aber der unwiderstehliche Angriff der Schwarzen drohte ihn zu vernichten, als zur rechten Zeit die kaiserlichen Landsknechte Frundsbergs eingriffen.

Lange Zeit hatten deren beide Regimenter in dem furchtbaren Geschützfeuer der Franzosen ge-standen, ohne etwas aussichten zu können, aber trotz-dem unter ihren wackeren Führern ihre festgeschlossene Ordnung bewahrt. Und der spanische Geschicht-schreiber Sandoval erzählt¹⁴²⁾ wie der alte Frunds-berg, den er den „Micer Jorge“ nennt, nicht allein die Lücken wieder geschlossen, welche die Kugeln aus Galliot de Genuillacs Geschützen gerissen, sondern auch andere Versprengte, sowohl Deutsche als

¹³³⁾ cf. Crusii anal. suæv. III, p. 510. Gassari anal. Augsburg, p. 1775.

¹³⁴⁾ cf. Bullinger bei Glutz-Blotheim I, c. S. 390.

¹³⁵⁾ cf. Arfani S. 278 (beim Einzuge Franz I. in Mail-land vor der Schlacht bei Marignano: „Præcelebant phalanges elatis, nigrantibus vexillis conspicuae: vasta corpora, saluta praetent manu relictis fræmas gestantia, populique tenuis insigniter obarmata.“)

¹³⁶⁾ cf. Sandoval I. c. p. 617. Sepulveda I. c. p. 166.

¹³⁷⁾ cf. Sandoval I. c. p. 618: „Y si algun arcabuzero Espanol passava a caso cerco dellos, Micer Jorge salia y tomadole por el braco le metia en el esquadron diziendole en su lengua: Ferni, Ferni, Esto es, que estuvieste alli con el.“ Und hier Sandoval das ihm unverständliche Deutsche: „Für mich, für mich!“ mit dem gleichlautenden: „Ferni, ferni!“ verdolmetschte: „Es überstürzt er auch den Schlachtruf: „Her, Her!“ mit „arma“, da er an „yero“ = „ferum“ dachte.

¹³⁸⁾ cf. Gaillard I. c. III, p. 231: Entre l'alle droite et le corps de bataille, étaient les Bannes-noires réduites à cinq mille hommes, reste de cette troupe, que le Duc de Gueldres avait levée en 1512 dans ses États, et qui avoit si bien servi à Marignan; elle était alors conduite par le duc Suffolk: Banne blanche, dont on a tant parlé. Sowie Barthold I. c. S. 317.

¹³⁹⁾ cf. Le Loyat Serviteur I. c. p. 408. v. Schwartzzenau I. c. S. 45 46. cf. Hottinger: Schweizer Geschichte I S. 188.

¹⁴⁰⁾ cf. Gaillard I. c. III, S. 265.

¹⁴¹⁾ cf. De la Mark-Fleuranges: Mémoires I. c. chap. XXXIV: „Et vint en ce temps en France un comte d'Alle-magne, nommé le comte de Wolf, — et fut toujours avec-que le duc d'Autreux à une double paye.“

¹⁴²⁾ cf. Ehrensiegel des Hauses Österreich. S. 1298 bis 1302.

Spanier, mit dem Ausruf: „Für mich, für mich!“ beim Ärmel in seinen Haufen gezogen. Als er nun von Pescara zu Hilfe gerufen wurde, rückte er schräg über die geräumte Stelle des Mitteltreffens auf den gewaltigen Knäuel der im Streite begriffenen Massen los. Und kaum wurden die Schwarzen des Heranzuges der Landsknechte gewahr, so liefen sie von den Spaniern ab und lösten sich von den Schweizern, um sich aus neuem zum Kampf mit ihren gefürchteten Gegnern zu ordnen.¹⁴³⁾

Da fiel nach seinem frommen Brauch der alte Georg von Frundsberg mit allen seinen Knechten auf die Knie und rief Gott um Beistand an.¹⁴⁴⁾ Desgleichen tat auch im anderen Regiment Marx Sittich von Hohenembs. Mand standen sie auf und warfen nach uralter Kriegssitte den Staub hinter sich, als entledigten sie sich alles Schlechten, und weihen sich dem Schlachtengeschick. Hierauf rückten sie still und gemach auf die Ordnung der Schwarzen, die ihrerseits im vollen Bewußtsein, das ein Schritt rückwärts sie der Vernichtung schonungslos in die Arme führe, in entschlossener Haltung gleich still dem Tode entgegenzogen.

Neben Frundsberg tummelte der Marchese di Pescara, in gewöhnlicher Fußvolkstracht mit einem langen Spiels in der Hand, sein geschicktes Roß, el Mantuano genannt, und ermahnte die Knechte, jetzt nicht abzulassen und nur immer nachzudrücken. Er rühmte, wie Frundsberg seither in allen Kriegen hohe Ehre eingeleget und wie er nun die allgeröfist Victoria erlangen und ein glücklich Ende machen könne.¹⁴⁵⁾

Ebenso hatte sich auch der Connetable von Bourbon dem deutschen Haufen angeschlossen.

Als nun beide Schlachthaufen auf die Weite eines Büschenschusses schweigend aneinander gekommen, trat Georg Langenmantel aus den Reihen der Schwarzen und rief mit aufgebobener Arme und lauter Stimme Herrn Georg von Frundsberg und Herrn Marx Sittich von Hohenembs zum Zweikampfe hervor. Aber mit mancher Stimme ist er verworfen, als Landesverräter gescholten und mit vielen Waffen niedergeschlagen worden. Über seine Leiche, deren abgehauene Hand mit der Armschiene und die Finger mit den goldenen Ringen ein Knecht als Siegeszeichen aufgeworfen, drangen mit gewaltigem Schlachtrufe die kaiserlichen Deutschen gegen die Schwarzen, die ihnen, alle ihre Fürsten und edlen Hauptleute im ersten Gliede, entgegentraten.¹⁴⁶⁾ Da stachen und schlugen sie denn in ingrimmiger Wut aufeinander, und damit keiner der Geächteten entrinne, umschlossen Frundsberg und Marx Sittich den Feind „wie mit

einer Zange“¹⁴⁷⁾ an drei Orten, und nicht eher ließen ihre Knechte ab, unter lauten Geschrei die Schwarzen niederzustofen, als bis in der zusammengedrückten Mitte nur noch ein Haufe von Leichen und Todwunden übrig blieb.

Da lag in der ersten Reihe niedergestreckt die nunmehr blutgerötete Weiße Rose, der Herzog von Sulkoff, den jungen Herzog Franz von Lothringen schirmte nicht sein prächtiger Harnisch mit dem Federbusch¹⁴⁸⁾, Dietrich von Schomburg, der Graf von Nassau, die beiden Bünau und 50 deutsche Edelleute vergossen für Frankreich ihr Herzblut. „Es ist kainer davongekommen, Erschlagen oder gefangen genommen“, heißt es in dem alten Liede von Pavia. Nur Graf Wolf von Lupfen, der alte Hans von Brandeck, der Graf zu Ortenburg und wenige Edle und Knechte überlebten schwerverwundet dieses Blutbad¹⁴⁹⁾, aber nur, um sich nach ihrer Freikaufung einem noch schrecklicheren Ende unter Frankreichs Fahnen aufzusparen, denn sie fielen alle unter Lautrec vor Neapel im Jahre 1528.¹⁵⁰⁾

So büßten fast alle Schwarzen durch mannhaften Tod und nach ehrlichem Widerstande den Preis ihres Lebens, und errangen durch ihre selbst von den Franzosen gerühmte aufopfernde Treue, das die Geschichte und der Genius Deutschlands zwar trauernd, aber veröhnt ihrer gedenkt.¹⁵¹⁾

Wie schon erwähnt, zeichnete sich in den vor der Schlacht bei Pavia stättfindenden Scharmützeln auf französischer Seite auch der gefürchtete Giovanni de' Medici mit seinen italienischen Hilfstruppen aus. Es ist dies einer der größten Helden, der die Hoffnung Italiens zu jener schweren Zeit bildete, der letzte der großen Condottieri, berümt als Schöpfer und erster Führer des in dem französischen Bannes noires gleichlautenden Korps der italienischen Schwarzen Bänden, daher auch seine Bezeichnung „Giovanni dalle bande nere“.

Zwei herrliche Geschlechter, die Florentiner Medici und die Mailänder Sforza, das eine die Verkörperung des Geistes, das andere die der Kraft, haben ihr Blut in ihm, dem am 6. April 1498 im Castell zu Forli Geborenen vereinigt. Sein Vater, Giuliano Medici (1467—1514) war in gerader Linie der Enkel des Lorenzo Medici, Bruders des großen Cosimo (1389—1464) dem von dem dankbaren Volke der Ehrentitel „Pater Patriae“ verliehen wurde. Seine Mutter Caterina Sforza aber, „die erste Frau Italiens“, wie sie die Chronik von Venedig nennt, die schon vorher mit Girolamo Riario, Herrn von Forli und Imola, und in zweiter Ehe mit Giacomo Feo vermählt gewesen war, bewährte sich als die würdige Enkelin jenes auf den Thron von Mailand gestiegenen großen Condottiere Francesco Sforza.

Und Giovanni de' Medici war der Sohn, den sich dieses Heldenweib so lange gewünscht hatte, in

¹⁴³⁾ cf. Gaillard I. c. III, p. 233: „Les Bandes-noires, sententes par leur propre courage, par les exhortations de Sulkoff et par le desespoir, où on les avait réduites (car pour les punir d'avoir pris parti dans les troupes de France, on les avait mises en Bande l'Empire) les Bandes-noires avaient en tête les Allemands de Bourbon, qui les regardent comme rebelles à la Patrie, les combattent avec cette horreur qu'inspire aux Allemands la rébellion, quoiqu'eux-mêmes fussent alors commandés par un rebelle.“

¹⁴⁴⁾ cf. Adam Reifner I. c. Buch III, fol. 48. Sandoval I. c. u. Sepulveda I. c. p. 169.

¹⁴⁵⁾ cf. Paulus Jovius I. c. p. 405. Reifner I. c. fol. 48 v.

¹⁴⁶⁾ cf. Adam Reifner I. c. fol. 48 v.

¹⁴⁷⁾ cf. auch Paulus Jovius I. c. p. 405, sowie die alten Schlachtberichte. Daher sagt Gaillard I. c. III, p. 234: „Les Colonels Froberg et Sittich allongèrent par son ordre les deux points de leur gros Bataillon, et serrant les Bandes noires, dit Varillas, „comme dans une tenaille“, ils les écrasèrent et les détruisirent entièrement.“

¹⁴⁸⁾ cf. Adam Reifner I. c. fol. 48 v, ebenso auch Paulus Jovius I. c. „Eximiae indolis adolescens, armis et cristis conspicuus.“

¹⁴⁹⁾ Adam Reifner I. c. fol. 49, 50 v, 51. Hottinger I. c. I, 188.

¹⁵⁰⁾ Reifner I. c. fol. 160, 162 v. cf. Schärtlins Lehben S. 25.

¹⁵¹⁾ cf. Barthold I. c. S. 315.

dem die Größe ihres Geschlechts wieder auf- und fortlebte. Denn obgleich er Medici hieß, war er doch ein echter Sforza, daher auch der einzige Medici, der als Soldat und Feldherr sich einen großen Namen gemacht hat, wie er andererseits auch der einzige Medici ist, der der Kunst und Wissenschaft gleichgültig gegenüber steht.

Nach einer stürmischen Jugend nahmen sich seine Verwandten, die Medicer-Päpste Leo X. und Clemens VII.¹⁵⁷ seiner an, doch das alte Kriegerblut der Sforza lieh ihm keine Ruhe. Seinen ersten Kriegszug unternahm er gegen Francesco Maria de la Rovere, Herzog von Urbino, und bildete eine eigene Schar, der er weisse Feldzeichen gab, die aber nach dem Tode Papst Leo X. (1. Dezember 1521) zum Zeichen der Trauer in schwarze verwandelt wurden, daher der Name „schwarze Banden“ (Bande nere), den man dieser Truppe gab. Wie ein echter Condottiere focht Giovanni bald hier, bald da, für den Papst, den Kaiser, Florenz, Mailand und Frankreich. Seine Taten machten ihn berühmte, die kühnsten Gesellen Italiens strömten ihm zu, und namentlich die Florentiner rechneten es sich zur Ehre an, den schwarzen Banden beizutreten, die daher auch „le bande nere dei Fiorentini“ genannt wurden. „Wer sich meldete, wurde von Giovanni selbst genau geprüft und auch von ihm in der Waffenführung und in den Evolutionen unterrichtet. Höheren Sold bekam nur derjenige, der mit ihm selbst gefochten und in der Schlacht einen Feind erlegt hatte. Die Grade wurden nach dem Verdienst verteilt, die Feinde erloht gemacht und nach Umständen hingerichtet, wobei Giovanni nicht selten mit seinem Schwerte das Todesurteil selbst vollstreckte. Die ganze Truppe hielt wie Ein Mann zusammen, der Beleidiger eines einzelnen hatte die Rache aller zu fürchten, namentlich aber des Anführers, der ebenso auch der erste war, einen Soldaten aus der Gefahr zu retten. Stammt doch von ihm das Wort an die Seinigen: „Ihr werdet nie hören, daß ich sage: Geht vorwärts! Ich sage nur: folgt mir!“ und in der Tat kämpfte er stets in der vordersten Reihe.¹⁵⁸)

Seinen praktischen militärischen Scharfblick bewies er auch darin, daß er von Anfang an den Vorteil der leichten Reiterei gegenüber den unbeholfenen schwergepanzten Geschwadern seiner Zeit erkannte und deshalb, um erstere wieder zu Ehren zu bringen, überall schnellfüßige, spanische und selbst türkische Pferde aufkaufte liefs¹⁵⁹, und für eine bequeme und leichte Ausrüstung seiner Truppen sorgte. Um die Beweglichkeit derselben zu erhöhen, nahm er seine nach spanischer Art gerüsteten und geübten Arcabusire¹⁶⁰ auf Pferden mit sich und liefs sie dann im Gefechte abtätzen, eine Kombination von Fußsoldat und Reiter, die für die späteren Dragoner vorbildlich gewesen ist. Die ungewohnte Schnelligkeit seiner Märsche und Kriegsführung trug ihm daher den Beinamen „Kriegsblitz“ ein, auch „Italien“ wurde er zubenannt, weil sich in

ihm die Ehre und der Ruhm der italienischen Waffen verkörperte. Denn bei den Italienern waren die bande nere sehr beliebt, waren sie doch die einzige Truppe Italiens, die noch selbständig und national war.

Wie die patriotische Jugend sich zu ihnen drängte, wie das Volk von ihnen große Dinge erwartete, so setzten auch hervorragende Staatsmänner wie Macchiavelli ihre Hoffnungen auf sie, und charakteristisch ist ein Schreiben des letzteren im März 1526 an den Staatsmann und Historiker Francesco Guicciardini, worin er in dieser Aufstellung eines Nationalheeres unter Giovanni die „Medici das einzige Mittel erblickt, sich der fremden Mächte zu erwehren.“¹⁶¹

Von Jahr zu Jahr vergrößerte sich dementsprechend die Macht Giovanni's. Als sich sein Verwandter Papst Leo X. i. J. 1521 mit Kaiser Karl V. verbündete, befahlerte er bereits 400 Reiter der cavalli leggeri del pontifice¹⁶², und schon im nächsten Jahre (1522), ebenso wie weitere zwei Jahre darauf, trat er mit 4000 Mann Fußvolk und 400 Reitern gegen 8000 Dukaten Sold für die eigene Person in den Dienst des Königs Franz von Frankreich.

Seine Hoffnung, an der Entscheidungsschlacht bei Pavia teilzunehmen, wurde jedoch, wie schon erwähnt, kurz vorher durch das Scharmüttel vom 17. Februar 1525 vereitelt, in welchem ihm die Bleikugel eines spanischen Hakenschilden das rechte Schienbein oberhalb des Knöchels zerbrach. Voll tiefen Unmutes über diesen Unfall liefs er sich in das französische Lager tragen, wo ihn König Franz tröstete, der ihm dann auch bei dem ritterlichen Marchese di Pescara freies Geleitz zur Heilung seiner Wunde nach Piacenza und in die Morbäder von Abano erwirkte.¹⁶³

Kaum genesen, trat er wieder als Generalkapitän an die Spitze jener Liga, welche die italienischen Staaten nach der Schlacht bei Pavia schlossen, um nicht von Kaiser Karl V. erdrückt zu werden. Und als der alte Georg von Frundsberg im November 1526 mit 14000 deutschen Landsknechten zum letzten Male von den Alpen in die Lombardei herniederstieg, um „mit Gottes Hilfe den Kaiser und sein Reich zu erretten, weil öffentlich und am Tage sei, daß der Papst den Kaiser, das ehrliche Kriegsvolk und die Colonna unbillig unterdrückte und sich unterstände, Land Leute zu verderben“¹⁶⁴, da war es von den Feldherren der Liga

¹⁵⁶ cf. Steger l. c. S. 216/217.

¹⁵⁷ cf. Guicciardini l. c. Lib. XIV, cap. 2.

¹⁵⁸ cf. Adam Reinsler l. c. Buch III, fol. 44. Varchi: Storia Fiorentina, Lib. II, Barthold l. c. S. 292. Guicciardini l. c. Lib. XV, cap. 35: „Il decimosettimo giorno di febbraio quel di Pavia, usciti fuora, scaramuciarono con la compagnia di Giovanni dei Medici; il quale onorevolmente gli rimesse dentro: e ritornando poi a mostrare all' ammiraglio il luogo e le cose accadute nella fazione, essendo ascosti alcuni scoppietieri in una casa, fu ferito con una scoppia sopra il tallone, e rottogli l'osso, con dispiacere grande del re; onde fu necessitato farsi portare a Piacenza, per la ferita del quale si rimesse nelle scaramucce e negli assalti subito tutta la ferocia del campo francese.“ Ebenso berichtet Giovinio e Capella.

¹⁵⁹ Varchi l. c. Lib. II, cf. Adam Reinsler l. c. Buch IV, fol. 80. Guicciardini l. c. Lib. XVII, cap. 5, sagt: „Giovio Frospergh, affezionato alle cose di Cesare e alla gloria della sua nazione, a che, due volte capitano di grosse bande di fanti, era stato con somma laude in Italia per Cesare contro ai Franzesi, deliberato con le facultà private sostenere quello in che mancavano i privati.“ Ebenso mit der Autorität sua molti fanti, col mostrare la occasione grande di predare e di arricchirsi in Italia.“

¹⁶⁰ Giovanni Medici (1475–1521), als Papst Leo X. seit 1523. Giulio Medici (1478–1534), als Papst Clemens VII. seit 1523.

¹⁶¹ cf. Steger l. c. S. 215–219.

¹⁶² cf. Guicciardini l. c. Lib. XIV, cap. 3: „passò Giovanni dei Medici, portato da un caval turco per la profondità dell' acqua nel fiume d'Adda.“

¹⁶³ cf. Barthold l. c. S. 286.

vornehmlich Giovanni de' Medici, der mit seinen leichten Reitern den Frundsbergischen Landsknechten hart zusetzte.

„Nicht in der Absicht, eine offene Schlacht zu wagen, sondern nur zu necken, einzelne anzugreifen und die Lebensmüde zu entziehen, auf welche Weise ein so starker Haufe allein zu überwinden sei,“ wie der Historiker Guicciardini charakteristisch sagt.¹⁶⁷⁾ Die deutschen Landsknechte nannten ihn daher voller Grimm „den großen Teufel“¹⁶⁸⁾, denn er beruhigte sie bei Sinocio und bei Lonato, folgte ihnen den Mincio herab in das Seraglio von Mantua, und als sie am 24. November auf einem schmalen Damme auf Governolo zogen, griff er bei Tagesanbruch gemeinsam mit dem Herzog von Urbino mit seinem gesamten Kriegsvolke, die Hakenschützen hinter den Reitern sitzend, ungestüm ihre Nachhut an. „Kein Deutscher solle ihm entrinnen“, triumphierte er schon, aber die Landsknechte standen wie eine Mauer und jagten nach dem Umwenden mit ihren Hakenbüchsen die Feinde zurück, so oft sie näher kamen. So dauerte der Kampf ohne Unterlaß vom Morgen bis in die tiefe Nacht. Acht mal liefen die Deutschen gegen die Feinde an, konnten sie aber nicht zum Stehen bringen, während sie „rufend und zupfend“ wieder folgten, wenn sie vorwärts rückten.¹⁶⁹⁾

Im sicheren Besitz der Brücke über den Mincio ruhte Georg von Frundsberg einen Tag und erhielt hier von Alfons von Este, Herzog von Ferrara, als hochwillkommene Unterstützung einige Fahrzeuge, um über den nahen mächtigen Po zu setzen, sowie auch einige Falkonetlein auf Rädern nebst Zubehör, deren er sich mit großem Geschick zu bedienen wußte. Denn als am Tage darauf (am 15. November 1526) der kampfesfreudige Medici mit seinen leichten Reitern und 4000 Hakenschützen die noch jenseits der Brücke bei Governolo stehenden Landsknechte stürmisch überfiel und sich unaufgehalten dem Mincio näherte, da er von den jenseits Gelagerten, die er ohne Geschütz wählte, nichts zu befürchten glaubte, war es der alte Frundsberg selbst, der die inzwischen von den Büchsenmeistern bedienten Falkonetlein richtete.

Die erste Kugel erschreckte die Feinde, die unmittelbar folgende erschrekte aber traf den Medici in die rechte Kniekehle, zerschmetterte ihm den Schenkel und streckte den Stolz der italienischen Kriegskräfte zu Boden.¹⁷⁰⁾

Unter dem Wehklagen seiner sich zerstreudenden schwarzen Banden wurde der Schwerverwundete nach Mantua in das Schloß seines Freundes Ludwig Gonzaga gebracht. Die erforderliche Amputation wollte Meister Abraham, der jüdische Arzt, unternehmen, wenn der Verwundete von 10 Männern gehalten würde. „Nicht zwanzig würden mich hal-

ten, wenn ich nicht wollte“, rief dieser aus, nahm einen Diener die Kerze ab und leuchtete selbst zur Operation. Während der Dauer derselben veränderte er seine Farbe nicht einmal, nur zweimal schrie er laut auf, als der Knochen durchsägt wurde. Die Diener mußten ihm sodann das abgeschnittene Bein in einem silbernen Becken bringen, wobei er laut aufseufzte und klagte, daß sein Leben jetzt keinen Ruhm mehr haben werde und seine Zukunft verloren sei. Und die Todesahnung trog ihn nicht, denn das Bein war nicht hoch genug abgelöst und der Brand war eingetreten. Noch nicht 29 Jahre alt, verschied er am 30. November 1526, noch im Tode das erneute stolze Antlitz bewahrend, das so oft die Feinde gescheckt, der letzte große Condottiere, die Ehre Italiens.¹⁷¹⁾

Mit dem Tode Giovanni de' Medici war auch die Kraft des ligistischen Heeres zum Widerstande fast gänzlich gebrochen¹⁷²⁾, und seine schwarzen Banden nahmen wiederum, wie beim Tode des Papstes Leo X., zum Zeichen der Trauer ihre schwarze Tracht und schwarzen Fähdlein an, die Giovanni einige Zeit zuvor hatte ablegen lassen, und behielten sie fortan dauernd.¹⁷³⁾

Die Führung der noch aus 3000 Fußknechten und 3 Fähdlein leichter Reiter bestehenden Bande nere übernahm nunmehr Orazio Baglioni, welcher sie noch um 1000 Mann Fußvolk vermehrte.¹⁷⁴⁾ Sie vereinigten sich mit den Truppen des Marschese di Saluzzo und lagen zwei Jahre hindurch in der Nähe von Florenz, worauf sie sich unter florentinischen Fahnen dem französischen Heere anschlossen, das unter dem Marschall Lautrec im Jahre 1528 zur Eroberung von Neapel auszog. Als sie auf ihrem Marsche durch Aquila kamen, plünderten sie die Stadt auf das grausamste, ohne irgendwie gerächt zu sein, lediglich aus Lust am Rauben. Zusammen mit den Gascognern des Pedro di Navarro erstürmten sie hierauf Melphi, wobei sie mit einer Wut mordeten, die sich in nichts von der Wildheit der alten Banden unterschied, daher sie denn auch die „Septem mille Diabolois“ genannt wurden.¹⁷⁵⁾

Bei der hierauf folgenden Belagerung von Neapel, das von den kaiserlichen Landsknechten und

¹⁶⁷⁾ cf. Adam Reifner l. c. fol. 86. Gaillard l. c. III, p. 393. Steger l. c. S. 327/328. Guicciardini l. c. Lib. XVII, cap. 5, Anm. 1; „dice il Bellai nel 3, che questo capitano era l'horore delle genti italiane.“

¹⁶⁸⁾ cf. Guicciardini l. c. Lib. XVII, cap. 5, *Anm. 1; „Giovanni de' Medici mori sotto Borgogorte, la qual morte cagionò la total ruina di Roma.“

¹⁶⁹⁾ Varchi l. c. Lib. II; „Quelle genti, che io dissi poco fa che il Signor Giovanni aveva sotto il capitano Lucantonio a Roma mandate. Le quali, perchè dopo la morte di lui, vestite la maggior parte a bruno, portavano in segno d'Amore e di dolore le loro insegne di colore scuro, si chiamavano le Bande Nere.“ Ereno Montluc; „Commentaires“, cap. 3; „Pour le deuil du Seigneur Jean, ils portaient des enseignes noires, et ils etaient eux-mêmes vêtus de noir: aussi les appelait-on „Les Bandes noires.“ cf. auch Reifner l. c. Buch V, fol. 86*. Gaillard l. c. III, S. 394.

¹⁷⁰⁾ cf. Guicciardini l. c. Lib. XVIII, cap. 4. Varchi l. c. Lib. IV, Montluc l. c. cap. 3.

¹⁷¹⁾ So nennt Reifner l. c. Buch VIII, fol. 159, und Guicciardini sagt von ihnen l. c. Lib. XVIII, cap. 6: „... le bande nere dei Fiorentini, desiderate molto da Lautrec; perchè, avendo fama di essere fanteria destra e ardita agli assalti, quando fanteria che allora fosse in Italia, facevano come un condimento al suo esercito, nel quale erano genti ferme e stabili a combattere.“ cf. auch Varchi l. c. Lib. VI, cap. 7 und 8.

¹⁷²⁾ cf. Varchi l. c. Lib. II: „ nondimeno egli a tal condotti e si fattamente sbigottiti e impensiti gli aveva, che essi i quali nella loro lingua „il Gran Diavolo“ per la sua incomparabil furia e terribilità lo chiamavano.“

¹⁷³⁾ cf. Adam Reifner l. c. Buch IV, fol. 82—84, Schärffs Leben, S. 18.

¹⁷⁴⁾ cf. Adam Reifner l. c. Buch V, fol. 85*/86. Guicciardini l. c. Lib. XVII, cap. 5. Varchi l. c. Lib. II.

Spaniern unter dem Prinzen von Oranien und dem Marchese Alfonso del Vasto, dem Neffen des Marchese di Pescara, verteidigt wurde, bestand Baglioni ein siegreiches Gefecht, wurde aber hierbei durch einen Hellebardenstein getötet. Sein Nachfolger im Amte eines General-Kapitains der Bande nere war Graf Ugo dei Pepoli aus Bologna, der jedoch in einem Schanzfeld gefangen und nach seiner Auswechslung bald nachher in Capua vom Tode weggerafft wurde. Hunger, Pest und Ausreisefrei lichten zwischen die Reihen der kaum noch 8000 Mann zählenden Belagerer, und nachdem der Admiral Andreas Doria infolge des unklugen Verhaltens der Franzosen von diesen abgefallen und zu den Kaiserlichen übergetreten, auch der tapfere Marschall Lautrec selbst am 15. August 1538 der Lagerseuche erlegen war, mußte die Belagerung von Neapel aufgegeben werden. Das ganze französische Heer, eines der glänzendsten und hoffnungsvollsten, das je die Alpen überschritten, ging zu Grunde, und mit ihm die spärlichen Überreste der dem Blutbade bei Pavia entronnenen französischen Bandes noires, darunter Graf Wolf von Lupfen und Hans von Brandeck.¹⁶⁹⁾

Ihren italienischen Namensbrüdern, den Bandenere, wurde nimmehr als der noch am besten geordneten Truppe die Deckung des Rückzuges übertragen. Als aber die Kunde hiervon in Neapel bekannt wurde, machte sich die kaiserliche Reiterei sogleich zur Verfolgung auf. Die schwarzen Banden empfingen den Feind mit einer vollen Salve ihrer Haken-schützen, da sie aber in einem Hohlwege marschierten und sich nicht ausbreiten konnten, gelang es der Reiterei sie gänzlich zu versperren, wobei zwei Drittel auf dem Platze blieben.¹⁷⁰⁾

Während der Rest der französischen Armee unter dem Marchese di Saluzzo sich in das Castel von Aversa warf und dasselbe, alle Hoffnung aufgebend, bald darauf dem Prinzen von Oranien übergab¹⁷¹⁾, führte die Überlebenden der Bande nere der Florentiner Commissarius Francesco Ferrucci nach Toscana zurück. Dorthin hätten sie zu keiner gelegeneren Zeit kommen können, denn kurz zuvor hatte Florenz die Medici verjagt, und Papst Clemens VII., selbst ein Medici, und der nimmehr mit ihm verbündete Kaiser Karl V. rüsteten daher gegen die Republik. Die Schwarzen Banden unter ihrem neuen Anführer Malatesta Baglioni, dem Bruder des vor Neapel gefallenen Orazio Baglioni, bildeten nimmehr die Keimtruppe der zur Verteidigung der Stadt errichteten Volkswehr. Von den 80 Hauptleuten derselben, darunter viele vom höchsten Adel, hatten 17 in den schwarzen Banden gedient.¹⁷²⁾ Da kam etwas von dem alten Geiste über die Florentiner: Ein enthusiastischer Eifer, ihre neu errungene Freiheit zu verteidigen, besetzte sie, und alle Stände ohne Unterschied schanzten an den Wällen, zu denen ein Michelangelo Buonarroti und Sangallo die Pläne lieferten. Aber alle diese Anstrengungen wurden dadurch vereitelt, daß der Oberbefehl sich

in den Händen eines Malatesta Baglioni befand, der in schöner Weise alles seinem persönlichen Vorteil opferte und daher dem unter dem Prinzen von Oranien im Oktober 1529 heranziehenden deutschen Belagerungsheer nicht den erforderlichen Widerstand entgegensetzte, vielmehr jeden tatkräftigen Entschluß hintertrieb und bei den Ausfällen jede Energie vermissen ließ.¹⁷³⁾

Durch seine Verrätereien kam es dahin, daß ein Hungersnot ausbrach und den Bürgern nur noch der eine Rettungsweg nach Prato und Pistoja übrig blieb. Die Verbindung dorthin zu eröffnen, wurde dem inzwischen von Volterra nach Pisa gegangenen ehrenwerten Commissarius Francesco Ferrucci übertragen. Dieser brach auch sogleich mit 400 Reitern und 5000 Mann Fußvolk auf, während ihn die Florentiner durch einen großen Ausfall unterstützen wollten. Aber schon bei Gavinna stellten sich ihm die Kaiserlichen mit Übermacht unter dem Prinzen von Oranien entgegen. In dem sich entspannenden heftigen Kampfe wurden die Florentiner geschlagen, Francesco Ferrucci aber gefangen und von dem Obersten Fabrizio mit dem Dolche erstochen. Auch der Prinz von Oranien war gefallen und in seinen Kleidern fand sich noch der Brief, in dem Malatesta Baglioni ihm geschrieben, „er möge nur mit dem ganzen Heere Ferrucci entgegengehen, er bürge ihm dafür, daß die Florentiner keinen Ausfall auf das feindliche Lager machen würden“.¹⁷⁴⁾

Die nach solchen Vorgängen unvermeidliche Absetzung Baglionis entschied zugleich das Schicksal der unglücklichen Stadt. Die Partei des Verräters unterstützte ihn und er öffnete den Feinden das bisher von ihm besetzt gehaltene Tor, richtete die Geschütze gegen die Stadt und ließ sie seine schwarzen Banden aufmarschieren. So wurde Florenz gezwungen, nach einer elfmonatlichen Belagerung am 12. August 1530 zu kapitulieren, der Traum der florentinischen Freiheit war zu Ende.¹⁷⁵⁾

Die früher verbannten Anhänger der Medici kehrten jetzt in die Stadt zurück, die Republikaner wanderten aus, und ihnen folgten zahlreiche Florentiner, welche der nimmehrige Herrscher Alessandro de' Medici (1531—1537) ihnen nachsandte, mit ihnen auch die Bande nere.¹⁷⁶⁾ An die Spitze dieser Verbannten trat Piero Strozzi¹⁷⁷⁾, der ursprünglich ein Anhänger der Medici war, dann aber wegen Verrates angeklagt und derartig behandelt wurde, daß er sich und Rache suchte. Aber überall wurden die Verbannten ausgewiesen, nur Venedig gab ihnen ein Asyl und von hier aus leiteten sie ihre Unternehmungen.¹⁷⁸⁾

Philippo Strozzi, der Vater des Piero, gab das Geld her, Piero und sein jüngerer Bruder Leo Strozzi, ein Malteserritter und Prior von Capua, waren die

¹⁶⁹⁾ cf. Guicciardini i. c. Lib. XIX, cap. 6.

¹⁷⁰⁾ cf. Varchi i. c. Lib. XI, cap. 132—134. cf. cap. 134: „Quando fu spogliato il principe, gli si trovò una codella in petto di mano di Malatesta, per la quale l'assicurava d'andar con quante gente volesse senz' alcun sospetto, perchè di Firenze non uscirebbe nessuno a noiaro il campo.“
¹⁷¹⁾ cf. Guicciardini i. c. Lib. XX, cap. 1. Adam Reinsler i. c. Buch VIII, fol. 174.

¹⁷²⁾ cf. Varchi i. c. Lib. XI, cap. 132. Guicciardini i. c. Lib. XX, cap. 1.

¹⁷³⁾ cf. Varchi i. c. Lib. XII, cap. I—XXIII.

¹⁷⁴⁾ cf. Varchi i. c. Lib. XIII, cap. III.

¹⁷⁵⁾ cf. Varchi i. c. Lib. XIV, cap. XI—XV.

¹⁶⁹⁾ Guicciardini i. c. Lib. XIII, cap. 1. 2. Varchi i. c. Lib. VI, cap. 19 und 38. Reinsler i. c. Buch VIII, fol. 160—162. Montluc i. c. I, p. 68—77. Du Bellay i. c. III, fol. 112—119. Gaillard i. c. IV, p. 26—38.

¹⁷⁰⁾ cf. Steger i. c. S. 319.

¹⁷¹⁾ cf. Guicciardini i. c. Lib. XIX, cap. 2. Gaillard i. c. IV, 66/68. Hermann i. c. S. 258.

¹⁷²⁾ cf. Varchi i. c. Lib. VIII, cap. 13.

Anführer.¹⁷⁹) Auf dem Gebiete des Grafen von Miranda, der noch allein zu Frankreich hielt, warben sie 300 Reiter und 4000 Mann Fußvolk an, meist noch aus den alten schwarzen Banden bestehend. Aber der neue Herrscher von Florenz Cosimo de' Medici (1537—1574), der als Sohn des berühmten Giovanni dalle bande nere später im Jahre 1569 die Großherzogswürde von Toscana erringen sollte, wußte die Häupter der Verbanten in seine Gewalt zu bringen und ließ sie hinrichten.¹⁸⁰) Piero Strozzi und seinem Bruder Leo glückte es jedoch nach Konstantinopel zu entkommen und sich sodann des kleinen Sechafens Marano in Istrien zu bemächtigen, von wo aus der Prior von Capua zunächst gegen die Türken, dann aber allgemein Seeräuberei trieb, so daß sein Name als der beste Seemann seiner Zeit in allen Häfen des Mittelmeeres gefeiert war, bis er zuletzt im Jahre 1553 bei Scarlino fiel. Piero Strozzi aber sammelte die nunmehr auch aus ihrem letzten Zufluchtsort Venedig ausgewiesenen Verbanten und führte sie als hochwillkommene Unterstützung dem König von Frankreich zu, der ihn in Anerkennung seiner ausgezeichneten Eigenschaften zum Marschall ernannte. Wie Brantôme berichtet¹⁸¹):

„kam der Herr Strozzi zum König mit der „schönsten Kompagnie, die man sehen konnte: „200 Büchschützen zu Pferde, die aufs beste „beritten und überhaupt im trefflichsten Stande „waren. Da war keiner, der nicht 2 gute Pferde „von kleinem Wuchs hatte, einen vergoldeten „Helm und Ärmel von Stahlringen, die man da- „mals sehr viel trug, und die halb oder ganz „vergoldet waren, wie auch die Büchsen und „Panzer. Alle beinahe waren alte Offiziere und „Soldaten, die unter dem großen Hauptmann „Giovanni de' Medici gedient hatten. Wenn sie „vom Pferde stiegen, um zu Fuß zu kämpfen, war „es nicht erst nötig, sie groß zu ordnen, denn „jeder war so erfahren, daß er seinen Platz so- „gleich fand. Als der König Franz diese schönen „Leute sah, lobte er sie sehr und sprach von „ihnen soviel Gutes zur Dauphine (Katharina von Medici), die eine Verwandte des Herrn „Strozzi war, daß sie fast vor Freude starb, zu „hören, wie ihr Vetter eine so gute Musterung „gehalten habe und dem König dienen wolle, und „ganz auf eigene Kosten. Wie ich von dem „Hauptmann Michael von Candia, seinem alten „Diener, hörte, kostete ihn die Kompagnie 5000 „Kronentaler, und obgleich er in Venedig un- „ermessliche Reichtümer besaß, verwendete er „sie doch ganz im Dienste des Königs, so daß „er von seinen 50000 Kronentalern seinem „Sohn kaum 2000 hinterließ, Belohnungen und „Gnaden erhielt er dafür nicht, denn er war „nicht zudringlich und verstand nicht zu fordern.“

Dieser uneigennütige, von glühender Liebe zu seinem Heimatlande und zu seiner Vaterstadt besetzte Mann hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Kaiserlichen aus Italien und die Medici aus Florenz zu vertreiben, und knüpfte diesherab sogar mit den deutschen Protestanten Verbindungen an. Für Frank-

reich erwies er sich als genialer tapferer Feldherr, er kämpfte zunächst in Burgund, und leitete dann die Vorbereitungen einer beabsichtigten Landung in England, berühmt aber machte ihn seine heldenmütige Verteidigung der Stadt Siena (1554—1555)¹⁸²), die er 15 Monate hielt und erst verließ, als er im Stich gelassen und alle Lebensmittel verzehrt waren. Obgleich er deshalb bei König Heinrich II. in Ungnade fiel, wirkte er bald darauf bei der Eroberung von Calais entscheidend mit. Er fiel im Jahre 1558 in den Laufgräben von Thionville, und seine letzter Worte an den Marschall von Villeville waren: „Sage dem Könige, daß er einen guten und treuen Diener verloren hat.“¹⁸³)

Von den Bandenere ist nach seinem Tode wenig mehr die Rede, ein Teil kämpfte noch in venetianischen Diensten gegen die Türken, der größere Teil verlor sich in den französischen Bürgerkriegen. Strozzi's Sohn Philippo fand in einer Seeschlacht bei den Azoren seinen Tod, und Sampiero da Bastelica, der tapferste aller Hauptleute der Bande nere, wurde von seinem als Meuchelmörder gedungenen eigenen Diener ermordet, als er seine heimatliche Insel Corsica zu befreien versuchte.¹⁸⁴)

Dies — meine hochverehrten Herren — sind die schwarzen Gardes. Bei der Fülle des Stoffes, der ein volles Jahrhundert, von der Mitte des 15ten bis zur Mitte des 16ten, umfaßt, habe ich Ihnen nur ein eng umgrenztes Bild geben können. Aber auch aus dem hier nur Gebotenen dürfte hervorgehen, daß trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Entstehung und Zusammensetzung alle diese Kerntruppen, ob sie nun in Ungarn und Böhmen, in Friesland und Geldern, in Frankreich oder Italien gefochten, sich stets als hervorragend tapferer, kriegerischer Männer gezeigt haben. Und wenn auch die Art ihres Auftretens in Feindesland, das Sengen und Brennen, das Morden und Plündern, unseren jetzigen Anschauungen zuwiderläuft, so wollen wir doch nicht vergessen, daß diese Roheiten methodisch zur damaligen Kriegsführung gehörten, deren alleiniger Zweck es war, den Gegner auf jede nur denkbare Weise zu schädigen.

Wirkte doch unter den offiziell verordneten „Ämtern eines Regiments der Landsknechte“ auch ein besonders bestellter „Brandmeister“ mit, der sogar sein eigenes Siegel führte und förmlich abgefaste „Brandbriefe“ öffentlich aushängen ließ. Und ebenso wurde auch z. B. bei den Schweizern zu Beginn der Burgundkriege auf einer Tagsatzung zu Luzern (18. März 1476) beschlossen, „daß jedermann schwören sollte, den Feind mit Leib und Gut zu schädigen, sofern aller Leib und Gut gelangen möge; im Streite niemand gefangen zu nehmen, sondern soweit als möglich jeden umzubringen!“

Wenn wir aber von dieser in den Zeitläuften begründeten Schattensseite und von dem zeitlichen Dienste im fremden Solde absehen, so wollen wir lieber daran denken, daß die schwarzen Knechte niemals, wie dies leider häufig bei den Landsknechten

¹⁷⁹) cf. Montluc: Commentaires. Lib. III, cap. I—VI.

¹⁸⁰) cf. Montluc l. c. Lib. IV, cap. II; „ce pauvre Seigneur était passé par plus de 6000 canonades ou mousquetades, et plus de 5000 arquebuses, lesquelles ne lui eurent donner la mort, et cette méchante mousquetade lui fit tirer de plus y cinq cents pas, étant M. de Guise près de lui. Or le Roy y conduisit un bon serviteur, et mourut un vaillant homme s'il y en a vait en la France.“

¹⁸¹) cf. Steyer l. c. S. 331 334.

¹⁷⁹) cf. Varchi l. c. Lib. XIV, cap. LXIII.

¹⁸⁰) cf. Varchi l. c. Lib. XIV, cap. XXXVII.

¹⁸¹) cf. Brantôme, Mémoires: Vie de maréchal Piero Strozzi.

der Fall, aus schöner Gewinnsucht kurz vor Beginn eines Kampfes oder vor dem Sturm auf eine feste Stadt um höheren Sold gefeilscht und dadurch manchen Erfolg in Frage gestellt, sondern daß sie stets ohne Zögern auf dem gefährlichsten Punkte der Schlacht tapfer ihren Mann gestanden haben, Unvergessen soll auch sein, wie jenen Gelichteten an ihrem Ehrentage bei Pavia ihre schwarzen Fahnen den Todesgruß zurauschten, und wie sie, alle edlen Hauptleute in der vordersten Reihe ihrer Eisenmauer, sich lieber bis auf den letzten Mann zusammenhauen ließen, als ihrem selbstgewählten Herrn die geschworene Treue brechen.

Wer aber so denkt und wer so handelt, der kann nicht schlecht sein, und deshalb soll auch den Schwarzen ein dauerndes Ehrendenkmal bewahrt bleiben in der Geschichte aller Zeiten!

Benutzte Literatur.

- En Ramon Muntaner, Crónica catalana. Valencia 1558. (Übersetzt von K. Fr. W. Lanz. 2 Teile. Leipzig 1842.)
- Francisco de Moncada, Expedición de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos. Barcelona 1623.
- Bonfinius, Von den Ungarischen Sachen und Geschichten. Bern 1545.
- Eschenloer, Geschichten der Stadt Breslau (vom Jahre 1440—1479). Herausgegeben von Dr. Kunisch. Breslau 1827/28.
- Palacki, Geschichte von Böhmen. Prag 1836—1867.
- Felsler, Die Geschichten der Ungarn und ihrer Landassen. Leipzig 1815.
- Szendrei, Ungarische Kriegsgeschichtliche Denkmäler in der Millenniums-Landesausstellung. Budapest 1896.
- v. Tettau, Erlebnis eines deutschen Landsknechts (1484—1493). Erfurt 1869.
- Adolfi genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen. Herausgegeben von Dahlmann. Kiel 1827.
- Heimreich, Nord-Friesische Chronik. Schleswig 1666.
- Leo, Niederländische Geschichten. Halle 1832—1835.
- Dahlmann, Geschichte von Dänemark Hamburg 1840—1843.
- Geibelman, Geschichte Dithmarschens. Herausgegeben von Kolster. Leipzig 1873.
- Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte. Göttingen 1852.
- Clausen, Ein niederdeutsches Gedicht auf die Schlacht bei Hemmingstedt mit einem Verzeichnis der gefallenen Edelleute. (Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteins Geschichte. 41. Band. Leipzig 1911.)
- v. Keller, Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg. Stuttgart 1819.
- Ulmann, Der unbekante Verfasser der Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg. Hist. Zeitschr. N. F. III. Band.
- v. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte. Leipzig 1898.
- Paulus Jovius, Historiarum sui temporis Libri XLV. (1494—1547). Flor. 9548 (Venetiis 1551).
- Paulus Jovius, XLV Bücher Geschichten. Verteutscht durch Heinrich Pantaleon. Basel 1560.
- Macchiavelli, Istorie Fiorentine libri VIII. (1415—1492). Firenze 1532.
- Villani, Historie Fiorentina a condita Florentia — 1346. (Mit Fortsetzung bis 1364, als Cronica universale.) Firenze 1554.
- Guicciardini, Storia d'Italia (1492—1533). Firenze 1561. (Pisa 1819.)
- Varchi, Storia Fiorentina. Colonia 1721.
- Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen-âge. Paris 1818. Deutsch: Zürich 1824.
- Leo, Geschichte der italienischen Staaten (1568—1830). Hamburg und Gotha 1829—1832.
- Ricotti, Storia delle compagnie di ventura in Italia. Torino 1846.
- Steger, Geschichte Franz Sforzas und der italienischen Condottieri. Leipzig 1853.
- Adam Reifner, Historia Herrn Georgen und Casparn von Frundsberg. Frankfurt a. M. 1568.
- Robert de la Mark-Fleuranges, Histoire des choses mémorables advenues du règne de Louis XII et François I (1499—1521). Erste Ausgabe: Paris 1731.
- Guillaume et Martin du Bellay, Mémoires (1513—1547). Paris 1569/1570.
- Beaucaire de Péguillon (Belcaris Peguillo), Rerum gallicarum commentarii (1461—1580). Lyon 1615.
- Montluc, Commentaires. Lyon/Paris 1593/1594.
- Brantôme, Mémoires, contenant les vies des hommes illustres et grands capitaines français de son temps. Leiden 1692.
- Le Loyal Serviteur, Histoire de Bayard. Neue Ausgabe. Paris 188.
- Gaillard, Histoire de François I. Paris 1769.
- Herrmann, Franz I., König von Frankreich. Leipzig 1824.
- v. Schwartzau, Der Connetable Karl von Bourbon. Berlin 1833.
- Schönhuth, Leben und Thaten des Herrn Sebastian Schertlein von Burtenbach. Münster 1858.
- Barthold, George von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk. Hamburg 1833.
- Barthold, Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Leipzig 1855.
- Sepulveda, Historia de bello administrato in Italia. Bononia 1559.
- Sandoval, La Historia del Emperador Carlos V. Madrid 1676.
- Stettler, Schweizer Chronik. Bern 1626.
- Hottinger, Geschichten der Eidgenossen. Zürich 1825/1829.
- Glutz-Blotzheim, Geschichten der Eidgenossen. (In Joh. v. Müllers Geschichten der Schweizer Eidgenossenschaft.) Zürich 1816.
- Wyss, Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Zürich 1894/1895.
- Brunner, Die Verwandten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft. Tübingen 1901.
- Wolfgang Menzel, Geschichte der Deutschen. Stuttgart-Tübingen 1843.
- R.v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, 4 Bände. Leipzig 1865—1869.
- Jahns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens. Leipzig 1880.
- Böheim, Handbuch der Waffenkunde. Leipzig 1890.
- Zeitschrift für historische Waffenkunde.

Über Enterwaffen¹⁾

Von **D. v. Preradović**,
k. und k. Linienschiffskapitän d. R.

Nachstehende teilweise durch Illustrationen erläuterte Zusammenstellung über Enterwaffen kann in keiner Richtung hin Anspruch auf Vollständigkeit erheben, nicht nur wegen der noch mannigfache Ergänzungen bedürftigen Daten, als auch — was besonders ins Gewicht fällt — weil einige der großen tonangebenden Marinen leider keine Aufnahme in diesem Aufsätze finden konnten. Referent betrachtet somit seine kleine Arbeit nur als einen dürftigen Rahmen, als eine unvollständige Sammlung von Anhaltspunkten über Enterwaffen, die den später Forschenden die Arbeit auf diesem Gebiete erleichtern möge.

Man soll aber ja nicht etwa glauben, als ob die hier gebotene Sammlung über Enterwaffen leicht zusammenzubringen war. Die mit einschlägigen Werken, als: Reglements, Unterrichten, Waffenlehren und dergleichen, gewis gut dotierte k. und k. Marinebibliothek in Pola lieferte mir nur die einschlägigen Daten für Österreich, Frankreich, die Niederlande (Text und Bilder)²⁾, sowie Dänemark und Schweden (Text allein)³⁾. Alles andere über den in Rede stehenden Gegenstand Gebotene mußte erst durch eine langwierige Korrespondenz mit den Marinezentren nicht weniger europäischer und einiger überseeischer Staaten mit mir bekannten Seeoffizieren usw. zu verschaffen getrachtet werden.

Je mehr ich mit dem Sammeln von Belegen über die Enterwaffen beschäftigt war, desto mehr drängte sich mir die Notwendigkeit auf, im Interesse der historischen Waffenkunde im Eifer nicht zu erlahmen. Denn bei dem geringen rückschauenden Interesse, das die Marinen diesen einst so wichtigen Waffen entgegenbringen, ist bestimmt zu erwarten, daß sie, sieht man von mehr oder weniger richtig wiedergegebenen Schau-

stücken in Museen und von den kurzen Notizen in den wenig zugänglichen Waffenlehren ab, binnen kurzem vollständig der Vergessenheit anheimgefällig sein werden.

Fragen wir uns nach dem „Warum“ der allmählichen Verdrängung des Enterkampfes aus den Kampfesarten zur See, so kann als Antwort hauptsächlich die Einführung der Dampfmaschinen als Motoren für Kriegsschiffe jeder Art gelten.

Die Dampfmaschine ermöglicht es — Havarien an dieser ausgenommen — die Bewegungen des Schiffes nach Belieben so zu regeln, daß eine nicht gewollte oder beabsichtigte Annäherung an ein anderes Schiff fast ganz ausgeschlossen ist. Da auch die Taktik des Rammens oder des Rammstoßes wenig Aussicht auf eine Realisierung im Zukunftseekampf hat, so ist dem Enterkampfe auch nach dieser Richtung hin eine Betätigung verschlossen.

Wir stehen gegenwärtig im Zeichen des Artilleriekampfes auf große Entfernungen. Zu einem Nahkampfe in der Seeschlacht wird es episodenhaft schon kommen, aber selbst eine solche Annäherung dürfte sich auf Entfernungen abspielen, die den größten Distanzen, auf die die alten Segelschiffseeschlachten geschlagen wurden, vielleicht gleichkommen, sie aber jedenfalls beträchtlich überbieten dürften. Auch die Torpedoboote, die Torpedolancierungen, Unterseeboote und Minen tun das ihrige, um Nahkämpfen zwischen Schiffen vorzubeugen. Und selbst, wenn es der Zufall wollte, daß sich Schiffe im modernen Kampfe auf Enterdistanz nahe kommen, so wählt der Augenblick die just beste Abwehrwaffe, ohne daß man schon in Friedenszeiten daran zu denken oder dafür vorzuzorgen hätte.

Die Enterwaffen sind somit in das Stadium getreten, wo sie zu Forschungsobjekten werden; es heißt deshalb nun festzuhalten, was von ihnen in Wort und Bild noch vorhanden ist, um diese ehrwürdigen Symbole einer schon verschwundenen oder entschwindenden Epoche nicht im Schutte der Teilnahmslosigkeit verkümmern zu lassen.

Es sei ferner noch erwähnt, daß die Enterwaffen, wie sie hier besprochen werden sollen und teilweise auch durch Illustrationen dargestellt sind, fast durchweg das letzte Stadium vor ihrer endgültigen Abschaffung aufweisen.

¹⁾ Ursprünglich umfaßte diese Übersicht außer der Beschreibung der Enterwaffen von Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland und Österreich noch die von sechs anderen teils europäischen, teils überseeischen Staaten. Auf den berechtigten Wunsch der Schriftleitung empfahl es sich jedoch aus Raumrücksichten und wegen der nicht zu umgehenden in der Natur des vorliegenden Stoffes gelegenen Wiederholungen, den Umfang der Abhandlung durch Ausschaltungen wesentlich einzuschränken, was auch geschehen ist. Die Einleitung wurde jedoch größtenteils beibehalten und nur sinngemäß, dem Falle erwähnter Beschreibungen entsprechend, abgeändert.

²⁾ Die Beschreibung der Enterwaffen dieses Landes ist in dieser Abhandlung nicht enthalten.

Wenn es selbstverständlich dem Wesen der historischen Forschung folgerichtig besser entspräche, die Enterwaffen von ihrem ersten Entstehen und ihrer stetigen Entwicklung bis zur letzten Etappe vorzuführen, so glaubt Referent nicht fehl zu gehen in der Annahme, daß dies einer subtileren Forschung überlassen bleiben müßte, und daß diese trotz alledem höchstwahrscheinlich nicht viel in dieser Richtung zu Tage fördern würde.

Auch bin ich vollkommen überzeugt, daß die blanken Enterwaffen von ihrer ersten Anwendung bis zu ihrem Verschwinden nicht besonders großen Schwankungen und Veränderungen unterworfen waren, und daß man, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, im Enterbeil, der Picke und des Säbel des Ausgangs die Vorbilder ihrer Entstehungszeit erblickt, wobei anzunehmen ist, daß das für diese Waffen gewählte Material mit der Zeit ein besseres geworden, die Kunstfertigkeit der Ausführung aber, da massenhaft Schablonenarbeit geliefert wurde, die jeglicher Präzision entbehren konnte, zurückgegangen sein dürfte.

Was für diese Waffen gilt, ist auch auf die Art, wie der Einzelne sie im Kampfe verwendete und verwertete oder wie die bewaffneten Massen der Enterabteilungen reglementär geleitet wurden, auszudehnen. — Die Handhabung der Enterwaffen war so einfach, daß sie keine Kompliziertheiten zuließ.

Dem konservativen avitischen Einerlei des Zuhauens mit Säbel und Hacke und des Stofsens mit Dolch und Lanze erwuchs erst durch die dem Enterkampfe zugesellten raffinierteren Abwehrmittel wie Pistole, Muskette, wozu als *pièce de résistance* in ihrer mörderischen Wirkung die Handgranate kam, eine wirkungsvolle Abwechslung; schließlich verschwanden mit dem Enterkampfe die blanken Waffen, während die Feuerwaffen, als Säbel, Hacke und Picke schon längst kondemniert waren, in den mehr theoretisch noch jüngst geübten Enterabteilungen allein noch das Feld behaupteten.

Wenn nun ein Seeoffizier, der gegenwärtig auf eine längere Dienstzeit zurückblicken kann, sich die Aufgabe stellt, über die in einigen Kriegsmarinen üblich gewesenen Enterwaffen zu berichten, so mutet ihn das gar merkwürdig an, denn er schreibt da nicht Geschichte über Dinge, die sich in längst verklungenen Jahrhunderten zgetragen, sondern er erzählt über Waffen und Einrichtungen, Kampfweisen usw., die er noch als Augenzeuge gesehen, die er mitgemacht, deren sukzessives Verschwinden sich vor ihm abspielte oder deren Aufhören ihm, dem „Grünen“

von anno Dazumal, von einem nur um etwas länger dienenden Kameraden als das jüngst verlossene Ereignis mitgeteilt wurde.

Und selbst die ältesten der noch gegenwärtig lebenden Seeoffiziere, die das teilweise Vorhandensein und die Betätigung der alten Waffen miterlebt haben, sind nicht mehr in die Lage gekommen, Enterkämpfe mitzumachen, die den Seekriegen von Ludwig XIV. herwärts bis in die napoleonischen Zeiten die heroische Weihe, den heldenhaften Nimbus des Kampfes von Mann zu Mann verliehen.

Wie Herr Korvettenkapitän z. D. Rudolf von Haeseler in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ ganz richtig hervorhebt, dürfte der Zweikampf zwischen dem deutschen Schiffe „Meteor“ und dem französischen „Bouvet“ vor Havanna 1870 die letzte kriegerische Aktion zwischen Schiffen europäischer Mächte gewesen sein, wo die beiderseitigen Enterabteilungen „klar“ waren, um sich in gegebenen Augenblicke zu entern.

Das Wesen des Enterns bestand darin:

„Ein feindliches Schiff zur See mit Haken und Enterdregen an sich zu ziehen. Ist dies gelungen und das Signal zum eigentlichen Entern gegeben (nämlich das feindliche Schiff zu ersteigen und es zu erobern), springt die dazu bestimmte Mannschaft mit Pistolen, kurzen Säbeln oder Dolchen und Enterbeilen auf dasselbe über, und es beginnt der Kampf Mann gegen Mann; von den Kelingen, Marsen und Raen werden Handgranaten geschleudert, und die Kanonenluken verteidigen Pickenträger usw.“

Und nun zur Beschreibung der Enterwaffen selbst.

Dänemark.

Wir finden hier den Entersäbel, dänisch bis 1826 Huggert, bis 1890 Hugert oder Sabel, nach 1890 nur Sabel zubenannt.

Auch die Benennung der Enterpicke machte Metamorphosen durch, indem sie bis 1816 als Halv Pique erscheint, bis 1830 als Haand Pique figurirt, um schließlich bei Haandpigg oder Haandpik zu bleiben.

Das Enterbeil, dänisch Enterbil, unterlag sprachlich keiner Veränderung.

Die Enterhacke wurde 1864 den dänischen Kriegsschiffen nicht mehr verabfolgt und verschwindet 1866 aus den Reglements; die Handgranate im Jahre 1872, die Picke im Jahre 1877.

Dänische Schiffe (Kanonenboote gegen eine Fregatte?) haben im Jahre 1850 zum letzten Male geentert.

Über die Beteiligung der dänischen Schiffe mit Enterwaffen erfährt man aus dem Lehrbuch

über Marineartillerie für die königlichen Seekadetten (1836) Nachstehendes:

Enterwaffe		Linien-Schiff	Fregatte	Korvette	Brigg
Flinten	St.	100	60	25	20
Pistolen	"	200	120	50	40
Entersäbel . . .	"	200	120	50	40
Enterpicken . . .	"	100	60	25	10
Enterbeile	"	50	30	15	10
Handgranaten . .	"	60	50	30	20

Die in Fig. 1—3 wiedergegebenen Enterwaffen stammen aus der Zeit um 1800.

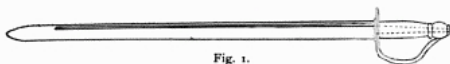


Fig. 1.

Die Handgranaten wurden zumeist von Deck (von den Relingen) aus geschleudert, im Gegensatz zu anderen Marinen, wo sie hauptsächlich aus der Takelage geworfen wurden.

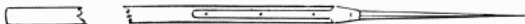


Fig. 2.

Die Kommandos waren hierfür:

1. Fatter og aabner Granaten! (Ergreift und öffnet die Granaten!)
2. Lunten! (Hierzu sagt das Reglement als Erläuterung:) Die Granaten werden soweit als

der alten Enterwaffen in unserer Marine, will ich so gut wie es geht beantworten.

Sollten hierbei Unrichtigkeiten unterlaufen, so bitte ich in Rechnung zu ziehen, daß ich nur sehr kurze Zeit, Mai 1870 bis zur Kriegserklä-

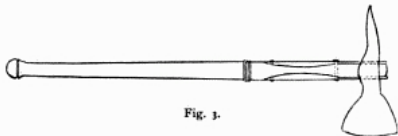


Fig. 3.

man kann vom Körper weggehalten, ohne aber dadurch zu nahe an des Nebenmannes Lunte zu kommen; mit der linken Hand wird die Lunte der Lutenröhre entnommen und durch kräftiges Blasen angefaßt.

3. Taxender Granaten! (Zündet die Granaten!)
- und
4. Varp! (Wirf!)

Die Enterabteilungsrolle sowie die Art des Entern entsprach den Reglements der übrigen Marinemächte.

Deutschland.

Da es mir nicht gelingen konnte, Authentisches über die in der Norddeutschen Bundesflotte, der Königlich Preussischen Kriegsmarine, sowie in der des Deutschen Reiches eingeführt gewesenen Enterwaffen und was damit zusammenhängt zu erlangen, so wandte ich mich im Jahre 1906 an den Herrn Korvettenkapitän z. D. v. Haeseler als Mitarbeiter der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ mit der Bitte, mich bei Sammlung beregter Daten gefälligst unterstützen zu wollen. Herr v. Haeseler hat mir mit größter Bereitwilligkeit brieflich das Wichtigste über den Gegenstand mitgeteilt.

Im Nachstehenden lasse ich die Beiträge des Herrn v. Haeseler, so wie er sie mir mitteilte, selbst sprechen.

„Ihre Anfrage, betreffend die Verwendung

rung, auf einer Segelfregatte mit der alten Armierung eingeschiff war, daß dieses Schiff während dieser Zeit für eine Auslandsreise ausgerüstet wurde, kein Generalmarsch geübt wurde und ich zum Überdafs noch ganz unausgebildeter Kadett war.

Die Exerzierreglements aus dieser Zeit habe ich seit 1871 nicht mehr gelesen.

Nach beendetem Kriege wurde ich auf eine Dampfregatte eingeschiff, die alten Enterwaffen waren zwar noch vorhanden, aber die

Geschütze waren gezogene Pivotgeschütze und waren die für glatte Kanonen gemachten Reglements erheblich umgeändert.

Als ich nach Beendigung dieser Reise 1874 mein Offiziersexamen machte, wurden die alten Waffen durch das Infanteriegewehr ersetzt.

Betreffs der Nomenklatur bemerke ich, daß unsere Waffe (nämlich der Entersäbel) „Entermesser“ heißt, die übrigen Benennungen sind die von Ihnen angegebenen.

In meinem Hause habe ich Entermesser und Picke der Norddeutschen Bundesflotte, sowie die Reproduktion eines preussischen Enterbeils. Soweit ich mich erinnern kann, war das Enterbeil 1870 etwas anders geformt, als die in meinem Besitze befindliche Reproduktion.

Zu bemerken ist, daß das Entermesser seit 1892 als Bewaffnung für Torpedobootmannschaften wieder eingeführt worden ist.

Der 1872 abgeschaffte Dolch der Seekadetten ist 1890 wieder eingeführt, seit ein paar Jahren wird er auch von Offizieren getragen.

Nun zum Reglement.

Zwei Kanonen einer Seite hatten eine einzige Geschützmannschaft von 12 oder 14 Mann.

Sollte auf beiden Seiten gekämpft werden, so erfolgte das Kommando „Doublirt!“ und die Nr. 1, 3, 5, 7, 9 besetzten das Grundgeschütz, die geraden Nummern das freie Geschütz.

Sollten nur die Geschütze einer Breitseite bedient werden, so erfolgte das Kommando „An die Steuerbord- oder Backbordkanonen!“ Die gesamte Mannschaft bediente alsdann die Geschütze einer Seite.

Die „Erste Enterdivision“ bestand aus der Mannschaft der Steuerbordgeschütze, zu welchen an Deck die Takler der betreffenden Seite hinzutraten.

Die „Zweite Enterdivision“ bildeten die Backbordgeschützmannschaften.

Auf Kommando „Klar zum Entern!“ traten Entermesser und Revolver in Tätigkeit.

Auf Kommando „Enterung abschlagen!“ wurden die als Picken eingerichteten Entladestöcke der Gewehre hervorgezogen und die Messer als Abwehrwaffen benützt.

Auf Kommando „Verteidigung überall!“ verteilte sich die Mannschaft über das ganze Deck zur Abwehr von Enterungen.

Seesoldaten bildeten in der Regel eine geschlossene Reserve zur Verfügung des Kommandanten.

Das Enternäver mag in Einzelheiten auf verschiedenen Schiffen verschieden gehandhabt worden sein, im Prinzip war es überall dasselbe.

Verteilung der Waffen: Nr. 5 und 6 der Geschütze hatten Entermesser und Picken. Sie blieben bei der Enterung unter Deck und verteidigten die Geschützportfen.

Nr. 1 und 2 hatten Revolver (Colt Perkussion) und Entermesser,

Nr. 3 und 4 hatten Gewehre, Zündnadel-Jägerbüchse Modell 1852 oder 57.

Der Entladestock hatte einen dreikantigen Querschnitt, war gespitzt, und konnte auf halbe Länge mit einer Feder festgehalten werden. Er diente als Bajonett.

Alle übrigen Leute hatten Entermesser und teils Gewehre, teils Revolver.

Über Verteilung der Enterbeile ist mir nichts erinnerlich. Bei jeder Kanone befanden sich zwei Enterbeile.

Die Unteroffiziere, Rudergänger, Signalgastgen usw. hatten Revolver. Die Takler in der Takelage Gewehre.

Selbst nachdem die Enterwaffen schon abgeschafft waren, wurde eine Zeitlang noch fleißig mit Enterdivisionen geübt. Zur Enterung wurde das Gewehr über die Brust gehängt und das Seitengewehr (Infanterie-Hirschfänger) gezogen. Zum Abschlagen der Enterung wurde das Seitengewehr gepflanzt.

Aus dieser Zeit stammt die Einführung der Enterbänke. Es wurden diese Bänke (Tische) ad hoc aus den Zwischendecken auf Deck gebracht und in geeigneten Stützen in der Reling gelagert und dienten dergestalt als Banketts für die Schützen.

Schießscharten in den Keelungen, wie in der österreichischen und in der französischen Marine üblich gewesen, haben wir nie gehabt, ebenso wenig wie Handgranaten.

Als Abwehrmittel gegen Entern möchte ich noch erwähnen, daß die Fregatte „Cheesepeak“ der Vereinigten-Staaten-Marine, die von „Shannon“ 1812 genommen wurde, Vorbereitungen getroffen hatte, um die Enterer mit ungelöschtem Kalk zu bewerfen, auch soll der italienische „Affondatore“, Zeitungsnachrichten zufolge, in der Schlacht bei Lissa 1866 Vorrichtungen, um Enterer mit heißem Wasser zu begießen, gehabt haben.“

Frankreich.

Daß bei Frankreichs bewegter maritimer Vergangenheit, und greifen wir selbst nur bis in die Zeiten Ludwigs XIV. und seines Ministers Colbert zurück, das Enterwaffenwesen eine ungewöhnliche Durchbildung erfahren haben muß, dafür sind zwei Nachschlagebücher, die ich in der k. k. Marinebibliothek vorgefunden habe, klassische Beispiele.

Diese beiden Werke: — das eine von Charpentier⁷⁾ aus dem Jahre 1845, das andere von Lafay⁸⁾ 1850 — geben für die ersten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts und zwar bis 1844 eine Fülle von Modellen bekannt, die für die blanken und die Feuerenteraffen in der französischen Marine eingeführt waren.

Hervorzuheben ist, daß diese Modelle insgesamt — ausgenommen ein Entersäbelmodell aus dem Jahre 1782 — zwischen 1815 und 1848 entstanden sind. Dies könnte zu zweifacher Annahme führen, nämlich: daß 1. die Revolutions- und die napoleonische Epoche als streng abschließende Abschnitte für sich in jenen Nachschlagebüchern nicht weiter berührt werden und man sich mit den Erfahrungen nach 1815 begnüge, oder daß 2. die napoleonische ununter-

brochene Kriegszeit keine Muße fand, sich mit dem Aufstellen neuer Waffenmodelle zu beschäftigen. Aufschluß über diesen Widerspruch könnte nur ein Studium der französischen Waffenlehre von 1800—1848 geben.

Von diesen Modellen seien genannt:

Das fusil de rempart M. 1848; das fusil de rempart allégé M. 1842; das Marinegewehr M. 1821 (zum Perkussionsgewehr umgestaltet); ferner die M. 1840 und M. 1842; die Marinepistole 1837; der Säbel, genannt briquet, M. 1816; der Entersäbel M. 1833 (Fig. 4); der Marineinfanteriesäbel M. 1831; der Seeoffizierssäbel M. 1837; der Unteroffiziersdegen M. 1815; das Enterbeil (Fig. 5) altes M. und M. 1833; der Dolch M. 1837 (Fig. 6), schließlich das schon erwähnte M. 1782: eines Entersäbels.

Die nachstehenden zwei Tabellen a) und b) erhalten die wichtigsten Dimensionen und den Beköstigungspreis der französischen Enteraffen (die Länge, Breite, Durchmesser in mm, Gewicht in kg, Preise in Francs), bezw. die Gebühr an Enteraffen der Kriegsschiffe.

⁷⁾ Essai sur le matériel de l'artillerie de nos navires de guerre par J. E. A. Charpentier, colonel d'artillerie de marine. Paris 1845.

⁸⁾ Aide-mémoire d'artillerie navale etc., par J. Lafay, Capitaine d'artillerie de marine 1850.

Tabelle a.

Enterwaffe	Länge des Gewehrores	Totale Länge	Mittlere Breite der Klinge	Länge der Klinge	Gewicht	Preis	Anmerkungen
Marinegewehr M. 1842	810	-	-	-	4.128 *	35	* ohne Bajonett, mit Bajonett: 4.455
Pistole M. 1837	129	-	-	-	0.673	14	
Entersäbel M. 1833	-	820	380	690	1.340	11	
Enterpicke M. 1833	-	2300	-	-	1.500	4	
Enterbeil M. 1833	-	650	-	-	1.210	4	
Dolch M. 1833	-	300	18	175	0.180	3	
Handgranate *	-	-	-	-	1.040	0.33	* Durchmesser 82

Tabelle b.

Enterwaffe	Linienschiff				Fregatte		Korvette von 30 Kanonen	Brigg von 30 Kanonen
	Klasse				Klasse			
	1	2	3	4	1	2		
Marinegewehr	250	220	200	160	110	100	80	50
Pistole	300	300	270	200	170	135	100	50
Entersäbel	450	450	400	300	250	200	170	70
Enterpicke	120	100	90	80	60	50	30	24
Enterbeil	30	30	30	30	30	30	20	15
Dolch	120	120	110	110	100	80	50	50
Handgranaten	300	300	300	300	250	150	200	70

In Frankreich, wie übrigens in allen Marinen von Bedeutung und europäischer Einrichtung, war, wie schon unter Deutschland erörtert, ein gewisser Teil der Mannschaft zum Entern oder



Fig. 4.

zur Abwehr einer feindlichen Enterung in Enterabteilungen (-Divisionen) gegliedert.

Diese Enterabteilungen (*premier et deuxième abordage*) wurden — wir folgen hier dem Hand-



Fig. 5.

buche von Lafay —, den Weisungen einer Ordonnanz vom Jahre 1827 entsprechend, bei beispielsweise Annahme der Bestückung eines Linienschiffes von 82 Kanonen¹⁾ aus den Vorreistern



Fig. 6.

und Bedienungsnummern beider Bordseiten gebildet. Und zwar gab ein 36-cm-Geschütz oder eine 22-cm-Geschützhaubitze usw. je 5 Mann²⁾ für die erste Enterabteilung ab, somit im ganzen

Verstärkung der Manövermannschaft erreichte an 108 Mann³⁾; die Stückfortenverteidigung 82 Mann⁴⁾.

Die Bewaffnung der ersten Enterabteilung bestand aus Entersäbeln und Pistolen (*sabre d'abordage et pistolet*); die der zweiten aus Entersäbeln; die Schützenabteilungen hatten Gewehre, die Manöververstärkungsmannschaft und die Löschabteilungen trugen Enterbeile (*hache d'abordage*). Die Stückfortenwachen in der Batterie sowohl, als auch auf Deck hatten Picken (*pique*) [Fig. 7].

Die Handgranatenwerfer wurden der Manövermannschaft entnommen und waren, soweit es angeht, Marsgasten. Jeder Granatenwerfer war mit einem Leinwandsack, der bis zu 4 Stück Handgranaten fassen konnte, versehen. — Die Granatenwerfer begaben sich, wenn die Enterabteilungen gerufen wurden, in die Marsen. Kam es dann zu einer Enterung oder zur Abwehr einer solchen, so legten die Granatenwerfer auf den Rahen aus, zu welchem Zwecke Laufstige gesetzt waren. Auf den Rahen befindlich, postierten sie sich in Abständen derart, daß sie sich gegenwärtig nicht behindern konnten. Die Zahl der Granatenwerfer war mit 80, 60, 50 bezw. 40 für die vier Linienschiffsklassen festgesetzt.

So wie in den meisten Marinen war auch in Frankreich der Enterdregg (Fig. 8) eingeführt.

Griechenland.

Über die Enterwaffen dieses Landes schrieb mir Herr D. Théochary, Königl. Linienschiffs-

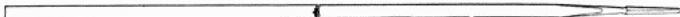


Fig. 7.

etwa 200 Mann (wobei die Unteroffiziere, Zimmerleute, Granatenwerfer nicht eingerechnet sind). Die zweite Enterabteilung bestand aus ca. 70 Mann der Geschützbesatzungen⁵⁾. Für die Schützengruppen entfielen an 110 Mann⁶⁾; für die Verstärkung dieser Gruppe an 60 Mann⁷⁾; die

¹⁾ I. Batterie: 24 Stück lange 36-cm-Geschütze und 4 Stück 22-cm-Geschützhaubitzen; II. Batterie: 16 Stück 18-cm-Geschütze und 4 Stück 16-cm-Geschützhaubitzen; Deckbatterie: 20 Stück 36-cm-Caroaden und 4 Stück lange 18-cm-Geschütze.

²⁾ Die beiden Bedienungsnummern Nr. 1 und Nr. 3 beider Geschützseiten und die Nr. 6 der rechten Geschützseite.

³⁾ Aus den 1. Vorreistern und den Bedienungsnummern Nr. 5 links gebildet.

⁴⁾ Aus den Bedienungsnummern Nr. 2 zusammengesetzt.

⁵⁾ Dazu war der Bedienungsmann Nr. 5 rechts bestimmt.

leutnant, vor einigen Jahren, dafs, während des Befreiungskrieges im Jahre 1821 die griechische Marine kein regimentärer Organismus, sondern eine freiwillige Flotte war, deren Bestandteile aus den Handelsschiffen der drei Inseln Hydra, Spetzai und Psara gebildet wurden. Enterwaffen waren damals keine normiert. Erst nach der Befreiung Griechenlands wurde die königliche Kriegsmarine gegründet. Die für Enterzwecke üblichen Waffen waren das Enterbeil, *ναύμαχος πέλεκυς*; der Entersäbel, *ναύμαχος σπάθη*.

Gegenwärtig sind diese Waffen in der griechischen Marine noch normiert, aber nur

⁶⁾ Wurde durch die Bedienungsmänner Nr. 4 beider Geschützseiten gebildet.

⁷⁾ Dazu diente der Kardusenträger jedes Geschützes und die Nr. 6 der linken Geschützseite.

mehr für sekundäre Zwecke. Und zwar ist das Enterbeil die Waffe der Feuerlöschabteilung, während der Säbel zur Bewaffnung verschiedener Wachposten, als: vor der Kommandantenkajüte



Fig. 8.

und dem Offiziersraum, ferner als Waffe der Artilleristen dient. Die Enterpicke kam in Griechenland nie zur Anwendung.

Österreich

hat definitiv im Jahre 1814 das maritime Erbe Venedigs angetreten. Bis zum Jahre 1848 hatte die k. k. Marine ein, besonders was die Zusammensetzung des Offizierskorps anbelangt, vorwiegend venezianisches, also italienisches Gepräge; auch das Material war bis auf das durch

treffend, könnte der Katalog des Seearsenals zu Venedig gute Dienste leisten¹³⁾.

So muß man sich betreffs der österreichischen Enterwaffen mit dem bescheiden, was „Die Waffenlehre zum Gebrauche für die kaiserlich-königlichen Militär-Akademien“, Wien 1858 in ihrem ersten Hefte darüber erwähnt.

Über den Marinemannschaftsäbel (Fig. 9) besagt diese Waffenlehre, dafs er einer Einrichtung bedarf, die ihn für den Kampf in sehr beschränktem Raume geeignet macht; demgemäß war die Klinge 65,85 cm lang, ohne Hohl-schliff, nur 22 m/m gekrümmt und von der Spitze aufwärts mit einer 13,2 cm langen Rückenschnede versehen. Der Säbel ohne Scheide wog 1,12 kg.

Der Bord-Entersäbel (Fig. 10) diente beim Entern zum Angriffe und zur Verteidigung.

Die Klinge war 66,73 cm lang, 13,08 mm gekrümmt, mit einem Hohl-schliff und einer Rückenschnede versehen. Das Gefäß bestand aus dem Griffe und einer eisernen Stichplatte in Korbform. Die Scheide war von Leder.

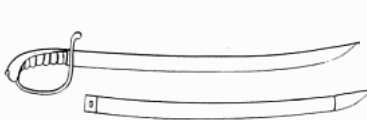


Fig. 9.

das Dampfmaschinenwesen der letzten zwei Decennien (1830—1848) gezeitigte noch durchaus auf venezianischem Fusse.

Bezüglich des Borddolches wird erwähnt, dafs er nur für Offiziere (Seekadetten) bestimmt, eine 31,6 cm lange zweischneidige Klinge



Fig. 10.

Aus dieser Zeit etwas über die geltenden Enterwaffen zu erfahren, gelang nicht, denn nach den Friedensbedingungen, die dem Feldzuge 1866 folgten, wurde alles, was an Modellen, Büchern usw. vorhanden war und einstiges Eigentum von Venedig gewesen, von Österreich an das Königreich Italien restituiert. Dies be-

¹³⁾ Vergl. J. v. Graevenitz, Das Arsenal von Venedig und seine Sammlungen Band V, S. 65 dieser Zeitschrift, wo u. a. des im Verlage der Rivista Maritima 1908 erschienenen Buches „La sala d'armi nel museo dell'arsenale di Venezia, catalogo storico, descrittivo, documentato“ ausführlich Erwähnung getan wird. Dem Verfasser dieser Abhandlung war dieser Katalog leider nicht zugänglich.

hatte; die Scheide war aus Leder. Der Dolch wog ohne Scheide 0,27 kg.

Die Enterhacke (-Beil) [Fig. 11] wog 1,28 kg und wurde beim Entern zum Angriff, zur Verteidigung und zum Durchhauen des feindlichen Takelwerkes gebraucht. Sie bestand aus einer an der Schneide abgerundeten, an der entgegengesetzten Seite in einer 10,54 cm lange Spitze

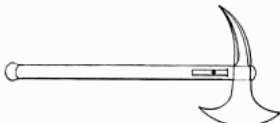


Fig. 11.

auslaufenden Klinge und aus einem 0,53 cm langen hölzernen Stiele. Die Spitze diente, um sich damit in die Bordwand einzuhauen. Oberhalb des Stielloches befand sich an dem Stiele ein Haken, der zum Anhängen des Enterbeiles an die Steckkuppel diente.



Fig. 12.

Die Enterpicken (Fig. 12) bestand aus einer 39,0 cm langen dreischneidigen Spitze, die mit einer in zwei Federn verlaufende Hülse an eine 1,11 m lange Stange befestigt war.

Das Gewicht der Enterpicken betrug 1,47 kg.

Mit Marinemannschaftssäbeln wurden beteiligt: der Quartiermeister des Matrosenkorps, der Schieman (Bootsmannsmaat), Oberbootsmann und die Piloten (Lotsen), dann die übrige Mannschaft des Matrosenkorps und der Marineartillerie; endlich die Mannschaft der Flottillentruppen. Bei diesen Abteilungen, und zwar von den Matrosen nur am Lande, von den Chargen aber an einer Steckkuppel getragen.

Die Entersäbel, -Beile und -Picken, als zur Ausrüstung des Schiffes gehörig, wurden erst unmittelbar vor einem bevorstehenden Kampf an die Mannschaft verteilt.

Zu Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurde in der österreichischen Marine ein neuer Entersäbel eingeführt (Fig. 13).

Dieser Entersäbel überdauerte die übrigen derlei Waffen, die bald nach der Schlacht bei Lissa sämtlich ausgeschieden worden waren, noch um einige Jahrzehnte, indem er erst 1903

definitiv kondemniert wurde. In den letzten Dezennien diente er als Abzeichen des Pickenmatrosen, bzw. als Waffe für die in Enterabteilungen eingereihten Kohlenmänner¹⁹⁾.

Hinsichtlich der Enterabteilungen ordnete die „Vorschrift für die Verfassung der Schiffsrollen“ wie folgt an:

„Es werden drei Enterabteilungen gebildet, und zwar besteht die I. Enterabteilung aus der ganzen Steuerbordbesatzung der Batterie mit Ausnahme der ersten Geschützvormeister; die II. Enterabteilung besteht aus der ganzen Backbordbesatzung der Batterie, ebenfalls mit Ausnahme der ersten Geschützvormeister, die ihren Kanonen im Gefechte auch weiter vorstehen müssen.

Der zuerst auf Deck gerufenen Enterabteilung schloß sich stets an: die ganze disponible Deckmannschaft, d. i. die Besatzung der Deckgeschütze, die Manövermannschaft (die im Gefechte eine Schützenabteilung bildet), ferner die gesamte sonstige in der Batterie bestimmte Mannschaft, die nicht unmittelbar zur Bestimmung

der besetzt gebliebenen Geschützbordeite gehört (Büchsenmacher ausgenommen).

Die III. Enterabteilung, die für den Augenblick der dem Schiffe drohendsten Gefahr im



Fig. 13.

Gefechte oder um eine Entering oder deren Abwehr intensiv zu gestalten, vorgesehen war, bildeten die ersten Geschützvormeister, die Büchsenmacher, die bewaffnete Bonjerdeckmannschaft und die Raumgasten.“

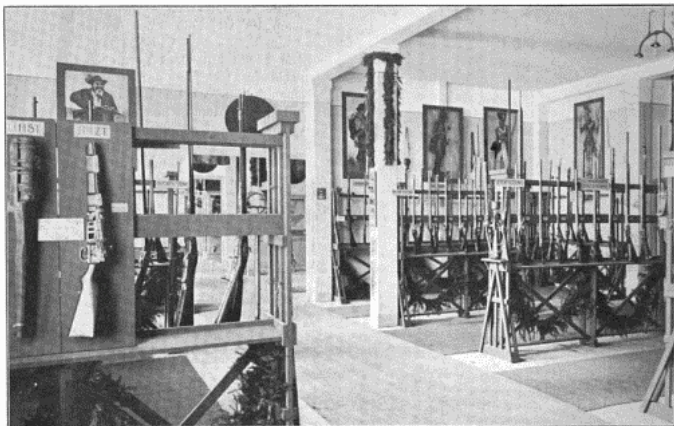
¹⁹⁾ In der österreichischen Marine haben die Enterwaffen bei Bekämpfung des griechischen Piratenwesens während und auch nach dem griechischen Befreiungskriege keine unwesentliche Rolle gespielt. Im Gefechte bei Helgoland und in der Seeschlacht bei Lissa waren die Enterabteilungen bereit, es wurde auch, besonders zu den in der Schlacht bei Lissa heabsichtigten Rammsößen gerufen, doch kam es zu keinem Enterkampfe.

FACHNOTIZEN

Die Feuerwaffen auf der historischen Ausstellung des 17. Deutschen Bundes- und Goldenen Jubiläumsschießens 1912 zu Frankfurt a. M. Auf dem lauten Festplatz des Bundesschießens gab es eine stille Ecke: eine historische Ausstellung, die von der Direktion des Frankfurter stadsgeschichtlichen Museums veranstaltet worden war. Als Einleitung zu den vielerlei, mit Bedacht und großem

suchen, mit knappen Worten andere zu belehren. Nur wenn man in den Stoff gut eingearbeitet ist, kann solch eine aphoristische Arbeit glücken.

Hans Müller-Hickler ist sie geglückt. Er hatte aus acht verschiedenen Sammlungen so viel zusammengebracht, daß die Grundzüge der Entwicklung klar hervortraten, hatte sich, so lockend es gerade bei Handfeuerwaffen ist, davon fern gehalten, allerlei Feinheiten herauszuarbeiten, die die Besucher dieser Ausstellung nur abgelenkt haben würden, hatte mit pädagogischem Geschick knappe, treffende Erklärungen gegeben und Anfang und Endpunkt der Entwicklung



Historische Ausstellung des 77. Deutschen Bundes- und Goldenen Jubiläumsschießens zu Frankfurt a. M. 1912

Fleiß ausgewählten Schützensinnerungen hatte man eine Übersicht über die Entwicklung der Handfeuerwaffen vorangestellt. Ich weiß aus eigener Erinnerung an eine mir vor 15 Jahren in Erfurt übertragen gewesene Ausstellung, wie schwierig die Aufgabe ist, auf engem Rahmen und mit den einfachsten Hilfsmitteln solch eine Übersicht zu bieten, weiß auch, wie undankbar das ist, da bei Schützenfesten die Leute gemeinlich nicht viel von der Wissenschaft hören und sehen wollen. Gewiß hat man selbst am meisten davon, denn man lernt immer dabei etwas hinzu, da man den Stoff von ganz neuen Gesichtspunkten aus sieht; man ist gezwungen, sich bei der Auswahl kurz zu fassen, und man muß ver-

sehr drastisch dadurch verdeutlicht, daß es eines der ältesten Feuerrohre mit der neuesten Infanterieschusswaffe zusammenstellte. Die Handhabung der Gewehre wurde auf plakatarig stilisierten Bildern, die die Schützen der verschiedenen Epochen zeigten, klar gemacht. Aber nicht nur die wissenschaftliche Arbeit lag ihm ob. Er hatte sich auch um jede Einzelheit der Aufstellung zu kümmern, also auch zu beweisen, daß er über museumstechnische Erfahrungen verfüge. Nach eigenem Entwurf ließ er gefällige und zweckmäßige Gestelle zimmern, die dem provisorischen Charakter der Veranstaltung Rechnung trugen, und an ihnen befestigte er, dem Vorgang des Darmstädter Landesmuseums folgend, die Gegenstände mit kreuz-

weise übereinander gebundenen Lederriemen, was recht gut aussah und an dieser Stelle wohl angängig war, während man da, wo die Waffe auch einmal in die Hand genommen werden soll, besser die übliche Befestigungsart beibehält.

Die Entwicklung der Armbrust wurde vom 15. Jahrhundert ab an 13 Beispielen, namentlich mit Dresdner Material, erläutert. Dabei möchte ich die Bezeichnung des eigentümlichen Gerätes berichtigen, das nach einer Photographie des Originals der Dresdner Gewehralerie studiert werden konnte. Diese „Sehnenbank“, wie ich es nennen möchte, hat beim Spannen der Armbrust nichts zu tun. Sie diente vielmehr dazu, die von ihr abgespannte Sehne in gestreckter Lage zu erhalten. Es folgten 10 Handbüchsen des 15. Jahrhunderts, 6 Luntenschloßgewehre, 10 Radschloßgewehre und 1 Tschinke, natürlich jedes Stück beider Gruppen mit einer anderen Schloßeinrichtung. Besonders glücklich war das Steinschnappschloßgewehr durch neun Beispiele veranschaulicht; jeder, der gerade diese Feuerwaffe studiert hat, weiß, wie schwer hier ausreichendes Material zusammenzubringen ist. Bemerkenswert ist dabei eine Berichtigung Thierbachs: das deutsche Schnappschloß des Darmstädter Museums wird richtig um 1600 datiert, da nachgewiesen werden kann, daß der 1587 datierte Lauf früher mit einem Radschloß versehen war, die Zahl also nicht für das Schnappschloß in Anspruch genommen werden darf. 18 Steinschloßgewehre und 8 Perkussionsgewehre führten die weitere Ausbildung der Feuerwaffe bis an die Neuzeit heran, und damit die verschiedenen Schloßkonstruktionen völlig klar erkennbar seien, waren sie auch auf einer Tafel so angebracht, daß man in das Innere des Mechanismus Einblick gewann. Als Einleitung zu dem modernen

Militärgewehr, bei dem sich die Hinterladung siegreich durchgesetzt hat, hätte ich gern einige frühe Lösungsversuche dieses schon seit Jahrhunderten lebendigen Problems der Büchsenmacherei gesehen, wie es auch bei der Reiterfeuerwaffe, der zwölf Beispiele gewidmet sind, es sich sehr empfohlen haben würde, ein Faustrohr oder besser mehrere auszustellen. Denn wenn auch ersichtlich und mit gutem Grunde auf die Pistole verzichtet war, das Faustrohr ist doch etwas ganz anderes. Gewiß entwickelt es sich einmal zur Pistole weiter, dann aber ist es auch als Vorläufer des Karabiners, in dem sich die konstruktiven Gedanken des Faustrohrs und des Infanteriegewehrs verbinden, anzusprechen. Eine kleine Auslese moderner Jagdgewehre, fünf Windbüchsen und einige Teschings bildeten den Schluß der Übersicht. Recht lehrreich war die Zusammenstellung der Ausrüstungsstücke, namentlich der Patronaschen und der Kartuschen, nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten.

In dem kleinen Führer durch die Ausstellung sind auch einige Seiten den Waffen gewidmet. Ich habe an den betreffenden Ausführungen nur eine Korrektur zu machen: man wird gut tun, die Anfänge der Armbrust ins 10. Jahrhundert zu verlegen, wo wir ihr zum ersten Male in Handschriften begegnen, denn der Zusammenhang mit der bestimmten Form der römischen Arcuballista des 4. Jahrhunderts ist ein recht lockerer. Sonst könnte man mit gleichem Recht auch auf die vorchristliche Zeit zurückgreifen, wo es in China bereits Armbrüste gab. Und dann: die Armbrust war keine Lieblingswaffe der Ritter. Im Gegenteil fürchteten sie sie und verstärkten ihre Wehren, nicht wegen der primitiven Feuerwaffen, ihre Harnische. Nur auf der Jagd galt sie auch ihnen als zuverlässig und schätzenswert. Karl Koetschau.

LITERATUR

Wilhelm Beck, königl. bayr. Oberst a. D., Bayerns Heerwesen und Mobilmachung im 15. Jahrhundert. Archivalische Zeitschrift Band XXVIII, München 1911.

Die Kenntnis der Waffen selbst läßt sich nicht trennen von der Kenntnis ihrer Anwendung, der Kriegsgeschichte. Es erscheint daher angebracht, auf vorstehende Abhandlung hinzuweisen, um so mehr, als sie für den Waffenforscher eine Reihe äußerst wichtiger Angaben enthält. Der Verfasser betont mit Recht, daß das Kriegswesen des 15. Jahrhunderts im Verhältnis zu den des 16. Jahrhunderts viel zu wenig gewürdigt wurde, obwohl gerade in diese Zeit die Entwicklung zum Kriegswesen der neueren Zeit fällt. Auch die Entwicklung der Waffe zeigt in dieser

Epoche so einschneidende Veränderungen, daß jeder Beitrag zur Klärung der vielen ungelösten Fragen von größter Bedeutung ist. Zu einer erschöpfenden Bearbeitung des Waffenwesens des 15. Jahrhunderts wird es aber nötig sein, das in den Werken der Kunst vorhandene Material systematisch zu sammeln. In Miniaturen, Gemälden, Grabplastik usw. finden wir, abgesehen von wenigen phantastischen Übertreibungen, die genauesten Abbildungen der Bewaffnung jener Zeit und sind im Stande, die infolge der großen Seltenheit von Originalen ziemlich beträchtlichen Lücken in der Entwicklungsreihe uns wenigstens im Bilde auszufüllen.

In vorliegender Abhandlung führt uns nun der Verfasser mit der Gründlichkeit eines langjährigen Archivforschers und unter Benützung der gewissenhaft durchgearbeiteten Literatur die gesamte Organisation des bayerischen Heerwesens vor, wobei er nicht nur die firdischen und städtischen militärischen Einrichtungen, sondern erfreulicher Weise auch besonders die Organisation auf dem Lande in den Kreis seiner Betrachtungen zieht.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Besprechung, einen Auszug des reichen Inhalts der Abhandlung zu geben; wer sich mit der Kriegsgeschichte des 15. Jahrhunderts beschäftigt, kann an dieser wertvollen Arbeit nicht vorübergehen. Dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechend möchte ich daher nur einige, die Bewaffnung behandelnde Absätze besonders herausgreifen.

Der Verfasser erwähnt bei Schilderung einer Musterung im Jahre 1448 (Seite 103), daß man bei den Armbrüsten, den Büchsen und Hackenschnitzern nicht selten „das Plech“ (Brustblech) findet, welches trotz des häufigen Fehlens des geschobenen Oberschenkelschutzes bisweilen als „Krebs“ bezeichnet wird. Sollte nun vielleicht unter



Fig. 1.
Weißes Hemd. Fränkisch, um 1440—50;
wohl vom Meister des Herbrucker Altars.
Nat. Mus. (K VIII, 354).

„Krebs“ hier nicht der Harnisch mit Oberschenkelschutz, sondern nur eine geschiftete Brust bezeichnet werden? Unter „Plech“ wäre dann die aus einem Stück gearbeitete Brust- bzw. Rückenplatte zu verstehen.

Vom großen Interesse ist der Abschnitt „Feldartillerie“, der über die Armierung der Schützer und Städte, sowie über die Geschützarten eingehende Nachricht gibt. Anschließend daran finden wir auch eine Reihe von wichtigen Angaben über Büchsenmeister.

Aus dem II. Abschnitt „Musterung und Harnischschau“ wird der Waffenforscher ganz besonders viel Wertvolles ziehen können. Die Listen der zum Wehrdienst tauglichen Männer enthalten auch die Beschreibung der Waffen, die zur Musterung mitgebracht wurden, und wir gewinnen dadurch einen guten Überblick über die damals in Händen des Landvolkes befindlichen Waffen. Dabei fällt zunächst die verhältnismäßig recht bedeutende Zahl von Schutzaffen auf, die, wenn auch teilweise veraltet, doch den bäuerlichen Heerhaufen als ziemlich wohlgerüstet erscheinen lassen. So haben bei der Musterung von 1479 von 2000 wehrfähigen Männern des Landgerichts Dachau allein 452 stählene Panzer(helmen) und 1108 Eisenhüte, Häubel und Handschuhe. In Wolfrathshausen sind von 800 tauglichen Männern 310 im Besitze von Panzern (Hemden) und 312 haben Krebs und Plecher.

Auch mit Trutzaffen waren die eben erwähnten Dachauer Männer gut versehen, es werden 352 Armbrüste und 24 Handbüchsen aufgeführt. An sonstigen Waffen

werden Helmparten, Ahlspieße (Alatspieß) und Schweinsspieße genannt.

Die in der Folge behandelte Harnischschau von 1504 greift zwar in das 16. Jahrhundert hinüber, doch gehören die Waffen sicher fast alle noch dem 15. Jahrhundert an. Hier ist die Beschreibung der Ausrüstung noch viel aus-



Fig. 2.
Ulrich Apt, † 1532
Kreuzigung — Galerie Augsburg (103)
Klass. Bilderschatz Nr. 1083,
gemalt 1517 für die Dominikanerkirche Augsburg.

führlicher. Als Kopfbedeckung finden wir den Eisenhut, Eisenhaube und Hirnhäubel, sowie den „pickten“, „gepickten“ oder „puochhut“, den Beck richtig als einemit durchlochtem Eisenplättchen besetzten Hut (vielleicht aus Filz?) erklärt. In der Anmerkung 61 schreibt der Verfasser: „Buck hier wohl statt Einbiegung, im Sinne von Erhebung.“ Der Ausdruck „buck“ erscheint mir in diesem Zusammenhang

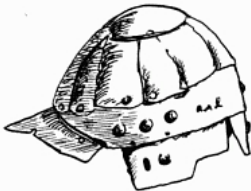


Fig. 3.
Szendrei Nr. 797, pag. 250.
Rundes Band, darüber 10 kegelschnittförmige Platten,
oben runde Platte
Nacken: 3 bogenförmige Stücke (angienestet)
Augenschirm mit Stirnband durch 4 Eisennägel verbunden
Angeb. 1477 wohl 15. Jahrh.
Graf H. Wilczek.

cher von „Buckel“ zu kommen. Nennen wir doch einen mit Nägeln beschlagenen oder knorrigen Spießenschaft einen gepickten Schaft. Der Ausdruck findet sich auch bei einem Verzeichnis der Landshuter Harnischkammer von 1479 (Meidinger, Land und Hofstät, München 1802, pag. 352): „3 Schweinsspieße mit gepickten Schefften“. Das Aussehen dieser „pickten Hüte“ mag ungefähr der auf den 3 folgenden Abbildungen gegebenen Form entsprechen haben. Abb. 1 stellt einen, auch sonst waffengeschichtlich interessanten Kriegsknecht aus dem, wohl vom Meister des Herbrucker Altars um 1480 gemalten Altarbild im Münchner Nationalmuseum dar (Gemäldekatalog K VIII, Nr. 354). Der Mann hat einen, aus Eisenplättchen zusammengenieteten Hut,

ein etwas zerrissenes Panzerhemd mit weißem Hemd darunter und nackte Beine. Im Gürtel steckt ihm ein Wurfbeil mit kurzem Holstiel. (Vergl. Rose, das mittelalterl. Wurfbeil. Zeitschr. f. hist. Waffenk. II, pag. 239 ff.) In Fig. 2 sehen wir einen aus rechteckigen Plättchen zusammengesetzten Hut eines Kriegsknechtes aus einem Kreuzigungsbilde in der Galerie Augsburg, das 1517 von dem Augsburger Maler Ulrich Apt für die dortige Dominikanerkirche gemalt wurde. Fig. 3 stellt ein ähnliches Original dar aus dem Besitze des Grafen Wilczek (nach Szendrei, Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler in der Millenniums-Landesausstellung, Budapest 1896, pag. 250, und dort, wie mir scheint irrtümlich, in das 14. Jahrhundert datiert. Der Hut gehört wohl erst dem 15. Jahrhundert an). Hüte von runden Eisenschuppen finden sich mehrfach bei Dürer (Kleine Holzschnittpassion B 27—30, 36 und 45 vom Beginn des 16. Jahrhunderts), Veit Stofs (Relief einer Kreuztragung im Kaiser-Friedrich-Museum Berlin, Abbild. bei Daum, Veit Stofs; Bielefeld-Leipzig 1906, pag. 43) usw.

An Seitenwahren werden Messer, lange Messer, Degen und Schlachtschwerter genannt. Unter letzteren werden wir uns aber nicht, wie der Verfasser angibt, Bienenhänder zu denken haben, sondern sogenannte Aderthalbhänder. Denn die Waffe, welche wir jetzt allgemein als Zweihänder bezeichnen, ist erst ein Produkt der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Außerst wichtig ist die Zunahme der Helmparten gegenüber dem 15. Jahrhundert, sie machen um fast die Hälfte der Trutzwaffen aus, während die Ahlspieße, Schweinsspieße bereits durch den sich zur Hauptwaffe entwickelnden langen Spiess ersetzt werden.

Leider kann ich hier nicht näher auf den weiteren Inhalt der interessanten Abhandlung eingehen, ich erwähne nur noch das im Anhange mitgeteilte reichhaltige Literaturverzeichnis, das für die gründlichen Studien des Verfassers ein hervorragendes Zeugnis ablegt.

Anschließend sei mir gestattet, auf zwei früher erschienene Aufsätze des Verfassers hinzuweisen. Beide erschienen im Archiv für Kulturgeschichte, herausgegeben von G. Steinhausen. In Band VI, pag. 28, finden wir unter dem Titel „Eine Spiessrechtordnung aus dem Jahre 1542“ endlich einmal eine gründliche, von allem romantischen Beiwerk gereinigte Darstellung des Spiessrechts. In Band VIII, pag. 89, ist eine „Reiterwerbung im Jahre 1546“ abgedruckt, die für Kriegs- und Waffenhistoriker wertvolles Material bietet.

Ferner ersehen vom gleichen Verfasser: Die ältesten Artikelbriefe für das deutsche Fußvolk, München 1908, als selbständiges Werk. Es enthält über die Kriegsgeschichte des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts eine solche Fülle hochwichtiger Nachrichten, daß die Anschaffung dieses Buches jedem Forscher auf diesem Gebiete nur dringender angeraten werden kann. Hans Stöcklein.

VEREINS-NACHRICHTEN

Bericht

über die Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde auf der Wartburg am 12. und 13. Juli 1912.

Erste Vorstandssitzung

Freitag, den 12. Juli, nachmittags 4 Uhr.

Anwesend sind die Herren Exzellenz von Usedom, Oberburghauptmann von Cranach, Prof. Koetschau, Prof. Haenel, Dr. Rose, Major Lossnitzer, Coltman-Clephan, Michelly und Diener-Schönberg, außerdem die Pfleger Herren Müller-Hickler, Macoir und Prof. Weinitz.

Exzellenz von Usedom eröffnet die Sitzung mit Worten des Dankes an den Gastgeber Herrn von Cranach.

In Vertretung des durch einen eben eingetretenen Trauerfall in der Familie am Erscheinen verhindertern I. Schriftführers, Herrn Kammerherrn Dr. Kekule von Stradonitz, gibt Prof. Koetschau den Geschäftsbericht. Danach hat der Verein zurzeit einen Bestand von 285 Mitgliedern. Er hat seit der letzten Hauptversamm-

lung das Hinscheiden von vier Mitgliedern zu beklagen: der Herren Polte-Magdeburg, Girand-Lyon, Maindron-Paris und des Freiherrn von Mansberg-Dresden. Trotz dieser betäubenden Verluste ist aber ein geringes Wachstum zu verzeichnen. Als besonders erfreuliches Ereignis wird der vor kurzem erfolgte Beitritt Ihrer Königlichen Hoheit Prinzess Mathilde, Herzogin zu Sachsen, zur Kenntnis genommen. Die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Werbens neuer Mitglieder wird erneut hervorgehoben.

Der Herr Schatzmeister Michelly gibt seinen Rechenschaftsbericht wie folgt:

A. Einnahme:

Kassenbestand Juni 1910	3915,92 M.
Mitgliederbeiträge	5618,35 „
Erlös aus verkauften Heften	1183,28 „
Zinsen	146,10 „
Zurückgezahltes Honorar.	95,20 „
	10958,85 M.

B. Ausgabe:

Kosten der Zeitschrift	7003,58 M.
Porti	182,52 „
Verläge	543,62 „
Beitrag zum Turnierbuch.	600,— „
Kassenbestand Juni 1912	2629,13 „
	10958,85 M.
	S. w. o.

Der Kassenbestand beträgt also fast 1300 M. weniger als vor zwei Jahren. Der Herr Schatzmeister führt die Gründe dieses wenig erfreulichen Ergebnisses in eingehender Weise an (erhöhte Löhne und Materialkosten usw. für die Zeitschrift) und beantragt, da eine Einschränkung der Zeitschrift doch wohl unter allen Umständen zu vermeiden sei, die Erhöhung des Jahresbeitrages auf 15 M. und die des Ladenpreises für das Heft (für Nichtmitglieder) von 4 auf 5 Mark. Der Vorstand stimmt dieser Erhöhung zu. — Der Rechenschaftsbericht soll der Hauptversammlung zur Entlastung vorgeschlagen werden.

Exzellenz von Usedom ergreift das Wort und führt aus, daß sein Wegzug von Berlin ihm die Führung der Geschäfte in verschiedener Hinsicht erschwert habe; er dankt für die Unterstützung, die er in den zwölf Jahren seines Vorsitzes gefunden habe, und bittet, bei den vorzunehmenden Neuwahlen von einer Wiederwahl seiner Person absehen zu wollen. — Prof. Koetschau spricht das lebhafteste Bedauern des Vorstandes über diesen Entschluß aus und dankt Seiner Exzellenz für alle in diesen Jahren dem Vereine gewidmete Fürsorge. — Die übrigen Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses, und zwar sowohl die Mitglieder, die satzungsgemäß im Vorstand verbleiben, wie, für den Fall einer Wiederwahl, diejenigen, welche ausscheiden, erklären, bei dieser Sachlage auch ihre Ämter dem Vorstände zur Verfügung zu stellen, so daß diesmal eine vollständige Neuverteilung der Ämter zu erfolgen hat.

Im Auftrage des Herrn Baron Cederström wiederholt Prof. Haenel dessen Einladung, die Hauptversammlung 1914 in Stockholm abzuhalten. Diese liebenswürdige Einladung wird mit lebhaftem Danke begrüßt und soll der Hauptversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden.

Hauptversammlung

am 12. Juli, abends 7 Uhr.

Anwesend sind 34 Mitglieder, durch Vollmacht vertreten 44, die Versammlung ist also beschlußfähig.

1. Exzellenz v. Usedom begrüßt die Versammlung und legt eine Einladung des Verwalters der Wachsenburg bei Neudietendorf vor, der die Mitglieder des Vereins zu einem Besuche der Burg einlädt. Sodann verliest Seine Exzellenz Telegramme der leider in letzter Stunde am Erscheinen verhinderten Herren Prof. Bashford-Dean und Hauptmann Reimer-Spandau.

2. In Vertretung des 1. Schriftführers Kammerherrn Dr. Kekule von Stradonitz, der wegen eines

Trauerfalles in der Familie zu einer Beerichtigung fahren und deshalb der Versammlung fernbleiben mußte, gibt Herr Prof. Koetschau den Geschäftsbericht (siehe Protokoll der 1. Vorstandssitzung). Er betont dabei erneut die Wichtigkeit des Werbens neuer Mitglieder und weist darauf hin, daß es für den Verein auch über die Zeitschrift hinaus wichtige Aufgaben zu lösen gäbe, wie die Unterstützung von Quellenpublikationen usw. Es sei höchst wünschenswert, daß sich der Verein bei vermehrter Mitgliederzahl auch solchen Aufgaben zuwenden könne.

3. Der Schatzmeister, Herr Michely, gibt seinen Rechenschaftsbericht (siehe Protokoll der 1. Vorstandssitzung). Die Herren Gohlke und Béringuer erklären, die Rechnungslegung geprüft und in vorzüglichster Ordnung befunden zu haben; auf ihren Antrag spricht die Versammlung die Entlastung des Schatzmeisters aus. Der Antrag, den Jahresbeitrag auf 15 Mark und den Ladenpreis der Hefte für Nichtmitglieder auf 5 Mark zu erhöhen, wird einstimmig angenommen. Bei der Wichtigkeit des Antrages sei dessen Wortlaut hier wiedergegeben:

Sie werden sich erinnern, meine Herren, daß, als vor zwei Jahren bei der Tagung auf der Feste Koburg Herr Professor Haenel seinen von allen Seiten mit großem Beifall aufgenommenen Plan für die weitere Ausstattung unserer Zeitschrift darlegte, ich den Vorschlag machte, die zu erwartenden Mehrkosten durch eine Erhöhung der Beiträge und der Preise für die Einzelhefte aufzubringen, ohne indessen damals mit meinem Vorschlage durchgedrungen zu sein. Wir einigten uns damals dahin, daß wir zwei Jahre auf der Basis der bisherigen Sätze weiter arbeiten und jetzt in Eisenach die Angelegenheit nochmals beraten wollten, zumal verschiedene Herren sich von der von anderer Seite vorgeschlagenen Propaganda Erfolg versprochen. Sie werden alle mit mir einig sein, daß sich die Zeitschrift in den letzten beiden Jahren wesentlich verbessert hat, andererseits aber sind auch die Kosten bedeutend größer geworden, als wir es damals annahmen und annehmen konnten, denn wir haben nicht nur durch die von Herrn Professor Haenel vorgeschlagene und durchgeführte Erweiterung der Zeitschrift Kosten gehabt, sondern die Preise für Papier und vor allem für Arbeitslöhne sind in diesen zwei Jahren derartig erheblich gestiegen, daß uns das Heft der Zeitschrift jetzt auf 1050 bis 1100 M. zu stehen kommt.

Wir vereinnahmen jetzt:	Dagegen kostet die Zeitschrift
Beiträge M. 2750.—	rund M. 4200.—
Erlös aus Einzel-	Parti " 90.—
heften " 550.—	Sonstige Verläge " 260.—
Zinsen " 50.—	Diversa (Reserv.) = 200.—
	M. 3350.—
	M. 4750.—

Sie ersehen daraus, daß wir mit zwingender Notwendigkeit vor die Wahl gestellt werden, entweder uns in der Zeitschrift wesentlich einzuschränken, oder die Beiträge zu erhöhen. Ich glaube, niemand unter Ihnen wird es für wünschenswert erachten, daß wir den ersten Weg wählen; es bleibt uns somit nur eine Erhöhung der Beiträge, und ich beantrage hiermit, den Jahresbeitrag für die

Mitglieder von 10 auf 15 M. und die Preise für die Einzelhefte von 4 auf 5 M. zu erhöhen. Mitglieder sollen aber ältere Hefte zu 1,50 M. erhalten können. Danach würden sich unsere Einnahmen wie folgt gestalten:

Beiträge	M 4125.—
Erlös aus Einzelheften	825.—
Zinsen	50.—
	M. 5000.—

so daß wir nach einer derartigen Erhöhung selbst gegen unvorhergesehene Mehrausgaben und Ausfälle geschützt wären.

Ich betone nochmals, daß ich für meine Person es nicht für geboten erachte, uns mit der Zeitschrift einzuschränken, denn ein Verein wie der unsrige, der keine Sitzungen abhält mit Ausnahme der Hauptversammlung alle zwei Jahre, der also seinen Mitgliedern nichts bietet als unsere schöne Zeitschrift, hat das noble officium, seine Zeitschrift so gut und so reichhaltig auszugestalten, wie es irgend in seinen Kräften steht.

Ich hoffe, daß Sie mit mir darin übereinstimmen und die dringend erforderlich gewordene Erhöhung der Beiträge bewilligen werden.

4. Exzellenz v. Usedom bittet, von einer Wiederwahl seiner Person zum 1. Vorsitzenden absehen zu wollen, da er durch seinen Wegzug von Berlin nicht mehr in der Lage sei, die damit verbundenen Geschäfte so, wie er es sich selbst wünsche, zu führen. Prof. Koetschau gibt dem Bedauern des Vorstandes über diesen Entschluß Ausdruck und teilt mit, daß demzufolge alle Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses ihre Ämter zur Verfügung gestellt hätten, diejenigen, die satzungsgemäß ausschieden, für den Fall ihrer Wiederwahl. Um Seine Exzellenz aber auch in Zukunft dem Vereine in enger Verbindung zu erhalten, schlägt er vor, Seine Exzellenz zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen — ein Ehrenplatz, den einst Boeheim einnahm. Dieser Vorschlag findet einstimmig freudigste Annahme. Exzellenz v. Usedom erklärt mit Worten des Dankes, diese Wahl anzunehmen.¹⁾

5. Herr Prof. Koetschau teilt mit, daß aus dem Vorstande satzungsgemäß auszuschneiden haben die Herren Exz. v. Usedom, v. Cranach, Kekule v. Stradonitz, Prof. Koetschau, Dr. List, Prinz Odescalchi, Graf Rambaldi, Graf Wilczek, Prof. Haemel, Coltman-Clephan, Graf Trapp und Prof. Hampel, und von den Pflögern die Herren Landgerichtsdirektor Engel, Buttin, Coltman-Clephan, Exz. v. Lenz, Baron Cederström, Freigattenkapitän v. Preradovic, Hauptmann Baarmann, Kammerherr v. Kutschenbach, Prof. Bashford-Dean, Korvettenkapitän v. Haeseler und Dr. Angst. — Die ausscheidenden Herren Pflieger werden einstimmig durch Akklamation wieder-

¹⁾ Die abwesenden Herren haben, mit Ausnahme von Exzellenz Rathgen, schriftlich die Annahme der Wahl erklärt.

gewählt, dazu neu Herr Dr. Eyssen-Leipzig. Die Wahlen zum Vorstand sollen nach Beschluß der Versammlung schriftlich durch Stimmzettel erfolgen. Es ist dabei eine Ersatzwahl für Exzellenz von Usedom und die Neuwahl eines 20. Vorstandsmitgliedes vorzunehmen. Es werden Namen in Vorschlag gebracht, und nach Auszählung der Stimmzettel durch zwei nicht dem Vorstande angehörige Mitglieder ergibt sich, daß folgende Herren wieder- bzw. neugewählt sind: v. Cranach, Koetschau, Dr. List, Prinz Odescalchi, Graf Wilczek, Prof. Haemel, Coltman-Clephan, Graf Trapp, Baron Cederström, Oberst v. Kretschmar, Landgerichtsdirektor Engel, Exzellenz Rathgen und Prof. Hampel. — Soweit anwesend, erklären die Herren, die Wahl anzunehmen.

6. Als Ort der Hauptversammlung 1914 wird einstimmig Stockholm gewählt. Prof. Koetschau regt an, außerhalb seiner Hauptversammlungen noch besondere waffengeschichtliche Studienfahrten zu veranstalten. Der Gedanke findet allgemeinen Beifall. Herr Moser auf Schloß Charlottenfels schlägt zu solchen Fahrten die Schweiz, Herr Bohlmann Schloß Blankenburg am Harz, Herr Prof. Hampe Straubing vor. Beschlüsse sollen hierüber erst später gefaßt werden.

7. Herr Prof. Haemel bittet erneut darum, der Zeitschrift auch kleinere Artikel zukommen zu lassen und auch kleine Mitteilungen aus Sammlerkreisen zum Zwecke eines regen Erfahrungsaustausches einzuschicken.

8. Herr Müller-Hickler wendet sich gegen die allzu breite Ausdehnung von persönlichen Polemiken in der Zeitschrift. Der Raum derselben sei zu positiven wissenschaftlichen Zwecken besser angewendet. Wenn daher ein Streitfall nicht in höchstens zwei Heften zum Austrag gebracht sei, so sollten künftig die Parteien besondere Beilagen auf ihre Kosten drucken lassen. — Die Versammlung ist mit diesem Vorschlage durchaus einverstanden.

Infolge der weit vorgerückten Zeit wird die zweite Vorstandssitzung auf den nächsten Vormittag verlegt.

Zweite Vorstandssitzung

Sonnabend, den 13. Juli, vormittags $\frac{1}{2}$ 10 Uhr.

Anwesend sind die Herren Exzellenz von Usedom, Oberburghauptmann von Cranach, Prof. Koetschau, Prof. Haemel, Dr. Rose, Oberst von Kretschmar, Major Lossnitzer, Coltman-Clephan, Michelly und Diener-Schönberg.

Der Vorstand beschließt folgende Ämterverteilung:

1. Vorsitzender: Oberst von Kretschmar,
2. „ Oberburghauptmann von Cranach,

1. Schriftführer: Regierungsrat Dr. Rose,
2. „ Herr Diener-Schönberg,

Schriftleiter: Prof. Haedel,
Schatzmeister: Herr Michelly,
Ständiger Beirat bleibt Prof. Koetschau.

Herr Oberst von Kretschmar richtet nochmals Worte des wärmsten Dankes an Exzellenz von Usedom und bittet ihn, den nunmehrigen Ehrenvorsitzenden, im Namen des Vorstandes wie des Vereines, diesem auch künftighin sein wertvolles und gütiges Interesse bewahren zu wollen.

Festsitzung, den 13. Juli, vormittags 10 Uhr.

Exzellenz v. Usedom gibt der Versammlung bekannt, dafs S. K. H. der Großherzog infolge einer unvorhergesehenen Reise von seiner Absicht, der Festsitzung beizuwohnen, leider in letzter Stunde Abstand nehmen mußte.

Sodann hält Herr Regierungsrat Dr. Rose den angekündigten Vortrag über „die deutschen und italienischen schwarzen Garden im 15. und 16. Jahrhundert“. Der umfangreiche, auf außerordentlich tiefgehenden Studien mit seltem Fleiße und reichstem Wissen aufgebaute Vortrag findet den lebhaften Beifall und Dank der Versammlung, dem Exzellenz von Usedom besonderen Ausdruck verleiht. Es besteht die Hoffnung, dafs der äußerst lehrreiche Vortrag im Druck erscheint.

Herr Prof. Dr. Erben-Innsbruck hebt als Historiker den hohen historischen Wert des Roseschens Vortrages hervor. Da die Waffenkunde inmitten zwischen Geschichte und Kunstgeschichte stehe, sei die Behandlung eines waffenkundlichen Themas gerade vom rein historischen Standpunkte aus besonders wichtig, denn eine solche Behandlung hebe die Waffe noch auf ein höheres Niveau, indem sie zeige, wie die Waffe in der Geschichte eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat. Ebenso sei das Eingehen auf das Söldnerwesen besonders zu begrüßen. Gemeinhin höre man nur von den Schweizern und den deutschen Landsknechten, die Söldnerbanden würden aber entweder übergangen oder ganz ungünstig behandelt unter dem Druck kirchlicher oder städtischer Berichte, die aus persönlichen bösen Erfahrungen heraus nur die ungünstigen Seiten des Söldnerwesens hervorhoben. Auch einmal dessen günstige Seiten beleuchtet zu sehen, darin sei die Rosesche Arbeit ein wichtiger Anfang. Auch Carl Heinrich Schäfer habe in seinem bekannten Werke über die deutschen Ritter in Italien schon viel in dieser Richtung

geleistet. Würde man in Zukunft das Söldnerwesen noch mehr in größeren Zusammenhängen betrachten, und auch auf Berichte hin aus dem Kreise der Söldner selbst heraus, so werde man erkennen, dafs auch bei ihnen der Sinn für Ehre und Pflicht lebendig gewesen sei, und es werde sich ergeben, dafs das Söldnerwesen und die großen Söldnerbanden einen wesentlichen und notwendigen Fortschritt der staatlichen und kulturellen Entwicklung darstellen. Den Anteil der Deutschen hieran hervorgehoben zu haben, sei das Verdienst Roses.

Herr Oberst von Kretschmar gibt nunmehr einen sehr beachtenswerten Wink für den Kunst-historiker und praktischen Sammler: Dieser habe bisher unter dem Überstände gelitten, dafs alle Lupen, die eine sehr starke Vergrößerung besitzen, ein zu kleines Gesichtsfeld aufweisen und so nahe an Auge resp. Objekt gehalten werden mußten, dafs oft eine eingehende Betrachtung direkt unmöglich war. Darin bedeutet die neue Fernrohrlupe der Firma Zeiß in Jena einen gänzlichen Wandel; die Vergrößerung derselben läßt sich bis auf das 30fache steigern und dabei bleibt doch ein Gesichtsfeld von 6 mm und ein Abstand von $4\frac{1}{2}$ cm bestehen. Natürlich muß diese Lupe auf einem zugehörigen Stativ fest montiert sein, da beim Halten mit freier Hand das Schwanken infolge des Blutkreislaufes die Betrachtung bei solcher Vergrößerung vereiteln würde. Das Stativ ist aber durch eine sinnreiche Vorrichtung bis zu einem gewissen Grade beweglich gestaltet, so dafs der Blick trotz des Stativs auf einer beschränkten Fläche umherwandern kann.

Herr Prof. Koetschau läßt ein höchst interessantes Skizzenbuch des anwesenden Herrn Prof. Doepler d. j. zirkulieren; dasselbe enthält zahlreiche Skizzen, die der Künstler als elfjähriger Knabe in der Rüstammer der Wartburg aufgenommen hat und die viele Gegenstände derselben mit großer Treffsicherheit in erstaunlicher Charakteristik wiedergeben.

Herr Dr. Eyssen gibt Mitteilungen über die im alten Rathause der Stadt Leipzig neuerstandene Rüstammer. Er weist besonders auf den dort befindlichen frühen Maximiliansharisch und die höchst interessanten Stechzeuge hin, sowie auf zahlreiche andere, sehr bemerkenswerte Einzelheiten. — Der kurze Vortrag soll in ausführlicher Form in der Zeitschrift erscheinen.

Herr Henri Moser auf Schloß Charlottenfels legt die Prachtpublikation seiner orientalischen Waffensammlung vor und gibt daran anschließend interessante Aufschlüsse über deren

Bestände und ihre Entstehung, sowie über die Forschung über orientalische Säbelklingen und Damaste, der er sich seit Jahren widmet.

Herr Müller-Hickler macht auf die historische Ausstellung anlässlich des deutschen Bundeschießens in Frankfurt a. M. aufmerksam, bei der er bemüht gewesen sei, möglichst lückenlose Entwicklungsreihen der einzelnen Waffengattungen zusammenzubringen.

Zum Schlusse der Sitzung verkündet Herr Prof. Koetschau die in der zweiten Vorstandssitzung vorgenommene Ämterverteilung.

Alfons Diener-Schönberg.

Dem Verein neu beigetreten sind:

Ihre Königliche Hoheit Prinzessin **Mathilde**, Herzogin zu Sachsen, Dresden.

von **Bressendorf**, Felix, Verlagsbuchhändler, Leipzig.

Keller, Ludwig, Professor an der Königl. Kunstakademie, Düsseldorf.

Meyer, Klaus, Professor an der Königl. Kunstakademie, Düsseldorf.

Pagenstecher, Wolfgang, Maler und Assistent an der Königl. Kunstakademie, Düsseldorf.

Rotermund, Fritz, Beamter der Firma Krupp-Essen, Essen a. d. Ruhr, Freistadtstr. W. 1.

Veränderungen:

Oberst **Schramm** ist zum Kommandeur der 2. Königl. Sächs. Feldartillerie-Brigade Nr. 32 in Pirna ernannt worden.

Hauptmann **Trapp** ist zum Compagniechef im Infanterie-Regiment Prinz Karl (4. Großh. Hess.) Nr. 118 ernannt und wohnt in Worms a. Rh., Barbarossaplatz 21.

Major **Sterzel** ist zum Artillerieoffizier vom Platz ernannt worden und wohnt in Diedenhofen i. L., Wallstr. 1.

Richard Freiherr von Mansberg, der dem Verein für historische Waffenkunde seit dessen Gründung angehörte, ist am 15. Juni in Dresden gestorben. Geboren am 30. Januar 1818 in Braunschweig, studierte er in Göttingen und auf der Militärakademie zu Hannover, trat im Jahre 1837 als hannoverscher Offizier in die sächsische Armee über und gehörte dieser als Feldartillerieoffizier bis zum Jahre 1884 an. Seitdem widmete er sich ausschließlich wissenschaftlichen Studien und hat zahlreiche Arbeiten aus dem Gebiete der älteren sächsischen Geschichte veröffentlicht. Als Organisator des Turnierzuges, der 1889 zur 800jährigen Jubelfeier des Hauses Wettin in Dresden abgehalten wurde, gab er ein Werk über diese Veranstaltung heraus und veröffentlichte im Anschluss daran „Wäfen und Wiegewaere der deutschen Ritter des Mittelalters“ (Dresden 1890, Wilhelm Hoffmann). Dies Werk hat wohl auch unter den Mitgliedern unseres Vereins ziemlich Verbreitung gefunden, vor allem durch die warme Begeisterung des Verfassers für alle Aeusserungen und Erscheinungen des deutschen Rittertums, die sich in ihm ausspricht. Auch als Besitzer einer ansehnlichen Waffensammlung hat der Verstorbene sein lebhaftes Interesse für unsere Wissenschaft allezeit tatkräftig bekundet. R. I. F.

Die Artillerie-Handschrift des Valentin von Sebisch

(Breslau 1601)

Von **Hermann Boenisch**, Hauptmann a. D., Berlin

In der Handschriftensammlung der Breslauer Stadtbibliothek finden sich drei Codices (Nr. 933, 936 und 940), die für die Geschichte des Geschützwesens nicht ohne Interesse sein dürften. Dafs diese Handschriften bis jetzt wohl gänzlich unbekannt geblieben sind, kommt hauptsächlich daher, dafs der Altmeister auf dem Gebiete der Geschichte der Kriegswissenschaften, Max Jähns, einem allzu wenig gründlichen Gewährsmanne vertrauend, an den Breslauer Bibliotheken achtlos, vorübergegangen ist; sagt er doch selbst¹⁾, „dafs einige Bibliotheken, wie z. B. die in Breslau oder Hamburg, nur deshalb nicht durchforscht wurden, weil ortskundige Kenner ihm von vornherein versicherten, dafs dort für seine Zwecke nichts zu finden sei“.

Herr Bibliothekar Dr. Dedo, dem ich meine Zweifel über diesen Satz mitteilte, machte mich in liebenswürdiger Weise auf diese Handschriften aufmerksam, und bei näherer Prüfung fand ich, dafs der aus dem Jahre 1601 stammende artilleristische Teil viele Mitteilungen enthält, die nicht nur von denen der Artillerieliteratur jener Zeit stark abweichen, sondern vielleicht auch zu weiterer Forschung anzuregen vermöchten.

Der Verfasser der, offenbar wohl für den Druck bestimmten, aber in ihrem illustrativen Teil nicht vollendeten, unbetitelten Schrift, Valentin von Sebisch, oder nach damaliger Mode Sebistus, gehörte einem schlesischen Geschlecht an, das im 16. Jahrhundert im Stadregiment von Breslau eine Rolle gespielt hat. Valentin selbst, geboren am 13. August 1578, gestorben 1651, war Inspektor des Zeugwesens, Schiffe von Breslau und fürstlich Briegischer Rat. — Seine Schrift gelangte in die Bibliothek seines Sohnes Albert, geboren am 20. Fe-

bruar 1610, Hauptmanns der Garnison Breslau und Inspektors der Zeughäuser, der außerdem auch Erzieher der Söhne des Herzogs von Brieg und ein Freund der Wissenschaften²⁾ und der Bücher war. (Vgl. A. Reifferscheid in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Leipzig 1891). Das Eigenerzeichen des Albert von Sebisch — heute würde man Ex libris sagen — findet sich auf jedem Teil der Handschrift; es ist ein kleiner Stempel mit dem Familienwappen, einem schwertschwingenden Arm, rechts und links oben je ein Stern; über dem Schilde stehen die Buchstaben AVS. Später gelangten die Codices in die Bibliothek des Pfarrers D. Johannes Burg zu St. Elisabeth in Breslau, gestorben 1766, und aus dieser in die Stadtbibliothek.

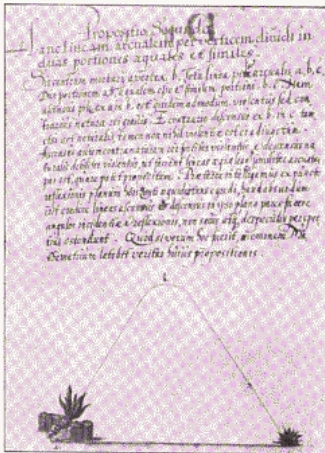
Die Handschrift selbst ist mit grossem Fleifs und im Äufseren sehr sorgfältig angefertigt; das gilt namentlich von den zum Teil recht schönen, farbigen Abbildungen. Den Inhalt hat entweder der Verfasser selbst oder sein Sohn aufmerksam durchgesehen und dabei gefundene Fehler verbessert, sodafs die Richtigkeit der Angaben wohl sichergestellt ist. Die späteren Verbesserungen heben sich durch schwärzere Tinte und etwas andere Schriftzüge hervor. Weil die Handschrift, anscheinend wenig benutzt, stets in Bibliotheken sicher verwahrt gewesen ist, so hat sie sich sehr gut erhalten; nur das letzte Blatt des dritten Teiles ist beschädigt.

Der erste Teil der Abhandlung ist der Befestigungskunst und dem Festungskriege gewidmet; sein Inhalt ist zwar reichhaltig, doch mufs ich es mir versagen, hier näher auf ihn einzugehen, denn für die Entwicklungsgeschichte des Geschützwesens enthält dieser Teil Wesentliches nicht. Für einen Forscher auf dem Gebiet der Befestigungskunst jedoch

¹⁾ Geschichte der Kriegswissenschaften (Bd. 21, der Geschichte der Wissenschaften). München und Leipzig 1889; in der Vorrede.

²⁾ Bei Gryphius heifst er „Litterarum nutritor ac locupletator, patriae amor ac desiderium, optima integerrimaeque memoriae civis“. (Allgem. Deutsche Biogr.)

möchte sich vielleicht manches Wertvolle finden; z. B. scheint mir das Kapitel „Die 25 Fragen Savorgnani“) Gestellet auf die vestung palma (gemeint ist sicher Palmanova im Gebiet von Friaul) vnd verdeutschet durch M. Coppium“ (Blatt 3 bis 6) interessante Einzelheiten über den italienischen Festungsbau im 16. Jahrhundert zu enthalten. Der Text des ganzen Abschnittes



Cod. 913, Fol. 54 vers. (verkleinert).
Flugballtheorie des V. v. Sebisch.

ist durch viele, sorgfältig ausgeführte Federzeichnungen erläutert.

Für die Taktik des Festungskrieges ist der Abschnitt „Art vndt weise wie vestungen eingenommen werden“ (Blatt 23

⁹⁾ Gemeint ist Conte Giulio Savorgnani (1530 bis 1595), generale delle artiglierie der Republik Venedig. Er hat sich als Befestigungskünstler ausgezeichnet und eine Menge von Festungen entworfen, darunter auch Palma. Sein Wirken und seine Schriften müssen sehr geschätzt gewesen sein; denn auch Capo Bianco erwähnt (Corona e Palma militare di Artiglieria, Venedig 1598) ihn mehrmals. Im Druck herausgegeben wurde (1849 von Vincenzo Joppi, Kgl. Bibl. Berlin Rp. 2667) nur der im cod. XIV pag. 140 der Bibl. Marciana enthaltene Discorso circa la difesa del Friuli (1570). Die übrigen Schriften Savorgnanos sollen in venetianischen Bibliotheken vorhanden sein; nach Jaehns befindet sich sein Traktat „Riposta ragionata“ in der Ambrosianischen Bibliothek.

bis 31) nicht ohne Interesse; an mehr als einer Stelle mutet uns der Inhalt des ebenfalls mit hübschen Federzeichnungen gezierten Kapitels ganz modern an.

Für die Datierung unserer Handschrift findet sich auf Blatt 23 (links) die entscheidende Notiz: „Angefangen A° 1601 den 15. Febr^o Patauj Anton“ (Tag des hl. Antonius von Padua).

Blatt 32 bis 36 handeln von Minieren.

Der für die Waffengeschichte interessantere Teil der Handschrift, von Blatt 38 ab, behandelt die Artillerie. Die Überschrift lautet:

„Unterricht vom Geschütz
gezogen
aus
Georg Mathespergers buch
Büchsenmaister von Insprug
in Tirolh.“

Wann Sebichs Gewährsmann Mathesperger gelebt hat, ist nicht mehr bekannt, wie mir das Museum Ferdinandeum in Innsbruck auf meine Frage bereitwillig antwortete; ebenso ist das Werk des genannten Büchsenmeisters verschollen.

Sebisch gibt zuerst eine Mischung des Stückgutes: „Will man stück giessen, sie seindt gross oder klein, so solle der giesser allerwege nehmen, 6 Ctr glockenn speiss vndt 5 Ctr kupfer vndt 1 Ctr Zinn, so gehet von den 12 Ctr einer ab⁴⁾, aber es wirdt eine gute Melodel daraus, Etliche nehmen auch Gallundt⁵⁾, vndt Pleiweis darunter, so werden die stücke fein goldt farb.“

Es folgt die Aufzählung und Beschreibung der Geschütze. Hier unterscheidet Sebisch durchaus andere Kaliber als alle andern deutschen Artilleristen der gleichen Zeit. Schon in der Zahl der Geschützarten weicht er ab; denn er sagt: „Mann solt haben zwofflerley stück vndt geschütz⁶⁾, während Reinhart der Ältere, Graf zu Solms (1559) 4 „Prechgeschütze“

⁴⁾ Als sogenannter Abbrand.

⁵⁾ Gallundt, anscheinend verlerbt aus Galgant, Galanga, Name einer Wurzel, die officinell und auch zum Färben gebraucht wurde. Die Annahme, es könnte Galmei (Zinkerz) gemeint sein, trifft wohl nicht zu, da ausdrücklich von der Farbe gesprochen wird. Ebenso wenig ist m. E. anzunehmen, daß es heissen soll „Gall vndt Pleiweis“, daß also das eine „unndt“ versehenlich niedergeschrieben worden ist; denn zwischen den beiden Worten steht ein deutliches Komma, ferner ist das erste unndt mit U, das zweite mit v geschrieben. Wir werden also die Farberwurzel annehmen müssen, wieweilich die Form „Gallundt“ sonst nirgends, auch in Grimms Wörterbuch nicht, vorkommt.

⁶⁾ In der Handschrift sieht die Buchstabenverbindung tz fast wie cz aus; ich schreibe tz weil es schon die Drucke des 16. Jahrhunderts tun; das cz ist um diese Zeit bereits veraltet.

(Belagerungsgeschütze) und 5 Feldgeschütze kennt; während Fronspurger nur je 4 annimmt; während Christoph Dambach 1609 versichert: „Es seyn aller Buechsen nicht mehr dann achterley Geschlecht . . . ob man ihnen sonst tausend Namen geb, so sind jhr doch nicht mehr.“ Aber auch das Geschützesystem des V. v. Sebisch ist ganz eigentümlich aufgebaut:

Schlangen

Falkonett (Falkanedl) schießt	1	ff Eisen
Feldschlänge	3	„
Falkaune	9	„
Singerin	22	„
Nachtigall	25	„
Notschlange	28	„

Kartaunen

Halbe Kartaune schießt	25	ff Eisen
Ganze Kartaune	80	„
Scharfe Metze	100	„

Mörser (feuermschnerr) schießt $\frac{1}{2}$ Zentner Stein und eine Feuerkugel (Bombe) „halbwegs so schwer“

Feuerbüchse (Haubitze) schießt $\frac{1}{2}$ Zentner Stein und eine Feuerkugel „halbwegs so viel“.

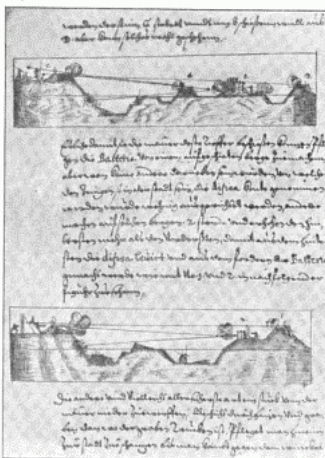
Dazu kommt als leichtestes Geschütz das Scharffentlein (verderbt aus Serpentinella) wie es die anderen Büchsenmeister ebenfalls kennen, von verschiedenem Kaliber.

Dieses Geschützesystem ist dadurch merkwürdig, dafs zwischen dem 9- und dem 25pfündigen, sowie zwischen dem 28- und dem 80pfündigen Kaliber je eine Lücke vorhanden ist; leichte, mittlere und schwere Geschütze sind bei Sebisch also deutlich voneinander geschieden, während sonst bei den deutschen Artilleristen und noch mehr bei dem Spanier Diego Ufano (Tratado de la Artilleria, Bruxelles 1617) das System eine Unmenge von Zwischenkalibern aufweist, die zwar in einer schönen arithmetischen Reihe aufeinander folgen, deren Zweck man aber nicht recht einsehen kann. Man wird auch wohl mit Grund daran zweifeln dürfen, dafs es alle diese in den Geschützbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts aufgeführten Rohre wirklich gegeben habe. Die Artillerieschriftsteller versuchten eben, etwas Ordnung in das Chaos zu bringen, das in der Praxis herrschte.

Dann „folgett ein vnterricht zueschieszen“. Dem Büchsenmeister wird ans Herz gelegt, „des Stuckes abteilung“ (d. h. seine Mafsverhältnisse, besonders die Rohrstärken) festzustellen, „auf das du ihn nit zu viel thust“ (d. h. es überladest). Der „Kehrschuess“ (Kernschuss) erfordert ein mit dem Quadranten „vorn so hoch als hinten“ stehendes Rohr; „item

wan du wilt ein Bogenschuess thun, so musstu das stück richten geradt vber die scheiben, also das die scheiben vnd der Krantz vnten am stück oben zusammen treffen, das ist ein Bogenschuess, vnd setz auff zwehn Zohl oder finger hoch.“

Die nunmehr folgende Abhandlung: „Der Stück Metall vndt aufteilung“ (d. h. Rohrstärken und Abmessungen der einzelnen Geschütze) zeigt, dafs es auch Sebisch nicht gelungen ist, sich aus dem zu seiner Zeit herrschenden Durcheinander im Geschützeswesen her-

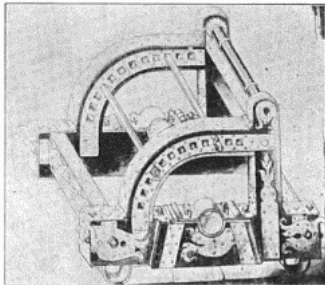


Cod. 936, Fol. 28 vers (etwas verkleinert)
Federzeichnungen und Schriftprobe

auszufinden. Die hier aufgeführten Rohre stimmen mit den eingangs beschriebenen sehr wenig überein, und daran haben, nach Sebischs wiederholter Andeutung, die „Alten“ (d. h. die Büchsenmeister des 16. Jahrhunderts) Schuld. Dem Lienhart Fronspurger ist es auch nicht besser gegangen: die späteren Teile seines „Kriegsbuches“ weisen gleichfalls ganz andere Geschütze auf als die ersten; ebenso finden wir bei Franz Joachim Brechtel (1591), bei Wilhelm Schaffer gen. Dilich (1607) und Christoph Dambach (1609) eine heillosse Verwirrung in den Kalibern, viel schlimmer als bei Sebisch.

Diese Erscheinung hat ihren Grund in den Launen der Geschützgießer und ihrer Auftraggeber, der vielen deutschen Fürsten und Städte, aber auch in dem Eindringen italienischer, spanischer und französischer Einflüsse in die deutsche Artillerie.

An die Beschreibung der einzelnen Geschütze schließt sich auf den Blättern 42 bis 50 Zeichnungen von verschiedenen Rohren mit kurzen konstruktiven und ballistischen Anmerkungen; die Blätter mit ungerader Nummer sind leer.



Cod. 940 (nicht paginiert, Abbild. stark verkleinert, Original mehr als doppelt so groß)
Mörserlafette für Rohr mit Schildzapfen am Boden (stehender Mörser); Eisenteile blau, Holzteile braun

Blatt 42 zeigt ein Scharffetlein mit der Überschrift: „Diss Scharffetlein Ist in der Insell porta ferera durch diesen autor abgetheilt vnd designirt worden“. Er „scheust 1 $\bar{\mu}$ deutsch gewicht“ (also Kaliber etwa 5,3 cm).

Auf Blatt 44 sehen wir vier Geschütze kleinen und mittleren Kalibers:

das Falkonett (Falckaned [falconeto]), schießt 6 Vierding Eisen,

das doppelte Falkonett (toptele Falckanetl [falconeto doppio]), Dreipfünder,

das „Schlengl“ [Columbrina], 6 Kaliber länger als das vorige, ebenfalls Dreipfünder,

und die Notschlange [Columbrina forzata] mit der für einen Sechzehnpfünder ungeheuren Länge von 57 Seelendurchmessern.

Die Kaliber der genannten Geschütze sind der Reihe nach: $2\frac{1}{4}$, $2\frac{3}{8}$, $2\frac{7}{8}$, $2\frac{7}{8}$ und 5 Zoll.

Blatt 46 bringt die Abbildungen von vier weiteren Rohren, nämlich:

Singerin [Cantarina], Achtundzwanzigpfünder von $5\frac{3}{4}$ Zoll Kaliber,

Falckanea [falcana], Siebenpfünder mit $3\frac{1}{2}$ Zoll Seelendurchmesser,

Kartauna [Cordona], Fünfundvierzigpfünder 7zölligen Kalibers,

Nachtigall [Canua (so)], Sechzigpfünder von 8 Zoll Seelenweite.

Die schwersten Stücke sind auf Blatt 48 dargestellt, und zwar:

Basilisk (Basilisca [Basilisca]), Achtzigpfünder mit $8\frac{1}{2}$ Zoll Seelendurchmesser,

Scharfmetze (Scharffe Metz [Canona doppia] [so]) Hundertpfünder mit $9\frac{1}{4}$ Zoll Kaliber.

Das Blatt 50 ist unfertig; es zeigt links vier Steinbüchsen in geschwächtem Gut (Rohrwandungen weniger als ein Kaliber stark), von denen das dritte, anscheinend halbgütige, das schwächste ist. Auffallend stark sind bei allen Rohren die Stofsböden; merkwürdiger Weise hat keins der Steinstücke eine Kammer. Bei drei Rohren ist der Seelenboden leicht gewölbt. Die Bohrungslängen liegen zwischen $8\frac{1}{2}$ und 13 Seelendurchmessern. Die zapfenförmig gestalteten Trauben sind verhältnismäßig schwach.

Auf der rechten Seite des Blattes stehen zwei leichte lange Rohre (Seelenlänge $23\frac{1}{2}$ und 26 Kaliber) in etwa Zweidrittel Gut. Vielleicht waren es leichte Bleibüchsen, wie man sie gelegentlich in Streichwehren von Festungen gebrauchte.

Endlich findet sich hier, in etwas mangelhafter perspektivischer Darstellung, ein Mörser mit flammender Bombe in der Mündung. Die Schildzapfen sitzen am Fluge, es ist also ein sogenannter „hängender Mörser“. Seine zylindrische Pulverkammer ist 3 Durchmesser lang und hat nur $\frac{1}{8}$ Kammerkaliber Wandstärke. Der Flug, $1\frac{1}{2}$ Mündungsweiten lang, schließt mit kreisbogenförmig gerundetem Kessel an die Kammer an. Sein Durchmesser verhält sich zu dem der Kammer wie $2\frac{1}{4} : 1$.

Damit schließt der deutsche Teil des Buches. Der folgende dritte Abschnitt, im cod. 933 enthalten, ist in lateinischer Sprache geschrieben und behandelt in 10 „Propositiones“ ballistische Fragen. Hierbei ist merkwürdig, daß Sebisch nicht, wie die meisten damaligen Artilleristen — sogar Diego Ufano⁴⁾ nicht ausgenommen — der falschen Ansicht des Italieners Tartaglia (16. Jahrhundert) ist, das Geschöfs falle am Ziel durch den sogenannten motus naturalis, d. h. die Schwerkraft, senkrecht zur Erde. Sebisch denkt sich vielmehr die Flugbahn aus zwei symmetrischen geraden Teilen bestehend, die sich am Scheitelpunkte (vortex seu punctus (!) re-

⁴⁾ Tratado de la Artilleria, Bruxelles 1647.

flexionis, altissimus punctus (!), quem pila ascensu suo assequitur) in Bogenform vereinigen. — Er macht den Versuch, eine Schufstafel (canonem seu tabulam ad corrigenda mortaria utilem) aufzustellen, wie dies in Italien Capa Bianco schon 1598 in seiner "Carona e Palma militare di Artiglieria" für Kanonen getan hat.

Für uns ist von waffengeschichtlichem Interesse die sehr hübsche farbige Zeichnung unter der zweiten propositio. Sie stellt einen feuernden Mörser dar, der am Bodenstück noch die gerundete Stofsplatte trägt, wie sie uns in den Zeugnüchern des Kaisers Maximilian I. (um 1500, k. k. Kunsthistorisches Hof-Museum in Wien) entgegentritt.

Im ganzen betrachtet zeigt, die Handschrift des Valentin von Sebisch eine Ursprünglichkeit der Auffassung und eine Klarheit des Ausdrucks, wie wir sie bei den deutschen Artilleristen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts (z. B. Dilich 1607, Dambach 1609) nicht wieder finden. Denn diese Schriftsteller lehnen sich — fast bis zur wörtlichen Übereinstimmung — an ältere Vorbilder wie Fronspurger, Züermann, Brechtel usw. an und lassen in der Anordnung des Stoffes wie in der Beurteilung des Wesentlichen und Vernünftigen meist zu wünschen übrig. Auch von dem damals so üppig blühenden Aberglauben und Geheimniskram der Artilleristen hält sich Sebisch vollkommen frei, und ebensowenig huldigt er in seinem Text den zu jener Zeit bei den deutschen Büchsenmeistern beliebten pyrotechnischen Spielereien, mit denen die meisten Artillerieschriftsteller ihre Bücher bis zum Überdruß vollstopfen.

Der Bilderatlas (cod. 940) enthält zunächst zwei Blätter Zeichnungen von Schlachtordnungen, die in ihrer verwickelten Form beweisen, daß Sebisch in das wahre Wesen der Taktik nicht eingedrungen ist und sich vielmehr in Tüfteleien gefällt. — Es folgt die zeichnerisch ganz hervorragend ausgeführte farbige Darstellung eines wohl von Sebisch erfundenen Entfernungsmessers mit Kompaß, Dioptern usw. Nicht unmöglich scheint es, daß dem Verfasser das schon oben erwähnte, damals eben erschienene Werk des Italiener Capa Bianco schon bekannt gewesen ist; denn dieser bringt eine ähnliche, aber primitivere Form des Entfernungsmessers. — Weiter enthält der Atlas zwei Zeichnungen

von Sturmgerät: eine zusammensetzbare Leiter zum Ersteigen von Mauern und eine Rollbrücke zum Überschreiten von Gräben.

Dann kommen die eigentlichen artilleristischen Zeichnungen: ein schön in Naturfarben dargestellter „stehender“ Mörser nebst Lafete (doppeltes Folioformat); jede Einzelheit ist mit Sorgfalt und Kunstfertigkeit wiedergegeben. Die Mörserlafete erinnert entfernt an die des Grafen Reinhart des Älteren zu Solms (1559): zum Nehmen der Erhöhung dient ein Windewerk und ein doppelter Zahnbogen mit Sperrklinke. — Die nächsten Blätter füllen die Umrisfzeichnungen von Rohren und Lafetten; auch hier wirkt die Sauberkeit der Zeichnung erfreuend, wenngleich es dem Verfasser nicht mehr gelang, die Abbildungen fertigzustellen. — Wieder in Farben, aber weniger schön ausgeführt, tritt uns dann die Zeichnung einer Pulvermühle entgegen. Das Triebwerk bildet ein System überschlächziger Wasserräder mit einem Paternosterwerk zum Herauffördern des Betriebswassers; es ist ohne Zweifel als „perpetuum mobile“ gedacht. — Die nächsten Zeichnungen sind mit Feder und schwarzer Tusche hergestellt: eine Art Wasserrad, leider ohne erläuterndem Text; eine flaschenzugartige Vorrichtung mit doppelter Kurbel und einem Tragegerüst, in dem sich wohl ein Mensch von einem Turm oder in einen Brunnen hinablassen sollte; endlich ein zweirädriger Karren mit einem Rollensystem, vielleicht zum Vorschieben von Sturmbrücken über einen Graben (?). Leider fehlt überall der Text.

Den weiteren Inhalt des Atlas bilden geradezu herrlich ausgeführte Darstellungen von Lustfeuerwerken, wie sie damals die Büchsenmeister zu Ehren ihrer Fürsten zu veranstalten verstehen mußten. Hier hat Sebisch seiner künstlerischen Einbildungskraft ganz den Willen gelassen und in farbenfrohen Bildern auch manches wirklich Schöne geschaffen. Hervorzuheben sind schließlich noch die eingeklebten Kupferstiche mit Darstellungen von Feuerwerken.

Herr Valentin von Sebisch muß, nach seinen Aufzeichnungen zu urteilen, ein technisch und artilleristisch hochbegabter Mann gewesen sein. Die von ihm verfaßte Handschrift scheint mir weiterer Aufmerksamkeit militärischer wie künstlerischer Sachverständiger nicht unwert.

Waffengeschichtliche Studien aus der Schweiz

Von Dr. phil. E. A. Geßler, Zürich

1. Die Kriegsausrüstung eines Baslers von 1370

Ein Beitrag zur Entwicklung der Schutzwaffen
im 14. Jahrhundert

Im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde (1908, N. F. X, p. 169), unterzeichnet A. B. (Dr. August Burckhardt), fand der Verfasser dieser Zeilen folgende Notiz, die für die Kenntnis der Waffenkunde des ausgehenden 14. Jahrhunderts einen wertvollen Beleg liefern dürfte:

„Im Jahre 1370 feria tertia proxima post dominicam, qua in ecclesia cantabitur exaudi (= 28. Mai) errichtete zu Barfüßern in Basel Hugo zem Tracken alias dictus Schakaburlin sein Testament. Aus den verschiedenen Bestimmungen desselben interessiert uns hier nur die letzte, seine Vergabung an die Basler Münsterfabrik; während nämlich alle seine übrigen Legate ausschließlich in Geldgeschenken oder Zinsen bestehen, vermacht er dieser seine gesamte Kriegsausrüstung unter Aufzählung der einzelnen Stücke. Der betreffende Passus lautet in einem Gemisch von Lateinisch und Deutsch wörtlich folgendermaßen: 'Item legavit et dari mandavit fabrice ecclesie basilensis unam nutram cum uno behenk et goler, item pancerum suum, dann das Flachpancer, item ein Kesselhut, item unum gladium cum signo Galei, item optimum pallium cum tunica et capucio.' (Vergl. Basler Staatsarchiv, Barfüßerurk. Nr. 61.) Unklar ist die Bedeutung von nutra, sowie diejenige des Signums „Galei“; vielleicht das einer der Leser über dieselben Auskunft zu geben vermag. Über die Persönlichkeit des Testators ist folgendes bekannt: es ist derselbe der erste sichere Ahnherr des später zu großem Ansehen gekommenen Geschlechtes der Zscheggengürli, das dann aber schon 1536 nach blofs fünf Generationen in der Person des letzten Basler Karthäuserpriors Hieronimus Z. wieder ausstarb. Hug zem Trackenselbst (genannt 1336—1370) war Wechsler und gehörte dem Rate in den Jahren 1358, 1360 und 1368 als Achtburger an...“

In diesem Testament, das für Basel das älteste Zeugnis der kriegerischen Ausrüstung eines Bürgers darstellt, sind die einzelnen Teile der Bewaffnung nicht näher erklärt, obwohl sie äusserst wichtige Belege für die Kriegstracht jener Zeit bilden; es lohnt sich deshalb schon, die Ausführungen im Anzeiger für schweizerische

Altertumskunde an dieser Stelle zu erweitern, näher darauf einzugehen und im Anschluss an dieses Dokument einen Blick auf die Entstehung des Plattenharnischs im 14. Jahrhundert zu werfen.

Der Testator Hug zem Tracken, so benannt nach seinem Wohnhaus, ursprünglich in der Freienstrasse (Nr. 37) im Zentrum der Stadt, und dann nach der gleichnamigen Liegenschaft in der Äschenvorstadt zu Basel, weicht letzteres Haus (Nr. 22) den Namen noch heute erhalten hat, allerdings im 16./17. Jahrhundert völlig umgebaut, stammte aus einer Ende des 13. Jahrhunderts nach Basel hergezogenen oberitalienischen Familie. Um diese Zeit nämlich hatten sich verschiedene italienische Kaufleute in der freien Reichsstadt Basel als Geldwechsler und Bankiers niedergelassen; das Volk nannte sie „Lamparter“ und bis ins 14. Jahrhundert hiefs eine Strasse in der inneren Stadt Lampartergasse. Häusernamen wie „zum grosfen und zum kleinen Mailand“ deuten noch heute auf den Ursprung der dort wohnhaft gewesenen Lombarden. Dieser Hug Schakaburlin (letzterer Name wahrscheinlich korruptiert aus Ceccopieri) vermachte also seine Ausrüstung der „fabrice ecclesiae“ von Basel, der Bauwerkstatt des Basler Münsters; dieses war bei dem grosfen Erdbeben von 1356 zum Teil zerstört worden und man arbeitete noch um 1370 an der Wiederherstellung und dem weitern Ausbau. Ein so wertvolles Geschenk wie das obige konnte man wohl gebrauchen; es waren folgende Stücke: eine „nutra“ mit einem „behenk und goler“, ein „pancer“, ein „Flachpancer“, ein „Kesselhut“, ein Schwert, ein Mantel mit Unterkleid und Kapuze, das Ganze also die feldtüchtige Ausrüstung eines ratsfähigen Geschlechterburgers. Der Spiefs fehlt, weil der Wert eines solchen nicht bedeutend war, ebenso wird ein Dolch nicht erwähnt, weil er zur völligen Bewaffnung nicht unbedingt nötig war.

Fassen wir nun die einzelnen Stücke ins Auge, so wird es auch hier nicht unumstößlich gelingen, die Bedeutung von „nutra“ festzustellen. Auf alle Fälle gehören „unam nutram cum uno behenk“ zusammen. In Du Canges mittellateinischem Lexikon ist sub „nutra“ bemerkt „nutra pro (frz.) neutre“. Nutra ist daher gleichbedeutend mit neutrae res, od. substv. neutra = griech. adiaphora, weder gute noch schlechte, d. h. gleichgültige Dinge; aus diesem eigentlich

philosophischen terminus technicus muß das Wort *nutra* (neutra) im späten mittelalterlichen Latein eine erweiterte andere Bedeutung erhalten haben und auf etwas Spezielles bezogen worden sein. Im Zusammenhang unserer Stelle muß „*nutra*“ unbedingt zu einem Bestandteil der Rüstung gehören und mit dem „*behenk*“ in engem Verhältnis stehen. Sicher sind die übrigen

henk hätten wir dann die zur Deckung des Gesichts, des Halses und der Schultern an dieser Kappe befestigte herabhängende eigentliche Halsberge aus Kettengeflecht zu betrachten.)¹⁾

Die Bedeutung des nachfolgenden „*goler*“ ist klarer, es ist das mittellateinische *collare*, *collarium*, frz. *collier*²⁾ Gölter, Koller, gleichbedeutend mit Halsberg. Diese Schutzwaffe, die ursprünglich nur den



Wappenschild, einglassen in der Mauer des ehemaligen Wirtshauses „zum Rofsl“ hoch über der Tür, Eingang vom Tanzgäßlein, Eckhaus Eisen-gasse 18. Basel. Abgebrochen Juni 1910. Höhe 41 cm. Histor. Museum, Basel. St. O. Kreuzgang

Teile der Rüstung zu erkennen, deren Erläuterung noch folgen wird, der Gölter, Lentner, das Panzerhemd, das Bruststück und der Kesselhut, ferner Mantel, Leibrock, Kapuze und Schwert; dabei mangeln aber noch zwei wichtige Stücke: die unter dem Helm getragene Kappe (Hirnhäube) und der Halschutz, die Halsberge. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir unter „*nutra*“ eben etwas eigentlich Gleichgültiges, das selbstverständlich zur Rüstung gehört, verstehen, nämlich eine Kappe aus Leder oder gestepptem Stoff mit dicker Wollunterlage, vielleicht sogar noch durch eine Eisenhaube von Halbkugelgestalt verstärkt, welche unter dem Helm getragen wurde; im Be-

hals und die Schultern deckte, bestand entweder aus Kettengeflecht, Panzerkragen, oder aus einem dicken Kragen von gesteppter Seide oder Leinen mit Wollunterlage, auch aus Leder, und war meist am Rande der Becken- oder Hirnhäube befestigt. Im späteren Mittelalter wurde dieser Begriff des Kollers erweitert und fand Anwendung auf die ganze Schutzrüstung, einestheils als Panzerhemd, das bis zu den Knien reichte, andernteils als Lederrock, der in

¹⁾ Über das Aussehen des hier erwähnten Kopfschutzes siehe die in Anmerkung 2 zitierten Stellen in Hefer-Alteneck, Trachten usw.

²⁾ Vgl. San Marte, Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters, 1867, p. 57.

späterer Zeit über dem Panzerhemd getragen werden, der Lentner. Die Terminologie der frühmittelalterlichen Bewaffnung bis zum Aufkommen des Plattenharnischs ist eben sehr vielseitig; der Name mancher Schutzwaaffe blieb gleich, während der Rüstungsbestandteil sich änderte und auf neu erfundene Verstärkungsteile übertragen wurde. In Basel z. B. ist der Name Lentner im 14. und 15. Jahrhundert unbekannt gewesen, in diesem Testament ist dafür die Bezeichnung „goler“ gebraucht, während im Zeughausinventar von 1415 (vgl. Dr. E. A. Gessler, Ein Basler Zeughausinventar von 1415 [Anzeiger für schweizer. Altertumskunde N. F. XII, p. 229]) der Lentner als „schegcke“ aufgeführt wird. Dieser „goler“ wurde über dem „pancer“ getragen. Unter „pancer“ haben wir nach dem damaligen Sprachgebrauch in Basel (siehe obiges Inventar) das Panzerhemd aus genieteten und gestanzten Ringen, das Kettenhemd, zu verstehen; dieses reichte bis gegen die Knie. Im Basler Historischen Museum befinden sich noch Exemplare von solchen, die nach den Zeughausinventaren schon 1415 im Zeughaus aufbewahrt wurden.

Das interessanteste Stück dieser Bewaffnung ist aber das „Flachpancer“, die mlt. plata, mhd. plate, der Brustpanzer, den die Blatenaere, Plattner, anfertigten.

Panzerhemd und Lentner genügten den Anforderungen der Schutzbewaffnung nicht mehr, da die Trutzweifen immer besser konstruiert und von mächtigerer Wirkung waren. Das Bestreben, die Brust zu schützen, war bei der Rüstung immer das erste Ziel, und so sehen wir um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein neues Rüstungsstück aufkommen, die Platte, hier noch Flachpanzer genannt, während im Inventar von 1415 bereits der Name „blatte“ sich findet; sie bildet den Ursprung des Plattenharnischs. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind über seine Mitte, ja sogar bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts trug der Geharnischte über dem Panzerhemd den Lentner, einen eng auf den Leib geschnittenen Waffenrock aus Leder oder gesteppter Seide, auch dick gefütterter und gepolsterter Leinwand.⁹⁾ Zur Verstärkung wurden auf dem Lentner Blechstücke festgenietet, entweder so, daß sich eine Art Schuppenpanzer aus dachziegelartig übereinander angelegten Platten ergab, oder aber ein querliegendes Stängengeschiebe, das auf dem Lentner durch Vernietung befestigt war, und zuletzt später ganze Stahlplatten, welche sich all-

mählich zu einem eigenen Rüstungsstück herausbildeten, zum Brustpanzer, Bruststück. Er reichte bis in die Hüften, war mit einem weiten Hals- und ebensolchen Armausschnitt versehen und, wie wir auf gleichzeitigen Grabmalern sehen, ziemlich flach, daher er hier ausdrücklich als „flachpancer“ erwähnt wird. Er deckte nur die Brust und wurde über Lentner und Panzerhemd getragen und mit Riemen am Rücken angeschnallt.¹⁰⁾

Die Entstehung der Platte ist um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzen. Die beste und beinahe einzige Quelle für die Bewaffnung dieser Zeit bilden die Grabdenkmäler, die sog. Tischgräber. (Vgl. Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke usw., Bd. III, Tafel 175, 180, 190, 191, 204, 210.) Obwohl Hefners Abbildungen teilweise ungenau sind, können wir doch die Entwicklung der Platte an Hand des von ihm beigebrachten Materials an Grabdenkmälern feststellen. Eine frühe Darstellung der Platte weist eine Schnitzerei im Chorgestühl des Domes von Bamberg auf (H.-A. III, p. 191, ebenso Boeheim, Handbuch Fig. 151). Mitte des 14. Jahrhunderts: die dort befindlichen Kriegerfiguren zeigen eine auf den Lentner genietete große Platte von beinahe herzförmiger Gestalt und flacher Form. Auf einer weiteren Grabplatte aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, die einen unbestimmbaren Grafen von Orlamünde aus dem Kloster Himmelskon in Oberfranken darstellt, sehen wir einen Lentner, dessen Bruststück aus einer aufgenieteten Platte besteht und von der Brust abwärts aus aufgenieteten geschobenen Spangen (H.-A. III, 175). Der 1359 verstorbene Walter von Bopfingen aus der Kirche Bopfingen bei Nördlingen trägt auf seinem Grabmal eine etwas andere Art der Schutzrüstung, indem das Spangengeschiebe im Innern des Lentners angebracht ist und aufsen nur die Nietnägel erscheinen (H.-A. III, 180). Ob eine Brustplatte vorhanden, ist nicht zu erkennen.

Die volle Platte aus einem Stück, die ganze Brust deckend, erblickt man auf dem Tischgrab des Konrad von Sauwensheim (Seinsheim) in der Johanniskirche von Schweinfurt, † 1369. Der untere Teil des Lentners ist mit großen Nagelköpfen versehen, die wahrscheinlich nur zur Zier dienten (H.-A. III, 190).

Nach den Grabdenkmälern entwickelte sich dieses Bruststück zwischen 1370 und 1380 weiter, und es trat noch ein Rückenstück dazu; leider ist auf diesen steinernen Skulpturen oft sehr schwer zu entscheiden, ob nur das Brust- oder auch ein Rückenstück ausgemeißelt ist, weil die meisten der

⁹⁾ Die Entwicklung des Lentners ist anschaulich zu betrachten in Hefner-Alteneck, Trachten usw., Band III, Tafel 166, 167, 170, 174, 184, 188, 193, 195, 198, 199, 204, 205, 206, 208, 212, 215, 216, ferner Band IV, 220, 226 ff.

¹⁰⁾ Über den Lentner vgl. noch Zeitschrift f. hist. W.-K. Bd. II, S. 101, Bd. III, S. 37 ff, speziell S. 40.

auf den Grabplatten Dargestellten auf dem Rücken liegen und die seitlichen Partien gewöhnlich nicht deutlich erkennbar sind. Sowie nun Brust- und Rückenstück sich aneinander fügten und zusammen ein geschlossenes Ganzes bildeten, verlor der Lentner seine Bedeutung; zum Schutze des Unterleibs genügte das Panzerhemd, das noch lange Zeit beibehalten wurde; der Lentner hingegen verschwand am Ende des 14. Jahrhunderts aus der Schutzbewaffnung. Wenn er auch auf Grabdenkmälern noch bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts vorkommt, ist um 1400 seine praktische Rolle ausgespielt, Brust- und Rückenstück vereint haben ihn ersetzt. Logischerweise setzte sich das Bestreben der Verstärkung auch bei der übrigen Rüstung fort. Der aus gestepptem und gepoltertem Leinenstoff bestehende Armschutz, oft schon vorher durch starkes gehärtetes Lederzeugersetzt, das mit Eisenschienen, Ellbogenkacheln usw. verstärkt wurde, kam allmählich in Abgang, um dem völlig eisernen Armzeug zu weichen, desgleichen auch das lederne Beinzeug, das mit Schienen verstärkt oder mit Kettengeflecht durchsetzt, auch benagelt war; die Kniekacheln, die schon früh aus Eisen bestanden, bildeten den Übergang zum eisernen Beinzeug. So entstand der Harnisch des 15. Jahrhunderts, der im gotischen Plattenharnisch seine höchste Vollendung zeigte, der dann ca. 1500, damit er den erhöhten Anforderungen der Schutzwaffe genügen konnte, wieder andere Gestalt erhielt, wie es der wechselseitige Wettkampf zwischen Schutz- und Wetzaffen immer bedingte.

Wendelin Boeheim (Handbuch S. 87) nimmt irrümlicherweise die Entstehung der Platte um 1380 an, er nennt als Herkunftsort dieses Rüstungsstückes Italien, und fährt fort: „Um 1430, als man hier und da versuchte, die Harnischbrüste ganz aus Platten zu fertigen, bestanden diese zum wenigsten aus zwei Teilen, welche mittels Riemen und Schnalle miteinander in Verbindung standen, später bildete der untere Teil mit dem oberen ein Geschübe“; ferner (S. 139): „Von etwa 1360 an tritt das Bestreben auf, den immerhin wenig hiebfesten Lentner durch Eisenplatten zu verstärken... Erst um 1380 erscheint die selbständige Brustplatte, halbkugelförmig, mit stark geschweiftem Oberrande, welche über die Schultern und in der Leibesmitte angeschnallt ist.“

Wie wir gesehen haben, setzt Boeheim die Entstehung der Platte mit 1380 zu spät an; wir müssen die Mitte des 14. Jahrhunderts für das Aufkommen dieses wichtigen Rüstungsteiles beanspruchen. Ebenso sah die Zeit um 1380 die Entstehung des zusammengehörigen Brust- und Rückenstückes, welches den Lentner beseitigte.

Ferner waren die ersten Platten flach und gewannen erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts eine halbkugelige Form, auch diese ausgeprägt erst im Anfange des 15. Jahrhunderts; das gleiche gilt für den ursprünglich ganz schwach geschweiften Oberrand.

Den Übergang der Platte zum Brust- und Rückenstück zeigt das Tischgrab des Burkart von Mafsmünster († 1383) im Münster zu Basel (vgl. Abbildungen in Verein f. d. Hist. Museum u. f. Erhaltung Baslerischer Altertümer, Jahresbericht 1895, p. 45 ff.; Dr. C. A. Stückelberg, Die mittelalterlichen Grabmäler des Basler Münsters.) Die beinahe rund gearbeitete Figur des Ritters in voller Rüstung liegt auf glatter Platte; er trägt die Beckenhaube mit Maschenhalsberge, das flache Bruststück, an das sich unmittelbar das Rückenstück anschließt; unter diesem befindet sich das Panzerhemd, welches, unter dem Bruststück hervorstehend, bis zu den Knien reicht; der Gürtel (dupsing) ist aus verschiedenen Gliedern zusammengesetzt, woran der Dolch befestigt ist. Das Armzeug besteht aus Leder mit aufgenietetem Geschübe aus Eisenspannen; die Ellbogenkacheln aus Eisen sind am Arm festgebunden, auch der Unterarm ist mit Eisenschienen bewehrt. Das Beinzeug, ebenfalls aus Leder gefertigt, ist an den Knien mit Eisenkacheln versehen, diese noch ohne Geschübe; an den Füßen hingegen trägt er geschobene, spitze Eisenschuhe. Der Lentner ist hier schon 1383 vollständig in Wegfall gekommen. (Eine leider ziemlich ungenaue Abbildung bei H.-A. III, 204, wo der Ritter irrümlich Bernhardus genannt wird.) Eine weitere Darstellung aus dieser Zeit erblicken wir (H.-A. III, 210) am Grabmal des Heinrich von Erbach in Michelstadt im Odenwald; auch hier sind Brust und Rücken mit zwei eng zusammenhängenden Stücken dargestellt, dafür fehlt der Lentner; Arm- und Beinzeug besteht ebenfalls aus Leder, mit Eisenteilen verstärkt. Hier tritt — Heinrich von Erbach starb 1387 — ein neues Stück am Harnisch auf: auf der linken Seite der Brust ist ein genauer kennbarer Rüsthalbe zum Einlegen des Rennspießes angebracht. Alle diese Bruststücke, von der Platte bis zum vollständigen in die Hüften reichenden Brustpanzer, sind flach, erst mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts wölbt sich das Bruststück etwas, um dann allmählich in die Formen des gotischen Harnischs überzugehen.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung über die Entstehung des Plattenharnischs zu Hug Schakaburlins Bewaffnung zurück. Sein letztes Rüstungsstück bildet der Kesselhut. Man wäre versucht, hier an einen Topfhelm zu denken, doch dieser war im ausgehenden 14. Jahrhundert in

Basel als Schutzwaffe eines ratsfähigen Bürgers kaum im Gebrauch; das Basler Zeughausinventar von 1415 kennt ihn nicht, wohl aber „ysehute“, also Beckenhauben und der Kesselhut dürfte mit diesen identisch sein. Ob ein Visier, sei es ein absteckbares oder ein aufschlächtiges, daran befindlich war, wissen wir nicht, der Kesselhut mit der Hirnkappe (nutra) und der Halsberge (behenk) bildete den Kopfschutz.

Als Trutzwaffe wird nur ein Schwert aufgezählt, „gladius cum signo galey“. Dieses Zeichen „galey“ ist sicher eine Klingenschrift gewesen.⁵⁾ Ob diese Inschrift eine Initialinschrift oder mystisch-kabbalistischen Charakters war, oder mit dem Träger eventuell mit dem Verfertiger (Meistermarke?) der Waffe in irgendeiner Beziehung stand, konnte der Verfasser nicht ermitteln.

Damit ist die Bewaffung des Hugo zum Drachen erschöpft. Es folgen noch Kleidungsstücke „item optimum pallium cum tunica et capucio“, also ein sehr schöner Mantel mit einem Leibrock und eine Kapuze, wohl seine bürgerlichen Festkleider, da das Tragen eines Mantels über der Rüstung damals nicht üblich war. Rekapitulieren wir zum Schluss die Bewaffung des Hug zum Tracken dictus Schakaburlin von 1370: Den Körper schützte das Panzerhemd (pancer), darüber trug er den Lentner (goler), verstärkt durch das Bruststück (Flachpancer). Die Beckenhaube (Kesselhut) bildete zusammen mit der Hirnhaube (nutra) und der Halsberge (behenk) den Kopf- und Halsschutz, dazu trat als Trutzwaffe ein Schwert. Auffällig ist das Fehlen des Arm- und Beinzeugs. Weil dieses aus weniger wertvollem Material — Leder, nur die Kniekacheln aus Eisen — bestand, hat es der Testator wahrscheinlich als selbstverständlich zugehörig, weglassen lassen.

Diese Rüstung des Basler Achtburgers unterscheidet sich nur dadurch von der allgemein üblichen ritterlichen Rüstung der Zeit um 1370, daß der unpraktische Topfhelm fehlt: im übrigen stimmt die Bewaffung überein. Wichtig ist hauptsächlich, daß durch dieses Testament das Vorkommen des Flachpanzers, der Platte, um 1370 sicher bezeugt ist, und daß wir, im Verein mit den Dokumenten der Grabdenkmäler, die Entstehung eines für die waffengeschichtliche Entwicklung so wichtigen Teiles wie des Plattenharnischs in die Mitte des 14. Jahrhunderts setzen dürfen.

Wenn über die obige Erklärung der Bewaffung, welche im Testament des Hug Scha-

kaburlin aufgezählt ist, noch Zweifel auftauchen könnten, indem zur Vergleichung nur ritterliche Grabdenkmäler herbeigezogen wurden, Hug zum Tracken aber ein Bürger einer freien Reichsstadt war, so werden diese zerstreut durch ein im Jahre 1910 zutage getretenes Steindenkmal in Basel selbst, Beim Abbruch des ehemaligen Wirtshauses „Zum Rößli“, Ecke Tanzgäßlein-Eisengasse 18, im ältesten Stadtteil gelegen, gegenüber dem von Hans Holbein bemalten Hause „Zum Tanz“, fand man hoch über einer Türe eingemauert einen aus grauem Sandstein gehauenen Reliefwappenschild von 41 cm Höhe, einen geharnischten Krieger darstellend. Dieser Schild von Dreieckform mit gebogenen Seiten war mit einer dicken Farbschicht des 17. Jahrhunderts überzogen, nach dessen Entfernung die Reste der ursprünglichen Bemalung zutage traten. Schildform und Darstellung weisen sicher auf das Ende des 14. Jahrhunderts. Dank der Übermalung befindet sich dieses Denkmal in sehr gutem Erhaltungszustand.

Darstellungen auf Grabdenkmälern aus dem 14. Jahrhundert kommen, wie wir im Vorherigen gesehen haben, ziemlich zahlreich vor, profane Skulpturen jedoch, wie die vorliegende, gehören zu den großen Seltenheiten, besonders wenn sie, wie in unserem Falle, eine dokumentarische Quelle gleich dem Schakaburlintestament eigentlich illustrieren.

Den Schild umgibt ein erhabener gelber Schildrand, im Innern ist auf glattem Grund die stehende Figur eines Kriegers dargestellt, dessen Bewaffung aus den folgenden Stücken besteht: Den Kopf schützt eine hohe, stark konische Beckenhaube, deren graue Bemalung sie als Eisenhut kennzeichnet, daran ist eine Halsberge befestigt, welche, vom Helmrand herabfallend, Hals und Schultern birgt. Dieses Rüstungsstück ist jedoch nicht wie gewöhnlich aus Kettengeflecht gefertigt, sondern aus Leder oder Leinwand mit darauf genieteten, schuppenartig übereinander angebrachten, rechteckigen Eisenplättchen. Den Leib deckt vorerst ein Panzerhemd, dessen vorderer Zipfel deutlich erkennbar ist, über dieses ist der eng auf den Leib geschnittene Lentner gezogen, der in der Länge des Panzerhemds den Unterleib umgibt. Die Farbe des Lentners ist undeutlich, die Spuren scheinen graugelb; wir dürfen annehmen, der Lentner sei einst gelb, lederfarbig, gewesen. Über diesen Rüstungssteil ist eine Platte als Bruststück geschnallt; daß sie nicht mit dem Lentner zusammenhängt, zeigt ihr eisenfarbiger Anstrich. Die Platte ist schwach gewölbt mit leichtem Mittelgrat, reicht bis zu den Hüften und deckt nur den Vorderteil der

⁵⁾ Vgl. Zeitschrift f. hist. W.-K III, S. 177 ff. R. Wegeli, Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen.

Brust, ohne um die Ärmelcher heranzureichen; das unter dem linken Armausschnitt herumgehende Stück gehört zum Lentner, ein Rückenstück war nicht vorhanden. Wir haben also hier die typische Platte, den Flachpanzer, vor uns. Aus dem Lentner treten die weiten Ärmel heraus, scharlachrot gefärbt; ihre Steifheit, beinahe ohne Falten, läßt sie aus Leder gefertigt erscheinen. Handschuhe vervollkommen den Armschutz; sie bestehen aus zwei Teilen, dem eisernen Stulp mit starkem Wulstrand und den Fingern aus Leder. Die Art des Beinzeugs ist weniger gut zu erkennen, da der Stein etwas abgeschliffen ist; da jedoch auch hier die scharlachrote Farbe sicher hervortritt, hat das Beinzeug wohl aus eng an die Ober- und Unterschenkel anliegendem, hartgesottenem Lederzeug bestanden, unten in spitze Schnabelschuhe endend. An den Knien sieht man eine Erhöhung von spitzkugelartiger Form hervorragen; wir haben in ihr die Kniekacheln von Eisen vor uns, obwohl die Seiten abgeschliffen sind. Von Sporen ist keine Spur zu entdecken.

Als Trutzwaffe führt dieser Krieger am Gürtel (Dupsing) befestigt ein Schwert mit gelbem Griff, bestehend aus Kugelknäuf und gerader, dicker Parierstange, deren Enden ganz schwach nach der Klinge zu gebogen sind. Die Klinge steckt in einer eisenfarbigen Scheide; oben breit, verjüngt sie sich stark bis zum nicht mehr sichtbaren Ort, eine Waffe, welche zu Hieb und Stich tauglich war. Die rechte Hand hält eine Stangenwaffe, deren Art nicht mehr zu bestimmen möglich ist, da nur die Stange sichtbar ist.

Vergleichen wir die Ausrüstung des Hugo Schakaburlin gemäß seinem Testament von 1370 mit dieser auf dem beschriebenen Wappenschild, der sich nun im Basler Historischen Museum befindet, so finden wir die Bewaffnung völlig gleichartig, bis auf jedes einzelne Stück zusammennimmend. Das Wappenrelief ist daher in die Zeit der Abfassung des Testaments Hugos zum Drachen zu setzen, also um 1370. Beide Dokumente vereint bilden ein wichtiges Zeugnis für die Geschichte der Schutzwaffen und besonders noch für die Entstehung des Plattenharnischs im 14. Jahrhundert.

1. Ein schwedisch-weimarisches Geschütz von 1638

aus dem ehemaligen Zeughausbestand der Stadt Zürich

Schon während des Dreißigjährigen Kriegs, als sich kaiserliche, schwedische und französische Heere an den Grenzen der da-

maligen schweizerischen Eidgenossenschaft bekriegten und ein Einbruch fremder Armeen beständig drohte, machten die am meisten gefährdeten Kantone große Anstrengungen, mit ihrer Kriegsrüstung auf der Höhe der Zeit zu stehen, um völlig kriegsbereit jedem Angriff trotzen zu können. Beraten waren die damaligen Regierungen aus beste, standen doch damals unzählige Schweizer in fremden Diensten und bekleideten die höchsten Kommandostellen auswärtiger Armeen. Sie alle stellten, nach Hause zurückgekehrt, ihrer Heimat ihre Erfahrung, ihren Rat und ihre Tüchtigkeit zur Verfügung. So kam es, dafs, allerdings mit großen Opfern an Geld, die Eidgenossenschaft während der wilden Stürme des deutschen Krieges durch ihre Kriegsbereitschaft und Macht es erreichte, ihre Neutralität durchzusetzen und zu bewahren. Es kamen natürlich auch kleinere Grenzverletzungen vor, diese hatten jedoch meist nur lokalen Charakter und wurden ohne weiteres beigelegt. Die Einsicht, dafs nur ein starker bewaffneter Staat seine Neutralität wahren kann, wurde schon damals zum politischen Prinzip.

Besonders den Verbesserungen und neuen Erfindungen im Geschützwesen wurde große Aufmerksamkeit geschenkt. So kommen in einem Züricher Zeughausinventar von 1644 die sogenannten „Lederkanonen“ vor, eine Erfindung des schwedischen Obersten Melchior von Wurmbrand die 1626 zum erstenmal im Feuer standen; von diesen sind noch einige Exemplare im Landesmuseum Zürich vorhanden.⁵⁾ Obwohl die Schweiz unversehrt aus dem großen Kriege hervorgegangen ist und zudem im westfälischen Frieden noch völlig vom deutschen Reiche losgelöst wurde, hörte man auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht auf, sich militärisch zu vervollkommen: alte Geschütze wurden in feldtichtige neue Artillerie umgegossen, auch durch Kauf erlangte man neues Material. Hauptsächlich die geldkräftigen Stadte-kantone, wie Bern, Basel, Zürich, standen dabei an der Spitze. Wenn auch in letzterer Stadt in der Mitte des 17. Jahrhunderts laut der noch vorhandenen Zeughausinventare alle damals als im Felde nötig erachteten Waffen und Geschütze vorhanden waren, so liefs Zürich eine äufserst günstige Gelegenheit, die sich infolge des westfälischen Friedens bot, einen ganzen Geschützpark zu erwerben, nicht vorbeigehen, besonders da diese Artillerie die Bestände an großem Geschütz aufs trefflichste ergänzte; es

⁵⁾ Vgl. Gohlke, Versuche zur Erleichterung der Feldgeschütze, Z. f. h. W.-K., IV, 388.

handelte sich um die, man darf wohl sagen „Liquidation“ der schwedischen Artillerie, die sich in Straßburg befand.

Im Jahre 1632 eroberte der schwedische General Gustaf Horn das Städtchen Benfelden im Elsass, das dem Bischof von Straßburg gehörte. Benfelden war erst nach sechswöchentlicher Belagerung in die Hände der Schweden gefallen. An strategisch wichtigem Punkt an den der Ill gelegen, war die Stadt nebst einem Schloß regelmäßig befestigt mit fünf Bastionen, Doppelgraben und Vorwerken; die Schweden bauten diese kleine Festung noch besser aus und hielten diesen Platz, trotz der Abtretung des Elsasses an Frankreich, bis ins Jahr 1650 besetzt. Gemäß dem Frieden von Osnabrück schleiften sie bei ihrem Abzug die Werke, ließen aber eine Anzahl Geschütze zurück, die dann nach Straßburg geschafft und von da nachträglich nach Schweden überführt werden sollten. Die Schweden hatten nun nach 1632 in Benfelden eine Stückgießerei eingerichtet, die besonders Herzog Bernhard von Weimar in Anspruch nahm. Die zurückgelassenen Stücke sind auf seinen Befehl gegossen worden, im ganzen gingen 60 Geschütze aus dieser Gießerei hervor.

Eines dieser Geschütze ist in Zürich erhalten geblieben, seine Beschreibung folgt unten. Als der Rat von Zürich von diesem bevorstehenden Geschütztransport nach Schweden, der bereits von der Königin Christina angeordnet war, Kunde erhielt, besann man sich nicht lange und schickte sofort eine Abordnung nach Frankfurt a. M. In dieser Stadt wurde dann am 23. Januar 1653 im Namen der Bevollmächtigten der Krone Schweden und des Rats von Zürich ein Kaufvertrag abgeschlossen; die näheren Formalitäten und Namen kommen für unser Thema nicht in Betracht und sind daher hier weggelassen, ebenso die Verhandlungen, der Zahlungsmodus usw.

Als Ort der Übergabe des Artillerieparkes wurde Straßburg stipuliert; es wurden den Abgesandten von Zürich 26 Geschütze käuflich abgetreten: 14 Geschütze verschiedenen Kalibers und 12 halbe Karthausen (14-Pfünder).

Das Metallgewicht aller dieser 26 Geschütze betrug 781 Zentner 37 Pfund, der Zentner zu 16 Reichstalern gerechnet, was eine Summe von 1250 Reichstalern 82 Kronen ausmacht.

Dazu kamen noch 119 Bund Luntner, die ca. 100 Zentner wogen, der Zentner zu 2 Reichstalern gerechnet, also 200 Reichstaler. Ferner 15700 verschiedene Stück Kugeln und 411 Stück Granaten von ungefähr 1300 Zentnern Gewicht, der Zentner zu $2\frac{1}{2}$ Reichstalern gerechnet, machte 3280 Reichstaler. Der ganze an die

Schweden auszahlende Betrag ergab die Summe von 15951 Reichstaler 82 Kronen. Die Lafetten und das Zubehör zu jedem Rohr wurden nicht berechnet und waren im Kauf eingeschlossen. Damit befand sich die Stadt Zürich im Besitz einer beträchtlichen Artillerie. Einige Ausbesserungen an Lafetten wurden, laut vorhandener Rechnung, noch in Straßburg ausgeführt, dann wurde nach mehrfachen schwierigen Verhandlungen, um zollfreie Durchfahrt dieses Parkes bei den zu passierenden Städten und Ländern zu erreichen, das Benfelder Geschütz auf dem Wasserweg bis Basel, und von da auf dem Landweg nach Zürich gebracht.

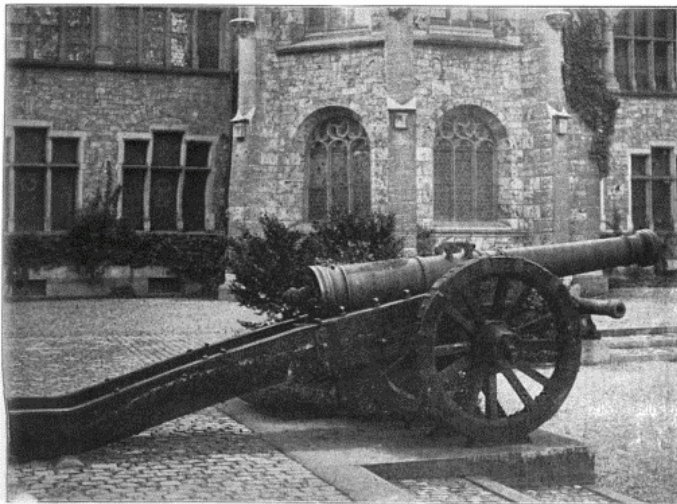
Von allen diesen Vorgängen sind die Archivalien noch erhalten. Es würde jedoch zu weit führen, auf die Verteilung der Geschütze auf den Schiffen, die Bezahlung der Schiffsknechte, den Inhalt der Schiffsladung einzugehen; im ganzen wurden die 26 Geschütze nebst Zubehör auf vier Schiffe geladen und von Basel aus in 74 Fuhren nach Zürich befördert; auch hier wurde alles aufs genaueste aufgeschrieben, Verteilung auf die Wagen, Fuhrlohn usw. Wir nehmen ebenfalls von näherer Erwähnung Abstand. Anfangs März erreichte dieser Artilleriepark Zürich, wurde acht Tage öffentlich ausgestellt und dann ins Zeughaus übertragen. Zum Gedächtnis dieses Kaufs wurde am Zeughaus eine Inschrift angebracht.

Dazu kam das Zubehör an Kugeln, Granaten, Luntner, Lafetten und Rädern, Hebegeschirren, Protzwagen usw.

Der Herzog Bernhard von Weimar hat in Benfelden eine ABC-Folge von Geschützen herstellen lassen, d. h. jedes Rohr erhielt eine Numerierung und Dekor einen Buchstaben des Alphabets aufgegossen; ähnliche Folgen waren an Geschützen schon in früherer Zeit angebracht, so Tierfolgen, Planetenfolgen, Apostelfolgen, Heiligenfolgen usw. Hier handelt es sich um die Bezeichnung der Geschützrohre durch Buchstaben des großen und des kleinen ABC, und zwar können wir zwei Serien mit großen und eine mit kleinen Buchstaben konstatieren. Von diesen drei Folgen gelangten die mit den Buchstaben A, B, C, E, F, G, H, L, N, O, P, Q, R, V, X, Y, Z nach Zürich, ferner von der zweiten Serie die Buchstaben E und L, und vom kleinen Alphabet b, c, d, l. Auf unsere Zeit gekommen ist von dieser Artillerie nur noch ein Geschütz, das vom Züricher Zeughaus ins schweizerische Landesmuseum überführt wurde und dort im Hofe aufgestellt ist. Es wird nach den Zeughausinventaren das „Benfelderstück“ genannt. Alle andern 1653 ge-

kaufen Geschütze sind im Laufe der Jahrhunderte in den Schmelzofen gewandert, um in verjüngter Gestalt als neue Waffe, den jeweiligen Fortschritten der artilleristischen Technik entsprechend, hervorzugehen. Unsere Abbildung zeigt uns 'das Geschütz samt der Lafete.

(Bernhard Herzog zu Sachsen), nebst der Jahreszahl 1638 und erhabenem Buchstaben E. Das Mittelstück ist vom Vorderstück und vom Kammerstück durch Querwulstgliederung getrennt, daran die beiden Schildzapfen. Die Henkel sind in Delphinform ausgeführt. Das völlig



Halbe Kartaune mit dem Wappen Herzog Bernhards von Sachsen-Weimar und der Bezeichnung E von 1638. Arbeit des Gießers Christian Quinkelberger in Benfelden. Zürich, Landesmuseum

Das Rohr besteht aus Bronze, es verjüngt sich zum Mündungsstück allmählich. Am Bodenstück befindet sich die Traube mit Akanthusblättermotiv in den leicht gewölbten Stofsboden übergehend. Der Stofsbodenrand zeigt Querwulstgliederung, dazwischen ist ein vertiefter In-schriftfries angebracht:

JOH. CHRISTIAN QUINKELBERGER
GOS MICH ZU BENFLD.

Am Kammerstück hinten ist das Zündloch mit fehlendem Scharnierdeckel. In der Mitte des Kammerstückes erblickt man auf punktiertem Grund das erhabene Wappen des Herzogtums Sachsen-Weimar, umrahmt von Palmen- und Lorbeerkranz, darunter die Initialen B H Z S

glatte Vorderstück geht in das durch Querwulstgliederung verstärkte Mündungsstück über. — Die Lafete ist größtenteils erneut, das schmiedeeiserne Beschläge jedoch Original. Die Maße des Rohres sind folgende:

Gesamtlänge	352 cm
Kaliber	14,9 "
Trauben	24 "
Rohrlänge bis zum Stofsboden	328 "
Durchmesser beim Bodenstück	48,7 "
Gewicht: 4835 Pfund.	

Unser Geschütz gehörte also dem Wappen Bernhards von Weimar zufolge zur ehemaligen Artillerie des schwedischen Heeres unter dem Oberbefehl des deutschen Fürsten; es stammt

aus dem Jahre 1638, dem Jahre der Belagerung von Breisach, und dürfte vielleicht gerade zur Verstärkung des vor der beinahe unbezwinglichen Feste Breisach liegenden schwedisch-deutschen Belagerungsheeres gegossen worden sein. Diese Belagerung dauerte vom 18. August bis zum 19. Dezember 1638. Das mit E bezeichnete Rohr gehörte zu einer ABC-Geschützfolge. Als Gießernamen zeigt sich uns Johann Christian Quinkelberger in Benfelden. Quinkelberger war Zeugwart und Stückgießer des Weimarer Herzogs, er hatte Beziehungen zu Zürich durch seinen Schüler Johannes Füessli von Zürich, 1616–1684, der längere Zeit als Geschützgießer in Benfelden weilte und am Gusse der ABC-Geschütze mithalf, er machte auch die Belagerung von Breisach mit und konnte seiner Vaterstadt aus Augenschein später den Ankauf der schwedischen Geschütze empfehlen. Das Können Quinkelbergers vererbte sich auf diesen Füessli, der in der Folgezeit für Zürich mehrere große Geschütze, halbe und Viertelskarthaunen, goss, von denen einige ebenfalls im schweizerischen Landesmuseum ihre bleibende Stätte gefunden haben.

Q. F. Fq. S.

Aus Erkenntnis höchsten Gewalts
Loblicher Stadt Zürich

Ist die Benfelder Artmatr erkauft und diserem
Zeughaus beygefügt worden
Als diserem Loblichen freyen Stand als Häupter
vorgestanden:

Hr. Hans Rudolf Rahn }
Hr. Hans Heinrich Waser } Burgermeister;
darauf folgen die Statthalter und die übrigen
Magistraten.

Nach der „Rechnung Einnehmens und Ausgebens um die Erkaufung und Bezahlung der

Benfelder Artillerie 1653 von Herrn Heinrich Rahn Zeugmeister“ bestand diese aus folgenden Stücken:

12 halbe Karthaunen (24-Pfänder, die ganze Karthaune war ein 48-Pfänder):

H im Gewicht von 48 Zentner		
G " " " 49 "	} (Das noch erhaltene Geschütze.)	
E " " " 45 "		75 Pfd.
Q " " " 48 "		
C " " " 40 "		
b " " " 49 "		
B " " " 42 " 50 "		
c " " " 44 " 70 "		
d(D) " " " 39 " 50 "		
L " " " 41 "		
A " " " 41 "		
l " " " 39 "		

3 Stück Viertels-Karthaunen (12-Pfänder):

E im Gewicht von 32 Zentner 50 Pfd.
F " " " 33 " 50 "
N " " " 27 " 75 "

4 halbe Kolubrinen (Schlangen, 8-Pfänder):

O im Gewichte von 13 Zentner 50 Pfd.
P " " " 14 " 10 "
V " " " 16 " 10 "
X " " " 16 " 10 "

4 Regimentsstücke (3-Pfänder):

L im Gewichte von 1 Zentner 61 Pfd.
Y " " " 1 " 72 "
R " " " 1 " 65 "
Z " " " 2 " 20 "
1 größerer Mörser, 9 Zentner 70 Pfd.
1 kleinerer " 7 " "
1 Feuer- " 5 " 85 "
(schießt 50 Pfd.)

Geschützkonstruktionen von Leonardo da Vinci

Aus den „Quellenforschungen zur Geschichte der Technik und der Naturwissenschaften, Berlin-Friedenau“

Von F. M. Feldhaus, Friedenau

Nachdruck verboten

Im Besitz des englischen Königshauses befindet sich eine Zeichnung Leonardos da Vinci von großer Schönheit, die uns das Aufladen eines riesigen Geschützrohres auf einen zu diesem Zweck konstruierten Wagen zeigt. (Abb. 1) Im Hintergrund sieht man größere und kleinere Rohre. Im Vordergrund liegt die Wiege des Riesenrohres. Auf ihr wurde das Rohr bis unter den

Kran gerollt und dann von starken Seilen mit Hilfe eines Flaschenzuges emporgezogen. Im Augenblick fährt man den Vorderteil des Transportwagens an das Geschütz heran. Das Rohr legt sich mit Balken, die durch sein Inneres hindurch gehen, auf den Wagen auf. Der hintere Teil des Wagens ist auf dem Bilde zwischen großen Steinkugeln und Sturmgerät sichtbar. In

England wurde dieses Blatt bereits im Jahre 1796 veröffentlicht. Bei uns ist es bisher gänzlich unbekannt geblieben.

Besonders zahlreich sind Leonardos Skizzen und Aufzeichnungen über die Herstellung und die Konstruktion der Geschütze. (Abb. 1.) Lebte er doch in der Zeit, die für die Entwicklung des Ar-

wieder und trägt Talg dünn auf" (Cod. Atl., Blatt 19 R b). Wir erkennen sowohl in dieser Figur als auch bei der nächsten die längs des ganzen Modells liegende hölzerne Schablone. Sie wird so nahe gerückt, dafs das Lehmmodell, wenn man es dauernd dreht, an der Schablone die richtige Form erhält.



Abb. 1

tilliermaterials von hervorragender Bedeutung wurde.

Sehen wir zunächst einmal Leonardos Vorschriften über die Formerei der Geschütze an.

Von oben nach unten betrachtet, erkennen wir auf dieser Zeichnung: die hölzerne Spindel des Modells, darunter: diese Spindel mit Strohseilen umwickelt, darunter: die über die Strohseile gelegte Lehmumhüllung. Zu dieser Figur bemerkt Leonardo: „Diese Figur sei die fertig (modellierte) Bombe mit ihren Karnisen, die durch Seile und Lehm bis zur Berührung mit der Schablone dringt. Wenn sie getrocknet ist, glättet man sie mit flüssigem Lehm, trocknet

In der fünften und letzten Figur dieses Blattes erkennen wir das Modell mit schweren Eisenbändern umgeben. Indem Leonardo sich auf die vorletzte und letzte Figur bezieht, sagt er: „Wenn die Form in dem hier gezeichneten Zustande *k* ist, muß man sie der Länge nach mit Eisen armieren, die den Krümmungen der Form so gut wie möglich folgen. Diese Eisen müssen so lang sein wie die Form, müssen $\frac{1}{4}$ Elle voneinander abstehen, 2 Finger breit und 1 Finger dick sein. Dann nimm von dem Bandeisen, das die Umschließung bildet, und nachdem du es in die richtigen Längen zerschnitten hast, machst du vier Finger breite Gürtel daraus. Damit

bindest du die genannten Eisen alle $\frac{1}{8}$ Elle der ganzen Länge, indem du die (aufgebogenen) Köpfenden der genannten Gürtel mit Eisendraht umwickelst. Darüber streichst du eine dünne Schicht Lehm und armerst wieder mit anderen Gürteln zwischen den unteren, und diese oberen lasse unbedeckt, und du hast die Form vollendet.“

dreht. Beide Geschütze sind für Hinterladung eingerichtet. Der Verschluss scheint, wenigstens bei dem unteren, durch einen Flachkeil zu geschehen.

Hinterladegeschütze konnten sich früher nicht einführen, weil es zu große Schwierigkeiten machte, die Verschlüsse gasdicht zu bekommen. Leonardo versuchte dies in verschiedener

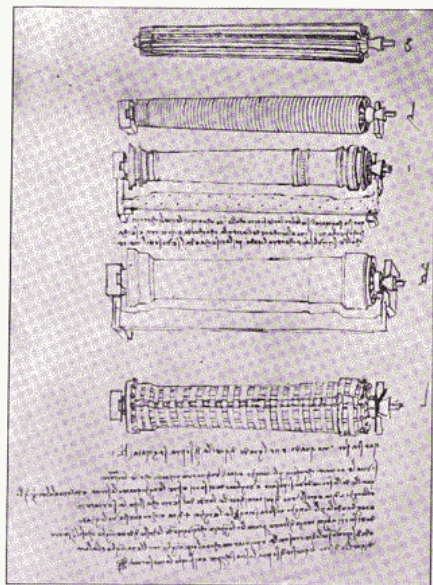


Abb. 2

Auf Blatt 16 v b des Cod. Atl. finden wir Zeichnungen von Hinterladegeschützen auf ihren Lafetten. In den beiden hier wiedergegebenen Zeichnungen dieses Blattes (Abb. 3) geschieht das Richten entweder durch Unterlegen eines Keiles unter die Wiege, oder durch Drehen an der Schraube.

Bei dem oberen Geschütz liegt die Wiege auf der Radachse drehbar, während sie sich in der unteren Zeichnung in einer besonderen Gabel

Weise zu erreichen. So sehen wir im Cod. Atl. Blatt 34 R a das hier abgebildete Geschütz (Abb. 4), das durch ein konisches Gewinde verschraubt wird. Wenn ein solches sorgfältig gearbeitet ist, wird es leicht gasdicht schliessen.

Auf Blatt 56 v a des Cod. Atl. findet sich eine ganzseitige Darstellung von drei sogen. Totenorgeln (Abb. 5). Der Text sagt: „Doppelhaken oder Orgeln, auf diesem Karren sind 33 Büchsen, sodafs man 11 davon auf einmal abschiefst“.

In der Mitte des Blattes steht: „Derjenige Teil des Karrens, der an die Schwänze der Büchsen grenzt, der mit *A* bezeichnet ist, muß gehoben werden, wenn man die Büchse herausnehmen will.“

Das mittlere Geschütz enthält 10 Rohre, die ein Streufeuer geben. Auf dem oberen und unteren Geschütz liegen die Rohre auf den

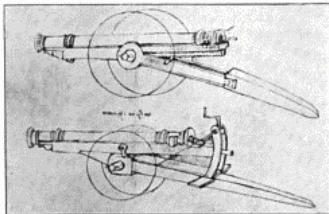


Abb. 3

Flächen eines dreiseitigen Prismas, das sich drehen läßt. Aus dem 17. Jahrhundert besitzen wir in einigen Waffensammlungen, z. B. im Berliner Zeughaus, Orgelgeschütze, die die gleiche Zündvorrichtung haben wie das oben gezeichnete Leonardosche Geschütz. Es führt nämlich an

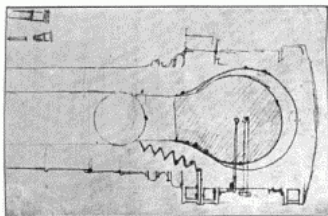


Abb. 4

den Zündlöchern sämtlicher Rohre, die in einer Reihe nebeneinander liegen, eine Rinne vorbei, die sich durch eine entsprechende Anzahl kleiner Schieber öffnen läßt. Diese Rinne wird mit Schießpulver gefüllt, und dann werden die Schieberchen verschlossen. Zündet man alsdann das Pulver der Rinne an einer Stelle an, so pflanzt sich das Feuer schnell in alle Rohre fort.

Die Bezeichnung dieser Geschütze mit dem Namen Orgelgeschütze findet sich bei Leonardo nach den bisherigen Feststellungen zum ersten Male.

Ein ähnliches Geschütz zeichnet Leonardo groß auf Blatt 3 v a des Codice Atlantico, doch

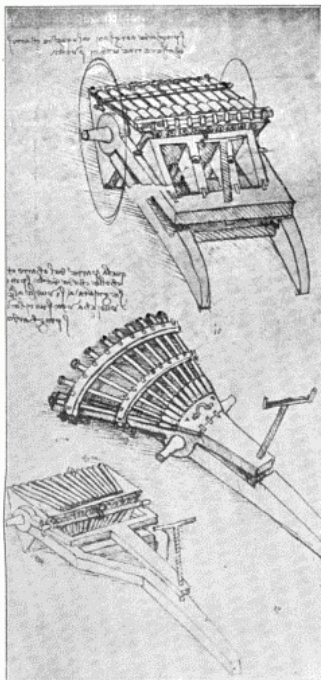


Abb. 5

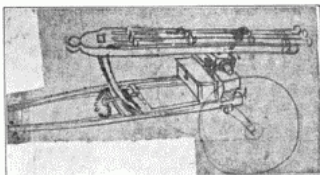


Abb. 6

ohne eine Beschreibung. Man kann 8 Lagen von je 9 Rohren zählen, sodafs diese Orgel 72 Feuerrohre enthielt. Auf Blatt 399 R a findet man zu diesem Geschütz noch Einzelteile skizziert.

Ein sehr gut konstruiertes leichtes Feldgeschütz mit drei Rohren finden wir auf Blatt 340 R b des Cod. Atl. (Abb. 6.)

Bei zwei Mörsern finden wir eigenartige Geschosse. Er zeichnet einen Schufs mit ihnen sehr schön über die ganze Höhe des Blattes 9 v a des Cod. Atl. (Abb. 7.)

Auf Blatt 9 R a ist genau dieselbe Darstellung noch einmal in der rohen Skizze zu

aus deren Einzelgeschossen wiederum Schüsse herauskommen.

In dem in Paris aufbewahrten, in den Jahren 1488 bis 1497 entstandenen Manuskript B findet sich auf Blatt 33 r ein Dampfgeschütz dargestellt und beschrieben. (Abb. 8) Leonardo sagt: „Dieser Architrone ist eine Maschine von dünnem Kupfer, eine Erfindung des Archimedes. Und sie wirft Kugeln von Eisen mit grossem Geräusch und großer Gewalt. Man gebraucht sie in folgender Weise: der dritte Teil des Instruments befindet sich innerhalb einer grossen Menge Kohlenfeuers; wenn er durch dieses gut erhitzt

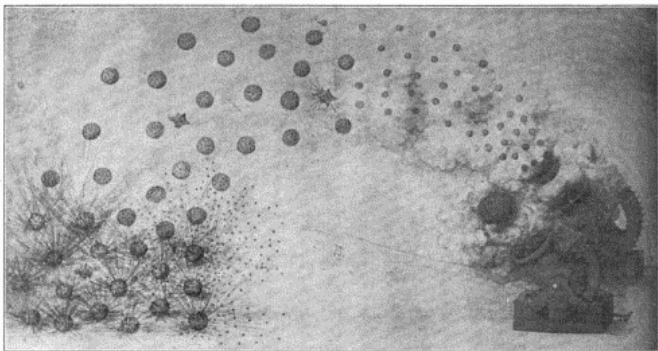


Abb. 7

sehen. Wir sehen rechts zwei Mörser, die beide gerade abgefeuert sind. Aus dem vordersten fliegt das mit Leder umnähte Geschofs gerade heraus. Bei dem hinteren Mörser ist die Umhüllung dieses Geschosses schon aufgerissen und der Inhalt streut im weiten Bogen nach links hinüber. Jede einzelne Kugel besitzt viele Bohrungen und diese Bohrungen sind mit Pulver geladen. Vermutlich brennt dieser Pulversatz langsam, sodafs die einzelnen in den Kugeln steckenden Schüsse erst dann entzündet werden, wenn die Geschosse am Ziel eintreffen. Um den Raum zwischen den verhältnismässig grossen Kugeln auszunutzen, füllt Leonardo die Zwischenräume zwischen vier Kugeln durch einen entsprechend geformten Körper, der gleichfalls wieder mit Schüssen geladen ist. Wir haben also hier sogenannte Rebhühnermörser vor uns,

ist, schraube die Schraube *d* nieder, die sich über dem Wassergefäfs *abc* befindet. Wenn man die Schraube darüber niederschraubt, öffnet es sich nach unten. Nachdem das Wasser herabgeflossen ist, fließt es in den erhitzten Teil des Instruments und verwandelt sich plötzlich in eine Menge Dampf, sodafs es ein Wunder zu sein scheint. Und namentlich die Wut zu sehen und den Lärm zu hören. Dies Instrument warf eine Kugel, die ein Talent wog. 6 Stadien weit.“ Nach den letzten Worten Leonardos müssen wir annehmen, dafs er mit dem Dampfgeschütz einen Schiefsversuch angestellt hat. Wie dasselbe zusammengebaut aussieht, erkennt man aus einer Skizze Leonardos auf dem gleichen Blatt. (Abb. 9.)

Hinten auf dem Geschütz erkennen wir einen Kasten für „Kohlen“ und unter dem Geschütz

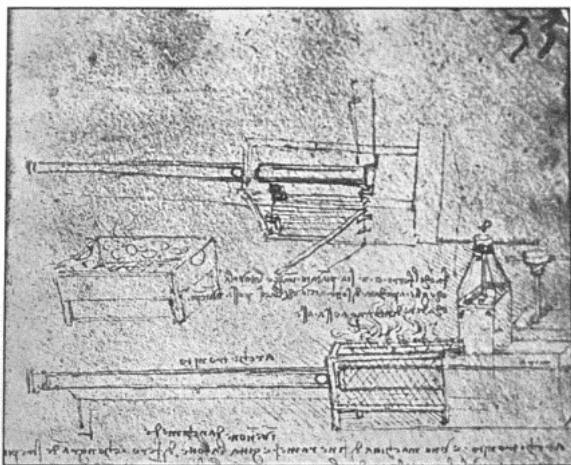


Abb. 8

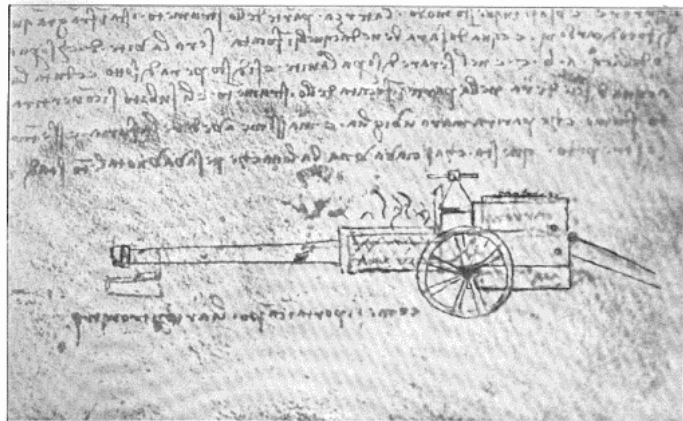


Abb. 9

hängt der Kasten, worauf wir das Wort „Wasser“ lesen. Unter der ganzen Zeichnung steht geschrieben: „Wie man die Architrone ins Feld transportiert.“ Gezielt wird mit diesem Geschütz durch ein Rohr, das oberhalb des Geschützrohrs nach hinten hin durch den Dampfapparat durchgeht. Leonardo schreibt neben dieses Rohr das Wort „Visir“.

Wie wir aus der ersten Zeichnung des Geschützes sehen, sind die Einzelheiten desselben, z. B. die Ansicht von oben mit dem geöffneten Kasten und das Kohlenbecken (links) noch einmal deutlich skizziert. Man sieht, wie sehr Leonardo sich mit der Konstruktion dieses überaus eigenartigen Geschützes befaßt hat.

Das älteste bisher bekanntgewordene Dampfgeschütz wird von Rival in seinen Elements d'artillerie, Paris 1608, S. 74 erwähnt. Es wurde von Marin Bourgeois aus Lisieux in der Normandie Ludwig XIII. angeboten.

Es sei erläuternd bemerkt, daß Leonardo sich erstlich mit der Eigenschaft des gespannten Wasserdampfes befaßte. Im Mailänder Codice Atlantico, Blatt 400 v, finden wir einen Dampfbläser abgebildet, um ein Feuer anzufachen, und auf Blatt 10 und 15 des Leicester Codex macht Leonardo gar Untersuchungen, um wieviel mehr Raum der Dampf einnimmt, als das Wasser, aus dem er erzeugt wird.

Die Ausgänge des deutschen Fechterwesens

Von G. Liebe

Wiederholt machen wir die Beobachtung, daß die sportmäßige Pflege einer Waffenübung in keinem Verhältnis zu ihrer praktischen Brauchbarkeit steht. Wie das Turnier seine sorgfältigste Ausbildung erfuhr, als der Schlachtenruhm der „verdeckten Orsen“ im Verbleichen war, so hatten die Fechtübungen der Stadtbürger keinen kriegsmäßigen Wert, denn die gebräuchlichen Waffen, Langschwert und Dussak (Säbel) waren keine im Ernstfall von ihnen geführten. Wie bei dem in den gleichen Kreisen geübten Meistergesang war die Freude an der schulmäßigen Übung fest bestimmter Formen die Hauptsache, die bei beiden eine reich ausgebildete Terminologie hervorbrachte. Aus der des Fechtens sind nicht wenige Ausdrücke in die des Meistergesangs übergegangen, wie es bereits früher bei den Spielleuten zu verfolgen ist.¹⁾ Jedenfalls haben diese Fechtübungen zur Ausbildung des Mutes und der körperlichen Gewandtheit viel beigetragen und geben eins der erfreulichsten Bilder aus dem deutschen Bürgerleben, dessen gewissenhafte Ausmalung sich Hans Sachs nicht hat entgehen lassen.

Dem bürgerlichen Zunftprinzip entsprach die Organisation in zwei gassen, das ganze Reich umspannende Bruderschaften, die eine mit S. Marcus als Schutzheiligen und Frankfurt a. M. als Vortort, die andere mit S. Veit und Prag. Bis an

das Ende des Fechtwesens haben sie seine Jünger in zwei sich erbittert befehdende Lager geteilt. Über den Namen der zweiten sind verschiedene Erklärungen aufgetaucht; die natürlichste scheint die, ihn von der gelehrten Bildung zahlreicher Teilnehmer abzuleiten. Die Aussicht auf Gewinn hat wohl manchen fahrenden Schüler und Studenten veranlaßt, sich durch diese Kunst seinen Unterhalt zu erwerben. Gewiss ein früherer Student war der Pole Mathias Patek, der sich 1409 als Schreib- und Fechtlehrer empfahl.²⁾ Auf dem 1608 der Gilde verliehenen kaiserlichen Wappen halten zwei geschlossene Hände eine Schreibfeder, und die Gegenüberstellung von kriegerischer und gelehrter Bildung, von Schwert und Feder, ist ein durch das ganze 16. und 17. Jahrhundert beliebtes literarisches Motiv. Überwiegend sind es freilich Handwerksgelesen, welche den alten Brauch pflegen, dessen Beliebtheit sogar die Stürme des großen Krieges zu überdauern vermocht hat.

Im Laufe der Zeit machte sich bei diesen Fechtspielen eine Änderung bemerkbar, die für das Sinken des bürgerlichen Geistes bezeichnend ist. Während früher die Kämpen nur ihre Kunst zeigen wollten gleich den Meistersängern, trat späterhin mehr und mehr die Rücksicht auf den materiellen Gewinn hervor, die das „Fechten“ schließlich als Euphemismus für Betteln in die Handwerksburschensprache übergehen ließ. Damit nahm auch die Achtung für die Kunst

¹⁾ Schaer, Altdutsche Fechter und Spielleute. Diss. Straßburg, 1901.

²⁾ Nürnberger Anzeiger 1883.

und die, die sie übten, ab; es ist gleichsam eine Rückkehr zu den Anschauungen des Mittelalters, wo die Schaufechter gleich anderen Fahrenden, die „Gut für Ehre nahmen“, als ehrlos galten, wie es noch der Sachsenspiegel ausspricht. Der Ausgang des 16. Jahrhunderts, der bei dem Mangel großer Aufgaben, dem Überhandnehmen materieller Genusssucht allerwärts ein Erlahmen der nationalen Schwungkraft erkennen läßt, sah auch den Verfall der bürgerlichen Waffenübungen.

Ihrer Beliebtheit tat das freilich zunächst noch keinen Eintrag. Die Breslauer Schulordnung 1570 beklagt, „dafs die Jugend vielmehr den Fechtmeistern denn ihrem Studiren und Schulmeistern nachgehete“, und zahlreiche Staatsverordnungen aus dem Anfang des folgenden Jahrhunderts sind den Verkehr auf den öffentlichen Fechtschulen zu regeln bemüht.⁴⁾ Statt der früher benutzten Rat- und Gildehäuser sah man sich zur Einrichtung besonderer Räumlichkeiten veranlaßt. In Nürnberg wurde dazu 1588 der Heilsbronner Hof bestimmt, nach einer Abbildung von 1623⁵⁾ ein stattlicher Fachwerkbau mit drei Galerien übereinander für die Zuschauer, während unten im Hofe Schranken aus Brettern den Kampfplatz umgeben. Ähnlich war die Einrichtung im Goldenen Adler zu Breslau worin seit 1600 die Fechtschulen gehalten wurden.⁶⁾

Neben diesen regelmäßigen Vorführungen, deren Einrichtungen schon ein Eintrittsgeld voraussetzen, fanden mehr und mehr gelegentliche gegen Entgelt statt. Auf das Auftreten von Fechtern bei Schützenfesten hat schon G. Freytag hingewiesen.⁸⁾ Gelegentlich eines Fürstentages in Breslau 1575 ließ der Fürstbischof vor dem Dom eine Fechtschule halten, ebenso 1589 der Ab des Vincenzklosters zur Unterhaltung seiner Gäste, der Domherren. Eine besonders anschauliche Schilderung eines solchen Schauspiels besitzen wir vom Jahre 1582 aus Brieg. Bei der damals prunkvoll gefeierten Hochzeit des Sohnes von Herzog Georg II. wurde auch eine Fechtschule veranstaltet, zu welcher sich von den beiden bekannten Gilden etwa sechzig Mann auf jeder Seite eingefunden hatten. Die ganzen Vorgänge hat Ulrich Kraft lebendig geschildert, ein Ulmer, der als Buchhalter eines Handelshauses in Troppau lebte und aus Neugier zu den Festlichkeiten gereist war. Die einzelnen Gegner forderten sich heraus und fochten, bis Blut floß,

dann erhielt der Sieger ein paar Reichstaler von dem herzoglichen Marschall. In der Dürnitz, dem Zimmer der Diensteute, waren vier Barbieri zum „Flicker“. „Ein Marxbruder, ein Schlosser seines Handwerks, gar stark von Leib, brauchte schlechte Kunst, that nur nach seiner Stärke von oben herab über des andern Schwert des Gegentheils Kopf zu schlagen. Wie er denn bald seinen ersten Widerpart überwand, so dafs er ein paar Thaler bekommen. Der Beschädigte konnte sein Schwert so bald nicht von ihm werfen und der Dürnitz zugehen, kommt ein hagr, kurzer Tuchmachergesell von Nerlingen, hebt das niedergeworfene Schwert auf und bietet dem Schlosser die Spitze.“ Der Fechtmeister (ein Augsburg) läuft hinzu, sagt überlaut: Landsmann, was willst mit diesem starken Metzger anfangen? Hast du nicht gesehen, wie er nur ohne Kunst dem Kopf zu schlägt, was du nicht wirst aushalten können? Er antwortet: Ich lieg noch nit. Im ersten Gange ging es ohne Blut ab; im andern that der Nerlinger dem Schlosser wider alles Versehen die Nase am Gesicht entzweispalten, dafs er sein Schwert weit von sich geworfen und aus dem Kreis auch der Dürnitz zulaufen. Darüber die Fürsten wohl gelacht, weil der Fechtmeister auch öffentlich sagte: wenn das die kleinen Schwaben, was werden die großen können!⁷⁾ Gelegenheiten, wo die Ansammlung vieler Menschen Verdienst versprach, zogen wie andere Schausteller auch die Fechter an, so die zu immer höherer Bedeutung gelangenden Messen. Eine gereimte Beschreibung der Frankfurter von 1597, Marktschiffs Nachen genannt, führt auch eine Fechtschule vor, indem sie die verschiedenen Handwerken angehörigen Teilnehmer in der von alters her üblichen Weise abschildert, um zu schließen:

Als diese Fechtschul' hatt' ein End', da war nun weiter
mein Intent
 Zu sehen das englische Spiel, davon ich hab' gehört so viel.

Es sind die englischen Komödianten gemeint, die viel zur Verdrängung der alten Lustbarkeiten beitragen sollten. Indessen heißt es noch in einer gleichen Beschreibung von 1615:

Es kamen auch Fechter hierher von der Feder und Marxbruder,
 Sie schlagen an, reden gar fein, schmeißen gewaltig auf
 die Stein

Mehr denn auf'n Kopf, da es wehe thut,
 Ohn' Geld giebt es gar selten Blut.
 Thun als wärens die größte Feind,

⁴⁾ Feit, Schwerttänze und Fechtschulen in Schlesien (Zeitschrift d. Vereines f. Geschichte Schlesiens 1904).

⁵⁾ Wiedergegeben in Hampe, Fahrende Leute, S. 93.

⁶⁾ Werke, Bd. 19, S. 341.

⁷⁾ Das Zeichnen der Ausforderung.

⁸⁾ Palm, Fechtschulen oder Fechtspiele in Schlesien (Neue Schlesische Provinzialblätter 1862).

Beim Wein sind sie die beste Freund.
Luxbrüder⁷⁾ machen großs Geplär,
Als wären sie der Teufel gar
Und wollen die andern fressen bei⁸⁾.
Seind froh, so man's von einander scheidt.

Noch 1696 heist es:

Die Fechter wunderbar sich klopfen für und für⁹⁾

Das gleiche Schauspiel schildert 1664 gelegentlich der Messe in Straßburg ein französischer Reisender ziemlich abfällig; offenbar



scherer Krüger, Meister des langen Schwerts von der Feder, wegen vielfacher Ungebühr an öffentlichen Orten, Der wahre Grund war aber offenbar, dafs Krüger wegen seiner größern Kunstfertigkeit von den Studenten und wohl



erschien es dem Vertreter der höchsten Zeitkultur ziemlich barbarisch. Die noch immer eifrige Übung wird auch durch die Polemik eines Straßburger Geistlichen 1635 wider die vermessenen Fechter bezugt, „die sich, wie gemeinlich auf unseren Fechtschulen geschieht, um ein geringes schönöses Geld oder um sich ein Ansehen zu machen, einander Schaden thun, ebenso diejenigen, die jene bei Trinkgelagen, Kindtaufen und andern Zusammenkünften auftreten lassen oder auch den Fechtshülern Geld auswerfen.“¹⁰⁾

Die Eifersucht zwischen den verschiedenen Fechtergilden blieb das belebende Element der Spiele bis zuletzt. Neben den beiden bekannteren der Marxbrüder und Federfechter erscheint nur hin und wieder die der Lukasbrüder (siehe oben), 1619 erhob der Barbier, Tanz- und Fechtmeister Albrecht zu Wittenberg Klage wider den Tuch-

auch den akademischen Behörden begünstigt wurde. In seiner beim Senat eingereichten Verteidigung äußert sich dann Krüger auch recht abfällig über seinen Gegner und rühmt sein eignes Handwerk: „Und wird dieses noch wohl den goldnen Boden, wenn ich gleich nimmermehr fechten kann oder mag, halten, dafs ich also wohl werde gefreiet bleiben, im Lande herum zu laufen, mein Brot von einem Markt oder Gegal zum andern gauklerischer, tanzemeisterischer Weise wie er zu suchen.“ Von den Zeugen wird Albrecht wiederholt als Luksbruder bezeichnet. Das Ende des Streites war ein Vergleich.¹¹⁾

Das Ansehen der alten Fechtspiele hatte sie zum beliebtesten Gegenstand bildlicher Darstellung gemacht. Schon vom Ende des 15. Jahrhunderts stammen die beiden Steinreliefs am Hauptgesims der Südseite des Breslauer Rathauses, darstellend zwei Fechterpaare, das eine mit langen, das andre mit kurzen Schwertern.¹²⁾

¹⁰⁾ Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums 1858.

⁷⁾ Hierüber siehe unten.

⁸⁾ Mitteilungen des Frankfurter Geschichtsvereins VI, S. 358, 373, 383.

¹⁰⁾ Erichson, Das Duell im alten Straßburg, 1897, S. 51.

Für die Kunst des 16. Jahrhunderts waren die gewaltsamen Stellungen der Fechter ein willkommener Vorwurf, den wir häufig dekorativ verwendet finden. Selten dagegen sind Wiedergaben von Porträts, von denen ich in der Lage bin, zwei in meinem Besitz Befindliche zu bringen.

Die mit der Herstellung verbundenen Kosten sprechen dafür, daß es sich hier noch nicht um gewerbsmäßige Klopffechter handelt, sondern um ehrbare Handwerksmeister, die ihre Kunst als Sport betrieben.

Das Sinken der alten Kunstübung infolge des Überwiegens der materiellen Interessen war freilich unaufhaltsam. Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts haben sich mehrere Gesuche an den Breslauer Rat um Abhaltung von Fechtschulen erhalten, alle des Charakters wie das eines „Hauptmanns von S. Marco und Löwenberg“, der seine creditores ehrlich zu bezahlen begehrt.³⁾ Nur das niedere Volk⁴⁾ behielt ein

Interesse für diese derben Schaustellungen, die denn auch in Nürnberg 1698 abgeschafft wurden. Eine seltsame Laune des Geschicks knüpft ihr letztes Auftreten in Breslau an die Erscheinung des Mannes, der gerade für Schlesien die moderne Zeit heraufführte, Friedrichs des Großen. Gelegentlich seiner ersten Anwesenheit 1741 berichtet das Tagebuch des Breslauer Bürgers Steinberger⁵⁾ schon ziemlich verständnislos: „Es präsentirten sich vors Königs Quartier auf Maria-Magdalenen-Kirchhof die Schuhknechte mit ihren zwei Fahnen der Federfechter-Brüderschaft von Sanct Marcus und dem Langen Schwert, machten ihre Exercitia, gingen sodann ins Königs Quartier, um die Konfirmation ihrer uralten Privilegien zu bitten, welche sie auch erhalten.“ Offenbar hatte sich im kulturschwächeren Osten die Freude an der veralteten Volkstunlichkeit am längsten gefristet.

³⁾[Hrsg. von Träger. 91.

FACHNOTIZEN

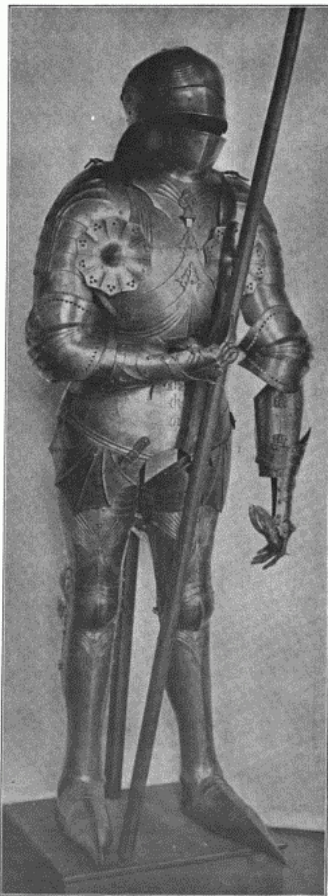
Gotische Rüstung des Nürnberger Meisters

Hans Grünwaldt. Als vor einigen Jahren der mir befreundete Dr. jur. G. Niemeyer nach München kam, ersuchte er mich, ich möchte ihm meine kleine Waffensammlung zeigen.

Da ich wußte daß Dr. Niemeyer ein Kenner und Echtes von Unechtem zu unterscheiden imstande war, so war es mir eine große Freude ihm Einsicht zu geben. Immerhin mußte ich riskieren, dessen Neid zu erwecken, und daß ich richtig urteilte, bewies mir sein Brief vom 21. März 1909, worin er schrieb: „Sie haben einige sehr gute Stücke, eine herrliche gotische Rüstung, einen seltenen Eisenhut usw. Ich kann insofern nicht entfernt mit Ihnen konkurrieren. Nur in Schwertern und Dolchen bin ich Ihnen über“. Es dürfte aber den Leserkreis unseres Fachblattes immer interessieren, was Dr. Niemeyer mir später schrieb: „Ihre Rüstung ist ganz unbestreitbar Nürnberger Herkunft — das wiederholt ins Gensenk geschlagene Beschauzeichen ist unzweifelhaft echt — die ganze Rüstung ist in allen Teilen sauber und sehr schön gearbeitet. Wer anders konnte sie geschlagen haben, als der damals hochberühmte Plattner Hans Grünwaldt. Es gab zwar noch andere in Nürnberg, die auch Plattenarbeiten machten, aber diese verschwinden gegen

den hervorragenden Meister: eine solche ganze Rüstung konnten sie nicht fertig bringen. Hans Grünwaldt war es genug, daß die Nürnberger Beschau darauf eingeschlagen wurde — wie konnte es da an dieser Rüstung denn ein anderer sein als er: Hans Grünwaldt! Wenn er da noch eine Marke brauchte oder überhaupt noch ein äußeres Zeichen für seine Arbeit! Es ist — soweit meine Untersuchung geht — noch immer nicht sicher, daß Grünwaldt eine Meistermarke auch geführt hat. Boheim in seinem Werke „Meister der Waffenschmiedekunst“ S. 84 stellt eine Marke von ihm dar, ein h mit einer Krone, ohne sie ihm sicher zuzuschreiben. Diese Marke findet sich an einem Bruststück Philipps des Schönen von Kastilien, einem Stechzeug Maximilians I. von Jahre 1500, aber auch an einem Schwerte dieses Kaisers. Ich glaube, er hat gar keine Meistermarke gehabt; und wenn doch, gegen die spätere Zeit, wo sie dann nur vereinzelt vorkommen kann. Hans Grünwaldt starb 1503. Ein Sohn zweiter Ehe, Anthoni Grünwaldt, hatte sich der Plattnerie gar nicht gewidmet, sondern studiert. Ihre Rüstung ist gefertigt 1475—1480, kaum etwas später. Auf keinen Fall kann man die 90er Jahre als Fertigungszeit annehmen. Die berühmte gotische Rüstung Erzherzogs Sigismund von Tirol in der kaiserlichen Sammlung in Wien hat einige Ähnlichkeit und gehört zu dieser Gattung gotischer Rüstungen (s. Abb. kais. Waffensammlung Wien, Taf. 2 Bd. 1), ist aber etwas früher. Sie

soll auch Nürnberger Arbeit sein und wird dem Hans Grünwaldt zugeschrieben, zeigt aber keiner-



lei Marke und kein Beschauzeichen. Sie wird datiert 1470 und ist entschieden etwas älter als die Ihrige. Der Schaller ist etwas größer, höher, noch nicht so dem Kopfe angeschmiegt und ohne Kannelierungen, die Schiftungen der Brust flacher verlaufend, die Teile des Armzeuges mit zugebundenen Riemen verbunden, an Ihrer sind sie durch Nieten befestigt. Eingebogene kannelierte Muscheln der Armkacheln haben beide, aber an Ihrer Rüstung sind sie größer und die Armkacheln durch Nieten mit dem Armzeug verbunden; bei der ersteren durch Riemen, welche durch den Ärmel des Wamse gehen, angebunden. Fassetten hat die Wiener Rüstung überhaupt nicht, die oberen Dichtlinge gehen besonders hoch hinauf, und Schuhe sind ganz gesondert, nur oben mit einem Riemen innen an die Beinröhren befestigt, mit absteckbaren Schnäbeln. An Ihrer Rüstung sind die Schuhe beiderseits durch den an den Nieten unten laufenden Riemen mit der tiefer gehenden Beinröhre verbunden und die kürzeren Schnäbel nicht absteckbar. Ihre gotische Rüstung hat noch mehr Ähnlichkeit mit einer anderen, mit der von Gimbel in seinem Werke „Die Neukonstruktionen der Gimbelschen Waffensammlung“ auf Tafel XIV abgebildeten. Das Original befindet sich in Österreich und Gimbel liefs eine genaue Nachbildung desselben anfertigen. Die Schnäbel der Schuhe sind hier absteckbar. Die Schulterstücke gehen etwas mehr über die Brust und hängen an Zapfen, während das Armzeug Ihrer Rüstung an Riemen hängt.

Was ich an Ihrer gotischen Rüstung untersucht habe, war echt alt, so unlegbar echt alte Plattenarbeit, wie nur etwas sein kann; so dafs gar keine Marken oder Beschauzeichen, so dafs niemand an der ganzen Beschaffenheit der Arbeit, wenn er alte Plattnerarbeiten einigermaßen wirklich studiert hat, an der Echtheit dieser Arbeit auch nur im mindesten zweifeln kann. Ich habe überhaupt keine Ausbesserung an derselben gefunden, nur zwei Riemen waren ergänzt. Dafs es gut erhalten ist, ist ja sehr schön, aber doch nicht auffallend. Auch zeigt die Außenseite sonst genugsam Spuren des Alters — echte Spuren! — Verbeult braucht sie doch nicht zu sein und Spuren empfangener Hiebe nicht zu tragen. Sie hat wahrscheinlich auch einen Feldzug gar nicht mitgemacht oder kam dabei nicht zu einem Nahkampfe. Die Rüstung hat eine aufsteckbare Barthaube und Achselhöhlenscheiben, außerdem besitzt diese Rüstung eine zweimal geschobene Halsberge mit am Halse geschnürtem Ort. An ein gleichzeitiges Entstehen der Barthaube und der Halsberge ist unbedingt nicht zu denken

und an gotischen Rüstungen waren Nacken und Hals durch das Kettengeflecht des unter der Rüstung getragenen Panzerhemdes — es ist die letzte Rüstung, unter der noch ein Panzerhemd getragen wurde — außerdem der Hals sehr sicher durch die vorgesteckte Barthaube und der Nacken durch das herabgehende Nackenteil des Schallern geschützt.

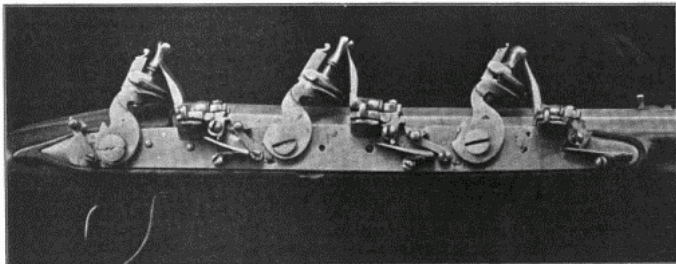
Die früheste Halsberge ist an dem Reiterharnisch Maximilians I. in der kaiserlichen Sammlung in Wien, an dem man die Neuerung, welche dieser erstrebte, erkennt. Man kann daher annehmen, daß die Halsberge Ihrer Rüstung nicht früher als 1495—1500 entstanden ist und wohl auf Wunsch des Besitzers bei demselben Meister geschlagen wurde. Die Rüstung und der Schaller zeigen noch Spuren von alter Vergoldung.

so früher Zeit, dürfte es von Interesse sein, weiteres über diese Waffe zu vernehmen, besonders da man über die Entstehungszeit aus den Zeughausinventaren näher unterrichtet ist.

Der Lauf des Gewehres ist aufsergewöhnlich lang, eine solche Waffe konnte daher nur als Jagdwaffe Verwendung finden, da sie für den Krieg zu kompliziert und zu groß war. Der überall glatte Lauf ist hinten achteckig, vorn jedoch rund geformt und verjüngt sich stark bis zur Mündung, er ist mit eisernem Absehen und Korn montiert.

Seine Gesamtlänge mißt 151 cm, er hat ein Kaliber von 11,5 mm.

Das wichtigste ist nun die Konstruktion des Schlosses; auf dem gleichen Schloßblech sind drei vollständige Steinschlösser hintereinander an-



Dreischußgewehr mit Steinschloß, Arbeit des Büchsenmachers Jakob Ehrhardt in Basel. Histor. Museum, Basel

Das genaue Modell dieser gotischen Rüstung, welches unbedingt dem Meister Hans Grünwaldt in Nürnberg zugeschrieben werden dürfte, befindet sich auch in meiner Sammlung. Dasselbe wurde in der Zeitschrift für historische Waffenkunde, Bd. III, S. 23 von H. A. Krüger bereits besprochen.

Karl Graf von Ramboldi.

Ein Dreischußgewehr mit Steinschloß, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Im Historischen Museum zu Basel befindet sich eine merkwürdige Schußwaffe aus altem Basler Zeughausbestand, nämlich ein Jagdgewehr mit Steinschloß, und zwar mit drei Schlössern hintereinander und einem Lauf.

M. Thierbach (Die geschichtliche Entwicklung der Handfeuerwaffen, Dresden 1899, p.78, Fig.176) erwähnt diese Waffe kurz; da eine solche Konstruktion jedoch sehr selten ist und zudem von

gebracht, das ganze Schloßblech hat eine Länge von 29,5 cm. Jedes einzelne Schloß besteht aus einem gerade gerichteten, schwach s-förmig geschwungenen Hahn mit Stellschraube für den Feuerstein, am Hahn hinten ist ein Sperrhaken (Hakensicherung) zum Sichern des Hahns angebracht, der sich mit seinem Kopfe in einen entsprechenden Einschnitt im Hahnrücken zwischen die Ruh und Spannrast einlegt und so ein Abdrücken verhindert. Die Batterie weist ebenfalls noch eine Sicherung auf, die Pflanze ist fest am Lauf angebracht, die Schlagfläche der Batterie jedoch ist zweiteilig, indem der obere Teil, der mit einem Krampen über den unteren herumgreift, seitlich verschoben werden kann und so dem zufällig einschneppenden Hahn keine Schlagfläche mehr bietet.

Befindet sich die obere direkt auf der unteren Hälfte der Batterie, so kann der Schuß abgefeuert werden. Die Ladeweise war folgende:

Jede der drei Ladungen wurde, durch Pflaster von der andern getrennt, hintereinander in den Lauf eingeführt, das vorderste Schloß nach der Mündung zu wurde zuerst abgefeuert, dann die übrigen, während die Hinterhähne gesichert sein mußten. Alle drei Schösser sind von der gleichen Konstruktion und ihre Stangenarme werden durch eine einzige Ziehstange miteinander verbunden; es ist nur ein Drücker vorhanden, jeder Schuß wird nach und nach einzeln abgegeben, die doppelte Sicherung durch Sperrhaken und Wendebatterie soll gleichzeitiges Losgehen der Waffe verhüten, was für den Schützen von üblem Erfolg gewesen wäre. Eine solche Waffe konnte nur als Jagdwaffe gebraucht werden, im Feuergefecht wäre diese Konstruktion unbrauchbar, sowohl wegen der langsamen Ladeweise wie auch wegen der umständlichen Schußabgabe. Der Drücker ist durch einen Abzugbügel geschützt. Der Schloßmechanismus ist beschädigt und funktioniert nicht mehr. Das Schloß gehört nach Thierbach nicht zu den eigentlichen Steinschössern, sondern zu einer Übergangsgruppe, das hakenförmige vordere Ende der Stange greift über die Absätze am Nufskörper und erhält somit indirekt den Hahn in gespannter Stellung. Der Schaft besteht aus Holz und ist vorn gegen die Mündung des Laufs verbleibt.

Der schmale Kolbenhals geht, nach oben abgesetzt, in den oben gerade gerichteten, flachen, nach unten sich stark verbreiternden Kolben über; seitlich eine Kolbenlade, Kolbenkappe. Der hölzerne Ladestock ist mit einer Beinkappe versehen.

Über die Herkunft und Entstehungszeit dieser Waffe geben uns die Zeughausakten im Basler Staatsarchiv Auskunft.

Im Zeughausinventar von 1662 sind aufgeführt: „Item zwey Kunstrohr, das eine mit dreyn, das ander aber mit zween schüssen, so von Jakob Ehrhardt dem Büchsenmacher ins Zeughaus geliefert worden.“

Eine weitere Erwähnung findet sich in einem undatierten Inventar vor 1735: „Item Ein fusils mit 3 fusilschlossen, darafs 3 schüs können gethan werden.“

Das Inventar von 1648, das dem von 1662 vorangeht, erwähnt dieses Gewehr noch nicht, so wenig wie das für zwei Ladungen. Unsere Waffe muß daher zwischen den Jahren 1648 und 1662 entstanden sein. Mit dieser Zeit stimmt auch die ganze Konstruktion und der Aufbau überein: wir haben ein ziemlich frühes, wenn nicht das früheste solcher Gewehre für drei Schüsse in dem Basler Stück vor uns. Als Meister wird der Büchsenmacher Jakob Ehrhardt von Basel an-

geführt; dem Verfasser war es leider nicht möglich, zur Zeit über den Meister etwas Näheres zu erfahren.

Ein weiteres, 1695 datiertes Gewehr mit zwei Schössern hintereinander befindet sich im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich und stammt ebenfalls aus Basel, jedoch nicht aus dem Zeughaus. Sonst gehören diese mehrschüssigen Gewehre in der Schweiz zu den seltenen Stücken.

E. d. A. Gessler.

Der Kirchturm — ein Teil der Stadtbefestigung.

Am 14. Juli 1760 begann Friedrich der Große mit der Belagerung von Dresden, von Sachsen, das er 1759 nach der unglücklichen Schlacht von Kunnersdorf hatte räumen müssen (Schmettau übergibt am 4. September 1759 Dresden und marschiert am 8. d. M. ab), wieder in seine Gewalt zu bekommen. Nach fünf Tagen, am 19. Juli 1760, begann das Bombardement und bereits nachmittags 4 Uhr stürzte der Kreuzturm, von fünf Bomben getroffen, lichterloh brennend, auf die Kirche und verwandelte das Gotteshaus in einen Trümmerhaufen. Lindau, der Dresdner Chronist, schreibt darüber: „Es haben mehrere, namentlich preussische Schriftsteller (darunter auch Archenholz) behauptet, das die Kreuzkirche betroffene Unglück sei dadurch verursacht worden, dafs man mit den auf diesem Turme befindlichen Feldschlangen auf die Preußen geschossen und diese dadurch veranlaßt habe, die Kirche für eine Batterie zu betrachten, die zerstört werden mußte. Diese Angabe, immerhin eine haltlose Rechtfertigung gefühloser Verheerung, ist von Augenzeugen als entschieden unrichtig widerlegt worden, obgleich Archenholz nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen ist, wenn er sagt, dafs auch nur einige, wenn auch ohne Wirkung und mehr zum Versuch, als planmäßig abgefeuerte Schüsse, die in der allgemeinen Aufregung und unter dem Geschützdonner der Belagerer und Belagerten von den Einwohnern vielleicht nicht einmal bemerkt wurden, für den Entschluß der Preußen, diesen Turm zu zerstören, entscheidend gewesen sein könnten!“ Lindau gibt dann selbst zu, dafs der Turm als Beobachtungsposten gedient habe, und fügt in einer Fußnote bei: „Die Geschütze auf dem Kreuzturme dienten, wie mehrfach erwähnt, zu Festschüssen an Feiertagen usw. und konnten, da in viereckigen Mauerlöchern ruhend, nicht gerichtet werden.“ (Lindau, Geschichte der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden. S. 663.)

Dafs der Kreuzturm aber tatsächlich als Teil der Stadtbefestigung eingerichtet worden

war, zeigt eine Notiz bei Gurlitt, Bau- und Kunstdenkmalier Sachsens, Band XXI, S. 27. „Am 28. Juli 1579 schlug Oberzeugmeister Paul Buchner vor, vier halbe Schlangen auf dem Kreuzturm aufzustellen. Sie kamen in den Raum über der Glockenstube. Man wählte Geschütze, die in Gotha erobert worden waren. (Exekution Kurfürst Augusts gegen Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Gotha 1566/67.) Durch diese Geschütze ward der Zweck und die architektonische Haltung des Turmbaues erläutert: Er war ein Teil der Stadtbefestigung und wirkte als solcher auch bei der Belagerung von 1760 mit.“ Ein Brief Kurfürst Augusts vom 30. Juli 1581 drückt ebenfalls auf das bestimmteste aus, daß der Turm als Verteidigungsmittel anzusehen war: „Nachdem der Rath alhier zu Dresdens den Kirchthurm zum heiligen Creuz vber die Bodachung erholet, das man zu Beschützung dieser Vestung grob geschwetz doruff brauchen kan, so haben wir vff Ihr vnderthenigst ahnsuchen gnedigst bewilliget, Inen die vier halben Schlangen mit dem Sechsischen Wappen, so von Gotha kommen vnd im Wagenhause (südlich des Zeughauses) mit aller Zugehorung vff solch thurm zu übergeben, Befehlen dir derhalb hirmit gnedigst, du wollest Inen solche vier halbe Schlangen mit aller Zugehorung hinauff volgen vndnd stets droben bleiben lassen, damit solche vff künftigt nothfall, welchen Gott gnediglich vorhütten wolle, zugebrauchen, derer sollest du in deinem Inventario craft diz befelichs entnommen werden. Und beschicht doran unsere gefellige meinung.“ Dieses Schriftstück aus der „Registratur des Churfürsten zu Sachsen unsers gnedigsten Herrn, Anno 1581.“ (Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Copial 466, f. 225) dürfte wohl die Frage über die Berechtigung einer Beschließung des Kreuzturms definitiv beantworten.

Defensionsachen. (Anno 1619.) Kurz nach dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges beauftragte Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen den Oberst Jonafs von Schlieben mit der Verwaltung des „Defensionswerkes“. Am 7. April 1619 ist die Bürgerschaft zu Radeberg in Sachsen gemustert worden, „haben ein braun, weiß und leibfarben Fändel, seindt weder Doppelsöldner noch Mufsquetierer, an Schützen aber nur dreißig befunden worden, nunmehr aber verordnet, das sie, wie folgt, bewert sein: Hellepartierer 90, Federspieße 72, Doppelsöldner 20, Mufsquetierer 28, Schützen 37, Zimmerleute 8 = Summe der Mannschaft zu Radebergk 255.“ (Zum Vergleich: Bischofswerda 305, Stolpen 118, Neustadt 198, Sebnitz 136, Schandau 153, Hohnstein 85, Wehlen 23, Königstein 110.)

(Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Locat 30484. Musterregister der Städte 1618, I. Teil.)

Streukugeln. (Anno 1576.) David Molfsdorf ist vom Kurfürsten August nach Gotha gesendet worden, um dort bei Hansen Hessen, Bürger daselbst, die Anfertigung der Streukugeln zu erlernen, „welche unser gewesener Zeugmeister Andres Hefs selig, ein Vetter des vorigen, als ein sonderlich geheimnis erfunden und gemacht hat“. Molfsdorf soll in 14 Tagen aus einer „Cartaune oder Schlange „Proba“ ablegen, (1576, Oktober 3.) Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Copial 413, Bl. 301.

Meisterstück eines Waffenschmiedes. (Anno 1492.) Der Rat zu Pirna bestätigt „am Freytag nach Dionisii (12. Oktober) 1492 vff eyn nawes dy innunge — die die schmedemeister vorlangest gehabt — mit etlichen zugezasetzten stucken. — Eyn woffen schmit sal machen eyne bynde ackifs, eyn decke beyel vnd eyne pewle ackifs. Eyn messerschmit sal machen eyn langk messer mit yner falcken hawbe vnd eyn gehulze“, (Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Locat 9900, Acta. Die Innungssachen bey der Stadt Pirna betreffend. 1469—1640, S. 11.)

Otto Mörtzsch, Dresden.

Ein Stück aus der hennebergischen Harnischkammer, deren Inventar vom Jahre 1584 im VI. Bd., S. 36 unserer Zeitschrift abgedruckt ist, kann ich als im Besitze der Rüstkammer auf dem herzogl. Residenzschlosse in Altenburg nachweisen. Im Inventare werden zuletzt an geführt „zwo grosse Laternen (Laternen) inn zweien kupfern futtern, so man inn Kriegszügen braucht.“

In meiner Schrift: Die Landschafts- und einige andere ältere Arbeiten des Kunstgewerbes im herzogl. Residenzschlosse zu Altenburg¹⁾ gebe ich eine Abbildung dieser sogenannten „hennebergischen Kriegslaterne“ und darauf folgende Beschreibung: „Es ist eine aus geöltem Papiere hergestellte zusammenlegbare Laterne, die ausgezogen 50 cm mißt. Die Decke und der Boden (Durchmesser 38 cm) sind aus Holz. Die Deckscheibe zierte in ziemlich dunkel gehaltener Bemalung das hennebergische Wappen, darüber, inmitten des Sternenhimmels, die Jahreszahl 1546. Da sie auf Heereszügen mitgeführt wurde — sicherlich diente sie zur Erhellung des großen Kriegszeltes —, war dafür gesorgt, sie in einem kupfernen Behälter, der noch vorhanden ist, bergen zu können. Dem abgegebenen Jahre zufolge, mag sich ihrer Graf Wilhelm VII., oder

¹⁾ Diese Schrift, nur in 100 Exemplaren gedruckt, ist 1910 erschienen bei A. Glaue, vormals Alexander Duncker, in Berlin.

auch sein Sohn Georg Ernst, dem er 1543 teilweise die Regierung übergeben hatte, bedient haben und somit der letzte des uralten, hochberühmten Geschlechtes der Henneberger."

Ob es aber möglich sein wird mit Hilfe des alten Inventars, das die Gegenstände doch recht wenig eingehend beschreibt, auch die im altertumsforschenden Vereine und im Residenzschlosse zu Meiningen, sowie auf Schloß Landsberg befindlichen Rüstungen und Waffen alle oder doch zum größten Teile als unzweifelhaft „hennebergische“ zu bestimmen, mag dahingestellt bleiben. Sehr zu wünschen aber wäre, daß gleichwohl ein Sachkundiger sie einer genauen Durchmusterung unterzöge.

Franz Weinitz.

Solinger Schwertschmiede-Familien

(vgl. Bd. I, II und V dieser Zeitschrift)

von **Albert Weyersberg in Solingen.**

Familie Berg

Nachtrag zu Bd. I, S. 72/73 u. 97

Zu Petter Berg, als Schwertschmied vereidigt 3. Mai 1660, oder zu Petter Berg, Sohn des Caspar Berg, ins Bruderbuch der Schwertschmiede eingetragen 31. Mai 1671, vereidigt 2. März 1690.

Herr P. Grünberg in Gransee an der Nordbahn besitzt ein 80 cm langes Schwert mit zum Teil hölzernem, mit Draht umwickelte, zum Teil messingnem Kreuzgriff, dessen Knauf mit graviertem Rankenwerk geziert ist. Die Klinge zeigt graviert oder geätzt die Buchstaben P B, den „Pferdekopf“, die Jahreszahl 16. 3. und weiterhin als Verzierungen, von Rankenwerk umgeben, einen sitzenden Vogel (eine Taube?) und eine ein Krummschwert haltende Hand.

Dieses Schwert dürfte für Polen oder Ungarn gearbeitet worden sein. Das Zeichen P B gehört noch 1777/92 dem Kaufhändler Peter Wilhelm Berg. Der „Pferdekopf“ oder „Pferderumpf“ wird 1777 unter der Bezeichnung „Foss für Verken“ als eine der Marken des Abraham Berg aufgeführt. Es findet sich auch als Helmzier in zwei verschiedenen Bergschen Familiensiegeln vom Jahre 1789 (in meiner Sammlung). Vgl. Joh. Holtmanns „Bergisches Wappenbuch bürgerlicher Familien“, Elberfeld 1912, S. 17 und Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1911, S. 6 u. f.: „Aus Solingens vergangenen Tagen“.

Die Familien Broch und Brach

Nachträge zu Bd. V, S. 111/113

Zu Ceiles Broch, Zeichen: die Buchstaben A B mit einem Kreuz darüber und zwei Kreuzen

darunter, das Ganze zu $\frac{1}{4}$, inmitten eines Kranzes (Kgl. Leibrüstkanmer in Stockholm, N. 586, Fig. 272).

Jacob Brach, um 1600. Zwei Degen, Zeichen: Sitzender König mit Szepter und Reichsapfel, einer mit der Inschrift „Jacob Brach me fecit Solingen“ in der Armeria Real in Madrid, der zweite (?) ohne Namen in der Kgl. Leibrüstkanmer in Stockholm, N. 570, Fig. 263.

Johannes Brach. Doppeldegen in der Kaiserl. Eremitage in St. Petersburg (Mitt. v. Ed. von Lenz, in dieser Zeitschrift, Bd. V, S. 394).

Johannes Broch. 1736 „nach Ost Indien verreyset“, ob in Geschäften, ist nicht angegeben (Kaufbrief v. 1. Dez. 1736 zwischen den Erben Clemens Schmitt und Adolf Erlenbusch-Irlenbusch).

Die Waffenschmiede-Familie Kalthoff. Im I. Band, S. 257 der Zeitschrift für historische Waffenkunde brachte ich Nachrichten über Wilhelm Kalthoff (Calthoff) aus Solingen, dem 1640 ein von König Ludwig XIII. von Frankreich eigenhändig unterzeichneter Büchsenmacher-Patentbrief zuteil wurde, und über Clemens Kalthoff, der 1688 in Solingen starb. Ich knüpfte dabei an die Mitteilungen, die Wendelin Boeheim auf S. 103/04 seiner „Meister der Waffenschmiedekunst“ über die Büchsenmacher Caspar Kalthoff in Moskau (1638 bis 1665), Peter Kalthoff in Sparfennig (Mitte des 17. Jahrhunderts) und Mathias Kalthoff in Kopenhagen (1650 bis 1679) gab.

Inzwischen begegneten mir in Solinger Aufzeichnungen 1630 der Schöffe Johann Kalthoff und in einem Kaufbriefe vom 15. Mai 1671 auch „Caspar Kalthoff zu Coppenhagen“, der einen zu Solingen vor der Ohliger Pforten gelegenen Hausplatz durch die Vermittlung von Clemens Wolffert verkaufen liefs.

Caspar Kalthoff scheint mithin von Moskau nach Kopenhagen übergesiedelt und die Familie lange in Solingen ansässig gewesen zu sein. 1695 legte ein Clemens Kalthoff den Solinger Bürgereid ab.

Familie Schimmelbusch

Nachtrag zu Bd. I, S. 97/99, und Bd. V, S. 113

Zu Johann Schimmelbusch im Loch, 1713, Vogt des Schwertschmiede-Handwerks.

Auf dem oberen Türbalken seines Hauses im Loch (heute: Locherstraße 72) findet sich folgende Inschrift eingemaiselt:

Wan schon dies Havs zerbricht
und mit der Zeit vergehet, den Himmel
Gott verspricht, ein Havs, das ewig stehet.
Anno 1712. J. S. B. E. H. E. L.¹⁾

Zu Johann Schimmelbusch & Söhne. Aus den Listen der Lizenzfälle, die im Solinger Stadtarchiv liegen, geht hervor, daß der bedeutende Absatz, den diese Firma im Jahre 1786 hatte, bloß 45 Zentner Klingen, aber 437 Zentner Messer umschloß und daß damals kein anderes Solinger Geschäft mehr Messerwaren zum Versand brachte. Die von Joh. Schimmelbusch & Söhne verschickten Waren werden in der Hauptsache Matrosen- und Plantagenmesser, sogenanntes „Seegur“, gewesen sein und mögen zum Teil auch für Rechnung von Pariser Ausfuhrhäusern nach Ost- und Westindien und Afrika verschifft worden sein.

Abraham Schimmelbusch hielt sich im Februar 1790 in Brüssel auf und sandte von dort auch an Gebrüder Weyersberg in Solingen Klingenbestellungen.²⁾

Johannes Abraham Schimmelbusch & Söhne bestanden bis zum 24. Februar 1810, Joh. Schimmelbusch & Co. bis zum 31. Dezember 1816.

Schimmelbusch & Joest lösten sich am 31. Dezember 1840³⁾ auf, nachdem die Firma A. & F. C. Schimmelbusch schon seit dem 1. Juli 1839 neben ihnen bestanden hatte. Der letzteren Wappen, das auch auf Export-Etiketten verwendet wurde, enthält Joh. Holtmanns Bergisches Wappenbuch bürgerlicher Familien, Elberfeld 1912, S. 216.

Johann Wilhelm Schimmelbusch und Benjamin Schimmelbusch verschickten im Jahre 1799 viele Messerwaren, der letztere einmal in einer Sendung 30 Fässer (Verzeichnis der Lizenzfälle).

Als Nachfolger von Benjamin Schimmelbusch sind zu erwähnen Benjamin Schimmelbusch & Söhne, Fabrik und Handlung in Stahl- und Eisenwaren, seit 1. Januar 1824 Franz Ludwig Schimmelbusch in Wald.

¹⁾ J. S. B. ist die Abkürzung von Johann Schimmelbusch, wie sie auch als Klingenzeichen benutzt wurde. E. H. sind die Anfangsbuchstaben der Namen der Hausfrau. E. L. bedeutet Eheleute.

²⁾ Kommissionsbuch von Gebr. Weyersberg von 1783 bis 1798.

³⁾ Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1908, S. 101: „Aus Solingen nach Köln übersiedelte Familien“, und 1910, S. 167/72: „Aus Solingens vergangenen Tagen“.

Die Familien Weyersberg und Mumm. Nachträge

Im Archiv der evangelischen Kirchengemeinde Solingen wurde ein Zehnheft der Abtei Altenberg aufgefunden: „Liber decimarum in Solingen de anno 1488“, das unter den der Abtei zehntpflichtigen Ländereien auf S. 15 nennt: „Item noch 1 stuck, hait vurtzdyen eyn wyle gehort zu dem Peters Weyersberge, van 5 morgen, und licht bowen dem weegh am Heytbergk, yss tzienden giftlich“.

Über die in Nürnberg tätigen Wirsberger (vergl. Wend. Boeheim „Meister der Waffenschmiedekunst“, Berlin 1897, S. 224, u. Zeitschrift f. hist. Waffenkunde Bd. I, S. 117) verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Theodor Hampe, II. Direktors des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, nachstehende Aufzeichnungen:

1493: Veit Wirsperger wird in Nürnberg Bürger (seine Familie war also keine in Nürnberg einheimische) und zahlt dabei 2 Währungsgulden Aufnahmegebühr (Kgl. bayer. Kreisarchiv Nürnberg Ms. Nr. 235, 2^o; Bürger- und Meisterbuch v. 1462—1495, Blatt 218a).

1499: Sebald Baumhauer kaufte des Juden Seligmann Sarks Haus, zwischen Veit Wirsbergers des Bildschnitzers und Sebald Tuchers hausern gelegen, in der Judengasse, das jetzt zur roten Rose heißt, usw. (Nach Murr, Journal zur Kunstgeschichte XV [1787] S. 49.)

1502: 11. Juli. Veit Wirsberger der Bildschnitzer erwähnt (Stadtarchiv Nürnberg, Conservatorium VII. Band, Bl. 44).

1507/8: Veit Wirsberger, Bürger und Bildschnitzer zu Nürnberg, auch Elsbeth, sein hausfrau wird genannt, verkauft sein Haus in der Judengasse für 310 Gulden an Wolfgang Eysen (Stadtarchiv Nürnberg, Libri literarum Bd. 12, Bl. 85/86).

1510: Veit Wirsberger, Bildschnitzer, und seine Frau Elisabeth kaufen von Hermann Gollerer ein Haus bei dem Tiergärtort an der Stadtmauer am Eck (Stadtarchiv, Libri literarum Bd. 14, Bl. 161).

1524 kommt Veit Wirsberger bei der Gerichtsverhandlung gegen die 3 „gottlosen Maler“ Georg Penz und die Gebrüder Sebald und Barthel Beham vor (vgl. J. Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs II, S. 76).

1554: 12. Mai sagt Manrot Wirsberger, Platner (d. h. Plattenharnischmacher), sein Nürnberg Bürgerrecht auf, schwört Urfehde, gibt einen Abschiedsbrief und zahlt 7 Gulden Sabato adi (Kgl. bayer. Kreisarchiv, Bürgerbuch 1534—1631, Nr. 238, Blatt 198b).

1568: 18. Septb. tat Asarias Wirschberger, Redleimacher, das gleiche (ebenda, Blatt 205b).

Wohin sich die beiden wandten, ist nicht angegeben. Auch für ihren verwandtschaftlichen Zusammenhang mit dem Bildschützer Veit Wirsberger ergab sich kein Nachweis.

1552 Anthony Weierperg (undeutlich geschrieben) ist Maister worden am Freitag nach Jacoby im 1552 Jahr (Steyrer Meisterbuch der Messerer v. 1570); vgl. Zeitschrift f. hist. Waffenkunde Bd. I S. 117, V S. 222 u. 417.

Im Archiv des Reichskammergerichts in Weitzlar fand Herr Dr. H. Kelleter aus Neufß am Rhein (vgl. Bd. VI, S. 30) folgende Nachrichten:

Rezefs a. 1573, 25. November betr. Instandhaltung der Kirchspielswege (S. 2307/7834, Bl. 34 b).

Der obgemelter vertrag ist also mit vorbedachtem reiffen rath ingegangen, beliebt und beschlossen durch die ehrhafte und ehrbaren Wilhelm Weyersberg⁴⁾, zur zeit burgermeistern zu Solingen, Johann Mill usw.

Vertrag und abscheid zwischen Schleifer- und Fegerhandwerksbrüder (Schwertfeger) a. 1587, 23. Januarii (S. 2315/7859, Bl. 72 b) . . . Wilhelm Weyersbergh genannt als einer der Sechsmänner.⁵⁾

Verdragh zwischen schleifer und schwertfeger a. 1606, Febr. 8 (ebenda Bl. 73 b ff.)

Wilhelm Weyersberg, Hansen Momm unter den Sechsmannen genannt.

(Ebenda, Bl. 142a) 5. Okt. 1617 . . . die Sechsmänner Peter Weyersberg⁶⁾ und Hans Momm, Peter Klauberg und Heinrich Konigh unterschreiben nach Besichtigung der eingereichten Proben die zwischen Schleifern und Schmieden getroffene Vereinbarung über die Herstellung von Schwertern und Pungarden.

(Ebenda, Bl. 93 b), Speier 1625, Febr. 19 . . .

Anwalt Dulman schlägt vor, Peter Weiersberg, Peter Tesch u. a. als Zeugen zu vernehmen.

S. 2308/7835, Bl. 57 Obervogt Fr. v. Momm⁷⁾
Wilhelm Weyersberg

⁴⁾ Wilhelm (I), Bd. I, S. 128 und Johannes Holtmanns „Bergisches Wappenbuch bürgerlicher Familien“, herausgegeben von Berg, Geschichtsverein zu Elberfeld, 1912 S. 259.

⁵⁾ Adam von Daniels „Vollständ. Beschreibung d. Schwert-, Messer- u. übrigen Stahl-Fabriken zu Solingen.“ Düsseldorf, 1807, S. 79. Alphons Thum, „Die Industrie am Niederrhein“ II, S. 45, Leipzig, 1879.

⁶⁾ Peter (II), Bd. I, S. 119.

⁷⁾ Bd. I S. 20 — Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld 1909, S. 12 „Der Bürgermeister Peter Müm und seine Familie“; zwischen dem Obervogt Fr. Anton von Müm, (Möm, Momm) und dem Klingenkau mann und

a. 1700, alt 48 Jahr (? Wilhelm, (3), Bd. I, S. 142).

Bl. 67 Peter Weiersberg, Scheffe, alt 67 Jahr (Peter (5), Bd. I, S. 142).

„ 71a Joh. Möm⁸⁾, alt 60 Jahr.

Stoffel Momm am Neuhaus, † 3. 1. 1679, 50 Jahre alt (Bd. I S. 20).

Soweit sich bisher ermitteln liefs, haben sich vier Meister Weyersberg des Zangenzeichens bedient: Wilhelm (1), Clemens (1), Johannes (1) und Wilhelm (4). Auf einer Verwechselung dürfte es, glaube ich, beruhen, dafs in Bd. V, S. 160 dieser Zeitschrift die Zangenmarke auch einem Peter Wirsberg zugeschrieben wird. Sehr wohl möglich wäre allerdings noch ein fünfter Meister.

Wie sich die Erben des Wilhelm (1) über den Besitz und die Benutzung der wertvollen Beifzange verständigt haben, wissen wir nicht. Wahrscheinlich führt aber der Umstand, dafs Johannes Weyersberg oberhalb der Zange einen runden Knopf anbrachte und seinen Namen, ganz entgegen der Solinger Sprech- und Schreibweise, stets Wirsberger ätzen liefs, von einer besonderen Übereinkunft her.

Eine Degenklinge, die in dieser Weise bezeichnet ist (Bd. I, S. 120), gelangte 1905 aus der Sammlung Hammer in die Kgl. Leibrückkammer in Stockholm: Führer von 1911, S. 592, Fig. 179. Sie trägt seltsamerweise ganz genau wie eine andere, Bd. V, S. 114 erwähnte Klinge, die inzwischen die Kgl. Altertumsammlung in Stuttgart erworben hat, die eingeschlagene Inschrift PETER MONSIT ME FECIT SOLINGE.

Die Stockholmer Klinge ist zudem mit Soli Deo Gloria und einem F. III. bezeichneten Medaillonbild Kaiser Ferdinands III. in Ätzung versehen. Ihr Griff stammt, wie Herr Baron Rudolf Cederström, der Direktor der Kgl. Leibrückkammer, mich gütigst wissen liefs, aus einer späteren Zeit, etwa aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Er ist von vergoldetem Messing, das Griffholz ist mit versilbertem Draht umwunden.

Der Stuttgarter Degen wurde 1905 in der Bodenseegegend erworben. Sein Korbgriff ist aus ziseliertem Stahl, das wohlerhaltene Griffholz hat seine Umhüllung verloren.

Die eingeschlagene Inschrift der beiden Klingen zu erklären, ist mir, wie ich schon

Solinger Bürgermeister Peter Müm und der Schwertschmiede-Familie Mumm überhaupt sind verwandtschaftliche Beziehungen, wie sie eine Zeitlang angenommen wurden, bisher nicht festzustellen gewesen. — Johannes Holtmanns „Bergisches Wappenbuch bürgerlicher Familien“, 1912, S. 179.

Bd. V, S. 114, auch mit Bezug auf Scacenis und Descuris, ausführte, nicht möglich. Ein Familienname Monsit ist in Solingen nicht nachweisbar, und bergisch lautet latinisiert montanus, welche Bezeichnung sich in Hochschülerlisten aus jener Zeit häufig findet.

Zu Johannes Wirsberg (1), vgl. Bd. I, S. 120, 141/42 und 168, und Bd. V, S. 114.

Peter Mum der Jüngere meldete 1736 das Buchstabenzeichen ^{L, B} an (Bd. I, S. 21).

Wilhelm Mumm, 1746 Lizenzdeputierter (Stadt-Archiv Solingen u. L. P. A. 2).

Abr. Mûm zum Stockdum, Messerschmied 1787 (Bd. I, S. 20).

Samuel Mumm sandte 1793 von Cöln, von Mühlen (K. K. Artillerie-Zeugsubstitution) und von Brüssel beträchtliche Waffenaufträge an seine Verwandten Wilhelm und Peter (Gebrüder) Weyersberg in Solingen (Kommissionsbuch v. W. u. P. (Gebrüder) Wbg. v. 1783/98), zu Feld.

Joh. Wilhelm Weyersberg, 1759, 60, 63, 64 Lizenzdeputierter.

Ein Brief des Handwerksgerichtsschreibers Theod. Guillaume (Guillaume⁹): v. 27. 3. 1764 ist überschrieben:

à Monsieur

Monsieur Weyersberg, Marchand très-renommé à Feld. (Familienpapiere Eickhorn-Schulder.)

Henrich Reinhard u. Philipp Reinhard Weyersberg auf'm Heid im Kirchspiel Cronenberg 1779/1781 (Bd. I, S. 203).

Zu Wilhelm (11), gest. 1793 (Bd. I, S. 311) Die Überlieferung, Wilhelm sei auf seinen Reisen bis nach Spanien gekommen, mag begründet sein. Andauernde geschäftliche Verbindungen mit Spanien sind aber durch ihn nicht angeknüpft worden. Möglichenfalls liegt eine Verwechslung mit Italien vor, da das von Wilhelm und Peter Weyersberg in den Jahren 1783—1798 geführte Kommissionsbuch sehr viele Bestellungen aus Frankreich und Italien enthält. Die spanischen Beziehungen begannen 1803/04 mit Cadix und Barcelona, als Gebrüder Weyersberg neben der Waffenfabrikation mehr und mehr zum Kommissionsgeschäft übergingen.

Auf Grund des erwähnten Kommissionsbuches und der Listen der Lizenzgefälle von 1785/92⁹) wissen wir nunmehr, dafs die Firma „Gebrüder Weyersberg“ am 1. Januar 1787 ihren Anfang nahm und dafs Wilhelm (11) bis dahin das

väterliche Geschäft auf seinen Namen führte, allerdings schon mit Hilfe seines noch minderjährigen Bruders Peter (14), geb. 1766; vgl. Bd. I, S. 202 u. 311.

Das Kommissionsbuch führt Bestellungen auf aus Augsburg, Basel, Bern, Bordeaux, Braunschweig, Brüssel, Cambay, Coblenz, Coburg, Cöln, Copenhagen, Duisburg, Dürkheim (Türkheim), Emmendingen, Erlangen, Frankfurt a. M., Freiburg (Schweiz), Genf, Gent, Genua, Gevelsberg, Göttingen, Hannover, Iphenagen (Isenagen), Lausanne, Lindau, Livorno, London, Lüttich, Lüttringhausen, Lyon, Mailand, Mannheim, Marseille, Mecheln, Middelburg, Miltenberg, Mons, Mühlen (K. K. Artillerie-Zeugsubstitution), München, Münster, Neapel, Neuwegs, Nürnberg, Paris (1790 viele Bestellungen), Parma, Remscheid: Gebr. Hasenclever & Söhne, Ehringhausen, Joh. Hasenclever Franzen (?) Eydam a. d. Buckel, Arnold & Peter Hasenclever auf Ehringhausen, Joh. Gottfr. Hasenclever, Hasenclever Vater & Söhne (1789), Gebr. Hilger, (Joh.) Gottlieb Halbach (1790 in Brüssel), Ronsdorf: J. Friedrich Pieper (1789), Schwelm, Solingen: P. Wilh. Baumann in Clauberg, E. G. & A. Baumann, Höffgen, E. G. Baumann (Hendrichs Sohn) & Co. in Clauberg, Peter Baumann, Widdert, Hendr. Baumann Hendr. Sohn a. d. Kohlsberg, Joh. Wilh. Baumann, Joh. Pet. Baumann, Pet. Arn. Mumm, Samuel Mumm (1793 ab Cöln, Brüssel und Mühlen), Abr. Schimmelbusch (Febr. 1790 in Brüssel), Solothurn, Splügen (au pays des grisons), Strafsburg, Tournay, Tours, Turin, Valenciennes, Venedig, Verdun, Verona, Vevey, Wurstorf, Zürich.

Beachtlich verdienen die zahlreichen Aufträge der Remscheid-Ehringhauser Kaufleute und die, welche die Solinger Messerkaufleute Baumann von ihren Reisen mitbrachten. Da diesen selbst die erst 1809 aufgehobenen Privilegien der Solinger geschlossenen Bruderschaften den Klingenhändler vorehthielten, mußten sie die Bestellungen, die sie aufnahmen, an Solinger Klingenkauflaute weitergeben und sich mit dem Vermittlergewinn begnügen.

1801 hatten Gebrüder Weyersberg auch Abnehmer in Bonn, Cassel, Düsseldorf, Hamburg, Kaiserswerth, Lissabon, Luxemburg, Mainz, Metz, Nancy, Regensburg, St. Petersburg, Stuttgart, Winterthur und Würzburg. 1803/4 kamen solche in Cadix und Barcelona hinzu, 1805 und 1806 stieg der Gesamtumsatz bedeutend, 1807 lagen größere Aufträge aus St. Petersburg vor.

Schließlich seien einige Zahlen wiedergegeben, die Herr Referendar Max Dransfeld aus den Listen der Lizenzgefälle (Solinger Stadtarchiv: L. R., B. a) zusammenstellte und mir freundlichst mitteilte.

⁹) Joh. Holtmanns „Berg, Wappenbuch bürgerl. Familien“

1912, S. 88.

⁹) Solinger Stadtarchiv L. R., B. 4.

Die Lizenzgebühr wurde nach dem Gewicht erhoben. Dieses mußte von allen Klingen- und Messersendungen, ehe sie Solingen verließen, durch den Lizenzempfänger festgestellt werden. Es läßt sich mithin aus den vorliegenden Verzeichnissen ermitteln, wieviel Klingen und Messer ein jeder Kaufmann verschickte.

U. a. versandten		Zentner Klingen	
1735	Johann Knecht ¹⁰⁾	423	an 1. Stelle
	Clemens Weyersberg (3)	127	" 2. "
	Bürgermeister		
	Wilh. Weyersberg	47	" 13. "
	(ohne nähere Bezeichnung? 7, im Dahl)		
1764	Peter Weyersberg (11)	320	" 1. "
	Bürgermeister Abraham Berg	197	" 2. "
	Wwe. Johann Knecht	170	" 3. "
	Philipp Weyersberg	53	" 17. "
1786	Wilhelm Weyersberg (11)	524	" 1. ¹¹⁾ "
	Wwe. Eickhorn & Söhne	235	" 2. "
	Hd. Weyersberg	41	" 23. "

¹⁰⁾ Vgl. Bd. V S. 61 dieser Zeitschrift.

¹¹⁾ 17 % der gesamten Klingenerzeugung von ca. 40 Fabrikanten.

Mit dem Messerhandel haben sich damals weder Clemens noch Wilhelm Weyersberg befafst. Leider ist aus den Gewichtsangaben nicht auf die Beschaffenheit und den Wert der Klingen zu schließen, die je nach der Bestimmung sehr verschieden gewesen sein dürften.

George Washingtons Schwert, ein Geschenk des Theophilus Alte in Solingen (vgl. Bd. V, S. 60/61 u. 222). Das Solinger Lagerbuch (Grundbuch) von 1684/88 nennt zwei Angehörige der Familie Alte (Alde): Arnold Alde der ein Haus zur Rechten vom Markte nach der Bongen Hütten und Gartenland besaß und Clemens Alden Wittib, dem ein Haus in der Linckgassen und Gartenland gehörte.

Theophilus Alte wurde am 29. Juli 1772 als Solinger Bürger vereidigt. Die Lizenzgefällisten der Solinger privilegierten Kaufmannschaft (Stadtarchiv L. R. 6) enthalten 1798 und 1799 vereinzelt seinen Namen, 1798 im März und Juli brachte er je eine Kiste Klingen zum Versand.

Vielleicht gehörte seine Familie ursprünglich zu den später auch als Gelbgießer tätigen Kreuz- und Knopfschmieden, wie die Mertens, von denen Johann und Abraham schon 1735 Klingen verschickten. Albert Weyersberg.

VEREINS-NACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten ist:

Liebe, Dr. Georg, Archivrat, Magdeburg, Theaterstr. 3, I.

Veränderungen:

Major z. D. Funck, Berlin W. 30, ist nach Barbarossastr. 24 verzogen.

Oberst Perrier wohnt Bern, Junkergasse 59.

Oberst Shelesnow ist Kommandeur des 3. Ural-Kosaken-Regiments in Wlzlauk, Gouv. Warschau.

Major a. D. Sterzel wohnt Berlin-Wilmersdorf, Babelsberger Straße 4, II.

Anfrage. Band I, sowie Band II Heft 1—4 unserer Zeitschrift werden zu kaufen gesucht. Es wird gebeten, die Schriftleitung zu benachrichtigen, wenn ältere Bände oder einzelne Hefte unserer Zeitschrift irgendwo zu verkaufen sind, da ihr stets Nachfragen dafür bekannt sind.

Druckfehlerberichtigung

In dem Aufsatz von G. von Preradovic „Über Entersäbel“ ist zu berichtigen: S. 100, linke Spalte, 6 Zeile von unten: statt „Taxender“ lies „Taender“. S. 101, rechte Spalte, 4. Zeile von unten: statt „k. k.“ lies „k u. k.“; S. 105, rechte Spalte, 1. Zeile von unten: statt „Banjer“ lies „Banjer“. — Figur 13 stellt nicht den österreichischen Entersäbel der sechziger Jahre, sondern einen französischen Entersäbel dar. Die Abb. des österreichischen Entersäbels folgt hier nach:



Die Infanteriebewaffung der Hochrenaissance

Von Dr. Martin Hobohm, Hilfsarbeiter am Königl. Zeughaus

In dieser Zeitschrift wurden kürzlich interessante Bilder aus der Geschichte der Landsknechte entrollt. Das Interesse an der Waffengeschichte ist nun einmal, wie der Herr-Verfasser mit vollem Rechte erneut zu bedenken gibt, vom Studium der Truppenkunde und der Taktik nicht zu trennen. Gerade in dieser Richtung liegt für die Historiker der Waffe eine wichtige Aufgabe, nur leider pflegt sie vernachlässigt zu werden; Die Kommisswaffe kommt zu kurz neben der Elitewaffe. Für die Epoche des stehenden Heeres allerdings ist in dieser Beziehung schon viel, an manchen Stellen zu viel geschehen, weniger durch tiefgründige Wissenschaft, als durch andächtigen Patriotismus. Aber für die ältere Zeit geschieht desto weniger. Vergebens erkundigt sich die Kriegswissenschaft nach der Entwicklung der Muskete, nach dem Verhältnis zwischen Panzer und Durchschlagskraft der Geschosse, nach der Geschichte des Langspießes in Neuzeit und Altertum oder gar nach einer stichhaltigen Auskunft über den Streitwagen.

Leicht begreift man, warum es so ist. Die Elitewaffe ist schöner als die gemeine, und ist durch ihren höheren Wert von vornherein ein Objekt sorgsammer Pflege; das individuelle Element daran erweckt ein großes menschliches Interesse. Und doch sind diejenigen Antriebe zum mindesten nicht weniger wert, die an den Kriegswerkzeugen die Züge ihrer Durchschnittsentwicklung aufsuchen. Denn hier steckt das, was die historische Waffenkunde zur allgemeinen Kriegswissenschaft beitragen kann. Die vielbesprochenen Prunkrüstungen der Fürsten sind für den Ausgang der Schlachten nicht von Bedeutung gewesen. Umgekehrt bedeutet z. B. der Kommissharnisch der „Schwarzen Reiter“, dessen Entwicklung zur Stunde noch eine Doktorfrage ist, ein unentbehrliches Glied der Entstehungsgeschichte der modernen Kavallerie.

Es ist schwer zu sagen, wer vom andern mehr gewinnen kann, die Geschichte der Kriegskunst durch das Verständnis der Waffen oder

die historische Waffenkunde durch das Verständnis des Krieges. Die vorliegende Untersuchung wünscht beiden Parteien zu nützen. Wenn dem Kenner der Waffen die Bedingungen ihrer Handhabung in einer wichtigen Epoche dargelegt werden, so kommt es der Kriegswissenschaft darauf an, begreiflich zu machen, wie weit sie in der Beurteilung jener Waffen nun fortgeschritten ist, und in welchen Richtungen ihr Interesse weitersucht. Die erwähnte Studie von Walther Rose bietet dazu eine willkommene Anregung; hat er in die farbenreiche Welt der Landsknechte hineinblicken lassen, so mag nun einmal untersucht werden, wie sie ihr Waffehandwerk eigentlich ausgeübt haben.¹⁾ Beginnen wir die Diskussion bei den Schutz-
waffen.

Machiavelli, der überragende militärische Klassiker der Renaissance, behauptet, von den Landsknechten trüge keiner oder nur wenige Schutzwaffen (1512 oder 1513); das Werk über die Kriegskunst (1519—1520) gibt allen Infanteristen im Durchschnitt das Bruststück (petto) oder parallel dazu den Küras (corsaletto); nur wenige schützten Hüften und Arme, niemand den Kopf. Bei den Spaniern tritt der Schild hinzu.

Solche Durchschnittsangaben haben natürlich keine unbedingte Gültigkeit; doch dürfte Machiavellis Darstellung im allgemeinen als richtig anzusehen sein.

Jovius zwar spricht beim Einzug in Rom 1494 der großen Masse der Schweizer und Landsknechte jegliche Panzerung ab; aber das ist zuviel gesagt. Der den Ereignissen ungleich näher stehende André de la Vigne im Vergier d'honneur gibt denselben Mannschaften ganz allgemein den Brustpanzer und andere Rüststücke. Den 6000 Landsknechten, die im Jahre 1495 vor dem Mohren

¹⁾ Die ergänzenden Belege für die folgenden Ausführungen findet man in meinem Buche „Machiavellis Renaissance der Kriegskunst“, Berlin 1913, Verlag von Karl Curtius, Bd. II, S. 411ff. Das Erscheinen steht binnen kurzem bevor.

in Parade standen, gibt ein Augenzeuge durchweg das Bruststück und dieses allein.

Die Relation des venezianischen Gesandten Quirini vom Jahre 1507 schreibt allen Landsknechten und Schweizern Bruststück und Eisenhandschuh zu.

Sofern im zweiten und dritten Jahrzehnt mit der Hochflut der Langspieß-Verwendung auch der letzte Schutz noch vernachlässigt ist, hat doch danach eine Reaktion eingesetzt: je mehr die Spießträger an Zahl gegenüber den Schützen zurücktraten, desto mehr wurden sie Qualitätskrieger. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren die Worte Doppelsöldner, Pikenier und Gerüsteter (*corcelet*) synonyme Ausdrücke geworden.

In spezifischen Landsknechtsquellen der Machiavelli-Zeit — Memoiren des Fleuranges, Reisners Taten der Frundsberge — kommt öfter ein Ausdruck vor, den auch Vegez für die Fußknechte seiner Zeit anwendet: Die Knechte werden „nackend“ genannt, „nudati“, „tout nus“. Das braucht nicht notwendig auf ein Fehlen selbst des Bruststücks ausgelegt zu werden; der Mangel an Deckung blieb auch mit ihm noch groß.

Über das Zahlenverhältnis zwischen Gewappneten und Ungewappneten läßt sich eine Norm natürlich nicht aufstellen. Wo nur immer Gevierthaufen und Phalanx angewandt worden sind, haben natürlich die besten und bewehrtesten Krieger in den ersten Reihen gestanden. In der Renaissance traten die vornehmen Hauptleute selber mit ein, um den Leuten Mut zu machen, so Frundsberg, Fleuranges, Monluc, Coligny; „Laßt mich nicht von den Feinden zertröten werden“, rief Pescara, als er bei La Motta den Seinen voranging (1513). Die Knechte forderten das wohl geradezu, wie es von Bicocca (1522) am besten bekannt ist. Nicht ganz selten haben auch Gendarmen in beträchtlicher Anzahl mit zu Fufse gefochten, wie es sie unter andern Voraussetzungen schon das ausgehende Mittelalter hatte tun lassen. Selbstverständlich waren diese Aufsehglieder in der Schlacht sehr gefährdet; die feindlichen Schützen konzentrierten, wie z. B. bei Pavia bezeugt ist, ihr Feuer planmäßig auf sie, und bei Ceresole (1544) sind in einem Haufen eine große Zahl von „Gradierten“ Mann für Mann gefallen, während hinter ihnen das Gros der Knechte längst davongelaufen war.

Hier bieten sich also Stützpunkte für das Urteil Machiavellis, die Normal-Infanterie sei aus Mangel an Schutzwaffen zum hartnäckigen Gefecht untauglich. Für den Sturm auf Mauerbrechen, den er besonders heranzieht, sekundiert ihm der Landsknechtsführer Fleuranges. Die

Landsknechte, schreibt er, würden im Jahre 1513 Novara gestürmt haben, wenn mit jedem von ihnen ein Gendarm und ein Schütze gegangen wäre; denn ein Fußknecht, qui est tout nud, kann das nicht. Damals geschah es nicht; aber sonst liegen Beispiele vor, wo wirklich die Gendarmen die Bresche gestürmt oder verteidigt haben.

Machiavellis Gedanke wird weiter zu prüfen sein, wenn das Tatsachenmaterial vollständiger vorliegt.

Das Seitengewehr, das er dem Infanteristen gibt, ist natürlich in der Regel vorhanden gewesen; militärische Folgerungen werden daran nur bei den Spaniern zu knüpfen sein.

Für die Länge des Spießes ist im Rahmen unserer Betrachtung der maßgebende Ausgangspunkt die zehn Fuß lange Pike, mit der die Schweizer und Landsknechte Karls VIII. im Jahre 1494 nach Italien kamen; Jovius hat das Maß zweimal bei bedeutsamen Anlässen im gewichtigsten Tone festgelegt. Er bezeichnet die Spieße beim Einzuge in Rom als „eschene Lanzen von 10 Fuß mit einer schmalen Spitze von Eisen“ (*hasta fraxineae denum pedum angusto praefixae ferro*); beim Gefecht von Seminara (1495) läßt er dieselben Mannschaften den Italienern und Spaniern überlegen sein durch ihre „ziemlich dicken eschenen Lanzen von zehn Fuß Länge“ (*hasta denum pedum crassiores atque fraxineae*).

Dieser klassische Zeuge, der für sein Leben und seine Schriftstellerei das Aufkommen der Infanterie als einen Faktor ersten Ranges ansah, kannte natürlich den viel längeren Spieß der späteren Jahre auf das genaueste; er gab also das abweichende Längenmaß für das epochemachende Jahr nicht müßig an.

Neuere Historiker der Schweiz, Elgger, Häne und namentlich Escher, sind dafür eingetreten, daß die Schweizer die Wertschätzung des Spießes bei ihrem schon lange üblichen Reisläuferdienst in Italien gelernt hätten. Die militärische Entwicklung Italiens zeigt jedoch, daß das italienische Fußvolk dem der Schweizer konträr entgegengesetzt war. Den Italienern ging die Fähigkeit zum Bilden taktischer Körper ab: sie waren keine Infanterie, sondern nur ein Plänkler-Fußvolk; die Schweizer dagegen waren die Schöpfer dieses weltumstürzenden Prinzips, eben des taktischen Körpers. Dieser Gegensatz ist es, der für unsere Arbeit wichtig ist, denn er birgt in sich das militärische Schicksal der Renaissance. Escher, der noch auf den heutzutage einigermaßen verblüffenden Irrweg gerät, seinen Landsleuten das Verdienst der Neuschöpfung rundweg abzusprechen,

stimmt doch darin mit unserer Auffassung überein, daß die Eidgenossen jene Kunst tatsächlich besitzen haben. Auch von seinem Standpunkt aus bleibt es also ein Widersinn, daß sie von den Italienern etwas hätten profitieren können. Er hat ein paar Fälle ausgegraben, wo in Italien weit vor dem Jahre 1494 lange Spiefse bezeugt sind. Wie völlig nichtig das Argument ist, mag man daraus ermesen, daß die Italiener ihr Fußvolk beim Jahre 1494 gegenüber den Schweizern als wertlos bezeichnen, obwohl sie darin auch in diesem Augenblick ganz besonders lange Spiefse finden. Jacopo Nardi in einer vernichtenden Gesamtkritik nennt die Spiefse der altitalienischen Fußknechte sehr lang und schwach (*lancie molte lunghe e sottili*); den Reitern habe man damit nicht wagen dürfen, standzuhalten. Jovius erzählt aus der Schlacht von Fornovo am Taro (1495): „Die ersten Glieder der Italiener hatten überlange Spiefse, die sie mit dem linken Arm hielten und mit dem rechten aufschwengten, wie damals der Brauch war“; dahinter standen Schützen. (*Cum primi eorum ordines praelongas hastas laevo sustentatas brachio [ut tum mos erat] ab solo excurrent...*)⁹⁾ Die Schweizer brachen dazwischen in Gelächter aus und schickten ihre Läufer, um diese Italiener in die Flucht zu schlagen. Nicht der Spiefs macht das Fußvolk, sondern die Mannschaft wählt sich die Waffe je nach Absicht und Charakter⁹⁾.

Wenn Jovius, wie es wahrscheinlich ist, den römischen Fufs (0,298 m) im Sinne gehabt hat, so ergibt sich für die von ihm erwähnten Spiefse eine Länge von fast genau 3 Metern. Das ist noch kein Langspiefs, sondern reichlich einen halben Meter kürzer als die deutsche Kavallerielanze. Die 9 braccia, die Machiavelli dem Normalspiefs gibt, machen dagegen eine Länge von 5,35 m aus; denn er wird doch wohl den florentinischen braccio gemeint haben. Dieses Maß, rund 18 Fufs, trifft in den Spielraum hinein, den die noch vorhandenen Langspiefse der Zeit in ihrer wechselnden Länge lassen.

Die Differenz von weit über 2 Metern bedeutet für ungefähr 25 Jahre ein sehr rasches Wachstum; in der Zwischenzeit müssen die Unterschiede oft erheblich gewesen sein. Die Spanier, Franzosen und Italiener sind, wenn die Quellen

nicht täuschen, beieinem niedrigeren Durchschnittsmaß stehen geblieben. Es ist kein Wunder, daß in der Zwischenzeit mehrfach der Gedanke aufgetaucht ist, den Feind durch Übertrumpfung der Spiefslänge zu überwinden; das hatte schon Karl der Kühne gewollt, und noch im Jahre 1558 ist ein venezianischer Gesandter auf dergleichen hingefallen. Bei sonst leidlich ausgeglichener Qualität der Mannschaften konnte ein solches Mittel im einzelnen Gefechte wohl mal etwas nützen; aber ein technischer Vorsprung von unumstrittener Bedeutung wurde natürlich sehr bald von der Gegenseite eingeholt.

Die Schweizer und Landsknechte haben schließlich die Länge von 17 bis 18 Fufs unter sich als brauchbarste Norm ausgebildet; aber sie haben dauernd zwei verschiedene Arten der Handhabung angewendet, von denen die eine wiederum eine starke Verkürzung der Waffe mit sich bringt. Die Landsknechte pflegten den Spiefs am hintersten Ende anzufassen, die rechte Faust mit dem Schaftende wagerecht nach hinten ausgestreckt, die linke als Stütze des Schaftes vor der Brust. Die Schweizer dagegen hielten beide Arme mehr gesenkt, wie es sich von Natur ergibt, und griffen beim eigentlichen Fechten ein Stück nach der Mitte zu. Dadurch beraubten sie sich eines Teiles der deckenden Schaftlänge, und darum ist diese Gewohnheit ein Zeichen großer traditioneller Tapferkeit; auf der andern Seite gewannen sie durch die natürlichere Armhaltung und bessere Regelung des Schwerpunktes einen sichereren Stofs, was bei dieser recht schwierig zu handierenden Stangenwaffe von Wichtigkeit ist. Das nach hinten zu übrigbleibende Stück erlaubte ihnen, während des Fechtens den Schaft im Bedarfsfalle doch vollständig durch die Faust nach vorn sausen zu lassen und so der Spitze einen großen Aktionsradius zu schaffen. Ferner konnten die hinteren Glieder, indem sie die volle Holzlänge ausnutzten, in höherem Grade am Gefechte teilnehmen und namentlich in dem wichtigen Moment des Zusammenstoßes den Choc verstärken helfen. Der Landsknecht dagegen hatte den Riensenvorteil, eher zum Stofs zu kommen.

Gegen Reiterer wurde die Sicherheit des Widerstandes dadurch erhöht, daß die Leute des ersten Gliedes den Spiefs in die Erde stemmten. Dies Verfahren haben auch die Walliser angewendet, als sie gegen englische Ritter zu fechten hatten (bei Conway 1295); man sieht, solche Erfindungen bringt in kriegerischen Völkern der Instinkt auch ohne Anregungen von außen hervor.

Vielleicht steht der Unterschied im Spiefsgebrauch beim Infanteriegefecht hiermit in Zu-

⁹⁾ Soeben teilt mir Herr Martin Nell in Berlin aus seiner ungedruckten Dissertation über den Ursprung der Landsknechte mit, daß er an dem Vorkommen des Langspiefes auch in deutschen Gebieten vor 1494 festhalten will; doch stimmen unsere Auffassungen in den Grundlinien aufs kräftigste überein. — Auf die Studien von Müller-Hickler über Langspiefs und Helmbarte (in dieser Zeitschrift) möchte ich hinzuweisen hier nicht versäumen.

sammenhang. Die Schweizer hatten den Pikenkampf gegen Reiterei ausgebildet und mochten die von dorthier eingewurzelte Tradition der Handhabung auch weiter üben. Als die Landsknechte zur Reife ihrer Kunst emporstiegen, hatte sich die Reiterei schon abgewöhnt, auf die Spieße wirklich aufzupressen; ihre Gegner waren die Schweizer. Diesen gegenüber sicherten sie sich den ersten Stofs und renommierten vor Machiavelli: An uns kommt überhaupt keiner heran. Ausserdem ist ihr Verfahren dem Bedürfnisgünstig, wagerecht zu stofsen, das allein gegen Infanterie besteht, und das mit einer so langen Stange nicht ganz leicht ist.

Diese Gegensätze sind nicht als absolute aufzufassen; wir haben soeben schon die Vorstellung nicht vermeiden können, dafs die Schweizer auch ihrerseits in vielen Situationen die volle Spießlänge ausgenutzt haben. Beides sind nur Traditionen, zu denen der Usus gewohnheitsmäfsig den Nachwuchs erzog. Die Verfahrensarten konnten ganz gut in demselben Glied nebeneinander angewendet werden.

Für die naheliegende Hypothese, dafs die Aufseuglieder — etwa durch eine Gewohnheit der Doppelsöldner — kürzere Spieße geführt hätten, bleibt bei der Handhabung der Landsknechte kein Raum übrig, weil ihre Hauptthnung ja gerade der frühere Stofs ist. Zeugnisse darüber von symptomatischer Bedeutung liegen mir weder bei ihnen noch aus anderem Zusammenhange vor, mit Ausnahme des geringen Prozentsatzes kürzerer Spieße, die in der florentinischen Miliz geduldet wurden; vereinzelt werden sie auch bei den schweizerischen und deutschen Söldnern zu finden gewesen sein.

Nach diesen Erörterungen, die sich auf den einzelnen Infanteristen beziehen, schreitet die Betrachtung fort zum weltbewegenden Prinzip der „geschlossenen Ordnung“.

In der Grundlegung der militärischen Verhältnisse beim Jahre 1494 bezeichnet Guicciardini den Unterschied zwischen den italienischen und schweizerischen Fufsknechten folgendermaßen: „Die Italiener fochten nicht im festen und geordneten Gevierthaufen, sondern über das Feld zerstreut, und zogen sich meistens hinter die Deckung der Dämme und Gräben zurück. Die Schweizer dagegen, eine über die Mafsen kriegerische Nation, die durch lange Kriegserfahrung und viele glorieiche Siege den Ruhm der antiken Tapferkeit erneuert hatte, präsentierten sich zum Kampf in geordneten Scharen mit klarer und bestimmter Gliederzahl. Fest in ihrer Ordnung bleibend, traten sie dem Feind wie eine Mauer entgegen,

standfest und so gut wie unbesiegbar, wo das Gelände erlaubte, ihre Ordnung zu formieren.“

Die Aufrechterhaltung der Ordnung fällt für diese Mannschaften mit dem wohlverstandenen Selbsterhaltungstrieb zusammen. Nach dem Siege von Pavia und nach der Einnahme Roms brachten die Landsknechte es fertig, noch lange im Gevierthaufen stehen zu bleiben und zuzusehen, wie die anders gearteten Spanier beim Plündern den Rahm abschöpften. Nachdem in Piemont die Schlacht bei Ceresole geschlagen war, kam auf den niederländischen Kriegsschauplatz das falsche Gerücht, die Kaiserlichen hätten zuerst gesiegt und seien dann beim Plündern von übriggeliebenen Feinden zersprengt worden. Ein Soldat von geringem Rang meldete das nach Hause: „Wo Kaiserl. Maj. Kriegsvolk noch gute Ordnung gehalten und sich nicht von wegen des Plünderns alsbald von einander zertrient hätte, so hätte es mit Gottes Hilfe kein Not gehabt; alsbald eine Ordnung zertrient wird, so helf Gott, so ist es wahrlich aus.“

Am allerschwersten liefs sich die Ordnung natürlich dann bewahren, wenn der erste Schritt vom Feinde rückwärts getan war. Was hielt Georg Frundsberg für seine schönste Kriegstat? Dafs er einmal aus dem Bereich der Schweizer sich hatte in Ordnung zurückziehen können (1511 bei Valenciennes). Er stand schon aufmarschiert, als die Zahl der Gegner für überlegen erkannt wurde; der Rückzug wurde unvermeidlich. Nun maskierte man den eigenen Gevierthaufen durch die Reiterei, das neblige Wetter kam zu Hilfe, den Landsknechten täuschte Frundsberg vor: Sie wollten gemach ein klein wenig hinter sich weichen, um den Franzosen aus seinem Vorteil zu locken, und wollten dann angreifen. „Hett der Hauffen den abzug verstanden, und weren auss der Ordnung gelauffen, so hetten die Feind gemerckt und hetten im nacheilen sie alle erschlagen.“ Dies hat der Frundsberg „für sein höchst Glück und für die ehrlichst Kriegstat“ gehalten.

Machiavelli hat die Auffassung vertreten, dafs geschlagene und zurückflutende Reiterei befreundetes Fufsvolk leicht unbekümmert übertritt und in Unordnung bringt, wenn es im Wege steht. Für das Mittelalter, besonders in Italien, ist dieser Gefahr ein Teil der Schuld an der Verkümmrung des Fufsvolks zuzuweisen. Machiavelli überträgt ihre Bedeutung auch auf die Verhältnisse der neuen Zeit, und hat dazu einigen wirklichen Anlaß. Konnte dergleichen nun nicht mehr so leicht eintreten wie früher, so war es auf der andern Seite viel bedeutungsvoller, wenn es geschah.

Italienische Infanterie, deren taktischer Zusammenhang dauernd zu wünschen übrig liefs, ist

jener Gefahr noch im Jahre 1526 einmal in großem Mafsstabe verfallen, als der Papst Siena belagerte und bei einem kleinen Ausfall in dem Belagerungsheer eine schmähliche Panik entstand. Ohne eigentlich verfolgt zu werden, rifs aus, wer laufen konnte; die Rückzugstrafse war nur schmal; und „wenn nun Fußvolk sich setzen wollte, wurde es von den Reitern zersprengt, die mit verhängtem Zügel dahinjagten“.

Machiavelli hat sogar behauptet: „Wenn die Schweizer, die die Meister der modernen Kriege sind, mit den Franzosen in den Krieg ziehn, so tragen sie vor allen Dingen Sorge, sich auf eine Seite zu stellen (di mettersi in lato), dafs die befreundete Reiterei, wenn sie zurückgeschlagen wird, sie nicht trifft.“

Wie der Satz dasteht, bietet er keine sachlich haltbare Anschauung; der Aufmarsch zur Schlacht liefs für solche Bestrebungen der Schweizer in der Praxis kaum jemals Raum. Aber soviel wird richtig sein, dafs die schweizerischen Hauptleute derartige Sorgen wirklich gehegt haben, und dem Florentiner wird etwas davon zu Ohren gekommen sein. Auch in Quirinis Relation (1507) wird ausführlich erzählt, wenn die befreundeten Reiter der deutschen oder schweizerischen Infanterie auch nur nahe kämen, so würden sie feindlich begrüfst, aus Sorge, sie möchten die Ordnung zersprengen. In der Not des Kampfes ist solcher Schaden in gröfserem oder geringerem Mafsstab doch immer wieder vorgekommen, so bei Pavia (1525), Ceresole (1544), Renty (1554) und St. Quentin (1557), stets auf der unterliegenden Seite. Die sprengende Wucht des Anpralls und die ansteckende Wirkung der Panik waren für die Infanteriekörper bei diesem Mannschaftsmaterial in der Tat Gefahren, die Beachtung verdienten.

Die ganze militärische Welt war darin mit dem florentinischen Kanzler einer Meinung, dafs Schweizer und Landsknechte, die Lehrmeister der neuen Taktik, allein vermöge des Gevierthaufens bemerkenswerte Erfolge erzielten. Beim Sturm auf Festungen wurden ihnen die andern Nationen durchweg vorgezogen; und nach der Auffassung französischer Theoretiker haben die Schweizer es im Dienste Frankreichs geradezu als eine gewohnheitsmäfsige Rechtsanschauung ausgebildet, dafs sie ausschließlich für die Feldschlacht erworben seien. Die schweizerische Geschichte kennt freilich manchen erstaunlich kühnen Handstreich gegen feste Plätze und auch einige ausdauernde Stadtverteidigungen; gereiztes Ehrgefühl, Beutegier und gefährdete Selbsterhaltung liefsen manchmal auch auf diesem Gebiete grofse Leistungen zustande kommen. Aber normaler-

weise war es doch anders. Alle ihre Tradition und Kunst zielte auf die rasche Entscheidung des Augenblicks ab; je mehr sie sich darin überlegen fühlten, desto weniger behagte es ihnen, sich zu den langwierigen Strapazen des Belagerungskrieges zu bequemen. Beim Sturm selbst konnten sie doch nur selten in geschlossener Masse angreifen; gewöhnlich kam es dabei auf gewandten und zähen Einzelkampf an, und dazu zeigten sie nach dem Zeugnis der sachverständigen Zeitgenossen weder Neigung noch Begabung.

Wie aber kämpften nun eigentlich diese gewaltigen Haufen, wo sie aufeinandertrafen? Niemand hat sich die Tapferkeit zyklopenhafter, herkulischere Ziele gesetzt.

Die beiden beherrschenden Gesichtspunkte sind der eigene unzerreibbare Zusammenhang und das Streben, die Gegner auseinanderzusprengen.

Welche Dichtigkeit der Aufstellung wirklich erreicht zu werden pflegte, vermag ich zahlenmäfsig nicht zu belegen. Die Theoretiker des Jahrhunderts, die viel Zahlen angeben, widersprechen sich und sind wegen ihrer Neigung zu doktrinären Konstruktionen, beeinflusst durch klassische Reminiszenzen, im allgemeinen dafür unbrauchbar; bisher sind, soweit meine Studien reichen, weder aus ihnen noch aus andern Quellen Zeugnisse von greifbarer Zuverlässigkeit herausgeschält worden.

Machiavelli seinerseits normiert, ohne ein fixierbares Verhältnis zur Wirklichkeit zu bieten, in seiner Idealschlacht die Rottenbreite der Pikeniere und Schwertkämpfer gleichmäfsig auf $1\frac{1}{2}$ Fufs, die Tiefe des Gliedes auf 4 Fufs. In der Studie über den Pikenkampf gibt er den Raum des Gliedes während des Gefechts auf 3 Fufs an.

Dagegen findet man nun bei ihm höchst wichtige Hinweise anderer Art: Die dem vollen Wortlaut nach zutreffende Bemerkung, der Schlachthaufe dränge sich seiner Natur nach fortwährend zusammen; die übertriebene, aber nicht grundlose Behauptung, dies Zusammendrängen nehme einen solchen Grad an, dafs der Spieß gar nicht mehr gebraucht werden könne; endlich der Satz: „Die ungestümen Ultramontaner, in eine Masse zusammengeballt, drücken einer den andern vor.“

Der Kern dieser Behauptungen ist, dafs die Fufsknechte in der Massierung möglichst vieler Waffen auf möglichst engem Raum einen Wett-eifer ausgebildet hätten, der dem natürlichen Bedürfnis des Fechters nach Bewegungsfreiheit zuwiderläuft.

In Reiners Beschreibung der Schlacht bei Bicocca steht: Die Schweizer „drangen so hart hernach, dafs beide Haufen die langen Spiefs nit wohl brauchen konnten“. In Marschall Tavanens Memoiren heifst es ohne Beschränkung auf einen besonderen Fall: „Die Spiesfe der ersten Glieder halten aus (soutienent), die des dritten und vierten stossen.“ So stark war also der gegenseitige Druck der Fronten! Tavanens möchte aus diesem Grunde den ersten Gliedern stärkere Schäfte in die Hand geben als denen vom dritten an; das Brechen spielte eine Rolle.

Der „Treue Rat“ setzt einmal auseinander, was dem Verfasser — wüfte man nur, ob es wirklich Frundsberg ist! — selber am Herzen liegt und ihm vom verstorbenen Kaiser Maximilian allezeit befohlen sei: „Man soll die Ordnung breit machen, drey mahl so breit als sie lang ist, und last euch davon niemand abreden. Ich habe es aus gewisser Übung und erfahrung, das breite Ordnung nützlicher denn die gevierdten Ordnung, das kan ein jeglicher bey sich selbst messen, als viel ein Ordnung breiter ist, weder die ander, also weit bricht man in die Seiten ein, und fast die schmale Ordnung zwischen die Arm, das ist der rechte todt und gewinn der Schlacht, ob gleich die schmale Ordnung viel mechtiger am Volck ist, dann die breite, dann wenn man in dieselbe in die seiten kompt, so sein sie verloren denn es müssen doch die foedersten 5, oder 6, Glieder die Schlacht gewinnen oder verlieren, ehe mehr Leut zu der arbeit kommen können, je leichter es zugehet, und ist nicht die meinung, das man sagt, die Ordnung sollen dicke sein, darumb das sie frisch hernach können dringen, denn die foedersten, die die Erbeit thun sollen und müssen, die wollen nicht überdrengt werden, man mus ihn den freyen stich lassen, sonst dränge man sie hienein, wie man ein Volck in einen Graben stiesse, und machte sie Alle wehrlos, darumb last euch von der breiten Ordnung niemand reden.“

Aus solchen Betrachtungen gewinnt man von der Stärke des erzielten Chocs eine lebendige Vorstellung. Es gehörte dazu natürlich das gleichzeitige Niederlassen von mehreren Spiesfreiheiten. Die Schweizer suchten durch ihre tapfere Verkürzung der Spiesfe im ersten Glied womöglich mehr Waffen zugleich wirksam werden zu lassen, und unter allen Umständen mußte jeder versagende Spiefs im selben Augenblick ersetzt werden, weil das ganze Streben des Gegners darauf ausging, eine Lücke zu schaffen und sie nachdringend zu vergrößern.

Diese Massierung der Waffen läfst sich weiter treiben, als man sich von vornherein vorzustellen

geneigt ist; ich habe es selber bei einem Piken-Exerzium erfahren, das im Jahre 1906 durch Delbrück im Berliner Zeughaus veranstaltet wurde. Man drängt sich im Gliede derart fest zusammen, dafs die Menschen und die Spiesfe sich im Gehen gegenseitig Halt leihen; zum Zweck des Waffengebrauches wendet man dem Gegner mit Notwendigkeit nur die Schmalseite des Körpers zu, so dafs er sehr wenig Frontraum einnimmt; die Fatalität des Klemmens der Finger zwischen den Schäften muß manchen Mann vorübergehend am Stofsen hindern, aber das kommt nicht in Betracht neben dem Gesamtergebnis, dafs die Spieshecke im ganzen undurchdringlich wird, und außerdem werden die Mannschaften der äußeren Glieder in der Regel Blechhandschuhe getragen haben.

Den ersten Gliedern durch physischen Druck eine gewaltige Stofskraft zu geben, war ein wichtiger Beruf der großen Masse, die nicht zum Fechten kam. Den Rekruten wurde das kräftig eingeschärft: Monluc will bei Ceresole hinter den Haufen der unerfahrenen Gasconger angesehene Knechte gestellt haben, die immer rufen mußten: „Poussez, soldats, afin de nous pousser les uns les autres.“ Der Druck, das „Nachdrücken“, wurde ein Lieblingbegriff der Zeit; es ist erstaunlich, was alles die Humanistenübersetzer durch dies eine immer wiederkehrende Wort wiedergeben; die Chronisten deutscher Zunge brauchen es auch im übertragenen Sinne, für Verfolgung durch Reiter oder strategisches Zurückdrängen und energische Kriegführung überhaupt.

So schwierig und langsam das Zurücklegen beträchtlicher Strecken im Gevierthaufen gewesen sein muß, für ein sehr kurzes Stück liefs sich in engstem Aufschlufs der Masse mit Hilfe des Gleichtritts doch ein kräftiger Geschwindigkeitsschritt anschlagen. Recht instruktiv ist die Debatte, die sich in der Schlacht bei Ceresole über das Eingreifen der Schweizer zwischen deren Führer und dem leitenden französischen Offizier entspann; beider Berichte über das Gespräch stimmen miteinander überein. Die Eidgenossen sollten die Landsknechte angreifen, die hinter der feuernden Artillerie standen. Aber der schweizerische Anführer Wilhelm Frölich weigerte sich: Sobald seine Leute beim Vormarsch ins Geschützfeuer kommen würden — jetzt hatten sie sich niedergeworfen —, würden sie nicht mehr zu halten sein, sondern die Artillerie unterlaufen, und dann ohne Ordnung an die Landsknechte kommen. Man solle lieber deren Angriff abwarten, der das Geschütz maskieren würde. Der Franzose gesteht, dafs er habe zu-

stimmen müssen. Die Landsknechte kamen nachher nur sehr schlecht über den Zwischenraum hinweg. In Frölich's amtlichem Berichte heißt es: „Da hab ich die Eydgenossen nit wöllen lassen louffen/ besonder sy all uff den knüwen heissen beliben/ bis das sy uff uns kommen sind uf die zwentzig schritt, da haben wir sy angelauffen.“

Man hat nun eine Vorstellung davon, mit welcher Stoskraft die Spiesfronten aufeinandertrafen, wenn beide Mannschaften von entschlossenem Kampfwillen erfüllt waren.

Mit vollem Rechte hat der erfahrene Verfasser des „Treuen Rates“ zu bedenken gegeben, daß diese elementare Wucht den „freien Stich“ in Frage stelle. Nicht minder wahr und beachtenswert ist auch Machiavelli's Wort, daß der Langspieß ins Handgemenge gar nicht hineinpasste.

Der Spieß ist unter allen Waffen eine der natürlichsten; der Langspieß aber bedeutet in seinen beiden welthistorischen Debüts eine Überspannung dieser einfachen Fechtweise.

Die mazedonische Phalanx war einst aus dem Unwesen entstanden, feindliche Infanterien, denen man es an Beweglichkeit nicht gleichzutun hoffte, durch die undurchdringliche Dichtigkeit der Spießschecke zu überwinden. Die Infanterie der Renaissance dagegen war im Kampf mit einer durch moralische und physische Kraft scheinbar unüberwindlichen Keiterei herausgebildet worden; den Schild ganz beiseite lassend, der hier nichts nützen konnte, hatten die Schweizer ihre taktische Ordnung allein auf den möglichst günstigen Gebrauch des Spießes gegründet.

Mit derselben Kunst trat dann der Fußknecht auch gegen den Fußknecht selber auf und steigerte sie nun erst zu ihrer wichtigsten Kraft. Im Gefecht gegen die Keiter waren neben der geschlossenen Ordnung und dem Spieß die einzeln kämpfenden Hellebardiere als Schwesterwaffe gleichberechtigt wirksam gewesen. Seitdem man aber als Hauptfeind gleichartige Pikenerbataillone anzusehen hatte, traten alle andern Zwecke und Rücksichten der Infanterie gegen das Interesse an der geschlossenen Ordnung zurück, und der Wert aller übrigen Kampfmittel wurde nach dem Verhältnis zu diesem Hauptzweck normiert.

Der feste Zusammenschluß mit Deckung nach allen Seiten, den man beim Widerstand gegen die Keiterei gelernt hatte, wurde nicht vermindert; der Druck der Massen aufeinander erlangte eine Tragweite und systematische Durchführung, die den Mazedoniern fremd geblieben war, weil sie niemals auf einen ebenbürtigen Massendruck gestoßen waren und weil der Gevierthauf mit seiner größeren Tiefe und kür-

zeren Front zu einem solchen einheitlichen Stofs viel geeigneter ist als die längere und dünnere Phalanx.

Ihr nächstes Resultat, ihren unmittelbaren Ausdruck fand diese Entwicklung in dem Streben, in der Front des Gevierthaufens möglichst viele Waffen gleichzeitig nutzbar zu machen. Dasselbe hatten die Sarissenträger gewollt, um gegen eine im Einzelkampf überlegene Infanterie bestehen zu können; zwischen den Schweizern und Landsknechten entstand diese Wirkung umgekehrt aus dem gegenseitig sich steigenden Wettstreit zweier gleichartiger Truppen.

Die Pike erlangte durch vermehrte Nachfrage unter den blanken Waffen das zahlenmäßige Übergewicht und wurde nun erst allgemein zum Langspieß gesteigert. Durch diese unbequeme Verlängerung, durch das Übereinanderfällen der Schäfte und durch das drängende Zusammenpressen der Mannschaften verminderte man die Aktionsfähigkeit des einzelnen Mannes. Das war ein großer Nachteil; aber man mußte ihn in den Kauf nehmen, weil die aufs höchste gesteigerte Massenwirkung die einzige Kunst war, die bisher ausgebildet war, und für welche die geringe Schulung der Truppen hinreichte.

Doch fehlt es im Rahmen dieser unbehilflichen Technik nicht völlig an Versuchen, die Übelstände zu korrigieren; und diese Seite der Sache gehört zu den interessantesten.

Was die Schweizer und Deutschen auf diesem Gebiete geleistet haben, ist freilich sehr plump. Machiavelli sagt: „Gegen Fußvolk erfüllen die Piken ihren Zweck vortrefflich, ehe das Handgemenge beginnt; sobald dieses aber anfängt, werden sie unnütz. Darum stellen die Schweizer, um diesem Nachteil zu entgehen, immer hinter drei Glieder Piken ein Glied Hellebardiere; sie tun das, um den Piken Raum zu geben (dare spazio), was aber doch nicht genügend erreicht wird.“ Es ist nicht ganz sicher zu sehen, ob der Klassiker mit diesen Worten — von der zahlenmäßigen Schematisierung einstweilen ganz abgesehen — die richtige Vorstellung verbunden hat. Schlagwaffen, nämlich in diesem Falle Helmbarten und zweihändige Schwerter, standen in den Aufsgliedern verteilt, um durch Zerhauen von Pikenschäften die Arbeit der Hauptkämpfer zu erleichtern, ferner um etwa eingedrungene Gegner totzuschlagen. Es wurden auch Schützen in die Aufsglieder aufgenommen, um aus der gegnerischen Front besonders gefährliche Matadore herauszuschleusen.

Die Verwendung dieser Waffen beschränkte sich aber von selber bedeutend. Sie alle, Schießgewehr, Helmbarte und am meisten der Biden-

händer, brauchen ungleich mehr Platz als der Spieß. Wenn ihre Träger nach dem Zusammenstoß ihre Arbeit begannen, müssen sie mit dem Nutzen doch auch viel Störung verursacht haben, obwohl man sich vorzustellen hat, daß solches Geschäft nur ausgesuchten Professionisten übertragen wurde. „Frundsberg, der wider die Angreifenden im ersten Gliede stand, schwang sein Schwert gewaltig, keuchte, wie ein Holzhacker keucht, der im Walde eine Eiche fällt, und hieb wieder.“ So erzählt Ranke aus der Schlacht bei La Motta (1513) den Zeitgenossen nach.

An dem Gebrauch dieses groben Hack-instrumentes ermißt man von neuem, wie fest die Spießhecken ineinander verfangen waren: Ein Zerhacken der Schäfte war nur möglich, wenn sie zuverlässigen Widerstand boten; also müssen viele fest gegen die Panzer gestemmt gewesen sein.

Die Schlagwaffen widerstreben schroff dem hier sonst auf das äußerste getriebenen Prinzip der geschlossenen Ordnung. Aber man hat sich nicht anders zu helfen gewußt; die Überspannung dieses Prinzips, das sich nicht selber aufzugeben vermochte, wurde so stark, daß es in sein Gegenteil umzuschlagen begann. Das Waffenhandwerk der Landsknechte offenbart sich hier in seiner ganzen inneren Bedingtheit und Primitivität.

Merkwürdig ist es nun, daß gleichzeitig die Spanier ein anderes Auskunftsmittel versucht haben, mit dem sie an ein altes Kernproblem der Kriegsgeschichte streiften: sie versuchten, dem Spießträger mit Schild und Kurzsword beizukommen.

Machiavelli hat dies Problem in seinem vollen Umfange aufgerollt; wir rühren hier an den Kern seiner taktischen Reflexionen. Ob er dabei die richtigen Folgerungen gefunden hat, muß in anderem Zusammenhang untersucht werden; aber unter allen Umständen verdient die Kraft seines Gedankenganges Bewunderung. Die antiken Vertreter des Langspießes, die Mazedonier, waren von den Römern überwunden worden, die sich auf Schild und Schwert verließen. Warum sollte, so dachte er, gegen den modernen Langspieß nicht dasselbe Mittel helfen? In der neuen Zeit selber fand er dafür schon zwei Belege: die Gendarmen Carmagnolas und die Rondarschiere der Spanier.

Carmagnola hat bei Arbedo einen Sieg über Schweizer errungen (30. Juni 1421). Der taktische Verlauf ist bisher nicht mit Sicherheit aufgeklärt; was jedoch Machiavellis Bezugnahme darauf methodisch zur Sache beiträgt, ist leicht einzusehen. War der Gendarm erst einmal auf Degenlänge am Feind, so berichtet er, dann

war er durch seine besseren Schutzwaffen unbedingt überlegen. Wir brauchen nun über die Schutzwaffen der Eidgenossen bei Arbedo eine Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht erst aufzumachen, denn der Klassiker überträgt — ganz nach dem normalen Stil seiner Methode — die Verhältnisse seiner eigenen Zeit auf die frühere, und überträgt weiter den Mangel an Schutzwaffen beim Durchschmittpikenier auch auf die Doppelsöldner der ersten Glieder, deren bessere Ausrüstung ignorierend. Es ist falsch, daß im Schwertkampf mit einem solchen Doppelsöldner der Gendarm notwendig überlegen gewesen wäre. In der *Arte della guerra* steht sogar der widersprechende und doch zutreffende Gedanke, daß allzuviel Schutzwaffen für ein solches Gefecht gar nicht wünschenswert seien, weil sie die Beweglichkeit beeinträchtigten; eine Ausrüstung nach Art der römischen Legionäre — Helm, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, Schild — sei vorzuziehen. In analogem Sinne steht in *Quirinis Relation* (1597): Der deutsche Gendarm kann, weil er eine leichtere Schutzrüstung hat als der italienische, jederzeit vom Pferde steigen und mit der Lanze in die Reihe der Pikeniere eintreten, um zu fechten wie sie, was die Deutschen zur Gewohnheit ausgebildet haben.

Soviel ist richtig, daß im Kampf zwischen Schwert und Spieß das wichtigste Problem für den Schwertkämpfer ist, dem Gegner an den Leib zu kommen. Bei Arbedo ist mit kombiniertem Angriff auf Front und Flanke zu rechnen, und die Überlieferung spricht viel davon, daß die Schweizer neben den Helmbarten zu wenig Spiesse gehabt hätten. Wenn gegenüber den auf die höchste Dichtigkeit der Spießhecken gesteigerten Schlachthaufen, mit denen Machiavelli zu tun hatte, Ritter in die ersten Glieder der Infanterie eintraten, dann taten sie es als — vermöge ihres Elans und ihrer Rüstung — erstklassige Pikeniere unter den Pikenieren. Daß sie dagegen mit dem Schwert, wie unser Theoretiker voraussetzt, nichts Entscheidendes ausrichten konnten, mag das Schicksal der Parallelerscheinung bei den Spaniern belegen.

Als diese im Jahre 1495 mit Gonzalo nach Italien kamen, brachten sie dieselbe Bewaffnung und Fechtweise mit, mit der auch die Neapolitaner sich zu ihnen gesellten: den aufgelösten Kampf der Plänkler, Schild, Schwert und leichten Spieß, Wurfspieß und andere Fernwaffen.

In den Kriegen gegen die Mauren, die ihnen mit den gleichen Waffen entgegengetreten waren, hatte der spanische Fußknecht aber eine ungleich kraftvollere Tradition entwickelt als der italienische, der nur ein mifsachtetes Anhängsel der Gendarmen-

heere war. Von diesem mittelalterlichen Element wurde nun auch im geschlossenen Infanteriekampf der Neuzeit für eine Weile noch Nutzen gezogen.

Machiavelli berichtet aus der Schlacht bei Ravenna (1512) in dem gleich danach verfaßten „Principe“: „Durch die Beweglichkeit ihres Körpers und mit Hilfe ihrer kleinen Schilde drangen die Spanier von unten zwischen die Piken und griffen die Deutschen ohne Gefahr an, ohne daß diese etwas dagegen hätten tun können.“ Der Autor läßt nach seiner schematisierenden Weise hier und in der ganzen Darstellung der Spanier den Spieß völlig zurücktreten; man entnimmt aus seinen Worten, Schild und Schwert seien die spanische Normalbewaffnung gewesen. Es muß das korrektere Bild des Petrus Martyr danebengehalten werden: „Graf Navarra wandte in dieser Schlacht ein „Stratagem“ an, das bisher unbekannt war. Während von beiden Seiten mit den zur Schulterhöhe erhobenen langen Spießen gestritten wurde, ließ er einige ausgewählte Fufsknechte, wohlgeübte Soldaten, unterhalb der langen Spieße am Boden hinkriechen und die kämpfenden Soldaten Frankreichs mit kurzen spanischen Schwertern gebückt und gleichsam aus dem Hinterhalte treffen.“ Ebenso läßt auch Nardi, der sich auf den Bericht des florentinischen Gesandten im französischen Heere und andre frische Nachrichten beruft, das Manöver nur von „einigen ausgesuchten Fufsknechten“ ausgeführt sein. Eine Auffassung, die nicht wörtlich genommen zu werden braucht, aber doch die Neuheit der Sache und die feste Dichtigkeit der kämpfenden Spieße illustriert, steht in Anshelms Berner Chronik: Es waren auch einige Hundert Schweizer auf beiden Seiten verteilt gewesen. Die Haufen „drangen so hart in einander, daß etlich Spanier hinter den Spießens aufsprungen, und über d' Spießs und die Köpf us liefen, Vil darniederstachen und schlugen.“

Es handelt sich, wie man sieht, um eine Erscheinung genau analog den Bidenhändern, um eine Nebenwaffe, die in der geschlossenen Infanterie nur als Korrektiv gegen die überlebige Verwendung des Spießes Bedeutung hatte.

Eine Entwicklung ist der einen so wenig beschieden gewesen wie der anderen. Mehr als bei Ravenna haben die spanischen Tartschenträger niemals ausgerichtet, und kaum jemals nur ebensoviele. Machiavellis zweites Beispiel ist ein Gefecht vom April 1503 kurz vor der Schlacht bei Cerignola. Auch Jovius, der es nach der Stadt Gioia lokalisiert, berichtet Ähnliches; aber das Ganze war ein Vorgang untergeordneten Ranges.

Nach Ravenna haben die Spanier sich immer ausschließlicher an Pike und Feurgewehr gehalten. Der Schild kommt zwar vereinzelt noch lange vor, wie er auch unter den andern Nationen bisweilen auf dem Schlachtfeld verwendet worden sein mag; beim Sturm auf Festungen behielt er seine natürliche Rolle. Aber selbst bei den Theoretikern Spaniens, die am ehesten zu seiner Pflege berufen waren, tritt die Waffe gegen Ende des Jahrhunderts vollständig zurück.

An sich war ja der Nutzen, der daraus zu ziehen war, sehr einleuchtend, und die Nachrichten über Ravenna, namentlich auch Machiavellis Hinweise, werden noch oft den Gedanken der Nachahmung geweckt haben. So hat Marschall Brissac einmal eine kleine Elitemannschaft dazu vorbereitet und dachte einen großen Coup damit zu machen (1555); er hat dann aber gar keine Schlacht geliefert. Moritz von Oranien, der in der Praxis bei jeder Kompagnie drei ausgesuchte Rondartschiere forderte, hat theoretisch noch viel mit dem Gedanken gespielt, die Waffengattung auszugestalten; klassische Studien, wahrscheinlich auch Machiavelli-Lektüre, haben ihn darauf hingeführt. Im Jahre 1600 sagte er zu Montgomery: „Hundert Rondeliers würden zweihundert Pikienere werfen.“ Das ging auf Experimente zurück; man hörte ganz gelegentlich einmal, daß er in der Gegend von Gioia mit Schwert und Schild gegen 60 Pikienere hat auftreten lassen.

Aber an eine solche Ausgestaltung war freilich im Ernste noch nicht einmal für Moritz, geschweige denn für seine Vorgänger wirklich zu denken. Die paar ausgesuchten Einzelfechter, die wir mit Schild und Schwert haben arbeiten sehen, erzielten ihre Erfolge gegen die Riesenkraft der Landsknechtshalanz doch eben nur als untergeordnete Bundesgenossen einer gleichartigen Phalanx; und wenn sie etwa, wie es bei jenem Gefecht von Gioia 1503 gewesen zu sein scheint, und wie es Moritz theoretisch ausprobiert hat, gegen eine Pikienierabteilung selbständig gewirkt haben, so war das nur in ganz kleinem Maßstabe möglich. Wenn Schwertkämpfer massenweise auftreten sollen, bedürfen sie eines ganz anderen Grades von Führung als Pikienere, einer Disziplin, wie sie in diesem Jahrhundert nicht vorhanden war. Die Wucht und Stabilität des gewaltigen Spießhaufens konnte von Schwertkämpfern, sei es allein oder im Zusammenwirken mit kleinen Pikienierabteilungen, nur durch nachgebende Zähigkeit in der Front und bewegliche Umklammerung der Flanken überwunden werden. Das ist eine Aufgabe von außerordentlicher Gefährlichkeit und Schwierigkeit und fordert

taktische Körper von so feiner und zuverlässiger Struktur, wie sie hier nicht entfernt zu Gebote standen.

Der Spanier seinerseits, begünstigt durch die glücklichen soldatischen Qualitäten seiner Natur und die denkbar günstigsten Voraussetzungen seiner militärischen Erziehung, hat den höchsten Grad von Manövrierfähigkeit erreicht, der im Rahmen dieses Infanteriewesens möglich war. „Er hat,“ sagt Jovius einmal, „was er von den Schweizern und Deutschen entlehnte, mit einigen geschickten Zusätzen zu einer vorteilhafteren und brauchbareren Form kombiniert.“ Diese Zusätze sind der Gebrauch der Tartsche, der kürzere Spiefs, die unerreichte Ausgestaltung der Handfeuerwaffe, und als Voraussetzung, wie als Folge aller dieser Dinge eine allgemeine Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde, ein weniger krampfhaftes Anklammern an die geschlossene Ordnung. Als bei Pavia und in Rom nach errungenem Siege die Deutschen sorgenvoll im Gevierthaufen stehen blieben, wagten die Spanier, sich zu zerstreuen, und gewannen beim Plündern den Vorsprung.

Allein es ist ein Unterschied des Grades, nicht des Wesens. Der Charakter der Truppen blieb nach Disziplin und Fechtweise im Kern derselbe; und was die Spanier an Beweglichkeit voraus hatten, machte wiederum fraglich, ob sie es den Deutschen in deren eigentümlicher Forsche, eben der Festigkeit der Ordnung, gleichtun könnten. Bei Ravenna war es unter sehr günstigen Umständen geglückt; aber die Probe ist niemals wiederholt worden, und Jovius, der die militärischen Verhältnisse immer wieder gründlich abwog, hat es in den allgemeinen Erwägungen über die Schlacht bei Pavia mit vollem Bedacht verneint.

Daran jedoch braucht man, trotz Machiavelli, nicht zu zweifeln, daß die Spanier der leichteren Aufgabe gewachsen waren, der Reiterei durch festen Zusammenschluß zu widerstehen. Der Klassiker hat auf Grund der Erfahrung von Ravenna gleich danach im „Principe“ das Verdikt gefällt: Die spanische Infanterie kann einer Reiterei wie der französischen nicht standhalten (sostenere). Die genannte Schlacht hatte davon eine wirkliche Probe nicht geliefert; der isolierte spanische Haufe bekam es mit Gendarmen und Landsknechten zugleich zu tun und mußte nun natürlich den Rückzug antreten, der ja Machiavelli Bewunderung ebensowohl wachgerufen hat wie den der militärischen Beobachter überhaupt. Zu einer anderen Probe großen Mafsstabes, wo Spanier Reiterangriffe zurückgewiesen hätten, hat sich im Rahmen der Zeit Machiavelli — also bis zur Schlacht bei Ceresole 1544 — keine

Gelegenheit gefunden; das hat aber zuverlässig daran gelegen, daß die Reiter die Sache als aussichtslos ansahen.

Nachdem so betrachtet ist, was die Spanier zum Gevierthaufenkampf Besondere beigetragen haben, wende ich mich zum Normaltyp des schweizerisch-deutschen Bataillons zurück.

Hinsichtlich der Verteilung der Waffen im Haufen muß von dem Gesichtspunkt ausgegangen werden, daß die Fähigkeit zu taktischen Evolutionen angesichts dieses Mannschaftsmaterials sehr gering einzuschätzen ist und darum komplizierte und peinlich regelmäßige Formen in der Praxis nicht vorauszusetzen sind. Soviel liegt in der Natur der Sache und wird darum auch an dem Lehrgebäude der Theoretiker richtig sein, daß man durch Mischung der Waffen in der Marschordnung die Verteilung in der Schlachtordnung vorbereitet hat. Wie weit das aber im einzelnen ausgestaltet ist, muß dahingestellt bleiben. Man hat es wohl für notwendig gehalten, den Soldaten als Kriegserartikel feierlich beschwören zu lassen, daß er sich vor dem Feind seinen Platz in der Ordnung anweisen lassen und wirklich dort stehen bleiben werde; was war unter solchen Umständen im Drange der Feindesnot zu erwarten? „Lautes Geschrei und Gemurre“ tönte aus den Massen, während die Ordnungsmacher bei der Arbeit waren; wo viel unerfahrenes Volk zu stellen war, verging darüber eine Stunde nach der anderen. Als Maximilian im Schwabenkriege bei Konstanz den Eidgenossen die Schlacht bieten wollte, zog er „früh“ aus, um die Ordnung zu machen; aber „diss verzoch sich vom Morgen untz um Vesper Zyt. Indefs, aber viel zytlicher, hatten die Eidgenossen sich in guter Ordnung auch harfü gestellt.“ Eine Betrachtung bei Fronsperger, die mit der Wirklichkeit in Fühlung ist, merkt an, man müsse sich zur Herstellung der gevierten Ordnungen vor dem Gefechte „auf einen ziemlich bequemen und weiten Platz begeben, der nahe dabei liegt.“ Darin liegt denn freilich schon die schwere Sorge mitbeschlossen, die dann auch sehr nachdrücklich ausgesprochen wird, man möchte bei der Formierung durch „Verräterei oder Kundschaft“ vom Feinde über-rascht werden.

Gegen Machiavelli's Angabe, daß sie schweizerischen Schlachthaufen hinter je drei Gliedern Piken ein Glied Helmbarten gestanden habe, erhebt sich also der Widerspruch, daß eine solche exakte Waffenmischung unverhältnismäßige Anstrengung und Zeit gekostet haben würde. Außerdem konnten, wie ausgeführt wurde, im regulären Infanteriekampf von vorn-

herein nur wenig Schlagwaffen mit Nutzen verwendet werden. Genau so war es auch mit den Fernwaffen, die der Florentiner im Haufen selber gar nicht auftreten läßt. Der Gedanke, ausgesuchte Schützen in die Ordnung hineinzustellen, war sehr natürlich; so haben die Engländer bei Gelegenheit schon im 12. Jahrhundert zwischen abgessene Ritter Bogner gestellt.

Aber in der Epoche unseres Klassikers, wo alles auf den Entscheidungskampf der Spiessmassen angelegt war, mußte die Zahl aller eingereichten Hilfswaffen sehr beschränkt werden, wenn nicht ihr Nutzen ins Gegenteil umschlagen und anstatt der gegnerischen die eigene Ordnung gefährdet werden sollte.

Im frei sich bewegenden Gevierthaufen dieses Zeitalters ist also das Bestreben als herrschend anzusehen, alle Seiten, und natürlich die Front am meisten, möglichst gut durch Spiesse zu sichern. Im Zentrum des Haufens pflegte bei den Fahnen eine größere Menge blanker Kurzwehren zu stehen, teils die Fahnenwachen, die man aus den beweglicheren Waffen zu wählen vorzog, teils die Überzähligen, die untergebracht werden mußten.

Ehe nun von dem Waffenverhältnis im ganzen und dem Fechten außerhalb der Ordnung geredet wird, sind noch einige Bemerkungen über Form und Umfang der Schlachthaufen einzufügen.

In der Praxis der Zeit Machiavellis hat man Gevierthaufen in jeder beliebigen Größe aufgestellt, je nachdem es die Mannschaftszahl mit sich brachte. Als niedriges Beispiel nenne ich die 700 Landsknechte des Hauptmanns Hederlin im Jahre 1496, der sich trotz dringender Warnungen seiner Vorgesetzten in den Bereich des feindlichen Heeres wagte und nicht etwa von der Gendarmerie in Not gebracht wurde, sondern von den Schützen; als diese sich verschossen hatten, wurden die letzten Deutschen in einem Flußbett von abgesehenen Gendarmen gestellt und vernichtet (zwischen Troja und Foggia).

Von da an steigt die Skala aufwärts; die beiden Schweizerhaufen von je 7500 Mann bei Bicocca scheinen bei Marignano und Pavia noch übertrumpft worden zu sein.

Trotzdem ist seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine gewisse Norm für den Umfang des Haufens herausgebildet worden, nämlich die Zahl von 6000 Mann. Höher glaubte man nicht gehen zu sollen, um nicht durch Verminderung der Beweglichkeit zu verlieren, was man durch größere Massenwucht gewann. Aus der taktischen Praxis läßt sich diese Anschauung freilich nicht abstrahieren; die Taktik richtete sich nach der vorhandenen Mann-

schaftszahl. Aber in den strategischen Erwägungen und in den darauf fundierten Plänen für die Truppenaufstellung kommt immer wieder jene Quantität vor, so daß sie als ein üblich gewordenes Modell, als der Begriff des taktischen Normalkörpers angesehen werden muß. Bei der Herausbildung dieser Vorstellung mögen klassische Erinnerungen, wie bei Machiavelli, so bis zu einem gewissen Grade auch allgemein wirksam gewesen sein, wenn auch nur sehr nebensächlich; der gewählte Durchschnitt entspricht in der Tat seinem Zweck. Ob ein solches Vollregiment, wenn es auf das Schlachtfeld geführt wurde; kleine Plänklerschwärme von sich absonderte oder nicht, kann bei dieser Auffassung der Zahl vernachlässigt werden.

Für die Verhältniszahl zwischen Front und Flanke vermag ich feste Regeln und Unterschiede nicht aufzustellen; nur so viel ist sicher, daß man bei der Abmessung der Tiefe zwei Rücksichten als maßgebend immer im Auge behielt: Der Haufe mußte tief genug sein, um der Front den erforderlichen „Druck“ zu geben und um die Flanken gegen Reiter widerstandsfähig zu machen. Diesen Tendenzen huldigend, hat man sich an Haufen von furchtbarer Plumtheit geklammert. Jene schweizerischen Riesenbataillone von je 7500 Mann bei Bicocca standen 100 Mann breit, 75 Mann tief. Das Mannsviereck ist keinesfalls eine Seltenheit gewesen.

In Machiavellis *Arte della guerra* wie in dem *Treuen Rat* wird ausgesprochen, daß „die ersten fünf oder sechs Glieder die Schlacht gewinnen oder verlieren müssen, ehe mehr zu der Arbeit kommen können“. Die beiden theoretischen Schriften haben ein sehr verschiedenes Verhältnis zur Praxis. Was der ungleich mehr im Realen wurzelnde *Treue Rat* will, ist doch immer noch eine sehr tiefe Aufstellung, nämlich mit Flanken ein Drittel so lang wie die Front. Er nennt das Umklammerungsprinzip den „rechten Tod und Gewinn der Schlacht“. Das wird bei vielen seiner zeitgenössischen Leser den kräftigsten Widerhall gefunden haben; aber sein Gedanke konnte doch nicht Boden gewinnen, weil zu längerer Front und zum Umklammern eine größere Manövrierfähigkeit gehört, und hier versagte die Mannschaft.

Bei dem französischen Anonymus von 1559 steht eine Angabe über seine Zeitverhältnisse, die durch ihre polemische Stellung zuverlässig wird: Es ist, sagt er, „der Grundsatz (commune opinion) der Jetztzeit, quadratische Schlachthaufen zu machen, mit gleicher Anzahl in allen Dimensionen; das ist, wie mir scheint, allein in dem geringen Maß von Disziplin und Praxis begründet,

das unsere Soldaten haben". Er selber empfiehlt in diesem Zusammenhang statt des Mannvierecks, das er verdammt, das Raumviereck mit doppelt soviel Rotten wie Gliedern. Auch das ist noch eine Formation von rustikaler Plumpheit. Van Reyd, der humanistische Berater Wilhelm Ludwigs von Nassau und dadurch Handlanger der oranischen Reformen, schreibt in seinen Annalen über die Zeit zu Beginn der Neuerungen: „Alles, was bei den bestgeübten Kriegsvölkern im Schwange war, lief auf einerlei Schlachtordnung hinaus: Viereck Volks oder Viereck Felds.“ († 1602.)

Führer und Mannschaften waren nicht imstande, künstlich zu manövrieren; darum war jener gute Gedanke des Treuen Rats, lang und dünn zu formieren, für seine Zeit nicht praktikabel.

Aber er ist mit seinen Proportionen immerhin noch nicht in den Fehler Machiavellis hineingeraten, der bis auf fünf Pikenglieder herabgehen und dahinter Schwertkämpfer aufstellen wollte, von denen er hoffte, daß sie den Pikenieren ebenso als „Strebeffeiler“ dienen würden, wie weitere Reihen von Spießträgern. Mit Recht stellt er die Betrachtung an, daß den physischen Druck auf die Front auch Leute ohne Spieß ausüben könnten; aber moralisch taten sie nicht dieselben Dienste: Den Spießträgern in der Front war nur mit der Gewißheit gedient, daß für die fallenden Nebenleute zuverlässig immer wieder lange Spießse nachrückten; kamen schließlich Ungerüstete an die Reihe, so waren doch beim Feinde inzwischen die Gerüsteten auch schon rar geworden. Wufste dagegen der Feind, daß man nur einen Saum von fünf Pikengliedern zu überwältigen habe, um an die Kurzwehren heranzukommen, so mußte dies moralische Übergewicht seine Angriffskraft verdoppeln. Die Schildträger hätten die Aufreibung der Pikeniere natürlich nicht abgewartet, sondern wären längst vorher davongelaufen.

Es gehört zu den Verdiensten des Treuen Rates, scharf ausgeprägt zu haben, daß der „Druck“ auch beim Fußvolk seine, wenngleich weitgesteckte, physische Grenze hat, weil die Vordersten mit ihren Waffen den Stoß der Masse nicht mehr realisieren können, wenn er zu stark wird: die Spießse gleiten ihnen, soweit sie nicht brechen oder in die Luft fahren, unwiderstehlich rückwärts durch die Hand; auch die Kerben helfen dann nichts mehr, die die Knechte zum festeren Greifen hineinzuschneiden pflegten.

Aber nicht so ist es mit dem moralischen „Druck“: Dieser hat keine Grenze, und bei den simplen Kräften, die hier miteinander rangen, war

der Gedanke an die Hintermänner ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung. Die wenigen Glieder Gerüsteter in der Front und die große Masse Ungerüsteter dahinter können sich, so fremdartig es klingt, doch gegenseitig in keiner Weise entbehren. Man kennt schon jenen prächtigen Vergleich: „Wenn die Gerüsteten dahin sind, zerrent die Masse der übrigen wie ein Wall von Sand, dem man die stützende Mauer genommen hat.“ Aber die Mauer ohne Wall würde gleichfalls schwach sein. Derselbe französische Theoretiker, aus dem das Gleichnis stammt, muß von den Ungerüsteten doch eingestehen: „Diese Leute sind von sehr geringem Wert, aber sie geben der Front und den ersten Gliedern Choc und Kraft.“ Das gilt im moralischen Sinne noch mehr als im physischen, und nur Leute mit Langspießsen konnten diesem Bedürfnis genügen.

Aus diesen beiden Gründen, die beide der Mannschaftsart entstammen, wegen der geringen Manövrierfähigkeit und wegen der Rücksicht auf die moralische Stimmung der Truppe, die an der Stelle der Disziplin stand, war eine Abkehr von den tiefen Spießhaufen für die Machiavelliepoche und die vororanische Zeit unmöglich. Bei den Theoretikern kam das Anpreisen dünner und kleiner Haufen immer mehr auf; aber die Praxis hat sich nur zu aussichtslosen Experimenten und unwesentlichen Modifikationen erhoben; bis zur Erfindung des Exerzierens hat die Entwicklung der Infanterie von Machiavellis Generation an stagniert.

Von hier aus werfen wir einen Blick auf die Formen des Bataillons, die Machiavelli nennt. Unter den drei Hauptstellungen, die es „gibt“, steht voran „das Viereck in Gestalt von zwei Quadraten“ (*forma di due quadri*); aus den Angaben über seine Herstellung ersieht man, daß das Mannviereck gemeint ist. „Dies ist die erste und nützlichste Form.“

Von den beiden andern Hauptformationen, dem gehörnten und dem hohlen Viereck, wird gesagt, sie kämen nur vor, wenn eine kleine Truppe isoliert im Bereich des Feindes aufträte. Der Raum zwischen den Hörnern oder der leere „Platz“ (*che chiamano piazza*) im Innern soll zur Deckung des Trosses und Geschützes dienen; letzteres soll beim hohlen Viereck aber doch außen neben den Flanken fahren.

Diese beiden Notstandsformen, als die der Klassiker sie ausdrücklich bezeichnet, mögen in der Praxis wirklich einmal gebildet worden sein, natürlich ohne die exakte Regelmäßigkeit, die er dafür auskügelt. Als normale Marschformation der Infanterie im Bereich des Feindes ist die Nebeneinanderstellung mehrerer breiter Kolonnen

oder Heersäulen anzusehen, neben und zwischen denen der Trofs fahren mußte.

Ganz in seinem üblichen wissenschaftlichen Stile ist Machiavellis Abschluss gehalten: „Die Schweizer kennen noch viele Formen des Schlachthaufens, zum Beispiel die kreuzförmige.“ Andere nennt er nicht, und andere gab es auch nicht, wenn man den „Igel“ nicht noch besonders rechnen will, die zusammengeballte Masse ohne ausgesprochene Front und darum ohne Bewegungsfähigkeit, ein verdorbener Gevierthaufe. Auch den Keil im Sinne eines geometrischen Dreiecks, den die Arte della guerra freilich für etwas praktisch Mögliches hält, hat er nicht etwa den Schweizern zugewiesen.

Von der kreuzförmigen Ordnung heißt es: „Zwischen den Armen des Kreuzes stellen die Schweizer ihre BüchSENSCHÜTZEN vor dem Anfall des Feindes gedeckt auf.“ Zweck der Schlacht war nun aber nicht die Beschützung der BüchSENSCHÜTZEN, sondern die Bezwingung der feindlichen Gevierthaufen; und diesen Zweck suchten die Schweizer natürlich nicht in der spielerigen, zur Offensive ganz unfähigen Form des Kreuzes zu erreichen, dessen Herstellung und Bewegung auch über ihre Kunst hinausgegangen wäre, sondern ebenfalls durch kräftige Gevierthaufen. Die schweizerischen Historiker haben überhaupt nichts Greifbares ausfindig zu machen vermocht, worauf die falsche Vorstellung des Klassikers zurückgehen könnte.

Rüstow und nach ihm Jähns haben mit hervorragender Kraft herausgearbeitet, wie im weiteren Verlaufe des 16. Jahrhunderts die zweckmäßige Verbindung der immer zahlreicher werdenden Schützen mit den Pikinieren ein schwerwiegendes Problem wurde, dessen Lösung unter den disziplinarischen Verhältnissen dieses Jahrhunderts freilich nicht möglich war. In der Zeit Machiavellis stecken diese Schwierigkeiten noch in den Anfängen, weil der Spieß unter den Infanteriewaffen unbedingt dominierte.

Die Fernwaffen dieser Epoche waren nicht imstande, auf einem ebenen Schlachtfelde gegenüber der Reiterei und den blanken Waffen der Infanterie eine mehr als sekundäre Rolle zu spielen. Der Schuß des Bogens schlug durch die Schutzwaffen nicht durch; bei der Armbrust war die Durchschlagskraft zweifelhaft und die Schußfolge zu langsam; die Büchse feuerte noch viel langsamer, sie wurde im Regen unbrauchbar und erlaubte nur ein sehr unsicheres Zielen. Die normale Handfeuerwaffe des Zeitalters Machiavellis ist eine kurze, schwere Luntenbüchse mit plumpem Holzschaft, die ohne künstlichen Stützpunkt abgefeuert wurde. Daneben brauchte man

schwerere Büchsen, die um des größeren Gewichtes und Rückstoßes willen einer festen Unterlage bedurften, wofür man Holzböcke auch ins Feld hinter der Truppe her transportieren liefs, um sie in Defensivstellungen zu verwenden. Drittens kommt in Machiavellis letzten Lebensjahren neuartig ein anderes Luntengewehr für das Gefecht im offenen Felde auf, das vermöge größerer Länge und sauberer Bohrung besseres Zielere erlaubte und durch stärkeres Kaliber größere Durchschlagskraft besafs; andererseits trat zu ihr wegen des Gewichtes und des Rückstoßes die Gabel hinzu, die der Schütze selber mit sich führte. Diese letztere Waffe ist die „Muskete“ der Kriegsgeschichte; im übrigen herrscht in der Terminologie bei Zeitgenossen und Späteren bisher eine solche Verwirrung, daß man der Anwendung von Spezialausdrücken aus dem Wege gehen muß, wenn man nicht auf vielen Seiten Mißverständnisse erwecken will. Die Pistole, die vermöge ihrer Kürze und des neuerfundnen Radschlusses mit einer Hand abgefeuert werden konnte, erlangte noch später als die Muskete Wichtigkeit.

Machiavelli hat das kühle Urteil gefällt: „Die heutigen Fufsknechte haben unter sich scoppiettieri, die durch die Kraft des Feuers den Vor verrichten, den vor alters die Schleuderer und Armbrustschützen taten.“ Das ist über die praktischen Erfolge der BüchSENSCHÜTZEN im offenen Felde für die Zeit, wo die Arte della guerra erschien (1511), in der Tat nicht zu wenig gesagt.

Über die geringe Verwendung von Fernwaffen innerhalb des Haufens, auf die der Schriftsteller überhaupt nicht Bezug nimmt, ist schon gesprochen worden. Von da aus führt der nächste Schritt zur Plazierung der Schützen auf die Flanken, ein Verfahren, das in mannigfacher Entwicklung und Umbildung lange Zeit bedeutungsvoll geblieben ist. Für das erste Viertel des 16. Jahrhunderts darf man es als eine verbreitete Gewohnheit ansehen, daß neben die Flanken des Gevierthaufens in ihrer ganzen Tiefe einige Rotten Schützen gestellt wurden.

Aus diesem Schützensaum, der an den blanken Waffen festklebte, entwickelte sich der wirksamere und selbständigere Schützenflügel, auch oft „Ärmel“ genannt, weil er wie ein Arm des Schlachthaufens seinen Zweck erfüllen sollte. Als Beleg dafür aus der Praxis weiß ich aus Machiavellis Lebenszeit nur einen Vorgang des Jahres 1503 zu erwähnen, wo spanische BüchSENSCHÜTZEN leichten Reitern als Flügel dienen und mit ihnen zusammen eine angreifende Abteilung

Gendarmen umklammern und hart mitnehmen. Aber da dies Ereignis durch Jovius gut bezeugt ist, so ist als zuverlässig anzunehmen, daß die Spanier solche Kunst auch sonst öfters geübt haben. In der Pescara-Biographie von Jovius finden sich mehrfach Andeutungen dieser Art. Später wurde sie ganz allgemein.

Von jeher traten die Schützen, die Tradition des Mittelalters fortsetzend, auch in völliger Lösung vom Schlachthaufen auf; im Verein mit losen Schwärmen blanker Waffen eröffneten sie durch Scharmützel den Kampf und halfen all die kleinen Geschäfte der Infanterie wahrnehmen die von den schweren Bataillonen wegen ihrer gravezza nicht versehen werden konnten. Hier fanden die Italiener und Franzosen als Schützen ihr bestes Tätigkeitsfeld; bei den Schweizern und Deutschen setzt die bewegliche Tollkühnheit der „Verlorenen“, namentlich mit Helmbarte und Schlachtschwert, in Erstaunen, das Widerspiel gegen die starre Massivität ihrer Gevierthaufen. Die Spanier, in allen Sätteln gerecht, haben bei Pavia mit 1500 Musketieren das Gefecht der Gendarmarie entscheidend beeinflusst; die Gunst des Geländes wie der Schutz der nahen Pikeniere erlaubte es, in Sicherheit bis auf Schußweite an die gegnerischen Reiter heranzugehen, und einzelne wagten sich auch aus der Deckung heraus. Übrigens war auch hier mehr der moralische Eindruck wirksam als die Zahl der Treffer.

Eine besonders günstige Gelegenheit, sich in Angriff und Verteidigung zu bewähren, bot sich für die Schützen bei Rückzugsgefechten und verwandten Anlässen. Die eigentliche Rückendeckung der weichenden Partei waren die Säulen der Pikeniere; aber um diese herum spielte sich normalerweise zwischen den Plänklern beider Heere ein lebhaftes Dauergefecht ab.

Bei all diesen Kämpfen haben die Schützen natürlich Geländedeckung benutzt, wo es irgend möglich war. Wo sich ihnen keine solche Deckung und keine Anlehnung an andere Waffen bot, waren sie dem Angriff der Reiter oder der geschlossenen Infanterie gegenüber machtlos; keine der Fernwaffen war imstande, einen mit der blanken Waffe geschlossenen angreifenden Gegner unter gleichen Bedingungen aus eigener Kraft zu schlagen.

Durch diese mätsige Brauchbarkeit und dies Anlehnungsbedürfnis war der Wertschätzung der Schützenwaffe eine relativ enge Grenze gesetzt. Hieran wurde auch dadurch nichts geändert, daß die Zeit mit Vorliebe Defensivstellungen planmäßig für die Schlacht vorbereitete. Im Schutze des Fronthindernisses, hinter das die Schlachtreihe gewöhnlich gestellt wurde, konnten dann die Schützen den Angreifer bis zum letzten Augen-

blicke beschiefen; sie steigerten dabei ihr Feuer auf die höchste Wirkung, indem sie in regelmäßigem Umgang nacheinander vortraten, abgeschossen und wieder luden. Dies sogenannte Manöver der Caracole reicht in seinen Anfängen bis in Machiavellis Zeit zurück.

Aber obwohl die Bedeutung der Schützen in der Defensivstellung wuchs, wurde sie dadurch doch nicht groß genug, um mit der Pike irgend konkurrieren zu können.

Im Zusammenhang mit diesen Umständen bestimmt sich das Massenverhältnis der Waffen von selber. Von den Schußwaffen wie von den blanken Kurzwehren konnte gegenüber den Spießern nur eine beschränkte Zahl mit Nutzen verwendet werden. An Qualität der Mannschaft waren diese wenigen durchschnittlich nicht etwa gering; namentlich haben die Spanier den beschränkten Wert der Handfeuerwaffe durch geschickte Verwendung erstaunlich hoch zu treiben gewußt.

Während des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts haben in der europäischen Normalinfanterie die Pikeniere weit über die Hälfte ausgemacht; im übrigen waren die Zahlenverhältnisse beständig im Fluß und wechselnden Einflüssen zufälliger Art ausgesetzt. Die Handfeuerwaffen nehmen beständig zu, die anderen Schießgewehre treten in den Hintergrund; die Helmbarte wird immer bescheidener, der Bidenhänder hat niemals eine breite Basis gewonnen. Spieß und Büchse teilen die Herrschaft immer ausschließlicher unter sich; die kurze und die lange Büchse bestehen nebeneinander fort, die lange bleibt in der Minderzahl.

Man hat sich wohl die Frage vorgelegt, wie es denn möglich gewesen sei, die Waffenverhältnisse zu entwickeln, da man den frei sich anbietenden Söldnern doch nicht habe vorschreiben können, mit welcher Waffe sie kommen sollten. Es ist dargelegt worden, wie sehr der Spieß im Kampfe des Fußvolks untereinander die Entscheidung gab, wie die Natur der Dinge neben ihm nur eine Minderzahl anderer Waffen dulden wollte. Dies große Bedürfnis mußte den Infanteristen selber auf das lebhafteste bewußt und geläufig sein, weil von dem Überwiegen der Spieße die Zuverlässigkeit der geschlossenen Ordnung und damit Sieg und Sicherheit des Einzelnen abhängig waren. Der Rekrut nun, der noch ohne großes Renomme den Anschluss an Veteranenfähnlein und angesehene Hauptleute suchte, konnte nicht zu konkurrieren hoffen, wenn er mit einer falschen Waffe kam. Die Werber dürften in der Machiavelli-Zeit an Rekruten durchschnittlich Überangebot gehabt haben, die Elitetruppen hatten es ganz gewiß. Auf diese Weise regelte sich das Waffenverhältnis nach dem Bedürfnis.

Über ein historisches Schwert in Perasto (Dalmatien)

Von D. von Preradović, k. u. k. Linienschiffskapitän d. R.

Unter den zahlreichen Naturschönheiten des österreichischen Königreiches Dalmatien nimmt der Golf von Cattaro (auch Bocche di Cattaro genannt) weitaus den ersten Platz ein. Einige Kilometer südöstlich von Ragusa gelegen, besteht dieser Golf bei einer Küstenentwicklung von rund 63 Seemeilen, aus den vier fjordartigen Buchten von Topla, Teodo, Risano und Cattaro. Jede dieser Buchten umfaßt mehrere Quadratseemilen Flächenraum mit prächtigen Ankerplätzen; himmelanragendes Bergland, das zumeist steil von der Küste ansteigt, verleiht dieser Gegend stellenweise das Gepräge imposanter Wildheit. An den Uferändern selbst gibt es genug der Stätten, die von der geschichtlichen Vergangenheit des Golfes erzählen könnten. So zeigt sich gleich beim Eingange das vom ersten bosnischen Könige Stefan Tvrtko I. 1379 erbaute Städtchen Novi, von den Venezianern Castelnovo genannt, das im Jahre 1667 von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht und in 'seiner Blüte geknickt wurde. Im versöhnenden Gegensatze zu den romantischen Ruinen seiner einstigen Umfassungsmauern breitet sich als ein Wahrzeichen neuzeitigen Fortschrittes der Verschiebeshof der österreichischen Staatsbahn im Zelenikatale aus. Meljine, Sitz des Hafenamtes, Kumbor mit staatlichen Vorratsmagazinen, lagern mit ihren netten Häuschen anmutig am herrlichen Bade-Strande. In der geräumigen Bucht von Teodo, deren Name vielleicht nicht mit Unrecht mit dem der illyrischen Königin Teuta, Beherrscherin dieser Gegenden zu Römerzeiten, in Verbindung gebracht wird, hat die österreichische Kriegsmarine eine Kohlenstation und eine Reparaturwerkstätte errichtet, wodurch viel Geld unter die ärmere Bevölkerung gelangt ist und die Arbeitsgelegenheit nie versiegt. Risano, als Hauptort der gleichnamigen Bucht, gemahnt an die beiden Aufstände der Jahre 1869 und 1882, während die Bai von Cattaro die steilsten Berge des Golfes neben den meisten Ortschaften samt der Hauptstadt der vier Buchten, Cattaro, aufweist.

Seit der Unterjochung der Illyrier, der autochthonen Bevölkerung des Golfes, durch die Römer hat dieses Gebiet in den fast zweiundzwanzig darauf folgenden Jahrhunderten Römer, Byzantiner als Herren erlebt die Besiedlung durch die Kroaten im frühen Mittelalter erfahren, vom 14. Jahrhunderte Venedigs Herrschaft bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts getragen, dann in raschster

Folge Österreicher, Franzosen, Montenegriner, Russen, Engländer gesehen, bis das Jahr 1814 den Golf endgültig bis auf den heutigen Tag mit den Geschicken Österreichs verbunden hat. In diesem sich bald erfüllenden ersten Jahrhunderte der Zugehörigkeit des Golfes von Cattaro mit dieser Monarchie waren die lichten und die dunklen Tage nicht gleich verteilt; besonder waren es harte wirtschaftliche Krisen, die er mit dem neuen Mutterlande teilen mußte, so die Folge des Staatsbankrottes nach den napoleonischen Kriegsstürmen, die auch viele Bocheser Familien im Vermögen verkürzte, und die Auswanderung nach Amerika und Ägypten nach sich zog, so der gänzliche Rückgang des Schiffbaues und der einst blühenden Handelsmarine jener Gegenden — Erscheinungen, denen weiter nachzugehen nicht in dem Rahmen dieser Zeilen gelegen ist. Zu den am meisten in dieser Hinsicht in Mitleidenschaft gezogenen Ortschaften genannten Golfes gehört wohl auch Perasto, eine der ältesten und berühmtesten Stätten dieses uralt-historischen Bodens. Es wird zwar nicht so leicht sein, das Für und Wider gerechterweise gegeneinander abzuwägen, ob die von Caesar erwähnten Pirustae¹⁾ mit den ersten autochthonen Bewohnern Perastos identifiziert werden können; mit mehr Sicherheit, ja Gewißheit wird jedoch über Perastos Existenz im frühen Mittelalter berichtet und von den Heimsuchungen, die die Stadt von Sarazenen im 9. und von den Bulgaren unter Simeon im 10. Jahrhundert, später auch von Türken und Barbaren zu erleiden hatte. Im Jahre 1377 kam Perasto unter die Herrschaft von Venedig, in welchem Verhältnisse die Stadt bis zum 23. August 1797 verharrte, als Bonapartes geharnischte Faust der Landkarte Europas neue Grenzen einriß.

Die Perastiner haben stets eine exemplarische Treue und Loyalität dem Staate bewahrt, dem sie angehörten und ihre Anhänglichkeit an Venedig ehrt sie in gleichem Maße, wie die Zeichen unerschütterlicher Homogialität für Österreich. Sie zeichneten sich als tüchtige Soldaten und erfahrene vorzügliche Seeleute aus und es ist bezeichnend für den Ruf, den sie als solche gegenseitig, daß Peter der Große 16 russische Jüng-

¹⁾ Ipse (Caesar) conventibus Galliae ceterioris perastis in Illyricum proficiscitur, quod a Pirustis finitimum partem provinciae (i. e. Illyrici) incursionibus vastari audibat etc. Caes. Comm. De Bello Gallico. Cap. V, 5.

linge, der höchsten Moskauer Aristokratie angehörend, darunter Namen wie Kurakin, Galitzin, Repnin, Scheremetjev, Buturlin etc. auf die Empfehlung Venedigs hin nach Perasto entsendete, um dort bei einem gewissen Markus Martinović in Nautik, Seemannskunde und Schiffsmanöver unterwiesen zu werden. Ein anderer Perastiner, namens Matthäus Zmajević, wurde in die russische Marine übernommen, wo er sich in verschiedenen Seeschlachten wider die Schweden auszeichnete, Peter den Großen beim Entwerfe und dem Ausbaue des St. Petersburgers Arsenalen

Hände fiel; eine Helmbarte, die die Perastiner im Jahre 1614 bei der Zerstörung der Salinen von Porto Rose bei Pirano den Triestern abnahmen. Es war dies eine Episode des Krieges zwischen Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich mit Venedig. Ferner ein Karabiner, dessen Besitzer der türkische Statthalter von Castelnovo, Mehemed Aga Rizvanagić, 1654 gewesen sein soll; eine Jagdflinte, angeblich vom unglücklichen Dauphin (Ludwig XVII.) herrührend; zahlreiche den Franzosen im Jahre 1813 von den Perastinern abgenommene Gewehre etc. etc.

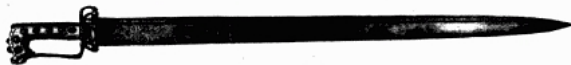


Fig. 1

wichtige Dienste leistete und als Admiral 1735 in der Krim starb. Vom Jahre 1420 bis zum Falle der Republik Venedig hatten die Perastiner das Privilegium, die Träger des Gonfalone, d. i. des St. Marcus-Banners bei Seeunternehmungen zu sein, wie beispielsweise in der Schlacht von Lepanto.

Nicht ohne Absicht wurde, wenn auch natürlich nur andeutungsweise, die Vergangenheit Perastos berührt, um es erklärlich zu machen, warum noch heutigen Tages seine Bewohner mit glühender Liebe an der kleinen Scholle ihrer

Heimatstadt hängen und voll Verehrung die Erinnerungen an den Glanz des Gewesenen, und an die würdigen Taten der Vorfahren hegen und bewahren. Dieser Pietät nun ist es u. a. auch zu verdanken, daß die Werke verdienstvoller Perastiner gesammelt werden, daß ein hervorragender Sohn seiner Stadt, der leider zu früh verstorbene Francesco Conte Visovich eine wertvolle dokumentierte Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben hat und daß Perasto im Gemeindehause, was noch an historisch Denkwürdigem vorhanden ist, bewahrt⁹⁾. Dazu gehört auch eine bescheidene Waffensammlung, worunter u. a. der Degen des Don Carlos von Gonzaga, welche Waffe den Perastinern im Jahre 1538 gelegentlich eines Hinterhaltes, den sie den Spaniern gelegt hatten, in die

betragt ca. 40 cm¹⁰⁾. Die Klinge, eine prachtvolle Arbeit, weist hauptsächlich auf der einen Schwertseite (Fig. 1) reiche Goldornamentik¹¹⁾ und beiderseitig tauschierte Inschriften auf. Auffallend unter diesen Ornamenten ist ein kopfstehender, ungekrönter Doppeladler. Die erwähnten Inschriften sind wie bei den meisten Schwertern, die solche aufweisen, religiösen Charakters. Und zwar erscheint auf dem Rücken der Waffe (Fig. 2) der Schwertsegen Memento mei Domine, vor und zwischen jedem dieser Worte sind Blätterornamente eingelassen. Als Beschwörungsformel

⁹⁾ Diese Mafse können nur als annähernd angesehen werden.

¹⁰⁾ Vielleicht hat man es auch hier nur mit jener von R. Wegel in seiner Abhandlung „Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen“ (Zeitschrift für histor. Waffenkunde, III. Bd., S. 220 B und 221 A erwähnten „an Gold erinnernden... Metallkomposition“ zu tun?

¹¹⁾ Wenigstens war dies anlässlich der Anwesenheit S. M. des Kaisers Franz Josef I. 1875 in Perasto der Fall.



Fig. 2

betragt ca. 40 cm¹⁰⁾. Die Klinge, eine prachtvolle Arbeit, weist hauptsächlich auf der einen Schwertseite (Fig. 1) reiche Goldornamentik¹¹⁾ und beiderseitig tauschierte Inschriften auf. Auffallend unter diesen Ornamenten ist ein kopfstehender, ungekrönter Doppeladler. Die erwähnten Inschriften sind wie bei den meisten Schwertern, die solche aufweisen, religiösen Charakters. Und zwar erscheint auf dem Rücken der Waffe (Fig. 2) der Schwertsegen Memento mei Domine, vor und zwischen jedem dieser Worte sind Blätterornamente eingelassen. Als Beschwörungsformel

müssen die beiden Inschriften, wovon die eine auf dem Rücken des Schwertes, dort, wo die Ornamente auf Fig. 1 endigen, die andere (Fig. 2) auf dem Schwerte, unter dem Griffe, angebracht sind, angesehen werden. Diese Inschriften sind in kyrillischer Schrift und kroatischer Sprache ausgeführt. Da Verfasser nur die Photographien der beiden Schwertseiten vor sich hat, so kann er es nicht wagen, eine kritische Entzifferung der Inschriften zu unternehmen, dies dem Zeitpunkte überlassend, wenn er an Ort und Stelle die Waffe vor sich haben wird. Soviel gestattet jedoch auch eine oberflächliche Untersuchung zu erkennen, daß ein bosnischer Großser, „der sündige Diener Gottes“, namens Vuška Stepanović, den heiligen Nikolaus um mächtigen Schutz wider die Feinde anfleht, deren Vertilgung er sich erbittet; dies auf der Schwertseite der Fig. 2. Auf jener der Fig. 1 wird die Gerechtigkeit Gottes ebenfalls gegen die Widersacher apostrophiert. Die Anbringung dieser Inschrift auf dem Schwerte ist sehr originell, von der üblichen — in der Blutrinne — radikal abweichend. Die Umgestaltung des Schwertes zur Hieb- und Stichwaffe, die Rudolf Wegeli in seiner schon vorher angezogenen Abhandlung im III. Bande dieser Zeitschrift Seite 120 B erwähnt und mit dem Jahre 1420 als abgeschlossen ansieht, ist auf dem Schwerte von Perasto vollendete Tatsache geworden; und dieser Umstand wirkt bei Entscheidung über seine Entstehungszeit mitbestimmend.

Der Griff des Schwertes ist aus einem Wallfischknochen geformt, teilweise von Silber eingefasst und mit zehn Edelsteinen geschmückt, unter denen, wie ich erfahre, zwei Rubine, ein Almandin, ein Chalcedon, ein Karneol und zwei Amethyste sind. Die Parierstange ist aus Silber und feuervergoldet, auch sie ist edelsteingeziert. Die originale Form des Griffes und der Pariervorrichtung dieses Schwertes war Gegenstand eines Meinungsaustausches zwischen Dr. v. Potier und mir. Besagter Fachmann möchte an Griff und Stange orientalische und zwar arabische Einflüsse erkennen, wenn auch die vier an arabischen Schwertern auftretenden freien Enden der Parierstange hier durch eine, vielleicht auch zwei Parierringe verbunden erscheinen. In dieser Zeitschrift Bd. II S. 80, bildet Lenz einen derartigen Handschut ab. Noch deutlicher tritt, nach Ansicht Potiers die nahe Verwandtschaft des Perastiner Schwertes mit arabischen Schwertern in den Typen hervor, die er dem Werke von Egerton of Tatton: A description of indian and oriental armours, London 1896, entnimmt. Und zwar handelt es sich um Nr. 194 dieses Werkes, woselbst der Griff eines arabischen Schwertes zur Darstellung gelangt, der tatsächlich bis auf

unwesentliche Unterschiede dem des Perastiner Schwertes täuschend ähnlich ist. Dieses Araberschwert stammte aus dem 18. Jahrhundert und war mit dem Schwertsegen „Jesu Maria“ versehen. — Ein zweites ebenfalls in Lord Egertons Werk angeführtes Schwert aus dem nordwestlichen Afrika hat den gleichen Griff. So Dr. v. Potier. Man wird, betrachtet man die Wechselbeziehungen zwischen Orient und dem an der Schwelle des Orients stehenden Balkan, ohne viel Nötigung annehmen können, daß das Perastiner Schwert entweder ein Beutestück aus Türkenkriegen sein kann oder auf dem Wege des Imports den Weg nach dem Balkan finden konnte*).

Anderseits sollte man sich der Annahme nicht verschließen, daß man es hier möglicherweise mit einem Erzeugnisse heimischer d. h. südslawischer Waffenerzeugung zu tun hat. Nicht nur das Heldenlied erzählt von nationalen Waffenschmieden. Auch der Umstand, daß gerade im Mittelalter am Balkan slawische Reiche nicht nur zur politischen Macht gelangten, sondern auch im Kunstgewerbe Namhaftes leisteten, macht es mehr als wahrscheinlich, besonders einen Zweig des Kunstgewerbes sich vervollkommen und entfalten zu sehen, nämlich die Waffenerzeugung, die durch nie ruhende Kriegszüge und -Fehden stets Beschäftigung finden und in Übung erhalten werden konnte. Mag das Perastiner Schwert auch durch seinen Griff und die Parierstange auffallend an arabische oder überhaupt orientalische Muster gemahnen, so bilden aber die slawischen Beschwörungssprüche auf den beiden Klingenseiten doch ein nicht leichtfertig von der Hand zu weisendes Argument für den Gedanken an ein Balkanwaffenerzeugnis, wobei ein berühmtes oder beliebtes Muster als Vorlage herangezogen worden sein dürfte.

Ich werde in dieser meiner Anschauung nur um so mehr bestärkt, als auch Dr. v. Potier auf S. 212 seiner lichtvollen Studie „Die auf der Balkanhalbinsel üblich gewesenen Gewehrformen“ („Beiträge zur Geschichte der Handfeuerwaffen“, Thierbach-Festschrift) auf die Tätigkeit einheimischer bosnischer und herzegowinischer (z. B. in Foča) Büchsenmacher und Messerschmiede hinweist. Könnte das Waffenkunstgewerbe unter osmanischer Herrschaft am Balkan sich entwickeln und blühen, warum sollte dies unter der Ägide nationaler Selbständigkeit nicht eingetreten sein?

Nun zur historischen Seite der Frage nach der Herkunft des Schwertes. Wie die Beschwörungssprüche besagt, hat Vuška Stepanović diese

*) In beiden Fällen muß aber die Voraussetzung gelten, daß die slawischen Beschwörungssprüche dann nachträglich erst auf das Schwert tauschiert wurden.

Waffe besessen. Dieser bosnische Große, den der Volksmund auch Vuk Ognjeni (den Feuer-Wolf) nennt, oder als Zmaj Despot Vuk, in diesem Falle mit einem Drachen, da Zmaj im Kroatischen Drache bedeutet, in Verbindung bringt, aber auch mit dem Namen Vuk Gergurović belegt, hat um 1448 gelebt und war der Sohn des Despoten Gregor Georg. Er ist eine geschichtliche Persönlichkeit, die durch ihre Taten nicht wenig befruchtend auf die Volksphantasie und die Tradition eingewirkt hat, was sich schon aus der verschiedenen diesen Mann scharf umzeichnenden Namengebung bekundet. Das Vorhandensein der zweisprachigen Inschriften auf dem Schwerte zu erklären, wird nicht leicht. Die ganze Anlage der Ornamente sowohl als auch die Einfügung der Sprüche auf den Klingen bietet einen so zwanglosen Anblick, daß der Gedanke an eine nachträgliche Einschaltung einer der drei Inschriften nicht recht am Platze erscheint. Vielleicht haben wir es hier mit einem Tribut zu tun, den die Nationalsprache der mächtigen die Welt noch größtenteils erfüllenden Sprache Roms darbringt. Ist es ein Zugeständnis der orientalischen an die römisch-katholische Kirche? Jedenfalls ist dieser sprachliche Dualismus meines Wissens ein Unikum, wofür auch der Umstand spricht, daß der früher erwähnte sehr erschöpfende Artikel Wegelis über etwaige Analogien nichts anführt.

Oder glaubte der Besitzer mit Sprüchen in zwei Sprachen die Gefahren des Krieges leichter zu bannen? Wer wird dies feststellen können?

Über die Art, wie das Schwert nach Perasto gekommen sein soll, sind wir zwar etwas besser unterrichtet, aber solange die einzige kontrollierbare bezügliche Quelle, auf die die Angabe zurückgeht, nämlich die „Kirchlichen Annalen“ des zeitgenössischen Erzbischofs von Zara-Zmajević, als ein noch immer der Öffentlichkeit vorzuenthalten-

des, nicht zu publizierendes geheimnisvolles Etwas behandelt werden, ist die im folgenden erwähnte Schenkung des Schwertes an die Perastiner durch den Banus von Kroatien mit Vorsicht aufzunehmen. Wenn sie gebracht wird, geschieht es nur wegen ihrer allgemeinen Verbreitung, die sie sich vielleicht mit Recht erworben hat.

Die Überlieferung erzählt nachstehendes:

Als die Türken den Verlust von Risano, dessen Eroberung durch die Venezianer 1649 unter dem Provveditore Leonardo Foscolo von den Osmanen dem Einfluß der Perastiner zugeschrieben wurde, im Jahre 1654 an diesen rächen wollten, griffen sie am 15. Mai genannten Jahres Perasto mit großer Übermacht an. Die Perastiner leisteten aber heldenmütigen Widerstand; der Führer der Türken, Mehmed Aga Rizvanagić, fiel und die Türken zogen unverrichteter Dinge wieder ab. Die Erinnerung an diese schöne Tat wird noch jetzt alljährlich in Perasto gefeiert.

Der zurzeit der Belagerung Perastos in Dalmatien weilende kroatische Banus Peter Graf Zrin wurde von dieser Waffentat verständigt und wollte ihre tapferen Teilnehmer kennen lernen. Er kam zu diesem Zwecke nach Perasto und soll bei seinem Abschiede den Perastinern das kostbare Schwert verehrt haben. Diese wußten den zweifachen Wert dieser besonderen Gabe dergestalt zu schätzen, daß das Schwert künftighin neben dem Stabe der richterlichen Gewalt alljährlich beim Einführen des Bürgermeisters diesem vorangetragen und dann übergeben wurde. Und noch heute soll dieser Brauch in Übung sein.

Indem ich diesen Beitrag über das berühmte Schwert von Perasto niederlege, erachte ich es für meine besondere Pflicht, den Herren Krile und Rudolf Conte Viscovich, die mir beide mit Rat und Tat beistanden — Conte Krile spendete auch die Photographien des Schwertes —, meinen besten und ergebsten Dank hiermit auszudrücken.

Die Kgl. Gewehrhammer in München

Von Dr. Johannes Jacobs

Gelegentlich der Durchmusterung der Waffen im Bayrischen Nationalmuseum auf ihre Herkunft hin stellte sich heraus, daß der größte Teil der besten Stücke, besonders die alten Prachtbüchsen mit Radschlossern, aus der Königlichen Gewehrhammer stammen. Dies gab Veranlassung, sich mit der Geschichte und dem Inhalte auch dieser Sammlung zu beschäftigen.

Der Grundstock der jetzigen Kgl. Gewehrhammer bildet die ehemalige herzoglich Pfalz-Zweibrückener Gewehrhammer, deren Inventar vom Jahre 1795 Hampe in dieser Zeitschrift V S. 407ff. besprochen hat. Bis 1815 reichen diese Aufzeichnungen. Mit diesem Verzeichnisse, das wir abgekürzt J1 nennen, stimmt in der Anlage und in den Beschreibungen vollkommen überein

das älteste der jetzt vorhandenen Inventare der königl. Gewehrhammer (J II), das zwischen 1810 und 1838 geschrieben wurde. Nach dem Jahre 1838 ist der ganze Bestand noch einmal neu aufgenommen, anders eingeteilt und in einem neuen, noch jetzt geltenden Inventare (J III) neu beschrieben worden¹⁾. Hinzugekommen ist ver-

Aber schon im Jahre 1844 wurden die Ambraser Waffen und mit ihnen eine Reihe anderer Stücke, besonders prächtige alte Jagdbüchsen mit Radschlössern, insgesamt 166 Gegenstände, nach den sogenannten „Ver-einigten Sammlungen“ überwiesen und gelangten nach deren Auflösung im Jahre 1866 in das

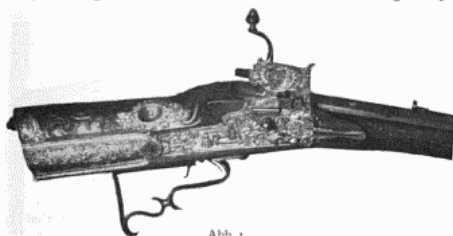


Abb. 1

hältnismäßig wenig. Hervorzuheben ist die am 17. November 1819 erfolgte Überweisung einer Anzahl Waffen, welche den Restbeständen der hochberühmten Sammlung im Schlosse zu Ambras am 15. Juli 1808 entnommen waren, als Tirol zu Bayern gehörte; ferner ca. 100 Gewehre vornehmlich aus dem Privatbesitze des Königs Ludwig I.

Bayerische Nationalmuseum, wo sie sich noch befinden²⁾.

Inzwischen hielt im Jahre 1857 der sehr verdiente Freiherr von Aretin, der Schöpfer des Nationalmuseums, als er den Grundstock zu dieser Sammlung legte, eine Nachlese und suchte aus der Königlichen Gewehr-

¹⁾ Da in J III bei jedem Stück auch die Nummer aus J II hinzugefügt ist, läßt sich das Schicksal jeder Waffe leicht verfolgen. Es fehlen aber in J II bereits folgende Gegenstände der alten herzoglichen Gewehrhammer, ohne daß sich über deren Verbleib in J I eine Notiz finde (die Feuerwaffen sind vollständig aufgezählt):

A. Französische Kugelbüchsen: Nr. 145, 146 Büchsen des Anton Baumann. Nr. 66, 67, 133, 134 C. Freund. Nr. 50 Joseph Kuchenreuter.

B. Carabine: Nr. 60 Riegel.

C. Einfache Flinten: Nr. 229, 295 Bonarde. Nr. 77 Eisenmenger. Nr. 20 Frürth. Nr. 107, 308, 109 Andr. Gans. Nr. 254 Heß. Nr. 312, 313, 314 L. III. Nr. 66, 133, 134, 231, 262 Junker. Nr. 302 J. Chr. Kuchenreuter. Nr. 268, 269 Mathee. Nr. 33 Mey. Nr. 178, 261, 267 Riegel. Nr. 264, 265 J. Titol.

C. C. Doppelflinten: Nr. 131, 136 Coulaux Frères. Nr. 42 Eisenmenger. Nr. 15, 38, 39, 147 Freund. Nr. 71, 72, 126 A. Gmeiner. Nr. 45 Heß. Nr. 41 Junker. Nr. 9, 12, 13, 35, 85—97 B. May und Ca. Tordu. Nr. 76—81 Toupriant. Nr. 17, 43, 131, 136 Canon Tordu. Nr. 127, 138, 139 ohne Namen D. Pistolen mit Anschlag: Nr. 12 A. Baumann.

E. Einfache Pistolen (stets ein Paar): Nr. 84 Balles (weiterhin jedenfalls „Russelstreeb Bloomsbury“ zu lesen). Nr. 59 Coulaux. Nr. 1, 6, 9, 10 Heß. Nr. 79 Hild. Nr. 98, 99 J. A. Kuchenreuter. Nr. 106 J. Ch. Kuchenreuter. Nr. 13, 33 May. Nr. 69 Morin. Nr. 43 Cl. Niquet. Nr. 10 Toupriant. Nr. 123 ohne Namen.

G. Hirschfänger: Nr. 6. Die Backen von Schildkrot, bez. Heß, Mannheim 1765 und sechs einfache Exemplare.

R. Mobilien (d. h. verschiedene Gegenstände): In dieser großen Rubrik, welche meist Jagdgeräte enthält, fehlen zahlreiche Gegenstände, so ca. 20 Pulverhörner, über

120 Gewehrfutterale, ca. 20 Weidtaschen, ca. 30 Hundehalsbänder, 30 Wildlockrufe, aber auch ein mit Gold eingeschlagener doppelter Flintenlauf (Nr. 9) und 12 einfache französische Gewehräufe (Nr. 13).

Diese Verluste einer Plünderung durch die Franzosen zuzuschreiben, erscheint mir wenig annehmbar. Einmal sind in J I die Abgänge bis zum 14. September 1814 sehr genau verzeichnet, ohne daß einer Plünderung gedacht wird. Dieser Einwand kann freilich mit der Annahme zurückgewiesen werden, daß für die fraglichen Abgänge ein besonderer Akt angelegt worden sei. Ferner können die Gewehre kaum als offizielle Kriegsbeute mitgenommen worden sein, da viel zu wenig Namen unserer fehlenden Gewehre im Katalog des Musée d'Artillerie zu finden sind. Es können nur etwa die auch von Stöcklein in dieser Zeitschrift VI S. 255, angeführten Gewehre von Bonarde, Paris M 585, Gans, Paris M 615 und Riegel, Paris M 619 in Betracht kommen, es sei denn, daß Stöcklein jetzt auch hierin viel bisher unbekanntes Material in Paris gefunden hat. So bliebe nur die Annahme einer privaten Plünderung durch französische Horden bestehen und diese scheint mir durch die Art der fehlenden Gegenstände wenig glaublich. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die fehlenden Stücke in legaler Weise an einen anderen Platz gebracht worden sind — wie ich dies bei den Jagdutensilien für ganz sicher annehmen möchte — und gelegentlich wieder auftauchen. Oder aber wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß hier in den Jahren zwischen 1815 und 1820 ausgiebige Diebstahle verübt worden sind.

²⁾ Das Inventar, welches damals über diese Gegenstände aufgenommen wurde, erwähnt Hans Stöcklein in dieser Zeitschrift VI S. 25.

kammer 23 Stücke, besonders schöne Hirschfänger, für seine Sammlung heraus. Gelegentlich der Überführung der Sammlungen des Nationalmuseums und des Armeemuseums in

ca. 30 Saufedern, Hifthörner und sonstiges Jagdgerät.

Infolge der ungünstigen Lokalverhältnisse bin ich leider noch nicht in der Lage, eine

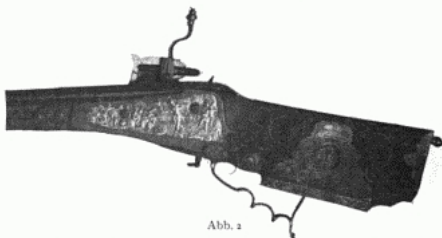


Abb. 2

ihre neuen Gebäude, im Jahre 1900 und 1905 wurde noch eine kleine Auswahl aus der Gewehr-kammer diesen Sammlungen überwiesen.

genaue, vor den Originalen revidierte Lesung der von Hampe nach dem Inventar gegebenen Meisternamen jetzt vorliegen zu können, sondern

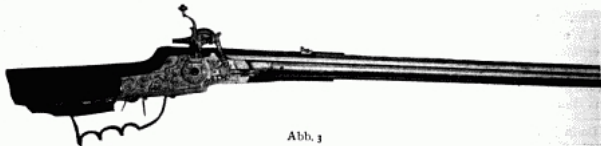


Abb. 3

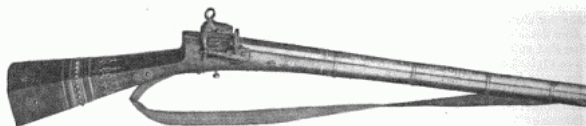


Abb. 4

Seitdem führt diese trotz der Dezimierung hochbedeutsame Sammlung in zwei Räumen des Festsaalbaues der Königl. Residenz in München

mufs mich auf eine allgemeine Besprechung und auf die Beschreibung einiger hervorragender Objekte beschränken.

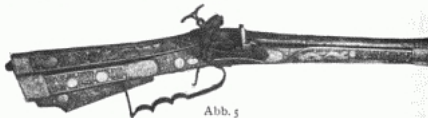


Abb. 5

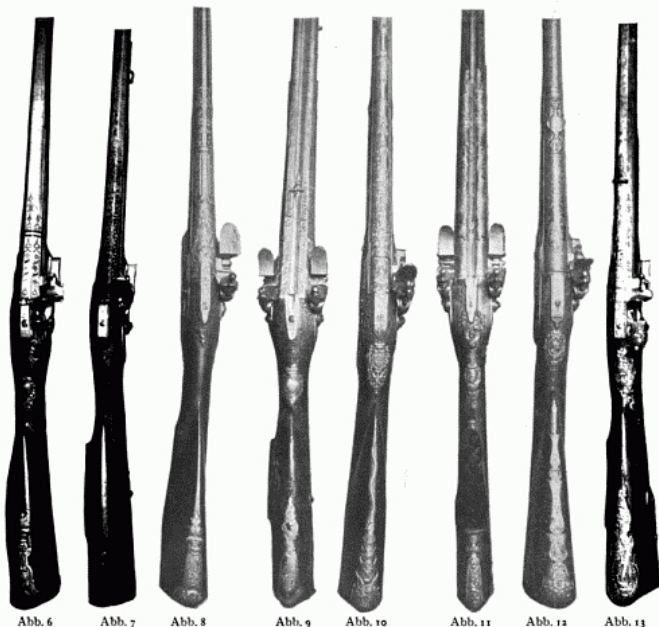
ein unverdient verborgenes Dasein. Sie umfaßt noch heute über 700 Gewehre, ca. 180 Pistolen, über 60 Säbel, Degen und Hirschfänger, ca. 20 Dolche und Jagdmesser, einige Pulverhörner,

Unter den Gewehren überwiegen bessere Pirschbüchsen des 18. Jahrhunderts mit Steinschnappschlössern; doch sind auch einige sehr schöne Radschloßgewehre vorhanden, wie sie

für die Jagd noch lange, bis ins 18. Jahrhundert, beliebt waren. In folgendem seien einige Stücke beschrieben:

Inv. A 14 (Abb. 1) der 6 züige Lauf ist geschnitten und vergoldet, das Rad liegt innerhalb; Schlofsblech, Hahn und stählerne Garnitur sind

Inv. A. 18 (Abb. 3) der kannelierte Lauf hat sechs Züge, das Schlofs ist mit erhabnen in Eisen geschnittener, vergoldeter Jagddarstellung elegant verziert, der Schaft ist ganz mit Schildkrot belegt. Diese schöne Büchse stammt aus dem Nachlasse des Kurfürsten Carl Theodor.



reich geschnitten und vergoldet; auf dem Schlofsblech ist eine Gartenszene mit Herren und Damen dargestellt. Das Schlofs ist eine Arbeit des P. Daisenberger in München.

Inv. A 15 (Abb. 2) der Lauf ist graviert und vergoldet, das Rad liegt hinter dem Schlofsblech; das Schlofs ist eine Arbeit des Joseph Nies in Mindelheim; die Garnitur ist reich graviert. Auf dem Anschlag ist in silberner Umrahmung das Reliefbildnis des Kurfürsten Carl Albert in einer Vertiefung angebracht; in den Schaft sind silberne Arabesken eingelassen.

Auch zwei sogenannte „Müllerbüchsen“³⁾ finden sich, schwere einfache Gewehre, bei deren Herstellung nicht auf äußeren Prunk und Ausstattung, sondern auf solide Qualität und Zweckmäßigkeit gesehen wurde. Das Exemplar Inv A 2 ist von dem ersten sachkundigen Verfasser des Inv. I noch als „Müller Büchs mit Teutschen Schlofs und Französischen Anschlag“ bezeichnet; sie war ein Geschenk des Kammerpräsidenten von

³⁾ Über „Müllerbüchsen“ vergl. E. Haenel in Beiträge zur Geschichte der Handfeuerwaffen, Festschrift für M. Thierbach, 1905, S. 128.

Gayling in Karlsruhe. Die zweite, A. 21, stammt aus der Verlassenschaft des Kurfürst Carl Theodor und ist in demselben Inv. I von anderer Hand

Diese sind meist damasziert, mit Gold oder Silber oder Steinen, wie Granaten und Türkisen, verziert, die Marken meist in Gold eingeschlagen.



Abb. 14

nur „mit französischen Schaft, teutschen Schlofs, auf der Schwanzschraub 94.2“ beschrieben. Beide entsprechen der von Haenel gegebenen Abbildung

Nur wenige tragen originale Schäfte, wie die Janitscharen - Flinte Inv. H 199 (Abb. 4), mit dem spanischen Batterieschlofs und dem reich



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17



Abb. 18

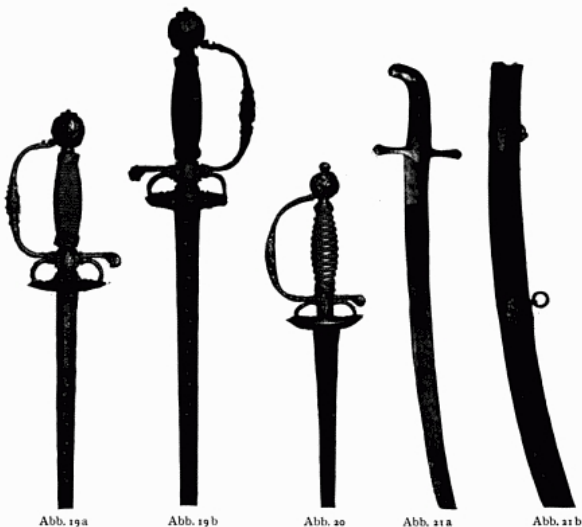
a. a. O. Tafel 10, 6. Sie sind nicht bezeichnet und tragen auch kein M auf der Dämmung. — Zahlreiche Gewehre haben türkische Läufe.

mit Messing und Bein eingelegeten, fassettierten Kolben. Die meisten sind westeuropäisch geschäftet. So altdeutsch die nur 60 cm lange

derbe Kugelbüchse Inv. B 89 (Abb. 5), deren Schaft mit gravierten Perlmutter- und Beinplatten reich eingelegt ist, oder die mit französischem Kolben, Inv. H 12 (Abb. 6), mit dem Schlofs von Mathias Staper in Wien, oder die schöne Büchse Inv. H 145 (Abb. 7).

Gute türkische Läufe befinden sich auch an zwei Gewehren (Inv. H 151 und 197), deren Schäfte

sässig, und in Fürstenau, das dem befreundeten Grafen Erbach-Fürstenau zugehörte, lebten die Freunds, welche ebenfalls hervorragende Gewehre lieferten und von denen wir viele ausgezeichnete Werke in der Sammlung finden. Von diesen Fabrikaten bilden wir nur ab Inv. H 1 (Abb. 8), auf Lauf und Schlofs bezeichnet Hefs Deuxponts, 1764; der gebläute Lauf ist reich



mit französischen Kolben durchaus mit Perlmutter- und Beinplatten reich eingelegt sind. Ein drittes dazugehöriges Exemplar, das nach dem Nationalmuseum (Inv. 2628) gekommen ist, trägt auf dem Schlosse die Bezeichnung F. Rofs. Die in Eisen geschnittenen Schösser dieser Gewehre und ihre vergoldeten Messinggarnituren sind abendländische Arbeiten mit geschnittenen und gestochenen Türkendarstellungen und Ornamenten in „türkischem“ Geschmack reich verziert.

Die mehr oder weniger verzierten Jagdbüchsen des 18. Jahrhunderts sind in größter Auswahl vorhanden. Für sie muß am Zweibrücker Hofe viel Verständnis und Vorliebe geherrscht haben. Waren doch in Zweibrücken die Büchsenmacherfamilien Hefs und Riegel an-

geschnitten und mit Gold eingeschlagen, auf der stählernen Garnitur sind Jagdszenen eingegraben.

Ferner Inv. J 34 (Abb. 9), auf dem damaszirten Doppellauf ist C. Freund à Fürstenau in Gold eingeschlagen, auf dem Schlofs „Freund“; die Garnitur ist in Stahl geschnitten und vergoldet. Die Freundschen Gewehre gehören zu den prunkvollsten der Sammlung.

Aber auch auswärtige berühmte Firmen sind gut vertreten, wie wir aus dem von Hampe mitgeteilten Büchsenmacherverzeichnis ersehen. Wir geben noch Abbildungen der Prachtgewehre von Bongarde in Düsseldorf, Inv. H 142 (Abb. 10), von Toupriant, Inv. J 15 (Abb. 11), und Gruche, Inv. H 226 (Abb. 12 und 14), in Paris und die deutsche Büchse, Inv. B 101, von C. Stockmar in

Suhl (Abb. 13). Diese Meisterwerke der Büchsenmacherkunst mit ihren geschmackvollen meist in edlen Metallen hergestellten Beschlägen gehören zu den hervorragendsten kunstgewerblichen Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts.

Wegen ihrer Schäftung mögen zwei 1,83 m lange Flinten (Inv. H 151 und 250) erwähnt werden, deren französische Schäfte in chinesischem Ge-

hafte Doppelläufe — besonders von C. Freund in Fürstenau (Inv. K 4 und 5) — auf diese Weise ausgebessert. Auch sonst finden wir sie noch z. B. an dem türkischen Laufe eines Gewehres im Bayrischen Nationalmuseum (Inv. 1653), oder an einer Doppelflinte des Anton Baumann in München (Inv. J 92).

Von Büchsen mit drehbaren Läufen ist eine

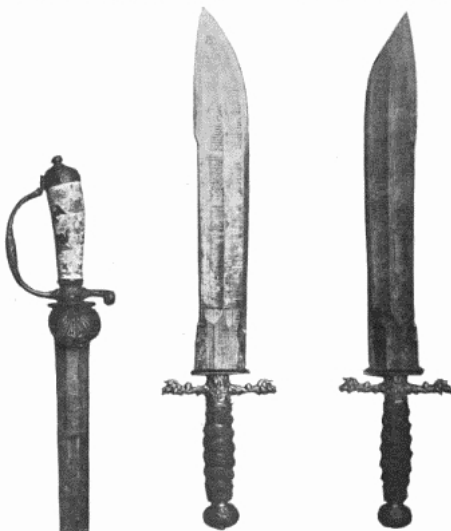


Abb. 21

Abb. 23a

Abb. 23b

schmack schwarz lackiert und mit Blumen in aufgelegter Goldmalerei reich geschmückt sind. Die blanken Läufe und Schösser sind sehr abgeputzt; die Namen auf den einfachen Steinschnapschlössern deuten auf holländischen Ursprung; auf H 151 steht Gerreit van Bae (?), auf H 250 . . . van Eyh . . . Die dazugehörigen Pistolen tragen Marken auf den Läufen.

Viele Büchsen haben Zündkerne aus reinem Golde. Boheim, Handbuch S. 472, sagt, daß man sie an spanischen und zuweilen auch französischen Jagdgewehren noch bis aus dem Ende des 18. Jahrhunderts fände. Wie sich aus dem von Hampe mitgeteilten Inventar ergibt, wurden in München noch 1812 und 1813 schad-

vielläufige von C. Freund (Inv. D 6) und eine doppelläufige von Hefs in Zweibrücken (Inv. G 1) vorhanden.

Unter den zahlreichen großen und kleinen Pistolen sind viele schön verziert. Es finden sich wieder Meisterwerke von Bongarde darunter, Inv. M 96 (Abb. 15), von Felix Meier in Wien, Inv. M 89 (Abb. 16) und Keiser und Meier, Inv. M 88 (Abb. 17). Besonders schön ist auch die wohl italienische Garnitur, Inv. M 94 (Abb. 18), mit gebläuten Läufen, welche von durchbrochenem Silberbeschlag ganz bedeckt sind; auf der Schwanzschraube und der Kappe sind köstliche in Eisen geschnittene und vergoldete Masken angebracht; die Schäftung ist von Ebenholz.

Unter den blanken Waffen befinden sich viele Offiziersdegen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Galanteriedegen, eine Reihe orientalischer Säbel worunter einige kostbare Exemplare, die Säbel der Heiduckenwache des Kurfürsten Karl Theodor mit reicher silberner Garnitur⁹). Das bei weitem bedeutendste Stück ist ein prächtiger Galanteriedegen, Inv. U 7 (Abb. 19 a, b), dem ich kein ähnliches Stück von der gleichen Art an die Seite zu stellen wüßte. Der Griff ist mit Golddraht umwickelt, die Garnitur aus Stahl geschnitten und zum Teil vergoldet. Am



Abb. 14

hohlen durchbrochenen Knauf sind zwei Medaillons mit fürstlichen Portraits eingeschnitten, welche von Atlanten getragen werden; am Bügel, dessen Parierstange in ein Tropaeum ausläuft, wiederholen sich die Atlanten; auf dem Stichblatt sind in reicher figürlicher Umrahmung Medaillons mit miniaturhaften Kriegsszenen aufs feinste eingeschnitten; der Fond ist vergoldet. Die zum Teil vergoldete Klinge ist mit sechs hohlgeschliffenen Zügen versehen; in ihrem oberen durchbrochenen Teil sind Perlen und Korallen eingelassen. Dieses Meisterstück zeigt im Stil viel Ähnlichkeit mit



Abb. 15

den Eisenarbeiten von Bongarde in Düsseldorf und ist möglicherweise identisch mit dem Degen, welcher bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts die Bewunderung des Zacharias Conrad von Uffenbach erregte. Dieser preist in seiner Reisebeschreibung einen Degen, den er in den kurfürstlichen Zimmern zu Düsseldorf sah und den er ausdrücklich als Werk des Hermann Bongarde bezeichnet (vergl. Boehheim, Meister der Waffenschmiedekunst S. 21).

Ähnlich aber weniger reich ist der Degen Inv. U (Abb. 20). Der Griff ist mit Silberdraht umwickelt, der Korb reich in Stahl geschnitten; auf dem runden Knauf und auf dem Stichblatte

⁹ Einen solchen Säbel besitzt auch das Bayrische Nationalmuseum, Inv. 1594.

sind Reiterkämpfe dargestellt. Die Klinge ist dreikantig hohlgeschliffen und etwas graviert und vergoldet. Am Mundstück der silbergarnierten Scheide ist eingraviert: *Holeisen fet. Manheim.*

Den türkischen Säbel T 6 (Abb. 21 a, b) liefert Sultan Achmet III. dem König Karl Item XII. von Schweden im Jahre 1714 überreichen. Auf der Klinge ist eine lange türkische Inschrift in Gold eingeschlagen; der silberne Griff und die Scheidenbeschläge sind mit sehr feiner Goldtausia und Rubinen verziert.

Von den Hirschfängern sind, wie bereits

erwähnt, die schönen Exemplare mit geschnittenen Elfenbeingriffen unter Frhr. von Aretin dem Nationalmuseum überwiesen worden. Es befindet sich jetzt noch in der Gewehrhammer ein feingearbeitetes Stück, Inv. R 1, an dessen Daumenblatt eine kleine Uhr angebracht ist. Seine massiv goldene Garnitur hat großen materiellen Wert. Ein anderer mit vergoldeter Silbergarnitur, Inv. R 15 (Abb. 22), hat einen weiß mit grün, blau und rot emallierten Griff, auf dessen weißem Fond einzelne Figuren in Gold dick aufgelegt sind. Es sind darauf noch dargestellt ein ge-

fesselter Türke, ein Kamel, ein Hund mit einer Inschrifttafel: *Chasseur est mon amy, ein Bär mit ebensolcher Tafel: Le chasseur est mon enemy, Bäume, Gebüsch u. dergl.*

Unter den Messern sei eines prächtigen vortrefflich erhaltenen Weidmessers aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedacht, das wie viele andere Stücke der Sammlung einer genaueren Veröffentlichung bedarf, Inv. R 47 (Abb. 23 a, b). Knauf und Parierstange zeigen meisterhaft in Eisen geschnittene menschliche Figuren und Ungeheuer. Der Griff trägt die alte wohlerhaltene Eisenwicklung. Auf beiden Seiten der Klinge ist ein Kalender mit allegorischen Figuren und Arabesken von A. Glockendon eingezäht, dessen Dürer-ähnliches Monogramm AG an der Spitze angebracht ist.

Einige hervorragend gearbeitete javanische Kris zeigen reichgeschnittene mit Diamanten besetzte Griffe und mit Goldblech verkleidete Scheiden.

Zum Schlusse seien noch zwei kombinierte Waffen erwähnt: Inv.Y 44 (Abb. 24), Faustrohr mit kleinem Steinschnappschloß mit Messingblatt und Messingbügel; an der Mündung des Laufes ist ein messingener Pickelhammer angebracht; der schlanke, fast ganz gerade Schaft ist elegant mit Elfenbein eingelegt. Ein fast gleiches Exemplar befindet sich in der Sammlung auf Schloß Dyk, vergl. M. von Ehrenthal Nr. 85 und Abb. Taf. V.

Die andere Waffe, Inv. R 27 (Abb. 25), ist ein Hirschfänger mit einem Terzerol an der

Klinge; das Rohr befindet sich auf der Rückseite. Das Heft ist mit grüngerbeitem Horn belegt, die Garnitur ziseliert und vergoldet.

Schon dieser flüchtige Blick in die Gewehr-kammer läßt uns wünschen, daß die vielen waffen-technisch oder kunstgewerblich interessanten Stücke auch einem größeren Publikum erschlossen werden möchten. Wie schon bei der Zusammenstellung des Porzellankabinettes in der Königliche Residenz vor zwei Jahren, zeigt sich auch hier, daß der bayerische Hofbesitz noch manche ungeahnten Schätze birgt. Hoffentlich wird die Sammlung, wie es dem Wunsche Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Rupprecht entspricht, bald dem bayerischen Nationalmuseum überwiesen und so einem großen Publikum zugänglich gemacht werden.

Eine „Handkanone“ in der Art der Codex byz. Vat. 1605 und der Büchse von Orsola-Arco

Von Dr. R. Forrer, Straßburg

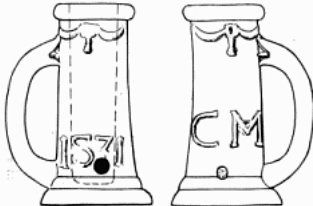
Rascher, als es zu erwarten war, hat sich ein Original gefunden, welches meine Darlegungen bezüglich der Büchse von St. Orsola-Arco in Heft 1 S. 22 des VI. Bandes dieser Zeitschrift bestätigt. Anlässlich einer

unwillkürlich der „Büchse von St. Orsola-Arco“, über welche ich in Heft 1 dieser Zeitschrift berichtet habe.) In der Tat haben wir hier ein merkwürdiges, unter vielen Gesichtspunkten interessantes und für mich recht rätselhaftes Objekt vor uns.

Das Rohr besteht, wie schon betont, aus Bronze, und zwar ist es allem Anschein nach, da Fußnähte trotz der nachlässigen Arbeit nirgends erkennbar sind, „in verlорerener Form“ gegossen worden. Das Metall hat schöne dunkelgrüne, meist glänzende Patina angenommen. Die Erhaltung ist vorzüglich, das Totalgewicht von 3,052 kg darf also durchaus als das ursprüngliche gelten. Der Henkel, die Handhabe, ist mit dem Rohr zugleich, also „in einem Stück, gegossen“.

Das Rohr ist 15 cm lang, vorn 6 $\frac{1}{2}$ cm, hinten 8 $\frac{1}{4}$ cm im äußeren Durchmesser. Innen mißt die Seelenlänge 13 $\frac{1}{4}$ cm. Die innere Weite ist vorn 3,6; nach hinten verengt sie sich sanft auf 2 $\frac{1}{4}$ cm. Der Abschluss ist leicht abgerundet.

In den Mafsen und in seiner äußeren und inneren Beschaffenheit entspricht das Rohr nach dem Gesagten durchaus unseren spätgotischen



Schweizerreise anno 1912 sah und erwarb ich in Luzern bei einem kleinen Altertümerhändler das obenstehend in zweifacher Ansicht dargestellte Feuerrohr aus Bronzeguß. Mein erster Eindruck war der, „hier liegt ja eine Hinterladerkammer“, mein zweiter, als ich die Mündung näher betrachtete und keine Spur von einer „Liderung“ fand, daß hier ein enger Verwandter der „byzantinischen Handfeuerrohre“ in der Art des Codex byz. Vat. Nr. 1605 vorliegt“) und mein dritter Gedanke, als ich die Oberfläche des Mörsers genauer studierte, galt

) Vgl. dazu meinen Artikel Seite 115—122 des V. Jahrganges dieser Zeitschrift: „Archäologisches und Technisches zu der byzantinischen Feuerwaffe des cod. Vat. 1605 vom 11. Jahrhundert.“

) Vgl. Altersfrage der „Büchse von St Orsola-Arco“

Hinterladerkammern, aber diese zeigen an der Mündung stets eine Liderung, welche in das Rohr eingeführt wurde, teils um der Kammer im Rohr einen sicheren Halt zu geben, teils um einer zu starken Entweichung von Gasen entgegenzutreten. Und keine Spur deutet an, daß jemals eine solche Liderung vorhanden war und beseitigt worden ist, im Gegenteil erscheint der Rand durchaus unberührt, im Originalzustande. Gegen eine Hinterladerkanone spricht auch die um das ganze Rohr ringsum ziehende Ornamentik, von welcher unten noch die Rede sein wird.

Dafs wir aber doch zweifellos hier eine Schußwaffe vor uns haben, geht hervor aus der Form des Rohres, aus der starken Wandung und aus dem Vorhandensein des Zündloches. In Wirklichkeit sind sogar zwei Zündlöcher vorhanden, eines auf der rechten Seite des Griffbügels, das andere auf der linken Seite. Allem Anschein nach war das Zündloch auf der rechten Seite das ursprüngliche, das auf der linken Seite nachträglich eingebohrter Ersatz. Das der rechten Seite (7 mm im Durchmesser) ist nämlich mit einem Eisenbolzen vernagelt, das der linken Seite (9 1/2 mm), ist mitten in die dort angebrachte Jahreszahl, also ersichtlich nachträglich hineingebohrt worden.

Wenn es eine Schußwaffe war, so erhebt sich die Frage nach ihrem speziellen Zweck. Die äußere und innere Form des Rohres erinnert ganz auffallend an die byzantinischen Feuerhandrohre, wie ich sie früher in dieser Zeitschrift besprochen habe, und man könnte versucht sein, dies Rohr für eines jener byzantinischen Feuerrohre zu erklären. In der Tat können wir uns für jene kaum ein besseres Modell denken. Indessen stilistische Gründe sprechen absolut gegen diese Auffassung. Besieht man sich nämlich das Rohr genauer, so entdeckt man auf demselben verschwommene Ornamente, Buchstaben und Zahlen, welche für eine wesentlich spätere Zeitansetzung sprechen. Ihre verschwommene Wiedergabe dürfte nur zum allergeringsten Teil von vielem Gebrauch, d. h. starker Abnutzung, herrühren, in der Hauptsache ist sie darauf zurückzuführen, dafs diese Ornamente etc. schon in der Gufsform unscharf waren und so also auch der Gufs unscharf ausgefallen ist; eine Beobachtung, welche oft auch an Stampfmörsern zu machen ist.

Um den Rand der Mündung zieht sich eine Girlandenborde, die durch senkrechte Gehänge unterbrochen ist — ein Ziermotiv, welches in dieser Form von der Antike übernommen und der Renaissance eigen ist. Der Handgriff des Rohres endigt gegen die Mündung zu in einen

roh gezeichneten Tierkopf, wie solche ornamentale Ausgestaltung gerade die Renaissance kennzeichnet und auch auf Geschützbügelu usw. des öfteren zur Anwendung gelangt ist. Für die gleiche Zeit spricht auch der Charakter der beiden auf der rechten Seite nicht scharf, aber doch unverkennbar sichtbaren Buchstaben C M. Zum Überflufs sind beim linken Zündloch noch mehrere Erhöhungen sichtbar, welche sich bei näherem Studium als Reliefzahlzeichen erweisen, die unscharf gegossen worden sind und später auch noch durch Oxydation und Abreibung gelitten haben. Deutlich erkennt man eine 1, dann eine Ziffer, welche kaum anders denn eine S-artige 5 gelesen werden kann, hierauf, durch das Zündloch großenteils zerstört, eine 3 oder 7, und schließlich unverkennbar noch eine 1. So ergibt sich die Zahl 1531 oder 1571, was kaum anders als eine Jahreszahl gedeutet werden kann. Und zu dieser passen stilistisch sowohl die Girlanden, wie die Buchstaben, die Ziffern und der Henkel so vollständig, dafs über das ungefähre Alter des Rohres nun kein Zweifel mehr sein kann.

Wie man sieht, liegt hier ein dem Rohr von St. Orsola-Arco in Gröfse und Stärke äußerst verwandtes Rohr vor. Beide bestehen aus Bronze, beide verbreiten sich äußerlich nach hinten, d. h. zeigen verstärktes Hinterteil, beide haben fast gleiche Seelenlänge (Arco 14 cm, Forrer 13 1/2 cm), und annähernd gleiche Außenlänge (Arco 16,4 cm, Forrer 15 cm), verwandten Seelendurchmesser (Arco 5,5 cm, Forrer 3,6 cm), beide Seelen verengen sich sanft nach hinten, und endlich, beide tragen Autor- oder Besitzersignete und Jahreszahlen, welche auf dieselbe Herstellungszeit, das XVI. Jahrhundert (Arco 1522, Forrer 1531 oder 1571) hinweisen. Die Verwandtschaft ist so eng, dafs, wenn meine Ausführungen in Heft dieser Zeitschrift noch einer Bestätigung bedürften, diese hier gegeben wäre.

Aber im speziellen Zweck muß doch ein wesentlicher Unterschied bestanden haben, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, dafs das Arcostück über und über verziert ist und für Befestigungszwecke keine Fläche geboten ist, während mein Rohr weit roher, mehr für wirklichen Gebrauch gearbeitet erscheint und mit einem Griff versehen ist, der über seine Handhabung keinen Zweifel läfst. Man könnte an eine Art „Handkanone“ denken, wie Demming sie erwähnt. Für das XIV. Jahrhundert oder für noch frühere Epochen wären Waffen dieser Art nicht verwunderlich; waren aber solche auch noch im XVI. Jahrhundert im Gebrauch oder welchem speziellen Zwecke diente dies Rohr? Vielleicht weiß einer von den Kollegen unserer Zeitschrift mir Auskunft?

FACHNOTIZEN

Beobachtungen an älteren Bolzen. Sicherlich sind es keine vereinzelt Erscheinungen, auf die ich hier die Aufmerksamkeit zu lenken wünsche, indess scheinen sie in der Literatur kaum berücksichtigt zu sein. Es handelt sich um zwei voneinander getrennte Fragen, die jedoch beide

ziemlich gut mit den bezeichneten Gewichten übereinstimmt. Wahrscheinlich sind diese Gewichtangaben bei der genauen Prüfung, die den großen festlichen Armbrustschiefen vorhergehen, angebracht worden.

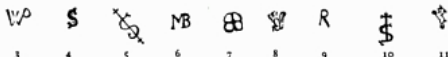
Zweitens sind an einigen, jedoch nicht an allen Bolzen derselben Gattung eine Art von Marken vorhanden, die mit mehr oder weniger heifsem Stempel ins Holz eingegraben oder eingedruckt sind (Fig. 2—10). Fig. 8 und 9 kommen



Fig. 1

Erscheinungen an denselben Bolzen betreffen. Die Beobachtungen sind eigentlich bei den Vorarbeiten für die Kataloge der hochinteressanten Rüstkammern im Schloß Skokloster in Schweden gemacht; weil diese Belege zu wenig zahlreich sind, um von ihnen mit Sicherheit etwas schließen zu können, möchte ich sie meinen Fachgenossen schon

an je drei, Fig. 4, 5 und 7 an je zwei, und Fig. 2 zweimal an denselben Bolzen vor. Wahrscheinlich sind diese Stempel Meisterzeichen. Dafür spricht ihre große Ähnlichkeit mit den so äußerst selten beobachteten Armbrustschäftmarken (vgl. Fig. 11¹⁾ und Fig. 12²⁾). Ausgeschlossen scheint in diesem Falle, an Eigentümermarken zu denken, Dafs an Waffen eingeschlagene Stempel jedoch auch Eigentümer

Fig. 3—11 (P¹⁾)

jetzt vorlegen in der Hoffnung, dafs die Frage dadurch eher geklärt werde. Die Bolzen, von welchen hier die Rede ist, gehören alle demselben Typus (Fig. 1), und stammen aus der älteren der beiden Rüstkammern Skoklosters, der des im Jahre 1676 gestorbenen Grafen Wrangel.

Fig. 12 u. 13 (P¹)

Erstens ist eine Art von Aufschriften mit brauner Tinte an den eichenen Schäften der Bolzen zu bemerken. Die meisten sind sehr verwaschen, undeutlich und nicht in jeder Beleuchtung sichtbar. Keine ist mit Sicherheit vollständig zu lesen. Man sieht jedoch auf einer: „3 lot . . .“, auf zwei anderen: „4 lot. . . 93“, noch: „. . . lot . . . 93“ und: „4 1/2 lot“. (Fig. 2.) Es scheint also ein in Lot und Quint angegebenes Gewicht zu bezeichnen, wahrscheinlich das des betreffenden Bolzens. Leider sind alle bezeichneten Bolzen ziemlich stark beschädigt. Das Gewicht der Bolzen derselben Art beträgt 42 bis 65 g, was

bezeichnen können. hoffe ich ein anderes Mal nachweisen zu können.

Rudolf Cederström.

Aus Dresdner Archiven.

Birschbüchsen und Schiefsgau (1578).

Am 10. Mai 1578 schreibt Kurfürst August von Sachsen an den Bischof Ernst zu Freising, Herzog Alberts V. in Bayern Sohn (seit 1566 Bischof, stirbt 1612, Februar 17.) einen Brief, der uns im Entwurf erhalten geblieben ist (Hauptstaatsarchiv Dresden, Copial 440, f. 94 und 94b) und einen Blick erlaubt in das freundschaftliche Verhältnis der beiden waffenkundigen und jagdliebenden Fürsten. Sein Wortlaut ist:

„An den Bischoff zu Freising.
Ehrwürdigster und hochgeborener Fürst, freuntlicher lieber Vetter. Nachdem uns E. L. J. vor der Zeit durch vnsern Hauptman zu Pirna Christoffen vonn Kitzschern vmb

¹⁾ v. Ehrenthal, M.: Die Waffensammlung des Fürsten Salm-Reifferscheidt, Nr. 82, datiert 1559.

²⁾ Kgl. Leibützkammer zu Stockholm Nr. 4712, aus der Sammlung des Königs Carl XV.

³⁾ Eure Lieben.

einen schiffgaul vnd Pirschbuxen zum schrott be-
neben einen schriftlichen bericht, wie dieselz zugebrauchen,
freuntlich ersuchen lassen, Als thun wir derselben forigen
vnser verrostung nach bei gewentigen vnserm Diener
Marz Wiedeman¹⁾, welcher v²⁾ vnser Pirschbuxen wartet,
so lange Pirschbuxen, daraus wir mit Schroth zu schiessen
pflegen, vnd darbei vnserm Wilschützen einen Rotschm-
lichten schiffgaul vberschicken, vnnd haben gedachten
beiden vnsern Dienern befohlen, E. L. notturtig vnd zur
genuge zubereichten, wie beides mit lahdung des Schrots
vnd dem schiffgaul vmbzugehen, do nun solcher schiffgaul
E. L. vnbeschadet zubracht wurde, vnd die buxen E. L.
am anschlage recht vnd sonst zu gefallen gemacht wehren
vnd E. L. damit viel gutter last haben konten, vernehmen
wir solches gerne; Mit freuntlichen gesinnen E. L. wolde
damit freuntlich vor willen nehmen vnd vnser vetterlich
wohlgeniegt gemuth gegen derselben dabel vormercken.
Ob auch E. L. die buxen zu schwer oder sonst am an-
schlage nicht recht wehren, so kommen E. L. doch andere
dieser arth darnach machen lassen, Wie dieselz von be-
ruhren vnsern Dienern berichtet werden kan, und wir sendt
E. L. zu freuntlicher vetterlicher Wilfahung wohlgeniegt.
Datum Dresden —.

Die Sendung war gut angekommen und der
bayrische Fürst schickt durch zwei seiner Diener
als Gegengabe zwölf Birschrohre, die den Kur-
fürsten zu folgendem Dankschreiben Veranlassung
geben: An Bischoff zu Freising.

Freundlich lieber Vetter. Vns haben E. L. Diener
Caspar Fischer vnd Joseph Baumgarten selber schreiben
sammt den vberschickten Pirschrohren zubracht vnd
vernehmen gerne, das E. L. an dem schiffgaul gut ge-
fallen haben, auch das die zwei pirschrohre so wie E. L.
geschickt, wol zutragen und sich dieselz mit dem pirschen
bishero erlustiget haben. Es hette aber der vleissigen
Danksagung vor solche geringschezige Ding gegen vnfs
nicht bedurffen. Wir thun vnfs aber gegen E. L. für die
zugefertigten 12 Pirschrohre, daran E. L. vnfs zu besondern
f³⁾ gutteln gefallen gethan, ganzt f. bedancken, do wir
auch wüsten, worin wir solche E. L. f. guthwillige erzei-
gung hinwider f. und danckbarlich vergleichen möchten,
das E. L. gleichergestalt vnsern f. vergeigten willen spüren
soltten. Dan wir sendt E. L. f. vnd vetterlich zu dienen
jeder Zeit genajgt. Datum Dresden 1578, den 12. Octobris.

Spießschäfte (1502).

Herzog Georg (der Bärtige) von Sachsen
hatte in Höckendorf bei Tharandt bei einigen
Untertanen des Caspar Teler sechs Schock
Spießschäfte für seine Waffenkammer be-
stellt. Da aber unter den eingelierten Stangen
mehrere „von bösem Holze und nicht tauglich“
waren, läßt der Fürst an seinen Lehmann
schreiben, dafs er die beiden Vorfertiger an-
halten solle, dafs ers Ersatz zu liefern.

Caspar Teler ist geschrieben, das mein g. br. f⁴⁾ seinen
vndertanen zu Höckendorf, nemlich Knollen vnd Sneydern,
seiner g. f⁵⁾ ezliche Spießschafft zumachen vordingen vnd
yner 6 gute schokk doruff hab geben lassen vnd wiewol

sie etliche gemacht, so sollen doch solche von bösem
holzte vnd nicht tuglich seyn, mit begern, das sie seiner
g. solche Spießschafft von holzte, das so gut vnd tuglich
sey, damit sie seiner g. vorwaren mogen, nochmals machen
vnd vorfertigen wollen, auf das seine g. nicht zu andern
vornemen verursacht werde. Datum Dresden, Sonntag nach
Kiliani (10. Juli). Hauptstaatsarchiv Dresden, Copial 107,
f. 245b.

Ein Panzer als Pfand (1451).

Kurfürst Friedrich V. (der Samtmütige)
schreibt an seinen Münzmeister „Nickele Man-
houbt (Mohnhaupt) vnfsin wechler zur Friberg“:

Lieber getruwer, wir begern von dir, das du Melcher
von Mylau¹⁾ vier schog vorgeslagener münze gebest vnd
ym sin panczer, das er zu Friberg vorsacht hat, lösest
vnd dafs nicht anders heidest. Des wollin wir dich in
dyner rechnung entemen. Geben zu Gryme (Grimma)
am Mittwoch nach Arnolff. Anno domini 1451.²⁾ —

Auf der Rückseite des Briefpapiers stehen folgende Ein-
träge von Mohnhaupts Hand: „Item Melcher von Mulin 4 60,
item 2 60 1 gl vor ein panczer das ich gelost habe.“ Eine
praktische Art des Melchior von Mylau sich nach Friedens-
schluß (Bruderkrieg 1446—51) etwas Geld zu verschaffen!

Belehnungen zweier Harnischmeister (1441 und 1475).

Harnischmeister.

Anno domini 1441, am Montag nach Letare hat myn
here Caspar Schützenz sinem harnischmeister disse noch
geschriben guter und zinsne drey schog geldes in dorffe
zu Lusicz³⁾, die Ise Wittwischen itund besitzet, drey
60 geldes of der moel zu Mastorf die Angnese Rostocks
itund besitzet, zu cynem anfallte gelihen. Datum et
actum Misne ut. Cop. 41, f. 127b.

Harnischmeister.

1475, am Mitwoch nach Quasimodogeniti haben meyn
gnedige hern Caspar von Aldenburg harnischmeister gnant
vnd seynen Erben vmb seiner vleissigen annehmen dienste
willen vnd auf besundern gnaden Eyn staht acker auf
dem vorwege zum Rathen zu 10 schoffeln sauck vff der
scheibe owendig dem garten doselbit in der Pflege zu
Pirne gelegen als weit im sulch staht acker durch Ern
Caspar von Schonberg die Zeit lantvoit zu Meissen vff
Irer gnaden befelz vorreynt, gegeben vnd zu rechtem
Erbgute gereicht und gelihen, denen sol er vnd sein Erben
Iren gnaden vnd iren Erben vnd nachkommen alle Jar
jerlich vff Sente Michaelstag 6 gl der besten vnd hochsten
Munze ins Amt keyn Pirne zinsen. Testes: Hugolt von
Sleinicz, Obermarschall, Er Caspar von Schonberg, Ritter,
Lantvoit zu Meissen. Actum Dresden. Cop. 59, f. 356b.

Zwei Aufträge Kurfürst Augusts von Sachsen an die sächsichen Plattner Wolf Speyer und Wolf Pohle.

In dem Kopialbuch 107 des Hauptstaats-
archivs zu Dresden findet man auf Blatt 37 ein
Schreiben des Kurfürsten August von Sachsen
an seinen „Cammermeister“ mit folgendem Wort-
laut: „Lieber getruwer, Wier geben dir gnediger
Meinung zu erkennen, das wier von Wolffern

¹⁾ Büchsenmeister des Kurfürsten.

²⁾ freuntlich.

³⁾ gnädiger Herr.

⁴⁾ Gnaden.

¹⁾ Mylau im Vogtland, Sachsen. (Hauptstaatsarchiv.
Wittenberger Archiv. Cammersachen II. Bl. 39. Locat 4312.)

²⁾ Kurkreis, Amt Liebenwerda.

Speyer, Blattner auf S. Annenberg einen Kurifs vor 70 gulden groschen, desgleichen vor unsern leib einen Harnisch vnd Bartt vor 25 gulden groschen vnd dann vier harnisch in vnnsere Harnisch Cammer, einen jeden vor 14 gulden groschen angenommen haben, welches alszusammen 151 gulden groschen austrack, Befelen dier derwegenn, du wollest ihnen den halben teil solcher bezalung an der Summa, so wier ihme furstreckenn lassen, abrechnen vnnd abziehen vnd den andern halben teil raus gebenn, weil er auch hieruber von solchem Kurifs vnd harnischen 4 gulden groschen bis anhero fuhrlohn geben müssen, als wolstu ihme dasselbe auch wieder zustellen, des solstu inn Rechnung entnommen werden, vnd thust daran vnser gefellige meinung. Stolpen, den 12. Juni 1564." Wolf Speyer übernahm um 1560 die Werkstatt seines Vaters Peter Speyer, der ungefähr 1540 nach Annaberg gezogen war und für den sächsischen, brandenburgischen und dänischen Hof gearbeitet hat. Um 1576 erhielt dann Wolf Speyer seine Bestallung als Hofplattner in Dresden und starb 1580. Das Historische Museum daselbst besitzt mehrere ganz vorzügliche Arbeiten des Meisters. (Vgl. Führer durch das Königliche Historische Museum zu Dresden. S. 36, 38, 153, 160.)

Im Kriegswaffenaal G desselben Museums finden wir unter den Nrn. 80, 81 und 96, 97 Panzerkragen, Panzerärmel und einen Panzerschutz, gefertigt von Wolf Pohle, Panzermacher in Dresden. Der Auftrag zur Anfertigung des Schurzes ist vielleicht folgender Kopialeintrag (Hauptstaatsarchiv Dresden, Kopial 466, f. 269): „An Cammermeister Greger Schilling. Lieber getreuer, vnser gnädigstes begern vnd befelch ist, du wollest Wolf Pohlen Panzermachern zu Drefsden, welcher vor vnserne geliebten Sohn Hertzogen Christian einen Pantzer schurtz verfertigen soll, zehen gulden groschen vff die Arbeit zustellen vnd volgen lassen vnd ihme dieselben hernach an der Arbeit wieder abkurzen.“ (1581, November 17.)

Harnischkammer eines Rittersitzes im Meißnischen Kreis. Anno 1537.

An der Strafe von Großenhain nach Liebenwerda, in der Röderaue, am rechten Ufer des Flusses liegt die alte Wasserburg Walda (=Waldowe). Als im Jahre 1537, Juni 8, Wolf von Ebran auf Walda und Roda dem Hans von Krackau auf Königsbrück seine Güter verpachtete, wurden diese aufs genaueste inventarisiert. Die Aufzeichnung der Gegenstände in der Harnischkammer läßt uns einen Blick tun in den Waffenbesitz eines Mitgliebes des Landadels aus der Mitte des 16. Jahr-

hunderts. Dafs wir neben den Kriegswaffen allerlei Jagdwaffen und -geräte in der Kammer finden, ist ganz dem Gebrauche entsprechend, zeigen doch die landesfürstlichen Harnischkammern jener Zeit dieselbe Zusammenstellung. „Inventarium über das Guth Waldaw. Inventarium an vihe und andern furthh des guts Waldaw und Rodaw durch Wolfen von Ebran gemacht und itzigen vorwalter Hansen von Krockaw ubirantwort, soll er dermassen ausgangs seins schiedts widerumb berechnen vnd baydertayl petzchaft zu becreftigung ufdrukkt. Geschen Freitags nach Bonefacii Anno 1537. (Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Originalurkunde 10849.) Harnisch Kammer. 2 rucken und krebs lichte, 2 kragen, 2 helmelyn, 1 par arm zuegk, 1 par ganze knyhe pocken, 1 achselich, 3 handtschuch, 1 schwarz rucken und krebs, kragen, 1 brust und hindertayl, 1 pantzer, 3 armbrust darunder ein stelen bogen (= stählerner Bogen), 3 winden, 2 koche, 2 schwert, 1 langkmesser, 1 sattel, 2 par Wedemesser (= Waidmesser), 1 spies eyzen 1 geruste zu einem harnisch, 4 lange spiese 2 helleparten, 2 schweinspiese, 1 ledern fahrtstuell, 1 fincke necz, 1 ax, 1 beyl, 1 hirsgewey 1 arm gefengknus, 1 bein gefengknus, 9 eysern ringe zw raden (= Räder), 6 beslagene raden, 1 roll wenichen mit 4 beslagen raden (= Rollwagen), 1 wagen geruste, 9 pferde gbis (= Gefiß), 2 hoche wilt necz (= Netze zur Hochwildjagd), 12 hasen necz, 1 eysern stick ercz (= Erz) aber stange.“

Pulverpreise u. a. m. (Anno 1627).

Die Stadt Wittenberg (Wittebergk) läßt im Jahre 1627 zwei Schütler, Andreß Gebhart und Hans Tressel, in Dresden beim Zeugwärter Hannß Buchner zu Büchsenmeistern ausbilden. Am 8. Juli haben sie ihre „16 Pfündige Feuerwerks Proba“ bestanden und dazu gebraucht: „15 Gulden vor 30 Pfund Hacken Pulver, so zu Mehle ist gerieben worden. 10 Gulden 14 Groschen vor 28 Pfund geleiterten Salpeter. 10 Groschen vor 10 Pfund gekleindten Schwefel. 3 Gulden vor 4 Pfund Hacken Pulver und 1 Gulden 15 Groschen vor 2 Pfund Pirsch Pulver zu Füllung der Schlege. 3 Gulden 18 Groschen vor 19 Pfund Schlangen Pulver und 1 Gulden 11 Groschen vor 4 eyserne Kugeln eine zu 4 Pfund — aufsm Stücke verschossen. 1 Gulden 10 Groschen 6 Pennige vor 3 Pfund Hacken Pulver und 12 Groschen vor eine Stein Kugell und 10 Groschen 6 Pennige vor 1 Pfund Zindt Pulver — aufsm Moser verworfen. Summa 38 Gulden 6 Groschen.“ (Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Locat 8003. Defensions Werk 1616. f. 63 fg) Otto Mörtzsch, Dresden.

VEREINS-NACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind:

- Eckstein**, O., Amtmann, Naumburg, Hallesche Str. 55.
Engelhardt, Armin Baron, Beamter im Kaiserl. russ. Ministerium des Auswärtigen, St. Petersburg, Millionaia 24.
von Gersdorf, Siegfried, Regierungsassessor, Oppeln (Ober-Schlesien), Zimmerstr. 11.
Gröz, August J., Kunsthistoriker, Wien XIV., Sebastian-Brunner-Gasse 7.
Laking, Guy Francis, London W., Kensington Palace.
Riggs, William H., Paris, Rue Murillo, Parc Monceau.

Veränderungen:

- Landgerichtsdirektor **Engel**, Gnesen, ist zum Geheimen Justizrat ernannt worden.
 Korvettenkapitän z. D. **von Haeseler**, ist nach Naumburg a. S., Buchholzstr. 31,
 Rittmeister z. D. **von Schillingen** nach Wohlau, Bez. Breslau, Gartenstr. 2 verzoogen.

Druckfehlerberichtigung

In der Abhandlung „Solinger Schwertschmiede-Familien“ von Albert Weyersberg ist u. a. zu berichtigen und umzustellen: S. 142, rechte Spalte, 17./18. Zeile von oben: „Adolf Irlenbusch“, nicht „Erlenbusch“. S. 143, linke Spalte, 23. Zeile von oben: „Johannes & Abraham Schimmelbusch & Söhne; 26. Zeile von oben: „1815“ statt „1816“. Auf S. 144, rechte Spalte, 7. Zeile von oben gehört: „Zu Johannes Wirsberg (I)

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Erich Harnet in Dresden — Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung in Dresden

usw.“ (irrtümlich auf S. 145, Z. 7/8). Auf S. 145, linke Spalte, 7. Zeile von oben gehört: „Stoffel Mommsen usw.“ (irrtümlich auf S. 144, Z. 7/8). S. 145, linke Spalte, 26. Zeile von oben: „zu Feld“ ist zu streichen; 21. Zeile: „Joh. Wilh. Weyersberg zu Feld, Lizentdeputierter“; rechte Spalte, 4. Zeile von unten: „Herr Fritz Dransfeld“.

Nachruf.

In Georg Liebe hat die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ einen Mitarbeiter verloren, der ihr seit einem Jahrzehnt aus dem reichen Schatze seiner geschichtlichen Forschungen Beiträge der verschiedensten Art gespendet und so wesentlich dazu beigetragen hat, unserer Disziplin den Platz im Rahmen der Kulturgeschichte zu sichern, um den sie kämpft und der ihr zukommt. Von seinen, stets auf sorgfältigem Studium der Quellen gegründeten und mit sicherem Blick für das Wesentliche gestalteten Studien sind hervorzuheben: Das Turnier in den Briefen deutscher Fürsten am Ausgang des Mittelalters (II, 65). Die soziale Wertung der Artillerie (II, 146). Das Recht des Waffentragens in Deutschland (II, 340). Der Schwerttanz der deutschen Handwerker (III, 252). Waffenbeschwörung (IV, 240). Die Bewaffnung ländlicher Aufgebote bis zum 17. Jahrhundert (IV, 73). Die Ausgänge des deutschen Fechterwesens (VI, 134). — R. L. P.



Rüstkammer

Boglar

$\frac{1}{2}$ Schreiberstr. 10

liefert an Sammler und Museen

Schutz- u. Trutzwaffen

Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
Orient, Indien, Japan.

Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.

Prima Referenzen!

➡ Weitere Anzeigen nächste Seite und 4. Umschlagseite ⬅

Mitteilung an die Mitglieder!

Wir beabsichtigen, der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ vom 1. Januar 1913 ab einen **Inseratenanhang** anzugliedern. Dieser soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Verkäufen und Auktionen von Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche über Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz u. dgl. m.

Wir bitten unsere Mitglieder, diesen Anhang in vorstehendem Sinne zu benutzen.

Insertions-Preise: Die dreispaltige Petitzeile oder deren Raum im Text 35 Pfg.
Die dreispaltige Petitzeile auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:
Dr. Rose, Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die
Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.
Waisenhausstraße 34.

Gegründet 1792 · Hahnsche Buchhandlung in Hannover · Gegründet 1792

Bedemann, Dr. K., Julie von Buedell und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Lessing, Esterlöf, Sophie Larocche, Frau von Sandow u. a. Nebst hieher gedruckten Briefen an Zimmermann und Estere. Gr. 8^o, VIII, 275 S., 3 M.
— **J. G. Zimmermann.** Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Götzer, Salzer, Moses Mendelssohn, Niklas, der Karisch, Herder und G. Forster. Gr. 8^o, VIII, 308 S., 3 M.
— **Der Briefwechsel zwischen der Kaiserin Katharina II. von Rußland und Joh. Georg Zimmermann.** 8^o, XXI, 156 S., 4 M.
— **Der Briefwechsel des Gottfried Wilhelm Leibniz in der königl. öffentl. Bibliothek zu Hannover.** beschrieben. Gr. 8^o, IV, 415 S., 12 M.
— **Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kaiserin Sophie von Hannover.** Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. 2 Bände. Mit

einem Bildnis. Gr. 8^o, VIII, 453 und 412 S., 20 M.

— **Briefe der Herzogin Charlotte von Orléans an ihre frühere Hofdame Maria A. K. v. Harling,** geborenen von Ulfeld und deren Diensth. Geh. Hist. Fr. von Harling zu Hannover. Gr. 8^o, XXXII, 224 S., mit Bildnissen 6 M.

Breda, Schütz von. Übersicht der Geschichte der Hessischen Armee von 1817. Bearbeitet von Freiherr von Heitsenstein. XII, 367 S., Quellen und Dact. Band XIV: 6 M.

Briefe von Theodor Bilse. Herausgegeben von Dr. G. Fischer. 1. Aufl. Gebunden 15 M.

Hellerer, R. H. von, enthält 1. Stallmeister des Kgl. Preuss. Militär-Reitainstituts, die Bearbeitung des Reit- und Kutschpferdes zwischen den Pfläzen als eine der wichtigsten und schärfsten Unterweisungen bei der Dressur. Mit 40 Zeichnungen von 1. Stoecke und einer Abhandl. über Jagdpferde, Turniere, Lanzengefechte, Karusselle, Kopf- und Ringreiten und Ballet aus de

Guerrilla's. 2. verb. Aufl. Gr. 8^o, (XIII, 770 S.) 1896. 4.50 M., gebunden 5 M.

Hessaye, H., 1812. Waterloo. Übersetzt von Ostermayer. 8^o, 8^o, VIII, 448 S., Mit 2 Karten. 1860. 4.50 M.

Kleinanzeng. Briefe des Herzogs Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg an Joh. Franz Donath von Wendt aus den Jahren 1763 bis 1726. Französisch. VIII, 400 S., 1817. 9 M.

Schmidt, W. und Dr. Gruersold. Argentinien. 1819. broschirt 12 M., elegant gebunden 13 M.
Schwefelger. Geschichte der königlich deutschen Legion. 2 Bände. Gebunden 35 M. (Geschichte der Freiheitskriege).

Steuerl, A., Seerriegengeschichte. 5 Bände. 79 M.: einzelne Bände 1 25 M., Band II 15 M., Band III bis V 18 M. in Leinwand gebunden.

Wilder, D. L., 50 ungedruckte Briefe der Königin Luise. Gebunden 4.50 M.

Gesucht: (nur beste Stücke):
Ital. u. span. Pistolen
(Lazarino; Cominaz u. s. w.), sowie
Dolche (15. bis 17. Jahrhundert).
Funck, Major, Berlin, Barbarossastraße 24

Bei Einkäufen, Bestellungen oder Anfragen bitten wir die geehrten Leser, sich auf die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ beziehen zu wollen.

Gesucht: Band I, u. Heft 1-4
Band II dieser Zeitschrift, „Forrer, Die Schwerter u. Dolche“ auch sonstige Waffenwerke.
Funck, Major, Berlin, Barbarossastraße 24.

Paul Graupe

Antiquariat

Berlin W.35, Lützowstr. 38

hauff zu hohen Preisen genealogische u. heraldische Bücher, Hand-schriften, ferner Kalender, Almanache, Stammbücher, Städteansichten, Sportbilder, Sorbatische usw.

Zur kostenlosen Verfügung steht Kataloge: Genealogie und Heraldik, Numismatik, Orbnswesen, Sport und Jagd, Philologie, Mittelhochzeitliche. Kalender und Almanache.

Darstellung der Tellsage

Durch Vermittelung der Schriftleitung werden über die Mitteilungen erbeten über die **Darstellung der Tellsage auf Waffen um 1500, besonders auf Armbrüste.**

Zuschreiben unter „O. E.“ an die Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A., Postamt 1, erbeten.

KANONEN

1 franz. 37schüssige Montigny-Mitralieu-, kriegsbrauchbar, mit Munition Mark 625.—, 2 österr. Gebirgskanonen, Modell 1895, mit sämtl. Zubehör, noch neu, à Mark 800.—, 2 preuß. Casematten-Festungsgeschütze, Modell 09, à Mark 250.—, 2 altpjan. Lunten-Walkanonen à Mark 100.—, 2 japan. Lunten-Walkanonen à Mark 45.—. Diverse spanische und deutsche Stenalschloß-Pistolen, letztere von Kucheneruter. Nähere Angaben zu Diensten.

G. LOLL, GRÜNBERG
(Schlesien) 81



Generalleutnant z. D. Ernst von Usedom

† 14. Februar 1913

Als im Sommer des vergangenen Jahres der Verein für historische Waffenkunde seine Hauptversammlung in den stimmungsvollen Sälen der Wartburg abhielt, wurde er vor die Notwendigkeit gestellt, das Amt seines ersten Vorsitzenden neu zu besetzen. Denn der Mann, der durch zwölf Jahre an der Spitze des Vereins gestanden hatte, gab seinen Entschluß kund, nunmehr die Zügel der Leitung einer andern Hand zu übergeben. Und kein noch so lebhaftes Bitten konnte Ernst von Usedom bewegen, von seinem Willen abzugehen. So machte sich Karl Koetschau zum Sprachrohr des allgemeinen Empfindens, als er den Antrag stellte, den früheren ersten Vorsitzenden zum Ehrenvorsitzenden des

Vereins zu wählen. Kaum ein Jahr lang hat der Verein sich der Auszeichnung, die in der Annahme der Wahl durch den Verewigten lag, erfreuen können. Der Tod des verehrten Mannes raubt ihm, wie einst der seines Vorgängers in diesem Ehrenamte, Wendelin Boeheims, ein Stück seiner lebendigen Tradition.

Es war in Dresden, auf der Versammlung des Jahres 1900, wo der damalige Kommandant des Königlichen Zeughauses in Berlin seinem Amtsvorgänger, Julius von Ising auch in der Stellung folgte, die jener mit größter Aufopferung und anerkanntem Erfolg ausgefüllt hatte. Drei Jahre vorher war Ernst von Usedom, der 1866 im österreichischen Feldzuge bei Trautenau als Premierleutnant schwer verwundet worden war, der dann fast ein Menschenalter lang im Nebenetat des Großen Generalstabes tätig gewesen und in dieser Behörde bis zum Generalmajor aufgerückt war, zum Kommandanten des Zeughauses ernannt worden. So durfte der Verein, als er ihn an seine Spitze berief, sicher sein, in ihm einen Förderer seiner Bestrebungen zu finden, der mit der Kenntnis eines der wichtigsten waffengeschichtlichen Urkundenschatzes die Erfahrungen des kriegswissenschaftlich geschulten Praktikers verband. Ernst von Usedom hat der Tätigkeit des Vereins in hingebender und eifriger Arbeit gedient. Sein hohes Verständnis für die Aufgaben der Forschung, sein feiner Takt und seine bei aller Anspruchslosigkeit imponierende Vornehmheit des Auftretens haben ihn zum berufenen Repräsentanten des Vereins werden lassen. Als Leiter der Verhandlungen auf den Versammlungen zeigte er stets ebensoviel ruhige Sicherheit wie zielbewusste Umsicht; und unermüdet war er bestrebt, von dem verantwortlichen Posten seines Berufes aus dem Interesse des Vereins und seiner Mitglieder Vorschub zu leisten.

Dem von hohen Idealen und warmer Begeisterung erfüllten Führer, dem treuen Freunde, dem edlen Manne ruft der Verein in tiefer Trauer ein inniges „Habe Dank!“ in die Ewigkeit nach. R. I. P.

Eine Säbelstudie

Von Eduard v. Lenz, St. Petersburg

Glegetlich einer Durchsicht der im Michaelpalast in St. Petersburg befindlichen Waffensammlung des vereinigten Großfürsten Michail Nikolajewitsch — weiland Statthalters im Kaukasus — fielen dem Verfasser zwei Ferarasklingen in kaukasischer Fassung auf, deren Veröffentlichung für weitere Kreise der Waffenkundigen von Interesse sein dürfte. Das Gesuch um Erlaubnis, die beiden Stücke durch Publikation einer Würdigung der Fachautoritäten zugänglich machen zu dürfen, wurde von Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Nicolai Michailowitsch in entgegenkommendster Weise genehmigt und wir glauben im Sinne Vieler zu handeln, wenn wir an dieser Stelle dem erlauchten Besitzer den Dank des Vereins für historische Waffenkunde für Überlassung der interessanten Objekte zum Ausdruck bringen.

Abb. 1 zeigt die gerade, breite Rückenklinge eines im Jahre 1867 von Gliedern des mingrelischen Fürstengeschlechts Dadian dem Großfürsten

Michail Nikolajewitsch zum Geschenk dargebrachten Haudegens, dessen stark zur Schneide abgebogener silberner, vergoldeter Griff zwei Inschriften in grusinischer Sprache trägt (Abb. 2): eine in flachem Relief getriebene: „Dadi(ani)“ und eine gravierte: „Kazia Dadiani. Gefertigt von Georg, des Antonius Sohn.“ Die Ausmaße dieses die Katalognummer 1313 tragenden Stückes sind: ganze Länge 88 cm, Länge der Klinge 76 cm, Breite am Ansatz 4 cm.

Abb. 3 bringt die zweite Ferarasklinge aus derselben Sammlung (Katalognummer 1144), in der typischen Fassung der „Schaschka“, des kaum merklich gekrümmten kaukasischen Säbels mit glatter, dem Jatagan verwandtem Griff ohne jeglichen Handschutz. Die Scheide ist abgängig. Ganze Länge 86 cm, Länge der Klinge 73,5 cm, Breite am Ansatz 3 cm.

Beide Klingen tragen den Namen desselben Meisters, und zwar ist bei beiden auf der Außenseite „Andrea“ und auf der Innenseite „Ferara“

eingeschlagen; beide Namen sind von je zwei, oben und unten angeordneten, nach außen gekrümmten, gezahnten Sichelmarken begleitet (Abb. 4 u. 5).

Die Haudegenklinge trägt außerdem beiderseits am Rücken

schmiedekunst" gesammelten Daten über erhaltene Werke Andreas und ihre Bezeichnung geben uns wegen ihrer Dürftigkeit absolut kein Bild von den charakteristischen Merkmalen und typischen Eigenheiten seiner Erzeugnisse.

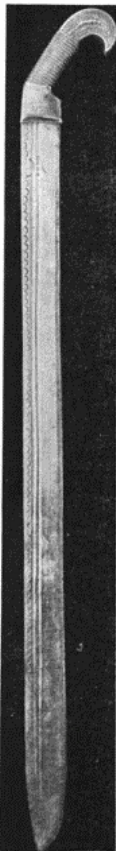


Abb. 1



Abb. 2

entlang laufend eine als Dekoration angebrachte Reihe kleinerer, ebenfalls gezahnter und sichelartig gekrümmter Linien (Abb. 5), während die Säbelklinge vor und nach den Namen je zwei tief eingeschlagene Krückenkreuze aufweist (Abb. 4).

Wenden wir uns nun der Frage zu, ob die also gezeichneten Klingen als Werk des Andrea Ferrara anzusprechen sind, oder ob der Name des berühmten Meisters von dem oder den Erzeugern zu Reklamezwecken mißbraucht worden ist, so muß zunächst hervorgehoben werden, daß wir leider zu wenig über authentische Arbeiten dieses Waffenschmiedes wissen, um sachlich volltichtige und unwiderlegbare Beweise für Echtheit oder Unechtheit der Objekte auführen zu können.

Unsere maßgebende Autorität in Meister- und Markenfragen, W. Boehm, versagt im gegebenen Falle fast vollkommen, denn die wenigen in seinem Werk „Meister der Waffen-

„Die Klingen des Andrea“, sagt Boehm auf Seite 68 des angeführten Werkes, „tragen den vollen Namen, daneben die Buchstaben I. H. S., häufig sind sie aber auch ohne jede weitere Bezeichnung, diese sowohl, wie auch jene seines Bruders Giandonato, werden oft gefälscht und mit Namen bezeichnet, die bei oberflächlicher Lesung leicht täuschen konnten, wie Andree Ferare u. dgl.“... „Viele seiner Klingen, wenn auch nicht alle, tragen als Marke ein gekröntes S in Nachahmung der Sahagun-Klingen.“

Die darauf folgende Aufzählung der uns erhaltenen Klingen des Andrea Ferrara enthält folgende Stücke:

1. Einen großen Dolch mit 41 cm langer Klinge in der ehemaligen Sammlung Soeter Augsburg.

2. Eine Klinge mit dem gekröntem S im Schilde als Marke — im königlichen Schlosse zu Stockholm.

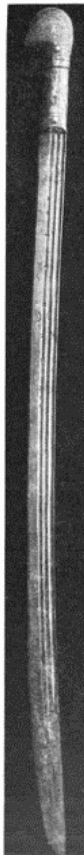


Abb. 3

3. Eine italienische Klinge an einem Landsknechtsschwert mit dem Namen des Meisters und einem kreuzförmigen Zeichen am Ansatz, das in Verbindung mit dem Meister ganz vereinzelt erscheint — in der Waffensammlung des kaiserlichen Hauses in Wien.

4. Ein Schwert mit dem Namen „Andrea Feraro“ mit eingestempeltem Kreuz und Schlange — in der ehemaligen Sammlung Kuppelmayer.

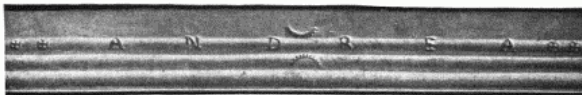


Abb. 4

5. Ein Korbdegen mit dem Namen des Meisters und den Buchstaben I. H. S. — in der königlichen historischen Waffensammlung in Kopenhagen.

Also fünf Stücke und alle verschieden von einander! Da läßt sich freilich weder die authentische Marke Andreas feststellen, noch sogar die Überzeugung gewinnen, daß der Meister überhaupt

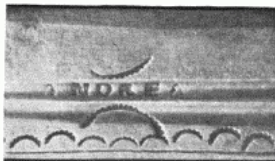


Abb. 5

seine Klingen mit einer besonderen Handzeichen versah. Aus der Zahl der oben angeführten kämen ja nur das gekrönte S und die Schlangenmarke in Betracht, aber beide kommen so häufig und in so verschiedenen Gegenden vor und sind noch dazu so sehr Reklame-Allgemeingut geworden, daß an ein Herausschälen der Originalmarke eines bestimmten Meisters wohl nicht eher gedacht werden kann, als bis uns das zu Vergleichen notwendige Material, sichere Provenienznachweise,

zeitgenössische Beschreibungen, Inventare und dergleichen in genügender Zahl zur Verfügung stehen werden.

Es würde zu weit führen, hier auch nur die in der Eremitage-Sammlung vorhandenen Klingen mit S- und Schlangenmarke anzuführen; wir bringen daher in Abb. 6 und 7 bloß als Stichprobe die S-Marke auf einem mit „Caino“ gezeichneten italienischen Stofsdogen (B. 380)¹⁾ und

die Schlange mit Kreuz nebst einem an die Sichelmarke anklingenden Zeichen auf einer offenbar Solinger Degenklinge mit der, so weit bekannt, stets verstümmelt wiedergegebenen Inschrift „Schwan la garde de de France“ (B. 607).

Sind nun schon diese beiden, wenigstens zweifellos den Charakter von Meistermarken tragenden Zeichen kaum mit der Werkstatt der

Ferara in Verbindung zu bringen, so ist es noch viel weniger wahrscheinlich, daß die Sichelmarke als Handzeichen des Andrea angesprochen werden kann. Nach Dr. W. Erbens überzeugenden Ausführungen in der Kontroverse über dieses viel umstrittene Zeichen hat die Sichelmarke ihren Charakter als genuines und sogar italienisches Provenienzeichen für die zweite Hälfte

¹⁾ Vgl. auch weiter unten Abb. 11.

des 16. Jahrhunderts und spätere Zeiten verloren; allein die Frage, ob sie ursprünglich nicht doch Beschauezeichen, ja sogar vielleicht persönliche Meister- oder wenigstens Werkstattmarke gewesen, bleibt offen und es ist der weiteren Forschung vorbehalten, die Grenzlinien zu ziehen, innerhalb deren die Bedeutung der Sichelmarke als bloß dekorative Beigabe, oder als an einem bestimmten Orte heimischer Verzierungstypus,

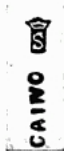


Abb. 6

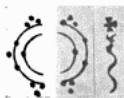


Abb. 7

oder schließlich als Provenienzeichen festzustellen ist; es wäre dabei auch noch nachzuweisen, ob alle Arten von gezahnten oder ungezahnten Bogenlinien als gleichwertig anzusehen sind, oder ob vielleicht ein gewisser Typus derselben nur dekorative Bedeutung hatte, während ein anderer die Klinge nicht sowohl als „verziert“ als vielmehr als „gezeichnet“ erscheinen läßt.

Wir können hier, im engen Rahmen der

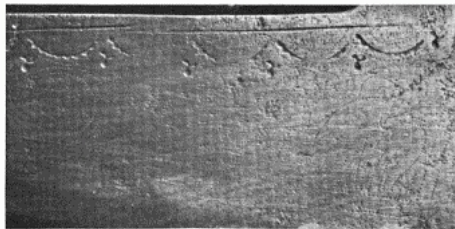


Abb. 8

vorliegenden Studie, dieser Frage nicht näher treten, glauben aber einiges zur Hand liegende Material aus der Eremitage-Sammlung nicht vorhalten zu dürfen, und zwar soll, mit Umgehung der an Zahl häufigeren Beispiele aus dem 17. Jahrhundert, gerade auf einige der Wende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts angehörende Exemplare mit derartigen Verzierungen hingewiesen werden. Ob es sich dabei um rein zufällige Identität der zur Dekoration verwandten

Bogenlinie mit einem bestimmten Meisterzeichen oder um die Absicht handelte, eine allgemein gekannte und entsprechend geschätzte Marke durch reichliche Wiederholung in ein- und aufdringlicher Weise augenfällig zu machen, bleibe dahingestellt.

Abb. 8 bis 11 bringen Details von Verzierungen an italienischen Helmbarten (roncone, Roßschinder) aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, aus der Eremitage-Sammlung.

Die eine, mit fein punktierten Verzierungen bedeckt, trägt am Rücken entlang eine Reihe gezahnter, sichelförmiger Bogenlinien, über deren Berührungspunkten ein Dreiblatt angebracht ist (Abb. 8). Auf der zweiten Helmbarte findet sich die gleiche Verzierung aus ungezahnten Bogenlinien und Punkten zusammengesetzt (Abb. 9). Die gleichen Motive, in Kreisform angeordnet, umschließen die leider ganz undeutlichen Initialen des Meisters, während auf der Rückseite des Eisens die Inschrift „Bernardino me fecit“ eingeschlagen ist, welche wohl mit großer Wahrscheinlichkeit auf Bernardino Missaglia, mit Zunamen „dal' armaria“, den Waffenmeister Franciscus II Gonzaga (1484—1519), Markgrafen von Mantua, zurückzuführen ist³⁾.

Die dritte Helmbarte trägt das Wappen der Rasponi von Ravenna und die Initialen (des Meisters?) R. T., nebst einer dekorativ angeordneten Kombination von ungezahnten Halbkreis-

linien (Abb. 10). Die vierte endlich, mit dem grob eingehauenen Wappen der Bentivoglio und einem gekrönten S als Schmiedemarke, ist nicht nur am Rücken und oberen Rande des Schildes (Abb. 11) mit einer fortlaufenden Reihe von gezahnten sichelförmigen Linien geziert, sondern zeigt unterhalb des Schildfußes noch zwei nach

³⁾ Das Gegenstück mit der gleichen Inschrift im Bargello zu Florenz, nach Boeheim oberitalienisch. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde II, Seite 30.

aufsen gekrümmte, gezahnte Halbkreise, ganz in der Art der Sichelmarken auf den beiden Ferara-Klingen (Abb. 4 und 5).

Ist somit die Vorgeschichte der Sichelmarke dunkel und ihr sozusagen unpersönlicher Charakter wenig geeignet in diesem Zeichen eine Meistermarke im engeren Sinne des Wortes vermuten zu lassen, so ergeben sich auch keine irgend ver-

zeichnet wie die zweite der uns hier interessierenden Säbelklingen (Abb. 4), mit dem Unterschiede, dafs vor und nach dem Namen je vier Kreuze eingeschlagen sind (Abb. 12).

2. Eine breite Haudegenklinge (B. 429), beiderseits der Name Ferara mit oberhalb und unterhalb paarweise angeordneten, nicht gezahnten Bogenlinien eingeschlagen (Abb. 13).

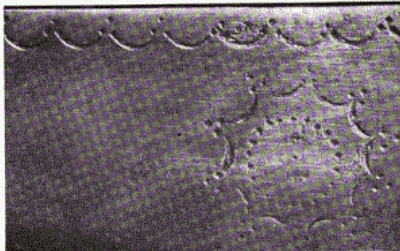


Abb. 9

läßlichen Anhaltspunkte dafür, sie in Verbindung mit der Tätigkeit Andrea Feraras zu bringen, obgleich gerade mit seinem Namen — sei es nun mit Recht oder Unrecht — gezeichnete Klingen nicht selten auch die Sichelmarke führen. Ein

3. Stofsdegenklinge (B. 291) mit dem Namen Andrea Ferara in der bei Toledaner Meistern üblichen gotisierenden Schrift und dem plump nachgeahmten Beschauezeichen von Toledo beiderseits auf dem Ansatz eingeschlagen (Abb 14).

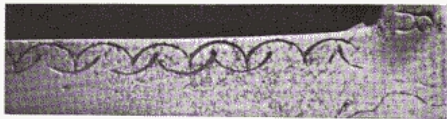


Abb. 10

Vergleich der beiden Klingen aus der großfürstlichen Sammlung mit drei Exemplaren der Eremitagen-Sammlung dürfte dazu beitragen, diese Frage einigermaßen zu klären.

Es sind dieses:

1. Ein schwach gekrümmter kaukasischer Säbel aus der ehemaligen Sammlung des Großfürsten Michail Pawlowitsch (A. 429), mit drei flachen Hohlschiffen. Die Klinge ist ganz ebenso ge-

Dafs diese drei Klingen mit dem berühmten Belluneser Meister nichts gemein haben, braucht wohl nicht noch besonders hervorgehoben zu werden; lehrreich aber und für die vorliegende Untersuchung interessant sind sie insofern, als sie deutlich zeigen, wie die Spekulation der Händler ihre Erzeugnisse mit einem und demselben Namen von gutem Klang für verschiedene Absatzgebiete zuzustutzen wußte: der Nachfrage des west-

europäischen Marktes tat die spanisch-gotische Inschrift nebst dem Toledaner Beschauezeichen Genüge, für Osteuropa wurde demselben Namen als Empfehlung die weit verbreitete und bis in den Kaukasus hinein stark gekaufte Sichel-

reits oben gesagt, mit der durch Beigabe noch anderer Zeichen vervollständigten Sichelmarke gezeichneten Säbelklingen beigelegt, wobei ihr Ursprung auf einen sagenhaften Waffenschmied zurückgeführt wird. Dieser Schwertfeger aus

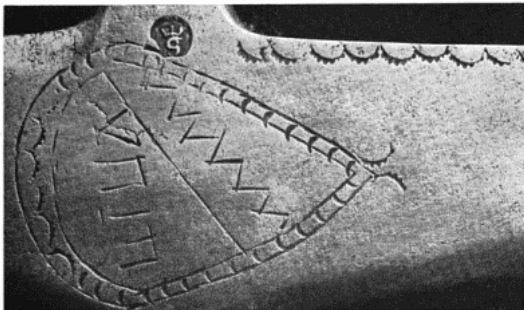


Abb. 11

marke der Genoa- und Fringia-Klingen beigegeben. In wie hohem Ansehen dieses Zeichen aber gerade im Kaukasus stand, zeigt der Umstand, daß noch heutigen Tages die mit gezahnten und unge-

grauer Vorzeit — sein Name wurde mir nicht genannt — ist niemand anders als Wieland der Schmied, wie aus der Erzählung hervorgeht, er habe beim Wettstreit um die Güte der für den

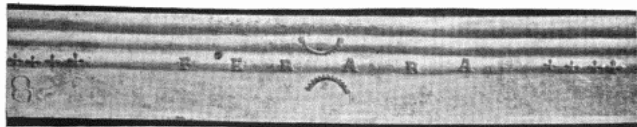


Abb. 12

zahnten Bogenlinien in Kombination mit Punkten, geometrischen Figuren, einzelnen Buchstaben oder ganzen Namen gezeichneten Klingen — „Ghurda“ genannt — nicht weniger gesucht sind, als die von Alters her berühmten „Woltschki“, wörtlich „Wölflin“, d. h. das Wolfszeichen (meist Solinger Provenienz) tragende Klingen. Abb. 15 zeigt die Marken einiger Ghurda-Exemplare aus der Eremitage-Sammlung.

Es ist uns leider nicht gelungen, dem Ursprung und der Bedeutung des Namens „Ghurda“ auf den Grund zu kommen und wir können daher nur mit allem Vorbehalt wiedergeben, was uns darüber zu Ohren gekommen ist. Die Bezeichnung Ghurda wird noch heute den, wie be-

König des Landes geschmiedeten Waffen, mit dem Rufe „ghurda“, d. i. „schau her“, seinen Nebenhuhler nebst dessen Schwert mit einem Hiebe in

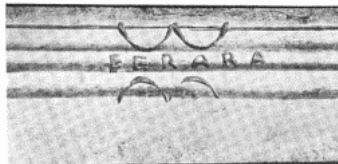


Abb. 13

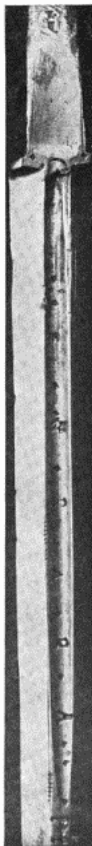


Abb. 14

der Waffenschmiede, deren Kunstfertigkeit ebenso tief in der Erinnerung späterer Geschlechter

zwei Hälften geschnitten! Sollte selbst eine der vielen im Kaukasus heimischen Sprachen oder Dialekte das Wort *ghurda* in der angeführten Bedeutung aufweisen, so wäre es doch kaum zugänglich, die Bezeichnung einer

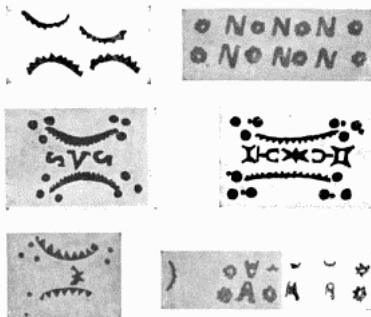


Abb. 15

bestimmten Klingensorte mit diesem Worte in Zusammenhang zu bringen, um so mehr, als die Herleitung vom altpersischen *Kard*, neupersischen *ghurd*, kurdischen *Ker*, ossetischen *Kard**) viel näher liegt. Interessant bleibt aber das Fortleben der Episode aus dem Wieland-Zyklus in der kaukasischen Legende, um so interessanter, als der germanische Mythos den Schmied Wieland seine Kunst bei den Zwergen im Kaukasus erlernen läßt! Es handelt sich hier offenbar um eine verwehte Reminiscenz an das uralte, bereits im 10. Jahrhundert von Massoudi in seinen „goldnen Wiesen“ rühmend hervorgehobene „Reich der Zerikeran“ (persisch *Zirgheron*, d. i. Panzermacher), später *Kubetschi* genannte Volk

eingegraben blieb, wie z. B. das alspanische Produktionszentrum um Toledo herum, dessen der Sänger des „Biterolf und Dietleib“ rühmend erwähnt, indem er von dem Schwerte Biterolfs berichtet: „Das hatte Mime der Alte ge-

schmiedet, der saß in Azzaria, von Tolet zwanzig Meilen.“

Verfügen wir, wie aus obigen Ausführungen zu ersehen, auch nicht über genügend beweiskräftige Daten zur einwandfreien Bestimmung authentischer Ferrara-Klingen, so scheinen doch im vorliegenden Falle genügend Hinweise vorhanden, um die beiden hier untersuchten Klingen nicht der Werkstatt des berühmten Meisters zuzusprechen, wofür auch der Umstand spricht, daß die technische Ausführung, besonders die Führung der Hohlschliffe, die tadellose Präzision und Sauberkeit vermissen läßt, welche man bei dem Werke eines ganz Großen beanspruchen darf.

Wenn für diese negative Folgerung leider nicht schlagendere Beweise ins Treffen geführt werden können, so liegt das nicht nur am Mangel an sicher beglaubigten Originalarbeiten eines bestimmten Meisters; es ist da noch ein anderer Umstand zu berücksichtigen, welcher die immer

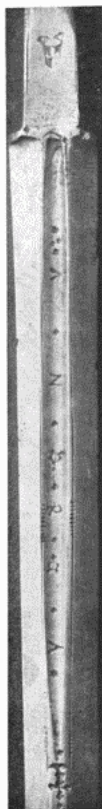


Abb. 14

*) Vgl. M. Jähns, *Trutzwaffen* S. 208.

wieder zutage tretende Unsicherheit bei Beurteilung zweifelhafter Echtheit, Datierung und Provenienz gezeichneter Waffen hervorruft — der fast absolute Mangel an einer ausreichend durch-

heit in der Deutung technischer Merkmale an Boden gewinnen. Fraglos eine Arbeit, die reichen Lohn verspricht.

Abgesehen von der Meisterfrage, welche wir,



Abb. 16

gearbeiteten — sit venia verbo — Paläographie der auf diesen Stücken befindlichen Zeichen und Inschriften. Schärfere Grenzlinien in Bezug auf Zeit und Ort werden sich ja natürlich, selbst bei genauerem Studium, nicht immer und überall ziehen lassen, besonders wenn es sich um Marken und andere Zeichen solcher Meister handelt, deren in nur vereinzelt erhaltenen Exemplaren Erzeugnisse nicht genügendes Material zu Vergleichen bieten; allein bei häufiger vorkommenden, oft an Hunderten von Exemplaren erhaltenen Ortsnamen, Wahlsprüchen, Jahreszahlen, Beschauzeichen und ähnlichen Bezeichnungen würden sich zweifellos durch eingehende Untersuchungen schematische Abgrenzungen der räumlich und zeitlich charakteristischen Merkmale in der Technik derartiger Zeichen finden lassen. Wir hätten dann, sei es anfänglich auch nur für größere Gebiete und längere Zeitperioden, Kriterien an mittelst einzelner Meißelhiebe zusammengesetzten Schrift-

soweit die hier besprochenen Klingen in Betracht kommen, als erledigt ansehen, beansprucht



Abb. 17

der Abb. 1 abgebildete Haudegen Nr. 1313 noch ein ganz besonderes Interesse durch die un-

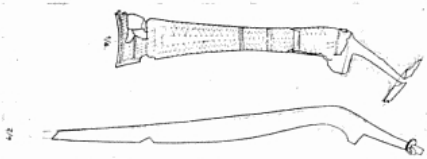


Abb. 18

zeichen, oder an solchen, welche mit Punzen eingeschlagen sind, mit oder ohne Säurebehandlung eingeritzten Linien u. dgl. mehr, und bei fortschreitender Bearbeitung der Frage würde die Sicher-

gewohnt scharf ausgesprochene Schrägstellung des zur Schneide abgeboogenen Griffes.

Das Konstruktionsprinzip der in der Griffzunge gebrochenen Längsachse des Säbels ist von unseren

führenden Autoritäten: Boeheim, Jähns, Hampel u. a. wohl bemerkt und gestreift worden, besonders von letzterem durch Hinweise auf Analogien hervorgehoben⁹⁾, doch steht eine systematische Erforschung sowohl der theoretischen wie der praktischen Seite dieser Erscheinung noch aus und kann erst dann mit Erfolg versucht werden, wenn die Theorie der gekrümmten Klinge nebst

Analogien sich bis zum Kaukasus finden und die Form im Osten ziemlich verbreitet ist. Verfolgen wir die Spuren dieser zweifellos auf zielbewußter Berechnung beruhenden Kombination, so finden wir zunächst im Kaukasus die Reitersäbel des 14. bis 15. Jahrhunderts im Kuban-Gebiete¹⁰⁾ vorwiegend mit abgebogener Griffangel ausgestattet (Abb. 16).



Abb. 19

allen damit verbundenen mathematischen, mechanischen und statischen Problemen allseitig und erschöpfend bearbeitet sein wird, eine Aufgabe, die gewaltige Spezialkenntnisse, umfassende Studien und ausgedehnte vielgestaltige Experimente zur Voraussetzung hat.

Dieser Frage vollkommen als Laie gegenüberstehend, können wir leider nicht mehr tun

Demselben Detail begegnen wir an der Kriegerfigur (Abb. 17) auf einer Fibula des 6. Jahrhunderts aus dem unweit Kumbulta gelegenen Felseneste Rutcha¹¹⁾. Asiatischen Kulturzentren wären der sogenannte Säbel Karls des Großen in der Wiener Schatzkammer¹²⁾, das in Kiew in einem (großfürstlichen?) Grabe gefundene Schwert¹³⁾, die Säbel in den Händen der



Abb. 20

als die von J. Hampel bereits angeführten Beispiele durch einige neue ergänzen und das Verhältnis feststellen, in welchem der konkrete Fall beim Haudegen Nr. 1313 zum Gesamttypus dieser Erscheinung steht.

Das uns bekannteste Beispiel einer Knickung der Griffzunge in der Richtung zur Schneide hin findet sich an ungarischen Reitersäbeln des 8. bis 9. Jahrhunderts, doch ist diese Erscheinung weder räumlich noch zeitlich auf den angeführten Fall beschränkt. J. Hampel bemerkt bereits bei Besprechung dieses Säbelypus¹⁴⁾, dafs er nicht ausschließliches Eigentum der Ungarn war, dafs

⁹⁾ J. Hampel, Der sogenannte Säbel Karls des Großen. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde I, S. 46.

¹⁰⁾ Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn S. 205.

auf sassanidischen Silberschüsseln eingeritzten Schamanengestalten¹⁵⁾, sowie die sibirischen Bronzemesse zuzuteilen, und zeitlich können die an der

¹¹⁾ Bericht der Kaiserl. Archäologischen Kommission zu St. Petersburg 1896, S. 2. Ausgrabungen in der Staniza Beloretschenskaja.

¹²⁾ Gr. Uwarow, Materialien zur Archäologie des Kaukasus. VIII, S. 235, Taf. CIV, Abb. 13.

¹³⁾ W. Boeheim, Eine militärisch-technische Studie über den Säbel Karls des Großen. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde I, S. 6. J. Hampel, Der sogenannte Säbel Karls des Großen. Ibid. I, S. 45.

¹⁴⁾ Chainowski, Ausgrabungen eines großfürstlichen Hofes in der alten Stadt Kiew. 1891, S. 38, Taf. 20 (russisch).

¹⁵⁾ J. Smirnow, Argenterie orientale. St. Petersburg 1909, PL. LVIII, Nr. 92. Vgl. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. V, Heft 12, S. 397, Abb. 12.

Nordostgrenze Indiens bis auf unsere Tage im Gebrauch stehenden Schwerter von Assam mit im stumpfen Winkel geknickter Griffzunge, die bizarr und scheinbar ganz übertrieben geschwungenen kurdischen Säbelklingen, sowie der vorgebogene Griff der „Dha“-Schwerver von Burmah¹¹⁾

an das Ende einer von späterer Forschung aufdeckenden und systematisch zu ordnenden Reihe gesetzt werden, daran Anfänge in der Nekropole von Novilara¹²⁾ (Abb. 18), dem Grabfelde zu Polšnob bei St. Michael in Krain¹³⁾ (Abb. 19), dem Krumschwerte Rammüniräris¹⁴⁾ (Abb. 20) und den hethitischen Skulpturen von Sendjiri¹⁵⁾ (Abb. 21) zu suchen sind.

Der praktische Zweck einer solchen, wie aus obigem hervorzugehen scheint, durch Jahrtausende bewußt geübten

Schrägstellung des Griffes zur Klingennachse konnte augenscheinlich in erster Linie in nichts Anderem liegen, als in der Korrektur, resp. Modifizierung des stumpfen Winkels, den die Klingennachse, selbst bei noch so stark hinabgebogenem Handgelenk, zur Längsachse des gestreckten Armes bildete. Mit anderen Worten: bei vorgebogenem Griff kam die Klinge annähernd in eine horizontale Ebene mit dem Arme, wirkte also nahezu senkrecht im Auftreffpunkt, was die Wucht des Hiebes verstärkte, ohne die aus der Krümmungskurve der Schneide mechanisch resultierende ziehende Bewegung zu beeinträchtigen.

In zweiter Linie bezweckte die stumpfwinklige Griffstellung eine Verschiebung der durch Metallstärke und Krümmungsradius bedingten Gewichts-

verhältnisse der Klinge, indem Pendel- und Hiebzentrum von dem Hebelgewichte der aufschlagenden Waffe beeinflusst wurden und dieses Moment ist für unsere Untersuchung des Hagedegens Nr. 1313 ausschlaggebend. An diesem Exemplar ist nämlich der Biegungswinkel von ca.



Abb. 21



Abb. 22

¹¹⁾ Egerton of Tatton. *Indian and oriental Armour*. 1896. Abb. 19, Nr. 200 u. 250.

¹²⁾ J. Naue. *Die vorrömischen Schwerter*. Taf. XXXVIII. Abb. 3 u. 4.

¹³⁾ *Kunsthistorischer Atlas der K. K. Central-Kommission zur Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale*. Wien 1889. Taf. LIX, Abb. 4-6.

¹⁴⁾ G. Maspero. *Histoire ancienne d. peuples de l'orient classique*. Paris 1897, S. 607. — Boscawen. *Notes on an ancient Assyrian Bronze Sword etc.* (Transact. d. l. Soc. d'Archéol. Biblique. IV, S. 347.

30° so unverhältnismäßig grofs im Verhältnis¹³⁾ zur Achsenrichtung der ungekrümmten Klinge, dafs die Waffe ihre Gebrauchsfähigkeit einbüßt, da sowohl Klingensteilung als auch Gewichtsverhältnisse vollkommen aus der Norm fallen.

Wir sind daher zu dem Schlusse berechtigt, dafs entweder Griff und Klinge ursprünglich nicht zusammengehörten, oder aber, dafs bei der Darbringung einer doch nicht für den Ernstfall bestimmten Paradebewaffe die nationale Aufmachung besonders kräftig betont, die Ge-

¹³⁾ Humann u. Puchstein. Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Berlin 1890. Textband S. 380 sq. Hethitische Skulpturen von Sendjirli. Atlas Taf. 44.

brauchsfähigkeit aber überhaupt nicht berücksichtigt wurde.

Zum Schlufs bleibt noch die trichterförmige Lederhülle zu bemerken (Abb. 21), welche den Saumüberzug der Scheide vor der Reibung am Sattel und Steigbügelriemen zu schützen hatte. Diese Art von Schutzhülle, deren der Chevalier de Gamba in seiner Reisebeschreibung vom Anfange des vorigen Jahrhunderts als im Kaukasus vorkommend erwähnt, und welche heute noch vereinzelt bei Kurdenstämmen anzutreffen ist, gehört jetzt zu den Seltenheiten und ist allgemein dem üblichen, fest an der Scheide anliegenden Tuchüberzuge gewichen, dessen lappenartige Enden in der Mitte der Scheide zusammengeknüpft wurden.

Die ritterliche Bewaffnung von 1386

zur Zeit der Schlacht von Sempach

Von Dr. Ed. A. Geßler, Zürich

Im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich befindet sich eine Grabplatte, welche uns die ritterliche Ausrüstung des ausgehenden 14. Jahrhunderts zeigt. Sie bildet eine Ergänzung und ein Gegenstück zu jener eines ratsfähigen Basler Bürgers von 1370, (vgl. diese Zeitschrift Bd. VI H. 4, S. 120 ff.), wie sie sich aus dem Testament des Hugo zum Tracken und der steinernen Wappentafel im historischen Museum zu Basel erkennen läßt.

An der Hand dieses Denkmals soll in der folgenden Abhandlung die ritterliche Bewaffnung des ausgehenden 14. Jahrhunderts beschrieben und erläutert, ferner die Entstehungszeit der Grabplatte und die auf ihr dargestellte Persönlichkeit ausfindig gemacht werden. Haben wir so einen festen Anhaltspunkt erlangt, wird uns der Vergleich mit den in der Schweiz noch vorhandenen Waffen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die aus der Schlacht von Sempach oder wenigstens sicher aus der Zeit um 1386 stammen, ein genaues Bild vom Stande der ritterlichen Bewaffnung jener Zeit geben. Eine weitere Ergänzung werden die überlieferten schriftlichen Quellen über die Sempacher Schlacht bilden.

Diese Grabplatte aus grauem Sandstein stammt von einem Tischgrab eines Edlen von Hohenklingen aus dem aufgehobenen Frauenkloster Feldbach bei Steckborn im Kanton Thurgau und stellt einen vollständig bewaffneten Ritter in überlebensgrosser und realistischer Ausführung dar. (Abb. 1.) Die Höhe der Platte beträgt 244 cm, die

Breite 136 cm. Die Skulptur ist äufserst instruktiv für die Bewaffnung, da alle Einzelheiten genau erkenntlich sind. Als erstes über der verborgenen Unterleibung getragenes Rüstungsstück sehen wir ein Maschenpanzerhemd, welches, die Weichen deckend, am unteren Rand ausgezaddelt ist; weil der Lentner jedoch die übrigen Partien des Panzerhemdes verhüllt, tritt nur dieser Rand deutlich als engmaschiges Kettenhemd hervor. Über dieses Kettenhemd, welches damals allgemein getragen wurde und sowohl zur bürgerlichen wie zur ritterlichen Kriegstracht gehörte, wurde der Lentner angezogen. Er ist bei unserm Grabmal wie überall eng auf den Leib geschnitten und besteht aus eng aneinandergefügteten Lederstreifen, welche in der Längsrichtung verlaufen und steif herabhängen; vielleicht sind diese Lederstreifen im Innern mit Eisenbändern oder Kettchen verstärkt, was ihre Steifheit ebenso wie die aufsergewöhnliche Dicke der Ärmel erklären könnte. Da vorn keine Verschürung sichtbar ist, dürfte dieser Lentner hinten zugeschnallt worden sein. Die Ärmel sind gleichfalls aus Lederzeug verfertigt, welches zudem noch stark gepolstert erscheint, sodafs der Arm gegen Schwerthiebe gut gesichert war; oben sehr weit und bauschig, verengen sie sich gegen das Handgelenk, wo sie durch zwei grofse Knöpfe geschlossen sind. Die Hände sind durch Handschuhe von Leder geschützt und gefingert; hingegen besteht der stark herausragende Stulp, welcher Gelenk und Handrücken bis zum Fingeransatz deckt, aus Eisenblech, ebenso sind

die Knöchel durch aufgenietete Plättchen und Ringe gesichert. Über Panzerhemd und Lentnerschirmt eine Brustplatte den Körper; diese ist

ist leider diese Partie nicht deutlich genug ausgemeißelt, sodafs man nicht sicher erkennen kann, ob das Bruststück mit einem Rückenstück ver-

Abb. 1



Grabplatte eines Herrn von Hohenklingen (Walter v. H. † 1386 bei Sempach),
aus dem Kloster Feldbach, Thurgau. 14. Jahrhundert, Ende.
Original im Schweizer. Landesmuseum Zürich

flach gehalten mit einem schwachen Mittelgrat, sie zeigt einen weiten Ausschnitt für die Arme und wahrscheinlich auch für den Hals. Seitlich

bunden ist; es scheint jedoch eher ein Rückenstück angedeutet zu sein, von der Beriemung ist allerdings nur der unter dem linken Arm durch-

gehende Riemen erkenntlich. Diese Brustplatte ist auf den Leib geschnitten; sie diente zur Verstärkung der Schutzbewaffnung. Panzerhemd und Lentner reichten nicht mehr aus; das Stofs-

ersten Rüsthaken aus unserer Zeit findet man auf der Grabplatte des Heinrich von Erbach in der Kirche von Michelstadt im Odenwald von 1387; ebenso tritt dort der Stechhelm auf, (s. Hefner-

Abb. 2

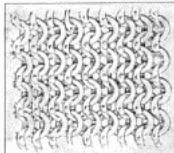


Panzerhemd Herzog Leopolds III. von Österreich, † 1386 bei Sempach.
Original in der historischen Sammlung im Rathaus von Luzern

schwert drang durch, daher mußte die Platte, über deren Entstehung wir schon früher gesprochen¹⁾, als ein völlig neues Rüstungsstück erscheinen, welches dem verbesserten Schwerte

Alteneck, Trachten usw. II, Tafel 125, ferner die beigegebenen Siegelabbildungen). Auf der Brustplatte des Hohenklingers ist auf der rechten Seite, leider etwas zerstört, ein Rüst-

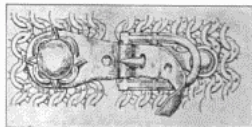
Abb. 3



Einzelheiten vom Geflecht
des Panzerhemds



Knopf mit Inschrift und Wappen
von Nürnberg
Aus Liebenau, Schlacht von Sempach, Tafel X



Schnalle vom Panzerhemd

standhalten konnte. An diesem Bruststück tritt nun ein neuer Bestandteil auf, der den Zweck hatte, den ebenfalls immer schwerer werdenden Spiefs besser handhaben zu können: der Rüsthaken zum Auflegen des Spiefes. Einen der

haken deutlich erkennbar. Dicht unter der Plattenrüstung faßt der Gürtel die Taille eng zusammen: er besteht aus Leder mit rechteckigen Metallplättchen mit Wulstrandeffassung belegt, mit Riemenzunge und Schnalle vorn. An diesem schmalen Gurt hängt dann der eigentliche Gürtel, das cingulum militare, der ritterliche Dupsing. Er

¹⁾ Siehe Zeitschrift für hist. Waffenkunde Bd. VI, Heft 4, S. 120.

ist aus einem breiten Lederband gebildet, worauf als Schmuck genietete Platten befestigt sind; diese haben viereckige Form in Gestalt von Rosetten und sind mit Steinen eingelagt gedacht, indem von einem in der Mitte befindlichen Stein vier kleeblattartige Zacken ausgehen. Der Gürtel reicht um den untern Rand des Lentners herum, auf der linken Seite läuft ein längeres Stück herab, an dem das Schwert befestigt werden konnte. Vorn an dem Dupsing hängt wagerecht der Dolch; leider ist er stark beschädigt, immerhin aber noch erkennbar. Das Gehülse besteht aus Holz und verbreitert sich gegen die Knaufplatte, welche sich halbmondförmig der Klinge zuneigt. Die Parierplatte fehlt, ebenso ist die Art der Befestigung an der Scheide nicht mehr erkennbar. Auf der linken Seite hat der Gürtel die Schwertscheide zu halten, er ist dort mittelst einer großen Schnalle mit Dorn verstellbar.

Das Beinzeug besteht nicht etwa, wie man glauben könnte, aus Eisen. Es schließt sich sehr eng den Formen der Beine an und erweist sich bei genauer Prüfung als nachgiebiger Stoff. Wir dürfen sicher annehmen, daß das Ober- und Unterbeinzeug aus gesottenelem und gehärtetem dicken Rindsleder gefertigt war. Es reichte unter

meißelt. Die Knie hingegen haben Eisenschutz: dreimal geschobene Kniekacheln von stark herausstehender, spitzkugelliger Form. Sie sind am Ober- und Unterbeinzeug festgenietet, sodafs das

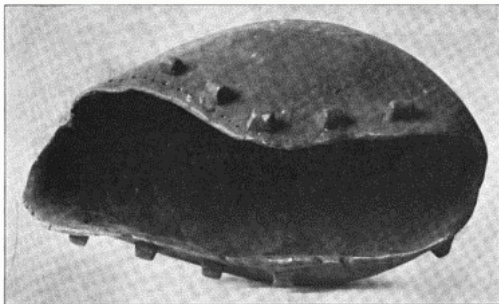
Abb. 4



Rittersiegel des Herzogs Leopold III. von Österreich.
† 1386 bei Sempach.
Original Wien. Faksimile Schweizer. Landesmuseum Zürich

Beinzeug völlig zusammenhängend ein Ganzes bildet. Das Unterbeinzeug besteht aus einem Stück, das vom Knie abwärts das Bein umschließt.

Abb. 5



Beckenhaube von Attinghausen (Uri) im Fundzustand. 14. Jahrhundert, Mitte.
Historisches Museum Bürglen (Uri). Faksimile im Schweizer. Landesmuseum Zürich

Panzerhemd und Lentner, das Oberbeinzeug deckte jedoch nur die Vorderseite der Schenkel, es ist mit zwei Lederriemen und Schnallen festgemacht, das Lederriemenwerk ist deutlich am Beinzeug angenietet; Schnallen, Riemenzungen, alles das ist völlig realistisch ge-

Die Befestigung erfolgt auf der Innenseite durch je drei Lederriemen mit Schnallen; es reicht bis auf die Knöchel und endet mit einem Saum, Spitze Schnabelschuhe aus Leder bilden die Fußbekleidung. Über Rist und Ferse, sowie wagerecht über den Knöchel sind an Lederriemen

die Sporen befestigt gewesen; die vordere Partie des Knöchelriemens ist mit metallenen gedachten Halbkugelknöpfen besetzt; die Sporen selbst konnte der Steinmetz bei der Stellung der Figur nicht anbringen, man kann nur ein Stück des Sporenhalses erkennen.

Damit haben wir den Abschluss der Leibrüstung betrachtet und wenden uns zum Kopfschutz, einer Beckenhaube, welche sich konisch, fast wie die Pickelhauben des 16. Jahrhunderts, nach oben verjüngt; hinten geht sie bis in den Nacken herab und zeigt vorn einen breiten Gesichtsausschnitt. Auf beiden Seiten stehen in der Höhe der Ohren starke, klobige Ösen heraus, sie dienen zur Befestigung des absteckbaren Visiers. Dieses Visier ist genau in der Höhe und Lage, wie es vor das Gesicht kommen mußte, daneben dargestellt. Dabei ist allerdings dem Steinmetz die perspektivische Darstellung etwas mißglückt;

Abb. 6



Die Beckenhaube von Attinghausen, Uri, restauriert.
Seitensansicht, 14. Jahrhundert, Mitte.
Historisches Museum Bürglen, Uri.
Faksimile im Schweizer Landesmuseum Zürich

während unsere Abbildung den Ritter stehend zeigt, ist das Visier in seinen einzelnen Teilen nur liegend deutlich zu erkennen. Es handelt sich um einen Gesichtsschutz in Form einer Hundeschauze, daher die damit versehenen Helme „Hundskappe“, „Hundsgugel“ genannt wurden. Das Ganze schloß sich in der Wölbung der Form des Helmes an; oben sind zwei rechteckige hori-

zontale Sehschlitze, unten je drei kleine Luftlöcher eingeschlagen, die Spitze ist stark spitzkugelig vorgetrieben, ähnlich einem frühmittelalterlichen Schildbuckel. Das Ganze reichte bis über das Kinn hinab und deckte das Gesicht vollkommen. Von der Aufsteckvorrichtung an die Beckenhaube ist nichts zu bemerken. Am Gesichtsausschnitt und am ganzen Unterrand der Beckenhaube läuft ein Gestänge herum, das mittels klobigen Ösen am Helm befestigt war. An diesem Gestänge ist die Halsberge festgemacht, sie besteht aus aneinandergereihten, festverbundenen Lederstreifen, ähnlich wie der Lentner und deckt einen Teil des Gesichts, den Hals und die Schultern völlig. Unter dieser Halsberge herausragend erblicken wir den Rand eines Panzerkragens mit ausgezacktem Saum von gleicher Beschaffenheit wie das bereits geschilderte Panzerhemd; wie der Lentner über dem Kettenhemd, wurde die Halsberge über dem Panzerkragen getragen. Von der Befestigung kann man nichts erkennen, der Panzerkragen war aber mit größter Wahrscheinlichkeit direkt am Rand der Beckenhaube befestigt. Ueber dieser Halsberge vorn auf der Brust hat ein ganz schwach erhabener spitzer Dreieckschild mit abgerundeten Seiten seinen Platz gefunden, darauf das Wappen derer von Hohenklingen. Dieses kleine Schildchen ist jedoch nicht als Verstärkung der Brust zu betrachten, es soll nur durch das Wappen den Träger kenntlich machen, wenn er den Topfhelm mit Zimier nicht trägt; sowie der Topfhelm aufgesetzt wird, verdeckt er das Schildchen, denn dieses ist nicht mehr nötig zum Erkennen des Ritters, da das Zimier an seine Stelle tritt. Über Helm und Halsberge wurde dann der zu Füßen des Ritters stehende Topfhelm gestülpt. Dieser Helm lag, um den Druck zu mildern, auf den Schultern auf, seine Form ist der Beckenhaube angepaßt. Er ist aus einem Kopfstück und einem Vorderstück, einer Art Bart, zusammengesetzt; diese Stücke werden durch Riemen und Schnallen zusammengehalten. Das Vorderstück reichte vorn, wenn der Helm aufgesetzt wurde, bis auf die Brust. Oben ist ein beinahe schnabelförmiger Sehschlitze weit vorgetrieben, der mit einem starken Wulstrand versehen ist. Um diesen Topfhelm, der sich in der Gestalt den späteren Stechhelmen schon sehr nähert, über der Beckenhaube tragen zu können, mußte das Hundsgugelvisier abgesteckt werden. Aus diesem noch mit einer Helmdecke umkleideten Helm wächst das Zimier, hier ein wachsender Löwe, gekrönt, mit geschindelten Rücken, kam.

Die linke Hand hält an der Schildfessel den Dreieckschild mit abgerundeten Seiten von der

gleichen Form wie der kleine Wappenschild auf der Halsberge. Er zeigt das Wappen der Freiherren von Hohenklingen, im geschindelten Feld einen gekrönten steigenden Löwen. Die große Schildfessel diente dazu, den Schild auf den Rücken zu hängen.

Die rechte Hand stützt sich auf ein Schwert, dessen Griff einen Knauf von Birnform zeigt, der achteitig flach gedrückt ist, das Griffholz ist ebenfalls achteitig mit verdicktem Vorderteil. Die Pariertange ist etwas verdeckt, sie

Dieser Grabstein weist leider weder Jahreszahl noch Inschrift auf, sodafs der Träger der beschriebenen ritterlichen Wehr bis jetzt nicht sicher bestimmt werden konnte. Immerhin soll hier der Versuch gemacht werden, die dargestellte Persönlichkeit zu identifizieren. Der Stil des ganzen Denkmals und die Darstellung der Rüstung weisen uns auf das Ende des 14. Jahrhunderts hin. Wir haben es dem Wappen nach mit einem Freiherrn von Hohenklingen zu tun, deren Stammschlofs noch heute stolz ob dem

Abb. 7

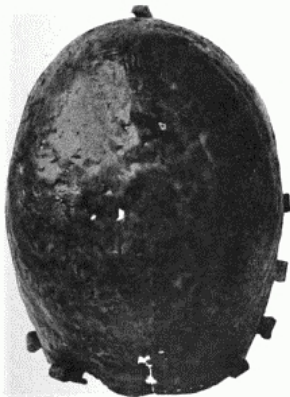


Abb. 8



Die Beckenhaube von Attinghausen (Uri) restauriert, Vorder- und Rückansicht 14. Jahrhundert, Mitte. Historisches Museum Bürglen, Uri. Faksimile im Schweizer Landesmuseum Zürich

hat viereckigen Durchschnitt und läuft gerade mit schräg abgeflachten Enden. Die Klinge steckt augenscheinlich in der Scheide, sie verjüngt sich gegen den runden Ort; beim Griff ist eine Schnalle mit Riemen zum Befestigen am Gürtel angebracht.

Damit ist die Ausrüstung des auf der Grabplatte von Feldbach dargestellten Freiherrn von Hohenklingen beschrieben. Um nochmals kurz zusammenzufassen, bestand die Bewaffnung aus folgenden Schutzaffen: Panzerhemd, Lentner aus Leder, eiserne Brustplatte, gepolsterte Lederärmel, Eisenhandschuhe, eine Beckenhaube mit Ansteckvisier, aus Lederstreifen gefertigte Halsberge, darunter ein Panzerkragen, Stechhelm, Ober- und Unterbeinzeug aus Leder mit eisernen Kniekacheln, Lederschuhe, Schild, Schwert und Dolch.

altertümlichen Städtlein Stein am Rhein thront. Sehen wir uns im Stammbaum derer von Hohenklingen um, so können nur die folgenden Mitglieder dieser Familie in Betracht kommen. Walter von der Hohenklingen zu Stein, Burggraf von Rheinfelden, hochbetagt noch 1367 am Leben und dessen Sohn gleichen Namens erwähnt 1363, 1379, seit 1368 Landrichter im Turgau und Burgherr zu Rheinfelden; dessen männliche Nachkommen starben aber erst in den 1422—1445 Jahren. Ferner dessen Vetter Walter, Vogt zu Rheinfelden, der schon ein alter Mann, 1385 noch ungedetete; sein einziger Sohn Walter fiel 1386 bei Sempach. Weitere Mitglieder, die in Betracht kommen könnten, wären Ulrich von Hohenklingen, der nach 1377 starb, dann dessen Sohn Walter, der nach 1413 siegelte und Diethelm Walter, 1375

zuletzt datiert. Unser Grabmonument zeigt aber augenscheinlich die Gestalt eines Mannes in seiner besten Lebenskraft und da die oben Bezeichneten alle entweder älter oder jünger sind wie der Dargestellte, so dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Herr von Hohenklingen mit jenem Walter, der bei Sempach umkam, zugleich mit dem letzten derer von Altenklingen, der gleichfalls den Namen Walter führte, identisch sein. Jakob Twinger von Königshofen, der gleichzeitige Straßburger Chronist (1346/1420), erwähnt 1386 unter den bei Sempach gefallenen „zwene ritter von clyngen“. Da das Grabmal nicht vor 1380 entstanden sein kann und kein anderer Hohenklinger um jene Zeit in Feldbach beigesetzt wurde, und unter den in den Jahrzeitbüchern von Feldbach erwähnten,

reicht worden: neben vorzüglichem handwerklichem Können, soll augenscheinlich auch Porträtähnlichkeit des Dargestellten gegeben sein. Solche Meister waren damals nur in den größeren Städten zu finden. Von der Bestellung bis zur Ausführung eines solchen Grabmals brauchte es geraume Zeit.

Wir dürfen daher annehmen, daß unser Denkmal Ende der 1380er Jahre entstanden ist. Ort und Meister kennen wir nicht, vielleicht wäre an Basel zu denken, dessen Münster zu jener Zeit ausgebaut wurde und an einen bei der dortigen *fabrica ecclesiae* beschäftigten Meister. Doch das tut weiter nichts zur Sache.

Auf jeden Fall haben wir im Grabdenkmal des im Kampfe bei Sempach 1386 gefallenen

Abb. 9

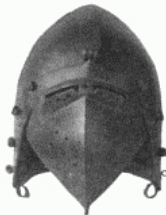
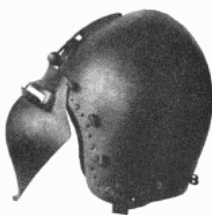


Abb. 10



Die Beckenhaube von Sitten (Wallis). 14. Jahrhundert, 2. Hälfte. Vorder- und Seitenansicht. Kantonales Archäologisches Museum Valeria Sitten. Faksimile im Schweizer Landesmuseum Zürich

dort bestatteten Rittern aus jener Zeit nur der Name Walter vorkommt, so dürfen wir mit Sicherheit den auf dem Grabmal dargestellten Herrn von Klingen als den bei Sempach gefallenen Walter von Hohenklingen bezeichnen.

Die Entstehungszeit des beschriebenen Denkmals ist daher nach 1386 zu setzen. Die ganze Ausrüstung des dargestellten Ritters weist in die achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts; die Waffen sind typisch für diese Zeit, wie wir später beim Vergleich mit den Originalen sehen werden.

Der Grabstein wird einige Zeit nach der Schlacht verfertigt worden sein, da es nicht gerade wahrscheinlich ist, daß gleich nach der Bestattung das Monument gesetzt worden wäre; denn damals war ein solches Beginnen mit Schwierigkeiten verbunden. Meister dieses Könnens, wie sie die Arbeit an der Grabplatte von Feldbach zeigt, waren gewiß nicht leicht in Dienst zu nehmen. Wenn auch die künstlerische Auffassung des Werks unseren Anforderungen nicht mehr entspricht und es auch zu jener Zeit Kunstwerke der Bildhauerei gab, so ist doch der gewollte Zweck er-

Freiherrn Walter von Hohenklingen ein genaues zeitgenössisches Dokument aus dem Ende der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts zu erblicken, welches uns die ritterliche Bewaffnung bis ins Kleinste vor Augen führt.

Sehen wir nun weiter, wie sich die in der Schweiz vorhandenen Originalstücke zur Ausrüstung des Hohenklingers verhalten.

Waffen des ausgehenden 14. Jahrhunderts gehören im allgemeinen zu den Seltenheiten; immerhin haben sich, meist als Bodenfunde, eine genügende Anzahl erhalten, um uns wenigstens von den Trutzwaffen und zum Teil auch von den Schutzwaffen eine Vorstellung zu geben.

An dieser Stelle sollen jedoch nicht alle in der Schweiz vorhandenen Waffen der Zeit um 1386 aufgeführt und im Bilde reproduziert werden, sondern nur die, deren sicher bezeugter Fundort zeitlich ungefähr auf den Sempacher Krieg weist.

Für die Trutzwaffen reichen die Funde aus, bei den Schutzwaffen hingegen müssen wir manchmal etwas früher zurückgreifen. Leider ist es

dem Verfasser nicht gelungen, von allen Stücken jener Zeit, die in unserm Lande noch auf uns gekommen sind, Abbildungen beizubringen; die Haupttypen sind jedoch alle vertreten und die dazu gehörige Originale konnten eingehend untersucht werden.

Es folgt zuerst die Beschreibung der ritterlichen Schutzaffen und dann der Trutzaffen; die ganze Ausrüstung soll zuletzt mit der im obigen geschilderten Kriegstracht des Freiherrn von Hohenklingen verglichen werden.

Die wichtigste Schutzaffe bildete das Panzerhemd, (Abb. 2.) In den historischen Sammlungen im Rathause in Luzern befindet sich ein ohne Zweifel aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammendes Panzerhemd, welches der Tradition nach dem in der Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 gefallenen Herzog Leopold III. von Österreich gehört haben soll. In seiner instruktiven Arbeit „Römisch-germanische Panzerhemden“ bemerkt Walter Rose, Berlin (Zeitschr. für hist. Waffenkunde, Band IV, S. 53) bei der Erklärung des Ursprungs der germanischen Originalfunde aus Anlaß der Technik des Ringstanzens (in Anmerkung 72) Folgendes: „Im Occident tauchte diese Technik des Stanzens der Panzerringe erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf, wofür das im Luzerner Rathause befindliche Panzerhemd des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold von Österreich ein Beispiel bietet“. Rose setzt also diese Schutzaffe als sicher bezeugt in die Zeit der Sempachschlacht. Nach genauer Untersuchung auch von Seiten des Verfassers, sowohl am Original als in Bezug auf die Überlieferung, muß dieses vortrefflich erhaltene Kettenhemd als Arbeit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, jedenfalls vor 1386, angesprochen werden.

Letzteres ist vom Verfasser beschrieben im „Katalog d. histor. Sammlungen im Rathause in Luzern“, 1911; da dieser Katalog wohl nicht in jedermanns Händen ist, soll die Stelle hier folgen: „No. 26. Panzerhemd. Das ganze Geflecht besteht abwechselnd aus runden genieteten und flachen gestanzten Ringen; Halskragen verstärkt, Doppelgeflecht; links seitlich aufschnallbar, der Rand gesäumt mit ebenfalls verstärktem Saum von gestanzten und genieteten Messingringen. Lange Ärmel, am Rand mit breitem gezacktem Saum, wie oben gesäumt, teilweise zerrissen, Öffnung des Hemds seitlich links, bis zur Achselhöhle geschlitzt, und durch an vierpafsörmigen blanken Eisenknöpfen befestigte Lederriemen, die in Eisenschnallen eingreifen, verschließbar. Der untere Rand des Hemdes mit gezacktem Messing-saum wie oben, teilweise defekt. Vorn kurzer Schlitz. Auf der linken Seite der Brust befindet

sich ein runder Messingknopf mit geperltem Rand und unten abgerundetem Schild, darauf ein verwischtes Wappen, wahrscheinlich das Nürnbergs als Beschauzeichen, darum Umschrift in gotischen Majuskeln: STAT · · NVRMBERG, darunter hängt ein nicht zugehöriger mit dem österreichischen Bindenschild bemalter Kupferschild des XVII. Jahrhunderts. Länge des Panzerhemds 82 cm, Breite bei ausgespreizten Ärmeln 158 cm. Herkunft: der wahrscheinlichen Tradition nach Panzerhemd Herzog Leopolds, 1386 bei Sempach gefallen, 1744 dem Zeughaus Luzern überlassen aus dem Besitz der Familie Feer, in diesem seit 1629 nachweisbar. Zwei Holztafeln, Kartouchen, erinnern daran durch folgende Inschrift: „Tit. hr. Frantz Bernard und Leopold Christoff Feer Zwing-

Abb. 11



Visier einer Beckenhaube aus dem Kanton Solothurn.
14. Jahrhundert, 2. Hälfte.
Original, Schweizer Landesmuseum Zürich

her zu Emen u. Her zu Budisholz haben diesen Panzer von Hertzog Leopold verehrt“. Herkunft: Nürnberg. XIV. Jahrh., II. Hälfte. (Siehe Abbild. Tafel No. 16.)

Über Einzelheiten vergleiche man die Probe vom Panzergeflecht, die Schnalle und den Knopf mit der Inschrift. (Abb. 3.)

Weitere Literatur über dieses Panzerhemd findet sich gesammelt in dem mit peinlicher wissenschaftlicher Forscherarbeit zusammengetragenen Buche: „Die Schlacht bei Sempach, Gedenkbuch zur fünfzigsten Säkularfeier, im Auftrage des h. Regierungsrates des Kantons Luzern, verfaßt von Dr. Theodor von Liebenau, Staatsarchivar, Luzern 1886“ (S. 401/02).

Unter den österreichischen Trophäen werden in erster Linie die Waffen Herzog Leopolds aufgeführt: „Das Panzerhemd Herzog Leopolds

Dasselbe soll von den Eidgenossen bei der Beute teilung den Junkern Lütold und Ludwig Feer von Luzern, beide des Rats, geschenkt worden sein, weil sie, nachdem die Luzernischen Anführer gefallen, sich in der Schlacht besonders ausgezeichnet hatten, wie zuerst im 17. Jahrhundert versichert wurde (Vgl. Hallers Schweizer Schlachten 201, Geschichtsfreund 11. 131). Ludwig und Lüpold Feer werden erst 1396 und 1406 als Großräte erwähnt, „Junker“ waren die Feers damals noch nicht. Von dieser Auszeichnung spricht zuerst die 1628–1631 geschriebene Genealogie von Auf und Herkommen, auch Succession des adeligen Geschlechtes der Feeren von Castelen S. 3–4, 25, 26. (Handschrift bei Herrn Franz Pflyffer-

17. Jahrhundert stammenden Genealogie der Feeren (S. 26) zeigt das Panzerhemd in seiner ursprünglichen Gestalt, den Kragen mit breitem Goldrand, so auch die Ärmel und die untere Einfassung. Heute noch sind an dem einen Ärmel und an den Seiten die Vergoldungen sichtbar.“ Letztere Behauptung wird zwar schon 1886 unrichtig gewesen sein, denn von Vergoldung ist heutzutage nicht die geringste Spur zu entdecken, die Ringe bestehen aus einfachem Messing. Die oben erwähnte Genealogie erhält dann noch einen Zusatz: „Dieser Panzer ist Ao. 1744 in das Zeughaus gegeben worden.“ Seit 1629 im Besitze der Familie Feer nachweisbar, dürfte er wahrscheinlich schon in alten Zeiten als ein Geschenk des Stades Luzern einem verdienstvollen Mitglied der Feeren überreicht worden sein.

Ferner soll sich neben diesem Panzerhemd nach der Züricher Chronik von Silberysen (vollendet 1576) der Mantel des Herzogs Leopold im Kloster Rüti, „sin salar und ysenhut zu Lutzern“ befunden haben; aus dem Mantel sei später eine „Chorkappe“ verfertigt worden. Näheres darüber wissen wir jedoch nicht mehr; immerhin wäre es nicht unmöglich gewesen, da zum Beispiel für eine spätere Zeit feststeht, daß aus den weltlichen Zwecken dienenden Stoffen der Burgunderbeute von 1476 liturgische Gewänder zusammengeschnitten und genäht wurden.

Weitere Reliquien Leopolds werden vom Luzernischen Ratsschreiber Rennward Cysat aufgeführt, bei Anlaß der Schilderung eines Brandes des Klosters Neuenkich, 1575: da sei unter anderem zugrunde gegangen „des zu Semпах geliebten Herzogs goldener Wappenrock, der zu einem Mefsgewand in die Kirche verehrt worden“.

An dieser Stelle sei noch ein Dokument eingefügt, welches wir, obwohl es die Einzelheiten nicht sehr genau erkennen läßt, doch behandeln müssen, das Siegel Herzog Leopolds. Es ergänzt die Mitteilungen über die vorher erwähnten Beutestücke. (Abb. 4.)

Der Herzog ist auf diesem großen Reiter-siegel (11,2 cm Durchmesser, Original in Wien) auf dahinsprengendem Streithengst dargestellt. Er erscheint völlig gewappnet und trägt einen Topfhelm mit wallender Helmdecke, Krone und Pfauenfederbusch als Zimier; den Leib bedeckt ein eng anliegender Lentner mit einem Rautenmuster geziert; der Sattel, ein hoher Stechsattel, verbirgt die unteren Partien, immerhin ist ein Stück des Dupsing zu erkennen, sowie das Oberbeinzeug von Leder mit Knopfflexor (Nietköpfe welche innen Eisenspangen festhalten?), die Kniekacheln scheinen eisern, das Unterbeinzeug aus

Abb. 13



Kupferschildchen mit dem Wappen der Herren von Tettingen. 14. Jahrhundert, 2. Hälfte. Original im Schweizer Landesmuseum Zürich

Segesser in Luzern). Lütold Feer soll nach Gundoldingens Tod Hauptmann über die Stadt Luzern Volk gewesen sein. Dieses seit 1744 (Genealogie der Feeren S. 26) im Zeughause, jetzt im Museum im alten Rathaus in Luzern aufbewahrte Maschenpanzerhemd von ungemein feiner Arbeit ist 82 cm lang; die Ärmel messen 44 cm. Am Panzer ist ein Rundschild von 8,3 cm Länge und 6 cm Breite angebracht, welcher den österreichischen Bindenschild, von einem Goldrande umgeben, darstellt. Das Knöpfchen, an welchem der Schild befestigt ist, zeigt das Wappen der Stadt Nürnberg — fast kaum mehr erkennbar — um das sich in gotischen Buchstaben die Inschrift zieht STAT NURMBERG. Die älteste Abbildung dieses Panzerhemds in der aus dem

Leder. Was das Armzeug betrifft, könnte es Panzergeflecht oder Lederzeug sein. Die linke Hand trägt den österreichischen Bindenschild in der bekannten Form des 14. Jahrhunderts, die gepanzerte Rechte den Reisspieß mit dem Rennfählein, ein viereckiges Fahntuch mit langem Schwenkel, das Banner von Steiermark. Den Hengst des Fürsten deckt eine wallende „Koverture“, ein Frunkstück mit den Wappenschilden von Tirol, Kärnten und Steiermark. Rundum ist dieses Schild eingefaßt von einer Majuskelschrift: „LEVPOLDUS: DEI: GRACIA: DUX AUSTRIE: STYRIE: KARYNTHIE: ET: CAR-NIOLE: DOMINUS: MARCHIE: ET: PORTUS-NAONIS: CO*MES: IN: HABSPVRG: TYRO-LIS: FERRETIS: ET: IN: KYBURG: MAR-CHIO: BURGOVIE: AC: LANTGRAVIVS: ALSACIE.“

Leopold III. führte dieses Siegel seit ca. 1374. Die Staatsrüstung, welche den Herzog auf diesem Siegel schmückt, scheint jedoch eher eine Turnier- als eine Kampfrüstung zu sein, sie weicht von der in dieser Zeit üblichen nicht ab. Ob der reich verzierte Lentner ein Panzerhemd deckt, ist nicht erkenntlich, vielleicht haben wir den von R. Cysat erwähnten Wappenrock darin zu erblicken.

Weitere Originalpanzerhemden aus vielleicht etwas späterer Zeit sind im Historischen Museum in Basel noch zu sehen; sie weisen mit dem Leopolds eine nahe Verwandtschaft auf und befinden sich nach dem Zeughausinventar von 1415 schon damals im Zeughaus. Nach der Jahrrechnung von 1410/11 kauften die Basler diese Rüstungsstücke in Frankfurt „Item II cXVI guldin XIII B. umb XLVIII bantzer die kouff te Franckenfurt“⁹⁾.

Zu diesen Panzerhemden, deren Entstehung noch in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gesetzt werden darf, treten, ebenfalls in diesem Museum befindlich, zwei durch eine Feuersbrunst völlig zusammengeschmolzene Klumpen Eisen, die deutlich als Reste von zwei Panzerhemden erkennbar sind; sie wurden vor Jahren bei einem Hausabbruch in der inneren Stadt gefunden und dürften beim Ausbruch des Feuers, das bei Anlaß des großen Erdbebens 1356 diese Stadtteile in Asche legte, zugrunde gegangen sein.

Auch in der 1897 freigelegten Burgruine von Attinghausen wurde ein kleiner im Feuer zusammengeschmolzener Überrest eines Panzergeflechts entdeckt. Spuren eines Plattenharnischs, etwa Brust- oder Rückenstücke sind keine auf un-

sere Zeit gekommen. Über diese, für die Schweizergeschichte wie für die Altertumskunde wichtigen Ausgrabungen und Restaurierungen berichtet Dr. R. Durrer, Staatsarchivar in Nidwalden, „Die Ruine von Attinghausen“. (Anzeigerf. Schweiz. Altertumskunde, 1898, 31. Jahrg. S. 47 u. 79 ff.) Unter anderen, für die Waffenkunde weniger in Betracht fallenden Gegenständen fand sich eine eiserne Beckenhaube, die uns zur Behandlung der in der Schweiz gefundenen Helme aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts überleiten soll. (Jetzt im Museum zu Bürglen, Kt. Uri, ein genaues Faksimile im Schweizer. Landesmuseum.) (Abb. 5.)

Die Herren von Attinghausen gehörten zu den Gründern der Schweizerischen Eidgenossenschaft, ihre Burg in der Nähe von Altdorf im Kt. Uri bildete bis zum Erlöschen des Geschlechts

Abb. 13



Sigillum Heinrici Militis de Raron.
Anno 1313

mit dem Tode „Johanns von Attinghusen, ritter lantamman ze Üre“, zwischen 1357 und 1359, ein Zentrum der urschweizerischen Politik. Diesem letzten Freiherrn, der ein wackerer Kämpfer auf den Schlachtfeldern seiner Zeit war, dürfte die Beckenhaube wahrscheinlich angehört haben. Kurze Zeit nach dessen Tode ging die Burg auf gewaltsame Weise durch Feuer unter, und mit ihr geriet der Helm in den Schutt, seine Entstehungszeit fällt daher ungefähr in die Mitte des 14. Jahrhunderts. (Abb. 6.)

Die aus einem Stück getriebene Haube hat eine spitze halbkugelige Form, sie reicht hinten bis zum Nacken; der Gesichtsausschnitt an der Stirnseite zeigt halbrunde Gestalt und ist stark beschädigt. Der ganze Rand ist zuäufserst, umlaufend bis zur Augenhöhe, mit runden, kleinen Löchern, welche zur Befestigung des Helmpolsters innen angebracht waren, besetzt; Niete und Reste von Lederzeug fehlen. Darüber sind bis zur Augenhöhe umgehend zehn klobenartige, zylinderförmige Ösen angeietet, die zur Befestigung der Halsberge dienen. Ein zur Aufnahme des absteckbaren Visiers eingerichteter eiserner Bügel auf der Stirnseite schützte diese zugleich.

⁹⁾ B. Harms, Der Stadthausalt Basels im ausgehenden Mittelalter. Bd. II. Die Ausgaben 1369—1490. Tübingen 1910. S. 114. No. 81.

Dieses Visier hat sich nicht mehr erhalten. Auf dem Mittelpunkt des Scheitelstücks befindet sich ein rundes Loch zur Befestigung des Kopfpolsters oder einer Helmzier. Um dieses Loch sind je drei nebeneinander laufende Zierlinien eingegraben, welche ein Kreuz bilden. (Abb. 7.)

Diese Beckenhaube wurde in stark beschädigtem Zustande ziemlich flach zusammengedrückt gefunden, auch war sie durch Rost zerfressen und weist daher verschiedene Löcher und sonstige Beschädigungen auf. Der Konservierungswerkstätte des Schweizerischen Landesmuseums gelang es, die Beckenhaube wieder in die alte Form zu bringen. (Abb. 8.)

nügend, abgebildet, ebenso das im folgenden beschriebene Stück.

Die besterhaltene Beckenhaube in der Schweiz ist die von Sitten im Kt. Wallis, welche auf der Valeria, der Burgkirche von Sitten aufbewahrt wird. (Im dort befindlichen Musée Archéologique Cantonal.) Sie ist aus einem Stück in spitzhalbkugelförmiger Form getrieben; die Haube ist hinten am Nacken eingezogen und auf den Seiten etwas tiefer herabreichend, der Gesichtsausschnitt an der Stirnseite zeigt halbrunde Form. Oben am Scheitelstück befindet sich eine Meistermarke eingeschlagen, deren Ursprung nicht zu bestimmen ist. Um den ganzen Rand der Beckenhaube läuft eine

Abb. 14



S. PETRI · D'TORBERG
MILLITIS
1360



S. RVDOLFI · DCI · HV ·
RVS (von Schönau)
1371



† S. PETRI · DE
HVNOBERG IVNR
1385



S. IOHIS · VIRLI · CIS ·
SIREs DH · SV · L
(HASVEL) Johann Ulrich
Herr zu Hasenburg
(Asuel) 1376



S. CVONRADVS DE
EPTINGE
1381



S. THYRING DE
EPTINGEN
1381



S. IOHANNIS · D'
HALWIL
1382

Siegel bei Sempach gefallener Ritter, von 1360/85
Nach Abgüssen im Schweizer Landesmuseum Zürich

Die Messung ergab folgende Resultate: Höhe in der Mitte 24,5 cm; Höhe vom Scheitelpunkt bis zur Rückenmitte 22,5 cm; Höhe vom Scheitelpunkt bis zur Stirnmitte 17,5 cm; Tiefe von hinten nach der Stirnseite 14 cm; Breite des Gesichtsausschnitts oben 13,5 cm; Breite des Gesichtsausschnitts unten 14,5 cm. Die ganze Haube ist ausnehmend klein, der Träger muß keine große Kopfweite gehabt haben.

Außer dieser Beckenhaube traten noch vier Spießseisen zutage, die später behandelt werden sollen. Alle Fundstücke sind in dem schon angeführten Artikel Dr. Durrers, allerdings unge-

Reihe von kleinen runden Löchern, in welchen teilweise noch Nietens stecken, die aufsen einen kleinen Kopf aufweisen und im Innern runde, dünne Platten; diese dienen zur Befestigung eines innen umlaufenden Lederriemens von ca. 1,5 cm Breite, um das Kopfpolster zu halten. An den Wangenseiten unten befinden sich zu beiden Seiten Leder-schlaufen. Über dieser Lochreihe sind in regelmäßigen Abständen 12 zylinderförmige, eiserne, klobenartige Ösen angebracht; sie dienen, wie beim Attinghauser Helm, zur Befestigung der Halsberge. An der Stirnseite zeigt sich der Bügel mit einer Haltefeder für das Absteckvisier.

Dieses ist aufschlächting, von halbkugelig vorgetriebener Form mit scharfem Mittelgrat. Nach unten geht es in eine kurze Handhabe über. Die Sehspalten sind wulstartig vorgetrieben, sie weisen zwei rechteckige Schlitze auf, welche durch einen schräg gestellten Vorsprung mit je drei Löchern noch besonders gesichert sind. (Abb. 9, 10.)

Die Abmessungen sind die folgenden: Höhe vom Scheitel bis zum Rand seitlich 25,5 cm; Höhe vom Scheitel bis zum Rand hinten 23 cm; Tiefe vom Hinterteil bis zum Gesichtsausschnitt 21 cm; Breite des Gesichtsausschnittes oben 14,5 cm; Höhe des Gesichtsausschnittes unten 18 cm; Höhe des Visiers 19 cm.

zum Abstecken eingerichtet, oben ist ein Scharnier angebracht, welches auf einen am Helm befindlichen Zapfen aufgesteckt und festgeklammert werden konnte. Es besteht aus ziemlich starkem Eisenblech, die Augenpartie ist vorgetrieben und mit zwei rechteckigen Sehslitzen versehen, deren Ränder stark nach vorn ausladen und gezackt sind; die übrige Gesichtspartie ist beinahe halbkugelförmig ausgetrieben und deckt noch das Kinn mit, sie ist unten stark ausgebuchtet und endet spitz zulaufend in einem Knopf als Handhabe beim Öffnen des Visiers. An der rechten Seite befinden sich in kreisförmiger Anordnung zehn runde Löcher. (Abb. 11.) Die Maße sind

Abb. 15



Der Reiterschild von Sitten mit dem Wappen der Herrn von Raron, um 1300. Vorderseite. Original im kantonalen Archäolog. Museum Valeria, Sitten. Faksimile im Schweizer. Landesmuseum Zürich



Der Reiterschild von Sitten mit dem Wappen der Herrn von Raron, um 1300. Rückseite. Original im kantonalen Archäolog. Museum Valeria, Sitten. Faksimile im Schweizer. Landesmuseum Zürich

Die Form der Beckenhaube von Sitten zeigt uns die Weiterentwicklung dieser Helmform von der Mitte bis ins dritte Viertel des Jahrhunderts: sie bildet mit ihrer spitzeren Glocke und dem stärker vorgetriebenen Visier den Übergangstyp zur eigentlichen ganz spitz vorgetriebenen „Hundeschнауze“. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. VI, S. 45, No. 5, Hundsgugel, 2. H. d. 14. Jh., Sammlung Graf Wilczek.) Eine solche ist ebenfalls im Museum von Sitten vorhanden, der Verfasser hatte jedoch zur Zeit keine Gelegenheit, sie zu untersuchen und konnte auch keine Abbildungen davon beibringen.

Zuletzt sei noch ein Visier einer Beckenhaube, Hundsgugel, im Schweizer. Landesmuseum erwähnt. Das aus einem Stück getriebene Visier ist

folgende: H. 25 cm, Br. hinten 17,5 cm; der diesem entsprechende Umfang 27,5 cm. Das Stück ist ein Bodenfund aus Solothurn und gehört in die Zeit um 1370/80. Die nächste Entwicklungsstufe bildet dann die eigentliche spitz vorgetriebene „Hundeschнауze“.

Eine weitere Hundsgugel mit spitz herausgetriebener Schnauze, in der Art der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, besitzt das Historische Museum in Basel. Das Stück stammt aus einer in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammengekommenen Privatsammlung. Das Visier ist eine in der Form äußerst gut nachgeahmte Fälschung, die echte Glocke ist stark beschädigt gewesen und geflickt, daher kommt dieses Stück hier nicht in Betracht.

Damit dürften in der Hauptsache die in der Schweiz vorhandenen Stücke der eigentlichen Leibrüstung aus dem 14. Jahrhundert erschöpft sein. Es bleibt als letzte Schutzwaffe noch der Schild. Der bekannteste Schild in der Schweiz ist der Reiterschild von Seedorf des Ritters Arnold von Brienz, der um 1200 datiert werden muß (vgl. W. Boeheim, der Reiterschild von Seedorf, Zeitschr. f. hist. Waffenkunde Bd. I, S. 69 u. 93). Der nächstälteste ist der in Sitten befindliche Ritterschild mit dem Wappen der Freiherren von Raron; bevor wir jedoch diesen kurz behandeln, soll noch ein anderes Unikum der Waffenkunde wie der Heraldik seine Besprechung finden.

Vor Jahren wurde in Arth, Kt. Schwyz, aus dem Boden ein kleines Wappenschildchen zutage gefördert, welches in die Hände eines Privatsammlers fiel und erst später vom Schweizerischen Landesmuseum erworben werden konnte.

Abb. 16



Steigbügel aus der 1386 zerstörten Burg Schenkon.
Original Schweizer. Landesmuseum Zürich

Die Form dieses Schildchens ist dreieckigspitz mit nach der Spitze zu gebogenen Seiten; es besteht aus Kupferblech und zeigt ein gold-schwarz geteiltes Wappen, mit einem Pfahle in wechselnder Farbe; die Reihenfolge der Farben ist also oben gold-schwarz-gold, unten schwarz-(Pfahl)gold-schwarz. (Abb. 12.) Die goldenen Felder weisen eine starke Feuervergoldung auf, die an einigen Stellen durch den langen Aufenthalt in der Erde verschwunden ist; sie haben gravierten Dekor, fein verästelt Rankenwerk aus dem Goldgrund herausgehoben. Die schwarzen Felder erhielten eine Emailauflage; zu diesem Zweck wurde die Metallfläche geraut, darauf eine Lage rotes Email und darüber eine solche von schwarzem Email angebracht, um dem Schwarz größeren Glanz zu verleihen. Leider ist dieser Belag an vielen Orten beschädigt. Die Höhe des Schildes ist 7,2 cm, die Breite oben 6,4 cm. Das Schildbild führt das Wappen des Ministe-

rialengeschlechts derer von Tettingen, ihr Stammsitz war beim Dorfe Dettingen nordöstlich Konstanz, sie dienten dem Bischof von Konstanz und dem Abt von Reichenau. Ihre Farben sind gold-gelb-schwarz. In der zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstandenen Zürcher Wappenrolle treffen wir das gleiche Wappen in gelb-schwarzer Bemalung. (Die Wappenrolle von Zürich, ein heraldisches Denkmal des 14. Jahrhunderts, Hrsg. von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. 1860. Taf. VIII, 184 das Geschlecht dort fälschlicherweise dem Aargau zugeschrieben.) Die Schildform in diesem Denkmal der Heraldik ist bedeutend spitzer zulaufend, wie bei dem oben geschilderten Stück, welches auf die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts hinweist. (Über die Tettinger vgl. J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, Heidelberg 1898, S. 215 ff.) Solche Wappenschildchen wurden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vorn auf der Halsberge oder auf dem Lentner als Erkennungszeichen oder Schmuck getragen, sie lassen sich auf den Grabdenkmälern deutlich erkennen.

Unter den erhaltenen Kampfschilden nimmt der im Kantonalen Archäologischen Museum in Sitten aufbewahrte Reiterschild mit dem Wappen der Freiherren von Raron eine wichtige Stellung ein. (Abb. 15.) Aber er gehört einer früheren Zeit an als der hier behandelten, und eine nähere Beschreibung würde aus dem Rahmen dieser Arbeit fallen. Hingegen hofft der Verfasser, diese Schutzwaffe später einmal in einer eigenen kleinen Monographie schildern zu können; hier sei sie nur in Kürze erwähnt, da wir aus der Zeit der Schlacht bei Sempach keinen Schild mehr besitzen und deshalb auf eine frühere Form zurückgreifen müssen. Der Sittener Schild zeigt die Dreieckform mit schwach nach außen gebuchteten Seiten und läuft nach unten spitz zu. Das Innere ist ausgefüllt mit einem heraldischen Adler, dem Wappen der Walliser Herren von Raron. Das Riemenwerk der Rückseite ist ziemlich gut erhalten und läßt die Tragart erkennen. (Abb. 15.) Da der Schild seiner Form und dem Wappen nach in die Zeit um 1300 zu setzen ist, wurde er an dieser Stelle nur beispielsweise angeführt, um wenigstens einen Vertreter dieser Schutzwaffe zu haben. Er misst in der Höhe 79 cm und in der Breite oben 70 cm. Der Schild war sowohl zum Tragen am linken Arm eingerichtet, wie zum Überwerfen auf den Rücken oder über die Schulter. Die Tragart der Schilde aus dem Ende des 14. Jahrhunderts dürfte sich von der aus dessen Anfang nicht unterscheiden haben; nur die Schildform hat sich in diesem Zeitraum geändert, nicht aber die Führung des Schildes, daher wird das Innere

eines Schildes aus den Jahren um 1380 gleich gewesen sein wie beim Schild von Raron.

Die Schildformen von 1386 verdeutlichen am besten gleichzeitige Siegel von adeligen Herren aus der Schweiz, die auf Seite Herzog Leopolds in der Schlacht bei Sempach gefallen sind. Die Abbildungen sind nach Abgüssen im Schweizer Landesmuseum hergestellt. (Abb. 14.)

Damit wäre die Schilderung der persönlichen Schutzrüstung aus dem 14. Jahrhundert, soweit sich die einzelnen Typen erhalten haben, geschlossen. Es blieben noch die Rofsbeiwaffnung und die zum Reiten gehörigen Gegenstände übrig, allein da versagen genau zu datierende Fundstücke beinahe völlig; es würde sich vor allem um Pferdegebisse, Sporen und Steigbügel handeln, indessen zeitgenössische Sporen und Bügel sind wohl in der Schweiz vertreten, allein keine, welche sich nach dem Fundorte sicher ins letzte Viertel des 14. Jahrhunderts setzen liefsen. Hingegen fand sich in der schon erwähnten 1386 zerstörten Burg Schenkon ein ausgezeichnet erhaltener Steigbügel aus Eisen. Das Stück hat Seitenstangen von eckigem Querschnitt, unten sind diese durch einen nicht sehr dicken ovalen Tritt verbunden, oben durch einen Bügel, an dessen Vorderseite ein ausgezahntes Stirnblech angebracht ist. Die Höhe beträgt 13 cm, die Länge des Tritts 8 cm, seine Breite 2,7 cm, die größte Spannweite der Stangen 10,5 cm. (Abb. 16.)

Damit ist die Behandlung der Schutzwaffen zu Ende.

Die ritterlichen Trutzwaffen aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts bestanden aus Spiefs, Schwert und Dolch. Sicher bezugte Bodenfunde von Spiefen aus der Zeit des Sempacherkrieges und aus der Gegend der Schlacht sind nicht auf uns gekommen. Hingegen wurden in der schon früher erwähnten Burg von Attinghausen vier Spiefseisen zutage gefördert, die nicht viel vom Typus der Eisen des ausgehenden 14. Jahrhunderts abweichen dürften. Sie finden sich allerdings nur skizziert abgebildet (vgl. R. Durrer w. o. Tafel, S. 89). Was von diesen Funden für die Waffenkunde wichtig ist, sei hier erwähnt: „Zu den Waffen übergehend, haben wir den kleinen Überrest eines im Feuer zusammengeschmolzenen Panzergeflechts zu beachten. Aufserst zahlreich waren die Pfeilspitzen, es wurden deren 32 Stück ins ürnerische Kantonalmuseum abgeliefert. Weiter fanden sich drei Spiefseisen, die prächtige Spitze eines Jagdspiefes mit einer sternförmigen Schmiedemarke, zwei Armbrustringe, die Gerüste eines Rädersporns. Bemerkenswert ist die zierliche Axt oder Streitaxt (?) wegen ihres Schmiedeziehens, in welchem wir eine liegende Löwenfigur zu erkennen glauben.“

Diese Spiefseisen, welche der Verfasser leider nicht in der Lage war, persönlich zu besichtigen, sind nicht gerade übermäfsig groß und lang; die runde Tülle geht in eine gedrungene Spitze mit starkem Mittelgrat über, der dazu gehörige Speerschaft kann nicht sehr dick gewesen sein, auch die Länge dürfte demnach kaum drei Meter übertroffen haben. Das vierte Eisen wird zu den Jagdwaffen zu rechnen sein, seine Tülle ist rund, weit und für einen kurzen dicken Schaft berechnet, nach der Art der Bärenspiefse; die Tülle ist zur Spitze abgesetzt, diese scheint blattförmig mit Mittelgrat und einer sternartigen Meistermarke. (Abb. 17.) Dieser Spiefs, der natürlich auch als Waffe verwendet werden konnte, gehörte nicht zur ritterlichen Bewaffnung. Ähnliche Eisen wie

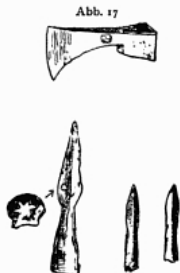


Abb. 17
Eisenfunde aus der Ruine Attinghausen.
Anzeiger für Schweizer Altertumskunde.
Originale in Bürglen und Altdorf, Uri

die zuerst erwähnten sind im Schweizerischen Landesmuseum vorhanden, jedoch läßt ihre Herkunft, die teilweise unsicher ist, keinen begründeten Schluss auf die Spiefse der Sempacher Ritter zu. Die Bolzenisen und die Armbrustbestandteile kommen an dieser Stelle nicht in Betracht, auch die Axt, falls sie überhaupt eine Waffe und kein Werkzeug ist, fällt aus, da Streitäxte zu jener Zeit nicht zur ritterlichen Wehr gehörten.

Neben dem Speer bildete das Schwert die Hauptwaffe der Ritterheere. Hier haben sich nun völlig authentische Fundstücke erhalten, die in direktester Beziehung zu der Schlacht von Sempach stehen. Im Juni 1898 wurden in der Klosterkirche von Königsfelden im Aargau die Gräber der nach der Schlacht von Sempach dort beigesetzten gefallenen Edelleute eröffnet (man vergleiche: E. A. Stückelberg, Untersuchungen in der Klosterkirche zu Königsfelden, Anz. für

Schweiz. Altertumskunde, 1898, 274 ff. und 307 ff.) Bei diesen Ausgrabungen wurden zwei gut erhaltene Schwerter nebst einem Gürtel zutage gefördert, welche mit den im Landesmuseum vor-

Abb. 18



Abb. 19



Schwert des Friedrich von Greiffenstein,
† 1386 bei Sempach, aus der Klosterkirche von Königs-
felden, Aargau.
Original im Kantonalen Antiquarium Aarau
Faksimile im Schweizer. Landesmuseum Zürich

handenen beiden Schwertern aus dem Neuenburger See eine ausgezeichnete Anschauung von Schwertern aus dem Jahre 1386 bieten. Die Wehren von Königsfelden sind jetzt im Kantonalen Antiqua-

rium in Aarau untergebracht (vgl. Katalog d. K. A. i. A. v. Dr. A. Gefsner-Siegfried, Konservator, Aarau, b. Sauerländer, 1912, S. 114.)

Alle diese Schwerter aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert erweisen sich als Stofsschwerter, welche zu einem kräftigen Hieb nichts taugten. (Abb. 18.) Sehen wir uns diese Typen näher an. Das erste zeigt sich als Stofsschwert. Der Griff besteht aus Knauf und Parierstange, der erstere ist sechsseitig von birnenförmiger Gestalt; das Griffholz der langen Angel fehlt. Die Parier-

Abb. 20



Schwertgürtel Friedrichs von Greiffenstein,
† 1386 bei Sempach, aus der Klosterkirche von Königs-
felden, Aargau.
Faksimile, Rekonstruktion im Schweizer Landesmuseum.
Originalteile im Kantonalen Antiquarium Aarau
und im Schweizer. Landesmuseum Zürich

stange ist nach der Klinge zu schwach abwärts gebogen von viereckigem Durchschnit. Die Klinge ist zweischneidig, gerade, mit starker Verjüngung bis zur Spitze. Im ersten Drittel befindet sich ein ziemlich breiter Hohltschliff, der allmählich spitz zulaufend in einen flachen Mittelgrat übergeht, welcher beim Ort beinahe flach ist. In diesem Hohltschliff sind auf beiden Seiten kupfertauschierte Meistermarken angebracht. (Abb. 19.) Die Mafse lauten wie folgt: Gesamtlänge 101,9 cm, Klingenslänge 80,5 cm, Klingensbreite oben 4,5 cm, unten 1,2 cm, Länge der Parierstange 19,3 cm, Höhe des Knaufs 5 cm. Das Schwert stammt, wie schon bemerkt, aus der Gruft des in der Schlacht bei Sempach gefallenen und im Kloster Königsfelden beigesetzten österreichischen Ritters Friedrich von Greiffenstein.

Im gleichen Grabe wurde auch ein Gürtel zutage gefördert: dieser war um die Hüften

des Skelettes geschlungen und seine Reste fanden sich rechts über dem Beckenknochen und links am Oberschenkel. Stückweise war der Gürtel als solcher erhalten, er bestand aus einem 11 mm breiten, aus Schnüren satt geflochtenen Riemen, der mit dicht aneinander gesetzten Doppelknöpfen beschlagen war. Deren Außenseiten bilden silbervergoldete Halbkugeln, in welche der unten eingesteckte Stift eingreift, der an eine silberne auf der Halbkugel sitzende Perle festgenietet ist. Der Durchmesser der Knöpfe beträgt zehn, die Höhe ebensoviele

Abb. 21



Grabplatte Friedrichs von Greiffenstein in der Klosterkirche zu Königsfelden, † 1386 bei Sempach.
Aus Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz.
Die Glasgemälde zu Königsfelden von Ph. Liebenau.
A. W. Lübke, Zürich 1867. Taf. 40, 9

Millimeter. Die Zahl der gefundenen Stücke beträgt 122. An den Enden griff der Gürtel in je eine messingene, vergoldete und reich ziselirte Schliesse ein, deren längere 10, deren kürzere 8 cm misst. (Abb. 20.)

Die Grabplatte dieser Gruft in Königsfelden ist erhalten, eine Steinplatte, geschnückt mit dem in Hochrelief gehauenen Wappen des Freiherrn, in schwarzem Grund auf drei silbernen Hügeln einen goldenen Greifen mit ausgebreiteten Flügeln. Der Schild ist überhöht von einem Stechhelm, der mit dem des Hohenklingers die größte Ähnlichkeit zeigt, das Zimier über der Helmedecke ist durch einen Kopf gebildet, darauf ein Hut mit Pfauenfederbusch. (Abb. 21.) Der Schild ist identisch mit dem Walthers von Klängen und mit den Siegel-

schilden um 1386. Die nicht mehr vollständige Inschrift lautet: ANNO DOMINI: MCCCLXXXVI: NONA: DIE: JULII: OCCISUS: EST: DOMINUS:

Abb. 22



Abb. 23



Schwert Friedrichs von Tarant † 1386 bei Sempach, aus der Klosterkirche von Königsfelden, Aargau. Auf beiden Seiten der Klinge befindliche Marken

FRIDERICUS : GRIFFENSTAINER : MILES :
IN (Sempach). Friedrich von Greiffenstein war einer der reichsten und bedeutendsten Vasallen

des Herzogs in Tirol; außer seiner Stammburg zwischen Bozen und Meran, gehörten ihm die Burgen Hocheppan, Starckenburg, Mölten, St. Petersberg, Haselburg, Primör, Karneid, Steineck, ein ausgedehntes Herrschaftsgebiet. Die meisten dieser Burgen sind zerfallen, einige haben dem Sturm der Zeit bis auf unsere Tage getrotzt.

Eine weitere, dem vorigen ähnliche Wehr treffen wir in dem Stoßschwert Abb. 22. Der Griff besteht aus Knauf und Parierstange; der erstere ist flach von birnenförmiger Gestalt und rechteckigem Durchschnitt mit abgeflachten

befinden sich zwei kupfertauschierte Meistermarken. (Abb. 23.) Die Maße sind folgende: Gesamtlänge 103 cm, Klingenlänge 83 cm, Klingebreite oben 3,5 cm und unten 1,3 cm, Länge der

Abb. 24



Abb. 25



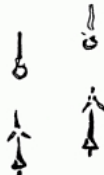
Schwert aus dem Neuenburger See, um 1386.
Auf beiden Seiten der Klinge obige Marke.
Original im Schweizer Landesmuseum Zürich

Kanten. Das Griffholz der langen Angel fehlt. Die Parierstange ist schwach abwärts gebogen von viereckigem Durchschnitt. Die Klinge ist gerade, zweischneidig und abgeflacht dachförmig, im letzten Drittel in einen Grat übergehend. Die ganze Klinge verjüngt sich sehr stark. Oben

Abb. 26



Abb. 27



Schwert aus dem Neuenburger See, um 1386.
Auf beiden Seiten der Klinge obige Marken

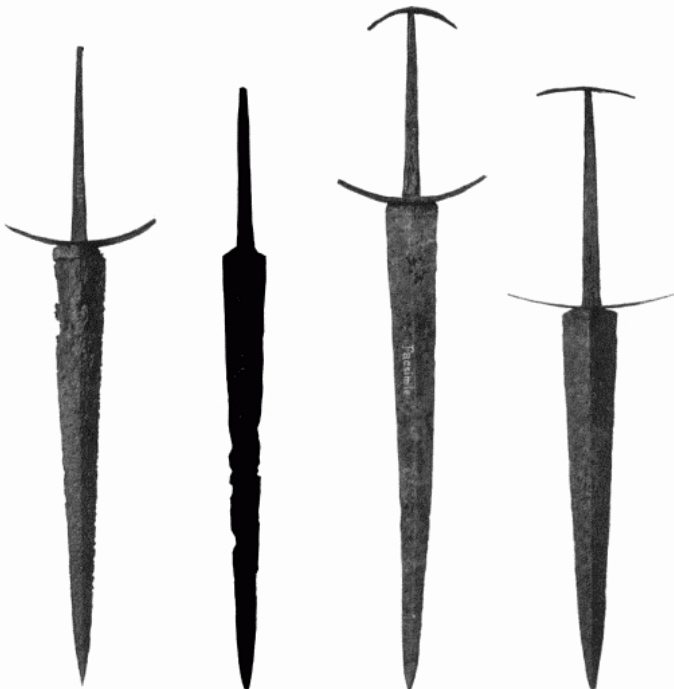
Parierstange 22 cm, Knaufhöhe 6 cm. Auch dieses Schwert stammt aus der Königsfelder Gruft und gehörte dem Ritter Friedrich von Tarant aus Tirol.

Beinahe identisch mit diesen Sempacher Schwertern sind zwei andere aus dem Besitz des

Schweizerischen Landesmuseums. Sie stammen beide aus dem Neuenburger See, das eine weist sogar noch einen Rest des Gehülses auf. Diese Waffen gehören ebenfalls zu den Stofsschwertern.

Durchschnitt befindet sich auf beiden Seiten der Rest des hölzernen Griffbelags, dieser ist oben und unten durch ein eisernes Band zusammengehalten, ebenso in der Mitte, der Griff war ehe-

Abb. 28



Dolch gef. auf dem Schlachtfeld von Näfels, 1386.

Dolchklänge gef. in den Ruinen der 1386 zerstörten Burg Schenkon, Kanton Luzern.

Faksimile eines Dolches im Museum von Neuenburg, um 1386.

Dolch aus dem Bielersee bei Twann, um 1386.

Die Originale im Schweizerischen Landesmuseum Zürich

Der Griff des ersten besteht aus Knauf, Resten des Gehülses und der Parierstange. Der schwere Knauf hat birnenförmige Gestalt, ist abgeflacht von viereckigem Durchschnitt mit abgeflachten Seiten. An der langen Angel von viereckigem

mals jedenfalls beledert. Aufser der Fassung ist noch die Drahtumwicklung aus einzelnen zusammenhängenden Eisendrähten vorhanden. Die Parierstange ist abwärts gebogen, von viereckigem Durchschnitt mit abgeflachten Kanten. Die

Klinge ist zweischneidig, gerade, und verjüngt sich sehr stark bis zum spitzen Ort. Im ersten Drittel abgeflacht dachförmig, geht sie in einen scharfen Grat über. Oben sind auf beiden Seiten zwei kupfertauschierte Meistermarken eingelassen. (Abb. 15.) Die Abmessungen sind: Gesamtlänge 87,7 cm, Klingenlänge 63,9 cm, Klingebreite oben 3,6 cm, Länge der Parierstange 18 cm, Höhe des Knaufs 5,2 cm. (Abb. 14.)

Das letzte dieser Schwerter zeigt einen ähnlichen Typus wie die vorigen. Der Griff besteht aus Knauf und Parierstange. Der birnförmige Knauf

Wir sehen in diesen vier Schwertern den Typus dieser Waffe, wie er sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts und bis an das Ende dieser Zeit entwickelt hat. Bei der Konstruktion dieser Angriffswaffe ist das Hauptgewicht auf die Erzielung einer starken Stosswirkung gelegt worden, unter Verzicht auf den Charakter einer Hiebwaaffe.

Neben dem auf der linken Seite getragenen Schwert führte der gewappnete Ritter an der Rechten einen Dolch oder ein Dolchmesser, um dem Gegner damit den Gnadenstofs geben zu können oder sich überhaupt im Nahkampf zu

Abb. 19



S. HEINRICI · DCI ·
MILIT †
1359



S. HEINRICI · DCI ·
GESSLER †
1359
Sohn des Vorigen



S. HEINRICI · DCI ·
GESSLER †
1359
Sohn des Vorigen



S. HEINRICI ·
GESSLER
1387



S. HERMAN
GESSLER · MILITIS †
1406

Originale im Staatsarchiv Basel. Nach Abgüssen im Schweizer Landesmuseum

ist abgeflacht, von viereckigem Durchschnitt und oben etwas eingezogen. Die dicke Angel, von viereckigem Durchschnitt, ist ziemlich lang. Die Parierstange ist leicht abwärts gebogen, in der Mitte sich verbreiternd, von viereckigem Durchschnitt. Die gerade, zweischneidige Klinge verjüngt sich sehr stark bis zum spitzen Ort; die eine Hälfte ist dachförmig abgeflacht, die andere dachförmig in einen Grat übergehend. Die Klinge weist auf beiden Seiten zwei kupfertauschierte Meistermarken auf. (Abb. 17.) Sie war ehemals gebrochen und wurde zusammengelötet. Die Gesamtlänge beträgt 92,5 cm, Klingenlänge 71,6 cm, Klingebreite 3,5 cm oben, Länge der Parierstange 5,5 cm. (Abb. 16.) Auch dieses Schwert stammt aus dem Neuenburger See.

verteidigen. Auch für diese Waffe liegen im Schweizerischen Landesmuseum drei gute Exemplare aus der Zeit um 1386 mit belegtem Fundort vor; hier ihre Beschreibung. (Abb. 18.)

Auf dem Schlachtfeld von Näfels, 1388, wurde im Jahre 1912 ein Dolch gefunden, dessen Griff leider defekt ist, Knaufplatte und Gehülse fehlen. Die lange Angel schließt nach der Klinge zu mit einer Parierplatte ab, diese hat eine oval langgestreckte Gestalt und ist nach der Angel zu aufwärts gebogen, zwei runde Löcher dienen zur Aufnahme der Nietnägel, welche das Griffholz festhielten. Die Klinge ist gerade, zweischneidig mit starker Verjüngung nach dem spitzen Ort, dachförmig auslaufend. Die Gesamtlänge beträgt 41,7 cm, die Klingenlänge 19,5 cm,

die Klingebreite oben 3,7 cm. Eine Dolchklinge, welche in den Ruinen der kurz vor der Schlacht von Sempach, 1386, von den Luzernern zerstörten Burg Schenkon im Kanton Luzern stammt, zeigt beinahe die ganz gleiche Form, ihre Gesamtlänge beträgt 40,5 cm, die Klingenlänge 29,5 cm und die Klingebreite oben 3 cm. Aus der gleichen Zeit stammt ein bei Twann im Bielensee gefundener Dolch, der außer dem Griffholz noch vollständig erhalten ist, nur die Klinge ist etwas kürzer. Die Gesamtlänge beträgt 40,9 cm, die Klingenlänge 26 cm und die Klingebreite oben 3,7 cm. Die Knaufplatte ist 6,8 cm lang, die Parierplatte 11,4 cm. Das gleiche Aussehen bietet ein weiterer Dolch (hier faksimiliert, das Original im Museum von Neuenburg). Das Schweizerische Landesmuseum besitzt noch eine Reihe von zum Teil sehr gut erhaltenen Dolchen und Dolchmessern aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, welche jedoch nicht so genau datiert werden können wie diese obigen.

Diese Bodenfunde sollen kurz mit dem Grabmal Walters von Hohenklingen verglichen werden.

Die Schutzaffen stimmen, soweit das Vergleichsmaterial vorhanden, überein. Der Helm, die Hundsgugel, zeigt eine spitze vorgetriebene Glocke, wie die beiden oben beschriebenen: sie hat die Form des ausgehenden 14. Jahrhunderts, das Visier ähnelt dem Stück im Landesmuseum. Der Topf- oder vielmehr Stechhelm hat den Typus wie der des Greifensteiner Grabmals in Königsfelden. Das Panzerhemd ist an dem unteren Rand gezadelt wie das Herzog Leopolds von Österreich in Luzern. Das Wappenschildchen auf der Halsberge entspricht dem mit dem Wappen von Tettingen im Landesmuseum in der Form, sowie im Größtenverhältnis. Der obere Gürtel, welcher den Dupsing trägt, ist verwandt mit dem von Königsfelden. Die Schildform ist typisch für das ausgehende 14. Jahrhundert und entspricht den Schildbildern auf den Siegeln von 1386.

Hier seien zum Vergleiche nochmals Siegel von 1359, 1387 und 1406 gegeben. (Abb. 29.)

Was von Schwert und Dolch auf dem Grabmal ersichtlich, ist mit den beschriebenen Stücken identisch.

Die Darstellung des Grabmals ergibt also völlige Übereinstimmung mit den Bodenfunden und dem weiteren herbeigezogenen Material, und das Grabmal des Freiherrn Walter von Hohenklingen aus der Klosterkirche von Feldbach zeigt uns somit das treue Abbild der ritterlichen Bewaffnung der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts.

Neben diesen Quellen zur Bewaffnung der Sempacher Ritter fließen noch weitere, die Chroniken und Annalen, die Jahrbücher und Ne-

krologien, Lieder und Sprüche, Urkunden usw., die Berichte über die Schlacht bei Sempach enthalten. Dieses gesamte Material findet sich in dem schon angezogenen Werk von Th. von Liebenau, Die Schlacht bei Sempach.

So reichlich diese Quellen in bezug auf die Kriegsgeschichte strömen, so kümmerlich sickern sie in Hinsicht der Schilderung der Bewaffnung. Immerhin lohnt sich ein Verweilen bei diesen Zeugnissen. Liebenau zählt in seinem Werk (S. 87) die Bewaffnung der Ritter auf: „Einheitlich dürfte nur die Bewaffnung der aus den vorderösterreichischen Landen stammenden Mannschaft gewesen sein, diese trug teils den schweren Plattenharnisch aus Eisen (sic! 1386) teils den Kettenharnisch (drei solcher Kettenharnische aus der Schlacht bei Sempach finden sich noch in Luzern), den Helm, den eisernen Halsberg, Hosen oder Beinschienen aus Eisen, Schnabelschuhe und Handschuhe aus Kettengeflecht oder Platten. Die 14—16 Fuß lange Lanze mit rotbemaltem Schaft, das Schwert und der Dolch bildeten die Offensivwaffen. Schilde waren nicht mehr üblich“. Ferner (S. 8) „Dann (d. h. nach 1350) kamen die Plattenharnische auf, d. h. die Harnische aus dickem Stahlblech, die vom Kopfe bis zum Fuße den Ritter in Stahl hüllten. Nach den älteren Schlachtberichten scheinen nur die Adeligen bei Sempach gerade diese schwerfällige Rüstung, die später auch anderwärts in den Sommermonaten eine verhängnisvolle Wirkung ausübte, getragen zu haben. Hierzu kamen noch die mit langen Sporen versehenen Schnabelschuhe, welche der österreichische Hofpoet Suchenwirth als eine Entstellung der Gabe Gottes verspottete; diese hemmten die leichte Bewegung des vom Pferde steigenden Reiters, wenn sie auch durch Schrauben auf die Seite gedreht werden konnten. Die Lanze war allerdings eine ganz vorzügliche Waffe für einen nur kurze Zeit dauernden Kampf, verlor aber ihre Treffsicherheit, wenn sie einmal durch Schlagwaffen gebogen war“. (sic! sonderbare Schäfte!) Diese Schilderung der ritterlichen Bewaffnung, von der die Quellen rein gar nichts erwähnen, ist hier mit Absicht in extenso gebracht, um zu zeigen, welche phantastischen Anschauungen über Bewaffnung möglich sind, die dann immer weiter verbreitet und beinahe unausrottbar werden. So wurden Jahrhunderte lang die in den Zeughäusern der Schweiz noch in sehr großer Zahl vorhandenen Langspieße als „Lanzen“ der Ritter von Sempach ausgegeben. Diese langen Spieße, welche die Hauptwaffe der schweizerischen Infanterie im 15. und 16. Jahrhundert waren, bilden heute eine Zierde der verschiedenen Museen; allein ihre Bezeichnung als

Sempacherlanzen ist aus der Anschauung des Publikums nicht wegzubringen, und der seine Schüler durch ein Museum führende Schulmeister bringt diese Schauermär immer wieder vor. Die Reifspieße der österreichischen Herren konnten nicht länger gewesen sein als etwa drei Meter, die Maße der Reiterlanzen waren durch ihre Führung vom Pferd aus bedingt, vielleicht war der Spieß der Sempacher Ritter sogar noch kürzer wie der Reifspieß des 16. Jahrhunderts, da der Rüsthaken zu jener Zeit wahrscheinlich noch nicht allgemein üblich war, obwohl gerade der anfangs beschriebene Hohenklinger einen solchen an seiner Brustplatte angebracht hat.

Die erwähnten drei Panzerhemden in Luzern stammen aus späterer Zeit, eins aus dem 15., zwei aus dem 16. Jahrhundert.

Einen Plattenharnisch trugen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die österreichischen Adligen nicht. Immerhin dürfte auch in einer Rüstung, wie sie die Grabplatten von Feldbach zeigt, der Träger in der glühenden Julihitze, die am Schlachttag von Sempach herrschte, schwer gelitten haben; es ist historisch sicher beglaubigt, daß viele Ritter in ihrer Rüstung bei Sempach erstickten oder durch Hitzschlag umkamen. Wie bereits gesagt, fließen die schriftlichen Quellen spärlich, teilen aber doch Bemerkenswertes mit: dieses soll hier in Kürze aufgezählt werden.

Die Eidgenossen scheinen nach dem übereinstimmenden Sprachgebrauch der Quellen in der Hauptsache mit Schlagwaffen ausgerüstet gewesen zu sein: die Ritter werden „erslagen“, der in den deutschen Quellen ausschließlich gebrauchte Ausdruck. Er ist in den lateinischen teils mit *interfectus* oder *occisus*, teils, nur spärlich, mit *interemptus* transskribiert, ferner treffen wir *occumbere*, *perimere*, *fuldere*, *cadere*. Auf welche Art jedoch die Schweizer umkamen, kann nicht mit Sicherheit ersehen werden. Die Turgauer Chronik aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts (Liebenau, S. 130) berichtet vom Beginn der Schlacht „Und des angriffs schlugen sy die aidgenossen ser hinder sich und schlugend ir vil ze tod und lag ain grosser huff tottnr schwitzer vor den Herren. Also warend die Herren wol bezügt und überzügt mit harnesch.“ Eine andere Stelle der gleichen Chronik lautet „... in denselben tagen überfielend die Heren von Oesterich dz stättli Richensee und namend was da was und erstachen wol zwai hundert aidgenossen“; ebenso wurde die Besatzung der Burg Pfäffikon erstochen, diesmal von den Eidgenossen. Jakob Twinger von Königshofens gleichzeitiger Bericht meldet ebenfalls vom Beginn des Kampfes, daß junge Edelleute geschrien hätten „men solte die bueben (d. h. die Schweizer) erstechen“ (Lie-

benau, S. 117). Die Österreicher scheinen danach gestochen zu haben, sei es mit Spiess oder Schwert, die Schweizer gehauen und gestochen, sei es mit Helmbarten, sei es ebenfalls mit Spiessen. Ausdrücklich die Trutzwaffe der Österreicher erwähnt die Zürcherchronik von 1438 (Liebenau, S. 162) „... die herren mit iren glänen und spießens ... die vordresten niderstachend, ee das man si alda erlangen möchti mit den hallenbarden ...“. Die Bewaffnung der Eidgenossen soll an dieser Stelle nicht weiter geschildert werden, immerhin sei noch angeführt: Gebhard Dachers Konstanzer Chronik, um 1470 (Liebenau, S. 174) „... schlugend und stachend und schussend die aidgenossen ...“. Ein Dolch wird erwähnt in Felices Fabri, monachi Ulmensis, historiae Sueuorum, 1488, beim Anlaß der Schilderung des Todes Herzog Leopolds. (Liebenau, S. 196) „... evaginatio pugione quaevisit crebris punctioibus perfodere Principem, nec locum invenit, quo nudum corpus tangere posset propter armoratum ... et pugione aliquas compagnes armorum solvit ... et interemit“. Wichtiger ist, was Peter Suchenwirth in einem gleichzeitigen Gedicht, 1386, aufzählt (Liebenau, S. 351)

Ain veint dem andern lutzel gab
Sein harnesch da tzu chauffen
Mordax, swert und auch die spiez
Sach man nit vermeiden ...

Neben Schwert, Mordaxt und Spiess weifs Konrad Justinger in seiner Berner Chronik, um 1420, „der strit ze Sempach“ die Wirkung der Helmbarte zu schildern (Liebenau, S. 153) „... die eidgenossen ... slugen so grülich mit den halbartn, daz nüt vor den streichen gestan mocht“. Ferner in einem Spruchgedicht eines Reichstädtlers von Herzog Leopold von Österreich, um 1388, (Liebenau, S. 353)

„Mir iren helmparten
slahen sie tiefew scharten
wer chan dem aus gewarten
ez ist ein alter has.“

Im „Lied von Sempach und demnach wie Wesen Eingenommen...“, in Werner Schodlers Chronik von 1520 treffen wir ein älteres Lied: „... auch mit Hallebarten

wirt er vch genn den Sagen.“

Strophe 18 ebenda führt uns nochmals zur ritterlichen Bewaffnung:

„Sy bunden uff ihr Helme,
Vnd wolten fürhintrügen.
Von schuhen hüwends die schnäbel,
man hat gefült zwen wägen.“

Strophe 32 ebenda:

„mit Ihren Hallbarten erschlugen
mängen edelman.“

Weitere noch vorhandene Quellen sind für die Waffengeschichte bedeutungslos, da ihre Entstehung schon zu weit von der Schlacht von Sempach abliegt; sie werden daher an dieser Stelle nicht mehr angeführt.

Damit sind die auf die ritterliche Bewaffung von 1386 sich beziehenden Nachrichten der Schriftquellen erschöpft, ebenso sind die auf unsere Zeit gekommenen Originalwaffen, welche sich in der Schweiz befinden, in der Hauptsache behandelt worden, mit Ausnahme der in der Sempachschlacht von den Eidgenossen erbeuteten Banner, von denen sowohl Originale, wie genaue Abbildungen vorhanden sind. Da jedoch dies wieder ein Kapitel für sich bedeuten und zu weit führen würde, wurde von ihrer Beschreibung hier Abstand genommen.

Das bildliche Material, welches der Schlacht zeitlich nahe stände, gibt uns keine Auskunft. Zeitgenössische Miniaturen mit der Darstellung dieses Ereignisses haben sich keine erhalten; erst am Ende des 15. Jahrhunderts setzt, sowohl in Handschriften wie in Druckwerken, die bildliche Schilderung der Schlacht von Sempach ein, also zu einer Zeit, welche uns für die Bewaffung

nicht mehr authentisch scheint. Ebenso versagen die noch erhaltenen Grabmonumente, welche auf Sempach Bezug nehmen, besonders die im Kloster Königsfelden; der Sarkophag Herzog Leopolds stammt aus dem 16. Jahrhundert und von den Grabmalern seiner Ritter hat sich nur das Friedrichs von Greiffenstein erhalten (vgl. oben). Es blieben noch die Glasgemälde in Königsfelden, allein diese stammen aus einer wesentlich früheren Zeit, aus den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts, die dort abgebildeten Schutz- und Trutzwaffen gehören in eine frühere Periode und kommen für das behandelte Thema nicht in Betracht.

Wir sind damit am Schlusse unserer Abhandlung über die ritterliche Bewaffung von 1386 zur Zeit der Schlacht von Sempach angelangt. Wenn auch das gesamte Material nicht völlig erschöpfend dargebracht werden konnte, dürfte doch ein annähernd richtiges Bild von der Entwicklung der ritterlichen Wehr und Waffen des ausgehenden 14. Jahrhunderts gegeben worden sein. Ihm soll, wenn möglich, in absehbarer Zeit eine Arbeit über die Bewaffung des altschweizerischen Fußvolks im 14. Jahrhundert folgen.

Ein Luntenkonzurrenzstreit in Graz (1673)

Nebst einigen einleitenden Worten über die Lunte

Von D. von Preradovic, Pola

Zu den verschiedenen Stiefkindern der Waffenkunde muß man auch die Lunte zählen. Dies führt sich begrifflicherweise in erster Linie darauf zurück, daß sie ja keine Waffe, sondern nur ein Feuerwerkskörper ist, und stets nur als untergeordnetes Mittel zu einem größeren Zwecke gedient hat. War der Effekt des „größeren“ Zweckes, die Entzündung des Pulvers für den Schuß, die des Sprengstoffes der gelegten Mine mit der Lunte erzielt, so erlosch entweder ihre Tätigkeit im wahrsten Sinne des Wortes, oder sie glimmte und gloste so lange sie reichte, um dann durch eine andere ihresgleichen ersetzt zu werden. Und dann das Fehlen jeglichen Metalles am schlottrigen Körper und am schlichten Hanfwand und dazu eine Erzeugungsart, die so recht auf den Kleinbetrieb der Laborinhütte weist — kein Schmied hat sie gehärtet, kein Schmuck an ihr — aus Stricken ward sie gedreht, die gute Lunte! Bei solchen Eigenschaften und dürftigen Antezedenzen knüpft sich an die kurze jeweilige Ingebrauchnahme der Lunte auf dem Gebiete

der Waffenkunde keine Geschichte, kaum eine karge Tradition. Sie muß es sich gefallen lassen, hinter Luntenschlösser, Luntentöcke, Luntenkisten und dergleichen mehr zu treten, die ja ihre Entstehung und Verwendung nur ihr verdanken.

Mit der Eigenschaft der Lunte und verwandter Mittel ist untrennbar der Begriff der Erhaltung des Feuers verbunden, ein Etwas, das die Lunte für Artillerie und Sprengwesen so kostbar machte und das schon seit Jahrhunderten bekannt war. Denn lange bevor die Lunte im Bunde mit dem glühend gemachten „Loseisen“ und dann dieses verdrängend im Dienste der Artillerie Verwendung fand, hat sie zwar schon in grauer Vorzeit den Chinesen und anderen Völkern des Ostens bei deren Feuerwerken, die dann auch den Weg nach dem Westen nahmen, gedient, und gewiß auch im Sprengwesen. Die wahrscheinlich früheste schriftliche Erwähnung der Lunte für die Geschützfeuerer geschieht im Codex germanicus 600 der Königlichen Hof- und

Staatsbibliothek in München¹⁾. In diesem für die Waffenkunde überaus wichtigen Codex, dessen Entstehungszeit nach Wädinger und Rettberg in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts verlegt wird, nach Essenwein aber höchstens aus der Zeit zwischen 1380—1400 stammen soll, findet sich neben anderen, ziemlich primitiven Darstellungen über die Manipulationen mit Geschützen auch die über die Abfeuerung eines solchen. In der Anweisung hierzu, die auf den Rücklauf der Waffe eindringlich aufmerksam macht, heisst es: Wenn Du ain püchsen wilt beschissen, so stant über ort, daz ist 10 oder 20 schreit hinder der puchsen vnd also vil da newen Wann wenn ain püchsen pricht so sprengt sy nür (nur) hinder sich oder newen sich aws. daz si selten über ort pricht Oder entzündt sie mit ain Luder an, Daz du desto sichrer seist. usw.

Während das Bild mit einer jeden Zweifel ausschliessenden Deutlichkeit den Büchsenmeister zeigt, der eben mit einem Luntenstock oder dergleichen das Geschütz abzufeuern im Begriffe steht, spricht aber der Text von einem „Luder“, also von einem Zündfaden, mit dem vorsichtshalber die Büchse abgefeuert werden könne²⁾. Die Abfeuerung der Geschütze mit der Lunte reichte noch weit in das 19. Jahrhundert, um dann erst den verschiedenen Perkussionsschlössern und schliesslich dem Friktionsbrandel das Feld zu räumen.

Schon kurz nach der Einführung des sich rasch verallgemeinernden Gebrauches des Pulvers für militärische Zwecke kommen (1378) die „Luntenrohre“, Büchsen oder Busen, die mit der in der Hand befindlichen Lunte entzündet wurden³⁾, in Gebrauch.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kennt man schon das Luntenschloß für Gewehre und fast dreihundert Jahre hindurch spielt die Lunte beim Lunten- und später auch beim Steinschlosse als Pulverentzündungsmittel eine gewichtige Rolle. Dadurch, daß die Lunte mit einem Bügel oder mit einer ähnlichen Vorrichtung am Schlosse befestigt wurde, machte sie sich zu einem wenn auch rasch wechselnden Gewehr- oder Pistolenbestandteile, und dieser Umstand allein schon rechtfertigt es, wenn man die Lunte in engerem Zusammenhang mit den Waffen, mit denen sie

¹⁾ Veröffentlicht in den „Quellen der Geschichte der Feuerwaffen“ und herausgegeben vom Germanischen Museum. Leipzig 1877. Der begleitende Text von A. Essenwein.

²⁾ Man vergleiche auch den gediegenen Artikel „Geschütze“ von Hauptmann Boenisch in v. Altens Handbuch für Heer und Flotte. IV. Band, S. 189a oben.

³⁾ J. Schoen, Geschichte der Handfeuerwaffen usw. Dresden 1858.

verbunden war, bringt. Zahlreiche Bilder gegenwärtigen sie uns: Landsknechte aus dem Triumphzuge Kaiser Maximilians, mit geschulterten Gewehren, die brennende Lunte zur Hand; Kriegsknechte der Holzschnitte von Jost Amman haben die glimmende Lunte um den Gehwulst gewickelt; die trefflichen Musketiere des Kupferstechers J. de Gheyn, in dessen Buche „Waffenhandlung von den Rören, Musquetten vnd Spiessen“ veranschaulichen, wie in 31 Tempos geladen und geschossen wurde. Der Lunte ist im „Befehlich“ ein weites Feld überlassen. So wird den Schützen vor dem Schusse, in den Tempos 5—9 befohlen:

5. Ewere Lonten in die rechte Handt nembt.
6. Ewer Lonten abblast vnd wol haltet.
7. Ewer Lonten auffdrückt.
8. Ewer Lonten versuecht.
9. Ewer Lonten abblast usw. usw.⁴⁾

Der schwedische Soldat führte 1 $\frac{1}{2}$ Pulver, 6 Ellen Lunte und 15 Kugeln mit sich. Die Lunte war um die Gabel gewickelt⁵⁾.

Es ist das das „heroische Zeitalter“ der Lunte. Auch die „große Armada“ machte die Lunte mit: Nichts weniger als 100 Zentner Lunte gehen mit ihr unter⁶⁾.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts beginnt die „Luntendämmerung“, wenigstens bei den Handwaffen. So befand sich um 1700, bei Abschaffung der Luntenschlösser in Frankreich, dort (Paris) so viel Lunte in Vorrat, daß siebzig Jahre gar keine angefertigt zu werden brauchte. Ihre Laborierung war später derart in Vergessenheit geraten, daß 1) Urtubie 1791 wieder die erste Vorschrift herausgab⁷⁾. Vorschriften für die Herrichtung der Lunte, besonders für die Luntenzeize, gab es sehr viele. So bereiteten sich die Kosaken nach Simienowicz, *Ars magna*, 1749, die Lunte aus Stricken, die man im Sande erhitzt⁸⁾; Frezier in seinem *Traité des feux d'Artifice*, im Haag 1741, article III, p. 53: Préparation des Méches, qui ne rendent ni fumée, ni mauvaise odeur, en brulant, empfielt: Mettez dans un pot de terre qui ne soit point vernissé, du sablon rouge. . . . sur lequel vous ajusterez vos cordes en forme spirale. . . . Puis versez dessus du nouveau spirale, sur lequel vous remettez encore des cordes etc. etc. Also auch hier Sand, wie die Donkosaken es zu tun pflegten. — Der berühmteste Feuerwerksmeister seiner Zeit Claude Fortuné Ruzziere (Ausgang des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts) geht bei der Luntenerzeugung in seinem Buche *Éléments de Pyro-*

⁴⁾ Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen, Leipzig 1877.

⁵⁾ Meyer, Handbuch der Geschichte der Feuerwaffen-Technik. Berlin 1835.

technic, 3. edition, Paris 1821, noch einfacher als Frezier zu Werke, aber es ist bemerkenswert, daß er, der so gerne abfällige Kritik an anderen übt, von der Verwendung von Bleizuckerlösungen für die Anfertigung von langsam brennenden Luntentrieben zu berichten weiß, wo doch La Martillière schon während der französischen Revolution solche erzeugt hatte. Fünf Zoll einer solchen Lunte brannten eine Stunde hindurch, wobei 1 Quentchen Bleizucker auf 100 ℔ Lunte veranschlagt wurde. Für die langsam brennende Lunte werden noch gegenwärtig ähnliche Rezepte verwendet.

Aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ist ein steiermärkisches Landesarchiv zu Graz ein Dokument erhalten geblieben, das Daten über die Anfertigung der Lunte enthält. Bemerkenswert ist auch, daß der damals für den Zentner Lunte gezahlte Preis von 8 fl. gegenüber den Preisen, wie sie 180 Jahre später in Preußen üblich waren, durchaus nicht billig genannt werden kann, indem, nach Busch und Hoffmann, Die Kriegesfeuerwerkerei in der königlich preussischen Artillerie, 2. Auflage, Berlin 1854, S. 89, der Zentner Lunte im Mittel 9 Taler 9 Silberggr. 1 1/2 kostete, d. h. in Münster mit 13 Talern, in Berlin aber nur mit 8 Talern bewertet wurde. Dabei wurde der Grazer Seiler von seinen „mitmaistern“ wegen zu großer Billigkeit, wie in seinem Gesuche zu ersehen, arg angefeindet! Dieses im nachstehenden gebrachte Schriftstück entbehrt nicht des Interesses, da neben dem kulturhistorischen Bilde eines Konkurrenzkampfes im 16. Jahrhundert auch die Bereitungsweise der Lunte jener Zeit angedeutet erscheint.

Hochwürdiger, Hoch- und Wohlgeborne,
Wohlgeborne, Gnedig- und Hochgebiethende
Herrn Herrn,

Nachdem Vns gesambten Meistern der Bürgerlichen Sailer alhier durch dero Vndergebenen Herrn Laa-Zeugwarth, vor einem Jahr anbeulichen worden, weilten in den Laa-Zeughaufs alhie, keine Luntentriebe mehr in Vorrath gewesen, daß wir derselben etliche Zententriebe hinein machen solten. Als Ich mich nun dessen anerboden, den Zententriebe per 8 fl. Zue liefern, Weillen Ich aber Vernommen, daß die auslendische Maistern, den Zententriebe noch rechter haben hergeben wöllen, also defesentwegen mir meine mitmaistern müßgunstg worden vnd allerhand fintl wider mich erdacht, indem Ich meine Luntentriebe Vmb einen so geringen Werth hergib, daß Sie nit so guett als die

Ihrigen sein müßen, obwohln zwar thails derselben durch den Regen nafs worden, seind doch dieselbe widerumben getrocknet, das also hernach ein solcher Luntentrieb der einmahl im Regen gelegen, besser in der Kohn bestendig, dann ein anderer so niemahl nasser worden. Daß aber mancher Luntentrieb müß, ist dieses die Vrsach, daß solcher in Schaffer paiz gewesen oder vber einander auf ein Hauffen gelegen, welcher sich also erhit, daß man fast nit ein handt darinnen erleiden kan, vnd also ein solcher Luntentrieb, obwohln derselbe mit Musqueten- vnd Scheiben Pulver wirdt probiert, niemahl ablescht: Sondern allezeit feuer gehalten wirdt, Kan derowegen ein Hoch Löbl- Laa- denselben wohl probieren lassen, so wirdt die prob mit sich bringen, daß meiner mitmaistern Ihr starcker Luntentrieb thails khein feur hält, herentgegen aber der meinige iederzeit bestendig in der Kohn verbleiben wirdt, Da Ich doch von dergleichen Luntentrieben nit allein denen von Grätz, Sondern auch Ihre Hochfürstl. Gnad. von Eggenberg etc. etc. ein Zimbliche anzahl derselben geben hab, aber niemahl ainige Klag wider mich komben, ob selbiger Luntentriebe nit guett oder gerecht gewesen wär, Da Ich doch schon vber die 20. Jahr ainer Hoch Löbl. Laa. etc. etc. Luntentriebe hergeben vnd ebenfals khein Klag niemahl darwider gewesen ist.

Belangt derowegen an Euer Hochwürdig. etc. etc. mein ganz Vnderthl. vnd Gehorst. Bitten, die geruehen von mir meinen, durch meiner mitmaister (aufs lauter passion) aufgeworffnen Luntentriebe mit gnaden anzunehmen in gdgister betrachtung, daßs an solchen khein ainiger Tadel noch mangel zu finden, Ich auch grosse müehaltung darmit gehabt, Vnd, so, solcher Luntentriebe von mir mit angenomben werden wolite, Ich dadurch in den gröfsten ruin gerathen würde, welchen Schaden ain Hoch Löbl. Laa. etc. hoffentlich nit verlangen noch begehren wirdt, wie Ich nun solicher meiner bittrüeste, also beuillch Ich mich zur erfreulicher bittgewehr hiemit Vnderthl. vnd Gehors.

Euer Hochwürdig. etc. etc.
gehorsambister
Tobias Vhel, Bürger- vnd
Laa-Sailer alhie.

a tergo:
Herrn Zeugwart Vmbericht
Grätz, den 13. Maj 673
Z. A. Monzelo.

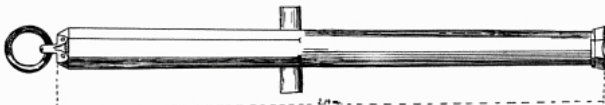
FACHNOTIZEN

Geschütze der maximilianischen Artillerie.

Bei meinen Arbeiten im Königlichen Zeughaus zu Berlin fielen mir drei schmiedeeiserne Falkonets auf, die im Führer von 1910 unter Nr. 32a, b, c, als „einpfündige schmiedeeiserne Vorderlader, mit eingeschlagenen Verzierungen, um 1500“ bezeichnet waren und deren scharf ausgeprägte Formen mir im Leben schon irgendwo einmal,

klar, in den hier vorhandenen Stücken den ausgesprochenen maximilianischen Typ vor mir zu haben. Bei näherer Untersuchung fand ich noch am Stofsboden des einen Stücks eine ins Eisen eingeschlagene Marke, in der ziemlich deutlich die Form des kaiserlichen Doppeladlers ausgeprägt scheint. Ferner tragen sämtliche drei Rohre noch zahlreiche Spuren des ursprünglichen roten Anstrichs, der für die eisernen Schlangen der maximilianischen Artillerie besonders kennzeichnend ist.

Zur Prüfung füge ich neben der Photographie



1. Falkonet des Germanischen Museums

mindestens in der Abbildung, begegnet sein mußten. Die Auffrischung meiner verblassten Erinnerungen führte zum Erfolg, denn ich fand in den „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen“



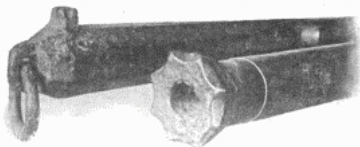
2. Falkonet nach den Zeugbüchern Kaiser Maximilians I.

des Germanischen Museums auf Blatt A. XCVII bis XCVIII, b den Gegenstand meines Sehnsens. Es ist die in der Sammlung des Germanischen Museums befindliche eiserne kleine Schlange, von der der zugehörige Text sagt, daß sie vollständig

der Berliner Exemplare (1) die Abbildungen der Geschütze nach der Zeichnung des Germanischen Museums (2) und dem „Zeugbuch“ (3) bei, so daß sich jeder Leser auch ohne weitschweifige Beschreibung ein persönliches Urteil über meine Feststellungen zu bilden vermag.

Von den eisernen Falkonets sagt Boeheim, daß sie in großer Zahl von Sebald Pögl als Törl erzeugt und von Claus Ebner gebohrt wurden. Es läßt sich natürlich nicht nachweisen, ob diese Angaben über Herkunft und Technik auch für die hier befindlichen Rohre zutreffen.

Die kleinen Falkonets wurden vielfach zu zwei Stück in einer karrenartigen Lafette verwendet, so daß sie als eine Art Geschwindigkeitgeschütz anzusprechen sind. Auf diese Bestim-



3. Photographie der im Berliner Zeughaus befindlichen eisernen Falkonets
(1,67 m, 2,30 m und 2,35 m lang; Kaliber 5,3 und 5,5 cm)

den maximilianischen Zeichnungen entspreche. Ein Vergleich mit diesen in Wendelin Boeheims trefflichem Werk „Die Zeugbücher des Kaisers Maximilian I.“ unter Figur 27 gegebenen Abbildungen zeigte die unlegbare Übereinstimmung des „eisernen Valkhonets“ mit den im Berliner Zeughaus befindlichen Rohren. Ich war mir sofort darüber

zeugung weist auch die der Zeichnung in den Zeugbüchern beigelegte Legende hin. Diese lautet:

„Valkhoneti“ von eisen geschmit
Fuert man unser hundert mit
Wo man vill schuss in eil thain (tun) sol
Denn wir mügen hitz leiden wol.

Dieser Vers beleuchtet die große Zahl der damals vorhandenen Falkonets, die wegen ihrer Leichtigkeit und Feuergeschwindigkeit besonders bei der Verteidigung sehr geschätzt waren.

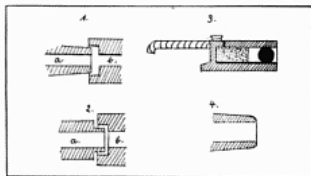
Über den historischen Lebenslauf unserer drei Falkonets konnte ich das Folgende feststellen. Die Geschütze wurden der Gemeinde Oberkirch auf ihr Gesuch durch Vermittlung Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden im Jahre 1874 aus Straßburg i. E. überwiesen, wo sie vor einer Kaserne als Kettenträger im Boden eingegraben waren. Das Gesuch der Gemeinde stützte sich auf die Tatsache, daß der bekannte Mélac das früher stark befestigte Oberkirch im Jahre 1689 zerstört hatte und bei dieser Gelegenheit die auf den Bastionen und Rondels der Stadt stehenden Geschütze von den Franzosen als willkommene Beute nach Straßburg entführt wurden. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß die zurückgelieferten Geschütze mit den einst geraubten identisch sind. Jedenfalls war das unscheinbare Äußere und die bescheidene Größe der ein Pfund Eisen schießenden Rohre nicht geeignet, auf die Einwohnerschaft Oberkirchs einen nachhaltigen Eindruck zu machen. Der Gemeinderat verkaufte sie in der Folge als altes Eisen an eine Maschinenfabrik und nur ein Zufall bewahrte die schon wegen ihres Alters ehrwürdigen Stücke vor dem Geschick, zu friedlichem Werkzeug verarbeitet zu werden. Ein in Straßburg ansässiger Ingenieur Kaufmann hatte sie entdeckt und teilte seinen Fund der Zeughausverwaltung schleunigst mit. Dem schnellen Eingreifen des ersten Kommandanten, des den Mitgliedern unseres Vereins als einstigem Vorsitzenden nahestehenden Majors von Ising gelang es, die Geschütze vor der Vernichtung zu bewahren und für die Zeughausammlung zu erwerben.

Übrigens lehren diese Angaben, wie leicht historisch wichtige und unersetzliche Stücke, deren Wert nur der Kenner richtig einzuschätzen vermag, der Zerstörung ausgesetzt sind. Ich möchte bei dieser Gelegenheit an alle Waffenfreunde erneut den hoffentlich nicht ungehört verhallenden Mahnruf richten, nach Kräften zur Rettung und Erhaltung aller waffenhistorisch in Betracht kommenden Gegenstände dadurch beizutragen, daß die berufenen Stellen rechtzeitig auf alles aufmerksam gemacht werden. Ich bin überzeugt, daß die Wünsche der Kunst- und Waffenhistoriker, das heißt das scharfe Auge, noch viele ungehobene Schätze durch Anregungen aus den Kreisen unserer Mitglieder ans Licht bringen kann.

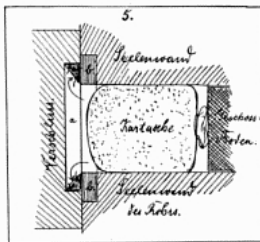
Major a. D. Sterzel, Berlin.

Zur „Handkanone“ des Herrn Dr. Forrer. Anknüpfend an die Fragen, die Herr Dr. Forrer am Schlusse seiner interessanten Mitteilungen über eine „Handkanone“ auf Seite 173, Heft 5 des VI. Bandes der Zeitschrift aufwirft, möchte ich nachstehend meine Ansicht in der Sache aussprechen.

Ich halte den besprochenen Gegenstand für die Kammer einer „Büchse zum geschwinden Schufs“, die auch „Kammerbüchsen“ genannt wurden.



In den hier beigegebenen Abbildungen 1, 2 und 4 bringe ich die charakteristischen Merkmale der im Berliner Zeughaus befindlichen vielen Kammer zur Darstellung. Die Forrersche Kammer steht der Figur 4 mit abgerundetem Mundloch am nächsten. Die Zeichnungen 1 und 2 zeigen



die beiden üblichen Arten der Einlagerung der Kammer in das Rohr und zwar Nr. 1 die einfache, ältere Weise ohne Ansatz, Nr. 2 die schon weiter entwickelte Konstruktion mit einem besonderen Ansatz. Von dem, was der Artillerist heute unter gasdichtem Abschluss oder Liderung versteht, konnte aber natürlich bei keiner dieser beiden Konstruktionen trotz des festen Eintreibens der Keile im entferntesten die Rede sein. Darüber weiter unten!

Ich möchte hier zunächst daran erinnern, daß das Kugelgeschloß bei diesen Geschützen mit in die Kammer eingeladen wurde, wie es uns Bild 3 zeigt. Kammern dieser Art führten die Kammerbüchsen, die der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Küstrin im Jahre 1588 gießen ließ und die leider 1713 zur Anfertigung anderer Stücke eingeschmolzen wurden. Auf dieser Ladeart beruhte eben der Wert der Geschütze, denn durch schnellen Austausch nach dem Schuß mit den bereit liegenden und schon fertig geladenen Kammern wurde die Feuergeschwindigkeit, besonders in kritischen Gefechtsmomenten, wesentlich gehoben. Die Hauptspannung der Gase spielte sich in der Kammer, zwischen dem Geschloß und dem Kammerboden, ab. Eine Liderung, die erst eine Erfindung des 19. Jahrhunderts ist, trat bei all diesen alten Büchsen noch gar nicht in die Erscheinung. Den Vorgang der Liderung bringe ich des allgemeinen Verständnisses wegen in Figur 5 zur Anschauung. Er beruht auf der Tatsache, daß die Pulvergase in ihrem Ausdehnungsbestreben auch in der Richtung der eingezichneten Pfeilstriche auf den in den Verschluss eingesetzten Liderungsring a wirken. Wie aus dem schraffierten Querschnitt dieses Ringes genügend ersichtlich ist, wurde durch Verteilung des Gasdrucks der Ring nun einerseits durch seitliche Ausdehnung fest in sein Lager im Verschluss eingepreßt, andererseits gegen den in das Rohr eingeschraubten Einlegering b gedrückt. Auf diese Weise wurde der gasdichte Abschluß mit Hilfe der Pulvergase selbst bewirkt. Dieses Pressen des aus weichem Kupfer bestehenden Ringes erfolgte so intensiv, daß nur selten nach längerem Gebrauch einmal ein Durchschlagen der Gase eintrat. Die Liderungsstelle wurden dann sofort neu ersetzt. Das von mir wiedergegebene schematische Bild 5 zeigt die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Preußen eingeführte „Kupferliderung“; alle die anderen Liderungsarten, wie Broadwellring, Liderungsring c/73 usw., waren nach dem gleichen Prinzip konstruiert.

Bei den modernen Geschützen übernimmt die nach Art der Patronenhülse gearbeitete metallene Kartuschhülse die Funktionen der Liderungsstelle, indem sie durch Ausdehnung beim Schuß fest gegen Rohrboden, Verschluss und Seelenwand gepreßt wird. Diese Ausführungen mögen einer irrümlichen Auslegung des modernen Wortes „Liderung“ vorbeugen.

Major a. D. Sterzel, Berlin.

In der Sammlung des Königl. Zeughauses zu Berlin befindet sich ein Helm des Krockow-

schen Freikorps, welches von dem 1767 geborenen Grafen Wilhelm Krockow 1806 errichtet wurde und 1807 bei der Verteidigung von Danzig mitwirkte.

Die äußere Form entspricht dem französischen Kürassierhelm mit Rofschweif. Die Glocke stammt von einer aus zwei Teilen gefertigten originalen Sturmhaube des 16. Jahrhunderts. Auf diese ist ein Kamm aus Eisenblech aufgesetzt. Letzterer ist vorn mit einer, aus Messinggrüß gefertigten, Löwenkopfrosette versehen und dient gleichzeitig zur Befestigung des bis zum Nackenschirm reichenden schwarzen Rofschweifes. Über dem gerade abstehenden Rand der Sturmhaube sind auch noch zum Teil die von der früheren Beledung herrührenden kleinen Messingrosetten vorhanden. Der ganze Helm ist mit schwarzer



Ölfarbe gestrichen, vorn mit einem Totenkopf und hinten mit einer ein Stück Pantherfell darstellenden Bemalung verziert.

Durch die Verwendung von Sturmhauben und Birnenhelme für einen derartigen Zweck läßt sich das häufige Vorkommen von umgearbeiteten Stücken dieser Art sehr gut erklären.

Fritz Rohde, Berlin.

Bemerkungen zu „Über ein historisches Schwert in Perasto (Dalmatien)“. (Ztschr. für hist. Waffenkunde, Band VI, S. 161 ff.) Bei der näheren Betrachtung der beiden Abbildungen

des Schwertes von Perasto dürfte es sich mit großer Gewißheit ergeben, da es sich hier nicht um eine Waffe des 15. Jahrhunderts handelt, wie der Verfasser Herr D. von Preradovic annimmt, sondern um ein viel späteres Erzeugnis. Mir scheinen die von Dr. von Potier angeführten Gründe stichhaltig zu sein, der ganze Duktus dieses Säbelschwertes weist auf einen starken arabischen Einfluß, die Entstehungszeit mag in die zweite Hälfte des 17. oder in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu setzen sein. Ein Griff dieser Form aus einem Walfischknochen gebildet und mit Edelsteinen besetzt, ist für jene Frühzeit ohne Beispiel, ebenso eine Piererstange aus Silber im Feuer vergoldet. Wenn im 15. Jahrhundert überhaupt nur äußerst selten vergoldete oder versilberte Griffe an Schwertern vorkommen, so sind diese unter allen Umständen aus Eisen und nicht aus Silber, rein silberne Griffe bei Kriegswaffen treten erst in der Spätzeit auf. Zudem ist dieses Material für eine brauchbare Ernstwaffe viel zu weich und völlig untauglich gar für den Handschutz einer Hiebwaaffe, welche das Schwert von Perasto zu sein scheint. Zudem ist für das 15. Jahrhundert, um 1448, ein so komplizierter Handschutz eine Unmöglichkeit. Auch die Klinge mit ihrem breiten Rücken und der tiefen Blutrinne, welche bis zur Spitze reicht, findet in der Zeit des Vuksa Stepanovic keine ähnliche.

Das Schwert von Perasto gehört also auf keinen Fall in das 15. Jahrhundert, trotz dieser Klingenschrift, deren Schwertsegen: *Memento mei Domine* ebenso auf eine spätere Zeit der Inscriptgruppen weist, die *Invocatio* wurde in dieser Zeit meist abgekürzt. Wenn die slavischen Beschwörungsformeln und der Name des Besitzers Vuksa Stepanovic echt aussehen, sowohl in bezug auf den Schriftcharakter wie in sprachlicher Hinsicht, was natürlich nur an der Waffe selbst konstatiert werden kann und eine genaue Kenntnis des Altkroatischen und der kyrillischen Schrift bedingt, so steht bei dem Aussehen von Griff und Klinge trotzdem noch eine Möglichkeit offen, welche den Widerspruch zwischen der Inscript und der späteren Waffe erklären. Vielleicht waren diese slavischen Beschwörungssprüche wirklich einmal auf einer dem Volkshelden Stepanovic gehörigen, im Laufe der Zeiten aber zugrunde gegangenen Waffe angebracht gewesen, und wurden in späterer Zeit auf eine andere Prunkwaffe übertragen. Frühere Zeiten nahmen es bekanntlich nicht sehr genau mit der Zuteilung angeblich historischer Stücke an irgend eine bekannte Persönlichkeit, mit welcher sie in Wirklichkeit keine Beziehungen hatten. Die Möglichkeit wäre also nicht von der Hand zu weisen,

daß diese Inscripten entweder auf einer alten, der Zerstörung anheimgefallenen Klinge des Helden Vuksa eintauschert gewesen waren oder sich in Volksliedern über ihn erhalten haben und nach diesen vielleicht später eintauschert wurden. Jedenfalls schließt das Aussehen des Schwertes von Perasto, wie es in den Abbildungen vorliegt, seine Zugehörigkeit zur Mitte des 15. Jahrhunderts aus und die Ansicht von Dr. von Potier dürfte völlig richtig sein.

Wahrscheinlich verhält es sich mit diesem Stück und der Inscript ähnlich, wie mit dem berühmten Schwert Konrads von Winterstetten im Königl. Historischen Museum in Dresden und seiner Inscript, über welches E. Haenel in den Mitteilungen aus den Königl. Sächsischen Kunstsammlungen 1912, Band III, S. 12 interessante Nachforschungen angestellt hat, welche ergeben, daß Griff und Klinge dieses Schwertes auf das 16. Jahrhundert, Inhalt und Schriftcharakter der tauschierten Inscript jedoch auf die Zeit des Schenken von Winterstetten selbst zurückgehen. Die jetzige Inscript auf dem Dresdner Schwert ist mit ziemlicher Sicherheit als Übertragung von einem alten zerstörten Original im 16. Jahrhundert, von einem kundigen und tüchtigen Waffenschmied gearbeitet, anzusehen.

Dr. E. A. Gefsler, Zürich.

Nachtrag zu „Die Kriegausrüstung eines Baslers von 1370“. (Ztschr. f. Hist. Waffenkunde, Band IV, S. 120 ff.) Seit der Veröffentlichung der obigen Studie ist es einem jungen Basler Historiker gelungen, über das behandelte Wappenrelief weitere neue Ergebnisse herauszubringen, welche er im schweizerischen Archiv für Heraldik nächstens zu veröffentlichen gedenkt. Nach diesen Forschungen des Herrn stud. phil. W. Stähelin scheint das Relief vom Hause zum „Riesen“ am Fischmarkt, das hinten an das Haus zum „Röföli“, wo das Relief eingemauert war, stößt, in neuerer Zeit eben an die Mauer des Hauses „zum Röföli“ transferiert worden zu sein. Das Haus „zum Riesen“ war im 14. und 15. Jahrhundert von der Familie „Riese“ bewohnt, sodafs wir in dem Wappenrelief entweder das Hauszeichen „zum Riesen“ oder das Familienwappen „Riese“ jedenfalls also einen Riesen zu erblicken haben. Auf dem Grabstein einer geborenen Riese (15. Jahrhundert) wird ein „gigas“ als Schildbild genannt. Somit ist auch die rätselhafte Stangenwaffe erklärt, sie stellt die beliebte Waffe der Riesen dar, eine Eisenstange, wie sie die Riesen in der deutschen Heldensage führten.

Ferner hat auch das Wort „nutra“ eine Deutung gefunden. Der Verfasser stützte sich bei

der Erklärung des Testaments des Hug zum Tracken auf die von Dr. Aug. Burckhardt im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde (1908 N.F. Band X, S. 169) veröffentlichte Urkunde. Nun hatte Dr. E. Major, Assistent am Historischen Museum in Basel, die betreffende Urkunde im Original nochmals durchgesehen und dabei hat es sich herausgestellt, daß in der fraglichen Urkunde die i-Punkte fast überall weggelassen sind, es ist daher unzweifelhaft an Stelle von „nitra“ „mitra“ zu lesen, was übrigens der von mir gebrachten Erklärung von „nitra“ als unter dem Helm getragene Hirnkappe völlig entspricht. Am Inhalt meiner Arbeit ändern diese beiden Berichtigungen, welche ich der Aufmerksamkeit von Herrn Dr. Major verdanke, materiell gar nichts, sie ergänzen sie im Gegenteil aufs beste.

Dr. E. A. Gefsler, Zürich.

Zwei Prunkschwerter aus dem 16. Jahrhundert. Der flache schildförmige Knauf, der einfache Parierring und die stark nach abwärts

St. Georg zu Pferd, am Gehäuse ein Engelskopf. Am Parierring sieht man einen Auerhahn als Symbol der Wachsamkeit. Die anderen auf den Parierringen befindlichen Tiergestalten stellen offenbar Tugenden der Ritterlichkeit dar, so der Schmetterling die Pracht, die Schnecke das Symbol der Beständigkeit, die Biene die Verkörperung des Fleißes und das Eichhörnchen die Behendigkeit. Die ganze Länge des Schwertes beträgt 1,80 m, die zwischenzeitliche 1 m lange Klinge verjüngt sich nach der Spitze und hat beiderseitig eine starke Mittelrippe (Grat) mit je zwei Kehlrinnen. Der Griff ist mit Messingdraht umflochten. Die Anfertigung dürfte zwischen 1500—1550 zu schätzen sein.

Das Prunkschwert Nr. 2 dürfte gleichfalls in die Periode des Endes des 16. Jahrhunderts zu legen sein. Das Gefäß ist aus dunklem Eisen in Rankenwerk und Nelkenmustern geschnitten und in Silber tauschiert. Die geraden langen Parierringen enden in birnelförmigen Knöpfen.

Griffbügel mit drei Spangen, sowie Parierring



Abb. 1

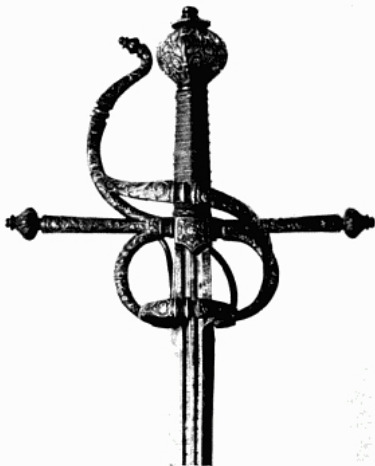


Abb. 2

gebogenen Parierringen des Schwertes Nr. 1 sind prachtvoll in Eisen geschnitten und silbertauschiert. Am Knauf befindet sich der Ritter

bügel mit Spangen und Eselshuf sind gleichfalls prächtig in Eisen geschnitten und silbertauschiert. Der vierkantige elegant in Eisen geschnittene

Knauf ist bretteförmig. Der Griff mit Silberdraht unwickelt.

Die ganze Länge mißt 1,07 m, die Länge der leicht federnden zweischneidigen Klänge 90 cm.

Die Klänge hat anfangs zwei kurze 25 cm lange Hohlsliffe, die sich dann bis zur Spitze in einem Hohlsliff fortsetzen. In dem einen Hohlsliff befinden sich die Buchstaben M.V.N. S.T., — N. S. Dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend dürften diese Buchstaben in nachstehender Weise zu ergänzen sein M(aria) V(irgo) N(os) S(erva) T(uos), für die weiteren Buchstaben N. S. finde ich keine Erklärung. In dem anderen Hohlsliff sind die Buchstaben A. H. I. B. I. — F. R., welche mit A(lbrecht) H(erzog) I(n) B(ayern?) ergänzt werden dürften. Mit den weiteren Buch-

⁹⁾ Es handelt sich hier um Albrecht V., Sohn des Herzogs Wilhelm IV., geb. 29. Febr. 1528, reg. vom 7. März 1550 bis † 24. Okt. 1578. In der Sammlung der Königl. Staatsbibliothek in München befinden sich Einbände mit den gleichen Initialen A. H. I. B.

staben I — F. R. weiß ich nichts anzufangen. Vielleicht gelingt es einem der sehr geehrten Leser, dieses Rätsel zu lösen. Bei letzterem Schwert befindet sich die Original-Scheide aus braunem gepreßtem Leder.

Schwert Nr. 1 hat in der Form Ähnlichkeit mit dem Degen des Churfürsten Max I., geb. 17. April 1573, welcher vom 15. Okt. 1597 bis † 27. Sept. 1651 regierte, Kurfürst seit 25. Febr. 1633. Eine Lithographie davon erschien in dem Werke *Altertümer und Kunstdenkmale des bayer. Herrscherhauses*, herausgegeben auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs Maximilian II. München 1854 — 1871.

Der Arbeit nach halte ich diese für Arbeiten des Othmar Wetter⁹⁾, welcher um das Jahr 1590 in München und Dresden als Messerschmied und Eisenschneider arbeitete, wenn nicht, aber unter dessen Einfluß entstanden.

K. Graf von Rambaldi.

⁹⁾ Zeitschrift f. hist. Wafenk. I, 87.

LITERATUR

Walloth: Über das Aufkommen der Feuerwaffen im Deutschen Reiche (Metz 1324). Colmar i. E. 1912.

Walloth vermehrt mit diesem Werk die reiche Literatur über die so viel umstrittene Frage nach dem Ursprünge der Feuerwaffen und fügt den schon vorhandenen eine neue Hypothese über die Persönlichkeit des Pulvermönches bei.

Während Köhler in seinem bekannten Werk, Feldhaus in einer Abhandlung, die er in dieser Zeitschrift veröffentlichte, und der Verfasser dieser Zeilen in seiner Untersuchung¹⁾, die sich auf das Studium des niederheinischen Urkundenmaterials stützt, die Ansicht vertritt, daß Deutschland die Priorität in der Verwendung der Feuerwaffen für sich nicht in Anspruch nehmen könne, versucht Walloth das Gegenteil zu beweisen.

Die jetzt vorherrschende Meinung, daß die Feuerwaffen in Deutschland nicht erfunden sein können, verdankt bekanntlich dem Umstande seinen Ursprung, daß nach Ansicht der neueren Forschung die erste sichere Kunde von dem Vorhandensein der Feuerwaffen in Deutschland die Aachener Stadtrechnungen von 1346 liefern, während zuverlässige italienische und französische Quellen schon weit vorher über die Verwendung dieser Waffe berichten. Diese Beweisführung weist insofern eine angreifbare Stelle auf, als mit dem Fehlen von zuverlässigen Nachrichten über Feuerwaffen deutschen Ursprungs bei der Lückenhaftigkeit des vorhandenen Quellenmaterials noch nicht mit Sicherheit bewiesen ist, daß in den Zeiten, in denen in

¹⁾ Jacobs, Das Aufkommen der Feuerwaffen am Niederrhein bis zum Jahre 1400. (Auf Grund von Forschungen in Archiven und Museen.) Bonn 1910.

Italien und Frankreich die neue Waffengattung aufkam, sie in Deutschland noch nicht vorhanden war. Meines Erachtens hat allerdings die Untersuchung der vorzüglichsten niederheinischen Quellen die Wahrscheinlichkeit, daß in Deutschland die Feuerwaffen nicht erfunden sein können, fast zur Gewißheit erhoben. (Siehe Jacobs, a. a. O. S. 135 — 137.)

Walloth stützt seine gegenteilige Ansicht auf die von Huguerin im Jahre 1838 herausgegebene Chronik der Stadt Metz, die berichtet, daß 1324 Metz in einem Kriege Feuerwaffen verwendet. Stimmt diese Notiz, so besitzt Deutschland in der Tat die erste zuverlässige Nachricht über das Aufkommen der Feuerwaffen. Dieser Bericht der Metzger Chronik ist seit dem Erscheinen von Köhlers Werk von fast allen Forschern als unzuverlässig, ja von Köhler selbst als Fälschung angesprochen worden.

Walloth versucht vornehmlich in einer Kontroverse gegen Köhlers Beweisführung darzutun, daß die fraglichen Stellen der Chronik vollen Glauben verdienen. Wir wollen an dieser Stelle nicht erörtern, inwieweit Walloth Köhlers Beweise in der Tat widerlegt, sondern nur die Gründe besprechen, die er für die Glaubwürdigkeit dieser frühen Nachricht über das Vorhandensein der Feuerwaffen in Deutschland anführt, und die Momente hervorheben, die nach meiner Ansicht gegen ihre Zuverlässigkeit sprechen.

Walloth führt im Grunde nur einen einzigen Beleg für seine Behauptung an. Die Lektüre der Chronik tue unzweifelhaft dar, daß es dem Verfasser darauf ankomme, ganz objektiv die Geschichte der Stadt Metz möglichst ausführlich zu schildern; mithin, so schließt er, habe man keine Ursache, daran zu zweifeln, daß 1324 in Metz Feuerwaffen vorhanden waren. In der Tat läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser der Chronik — für diesen Teil ist es Vigneulle — sich bemüht, alles möglichst wahrheitsgetreu zu berichten. Aber er stellt hier nicht Ereignisse dar, die er miterlebt hat, sie haben sich vielmehr Jahrhunderte vorher abgespielt! Dafs er seiner Erzählung schon vorhandene Urkunden, Chroniken usw. zu Grunde legt,

verleiht ihr zwar einen höheren historischen Wert, schließt aber dennoch nicht aus, daß der Verfasser womöglich an einer entscheidenden Stelle auch unrichtige Nachrichten bringt, weil er ungenaue phantastische oder frei erfundene Aufzeichnungen für zuverlässig gehalten hat. Beispiele dieser Art kann man ja aus abgeleiteten Chroniken des Mittelalters in großer Fülle bringen. Es ist also nach diesem meines Erachtens möglich, daß die fraglichen Berichte über die Metz Feuerwaffen trotz der besten Absichten des Chronisten unwarhaft sind.

Bevor wir nun die Gründe hervorheben, die gegen ihre Glaubwürdigkeit sprechen, seien die hier interessierenden Stellen der Chronik wiedergegeben. Der Chronist berichtet von einem Belagerungskriege gegen Metz, zu dem sich die benachbarten Territorialherren, der König Johann von Böhmen, der Erzbischof von Trier, der Herzog von Lothringen und der Graf von Bar zusammengeschlossen haben.

Während eines Sturmangriffes „liefs der Sire von Bitsch (der im Dienste der belagerten Stadt stand) das Tor an der Reymontbrücke öffnen, und sie kamen mit der Serpentine und Kanone, die er hatte, dahin, wo der Sturm erfolgte und schossen mehrere Artillerieschüsse ab und töteten dabei viele. Als der König von Böhmen so seine Mannschaften getötet und getroffen sah, geriet er darüber so in Schrecken, daß er zum Rückzuge blasen liefs.“ Als das Hauptquartier der Belagerer sich in Mollin befand, machten die Belagerten auf dieses einen Angriff: „Ein Edelmann, namens Wilhelm von Verrey (der im Dienste der Stadt stand), hatte ein Kriegsschiff mit einer Collevrine, Armbrüst, Geschossen, Schwertern, Schilden und anderen zum Kriege erforderlichen Dingen ausgerüstet lassen, wie er es ehedemals gesehen hatte, worin er Kriegsleute einziehen liefs, und sie zogen das Schiff flussaufwärts gerade dahin, wo das Lager der Feinde war, und dort griffen sie diese ohne Schonung an. Darin war eine Serpentine, die sie mehrmals schiefen liefsen und töteten und verwundeten damit mehrere, dann zogen sie sich auf dem Flusse in die Stadt zurück, ohne Verluste erlitten zu haben.“ Als die Belagerer unverrichteter Sache abgezogen waren, kamen die Gerichts- und Ratsherren zusammen „...desgleichen, um zu beraten und zu besichtigen in der Runde die Mauern von Metz, wo man Serpantinen, Collevrinen, Armbrüste und andere hierfür nötige Geschosse brauche...“ Von der durch die Behörde ernannten Verteidigungskommission „wurde jeder Meisterschaft ihr Turm innerhalb der Stadtmauern überwiesen, damit sie die Artillerie, Geschosse, Pulver und andere zur Bewachung und Verteidigung erforderlichen Dinge liefern und auswählen sollten.“

Hierzu sei bemerkt, daß der Verfasser, wie aus anderen Stellen der Chronik hervorgeht, mit dem Worte Artillerie nur die Feuerwaffen bezeichnen will, wie es Sprachgebrauch seiner Zeit war, während diese Benennung im 14. Jahrhundert noch alle Gerätschaften umfaßt, die für die Kriegführung bestimmt waren.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung muß es auffallen, daß der Chronist den angeblich im Jahre 1324 gebrauchten Geschützen die Bezeichnung Serpantinen, Kanonen und Collevrinen beilegt, also Benennungen, die zu seiner Zeit erst gebräuchlich waren, während im 14. Jahrhundert die Feuerwaffe *pixis* oder deutsch *busse* genannt wurde. Daß der Schreiber den Feuerwaffen Be-

zeichnungen seiner Zeit beilegt, berechtigt an sich nicht, an seiner Objektivität zu zweifeln. Aber die Wahl gerade dieser Ausdrücke muß stutzig machen, denn Serpantinen, Kanonen, Collevrinen sind Gattungennamen der verschiedenen Geschützkonstruktionen zur Zeit des Verfassers. Die waffenkundliche Forschung hat dargetan, daß die Feuerwaffen noch bis in das dritte Viertel des 14. Jahrhunderts durchweg die gleiche Konstruktion hatten, daß also der gleichartigen Benennung *pixis*, *busse* die Gleichartigkeit der Waffen entsprach. Wenn der Schreiber — für unsere Frage ist es ohne Belang, ob *Vignolle* oder der Verfasser von dessen Vorlage damit betroffen wird — uns erzählt, daß in Metz 1324 Feuerwaffen der verschiedensten Art, Serpantinen, Kanonen und Collevrinen, im Gebrauch waren, so müssen wir, auch wenn wir der Ansicht sind, daß bei der fraglichen Belagerung wirklich Feuerwaffen in Tätigkeit traten, wenigstens die Erwähnung der verschiedenartigen Waffenarten für eine phantastische Ausschmückung halten.

Walloth schlägt in Enzyklopädien und Wörterbüchern nach, welche Arten von Feuerwaffen man unter den in späteren Zeiten gebrauchten Benennungen Serpantinen, Collevrinen und Kanonen versteht und behauptet dann, daß der Unterschied der verschiedenen 1324 gebrauchten Waffen wohl vornehmlich in der Lauflänge, vielleicht auch bei den Serpantinen in der Teilarbeit des Geschützes in Bodenstück und Lauf bestand, daß die Kanone wohl ein trichterförmiges Vorhaus gehabt habe. Daß eine solche Beweisführung unberechtigt ist, liegt auf der Hand.

Wenn man die oben angeführten Chronikstellen unbefangen liest, hat man den Eindruck, daß der Verfasser unter den Angriffs- und Verteidigungswaffen der Stadt den Feuerwaffen die wichtigste Rolle beilegt. Dies widerspricht aber durchaus allem, was wir über diese Zeit über die Kriegführung wissen. Die Rechnungsbücher der niederrheinischen Städte von Trier bis Amsterdam, also eines Gebietes, das verkehrsgeschichtlich, wirtschaftlich und politisch aufs engste mit dem oberrheinischen Gebiete und mithin mit Metz zusammenhängt, zeigen aufs klarste, daß tief bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts die Städte vornehmlich in der Anschaffung der alterproben mechanischen Kriegswerkzeuge ihren Schutz suchten, daß den Feuerwaffen erst gegen Ende des Jahrhunderts mehr Beachtung geschenkt wurde.

Noch mehr muß es befremden, wenn wir aus der zuerst angeführten Chronikstelle vernehmen, daß durch mehrere Schüsse aus den Feuerwaffen viele Belagerer getötet wurden, so daß der König von Böhmen, über die großen Verluste erschreckt, zum Rückzuge blasen liefs. In viel späterer Zeit spottet man noch über die Wirkungslosigkeit der neuen Waffe, deren Geschosse nicht durch die Rüstungen zu dringen vermöge. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts treten die Bogenschützen früher in Aktion als die Feuerschützen, unstreitig, da ihre Geschosse weiter tragen. Aus all diesem geht meines Erachtens hervor, daß der Chronist seine Phantasie hat walten lassen, daß er bei der fraglichen Belagerung von Metz die Feuerwaffen ohne Berechtigung schon dieselbe Rolle spielen läßt, wie er sie aus den Kriegen der Gegenwart kannte. Nach diesem liegt, wie ich glaube, der Gedanke gar nicht fern, daß er deren Verwendung überhaupt erfunden hat.

Letzteres wird mir zur Gewißheit, wenn ich mit dieser Darstellung der Chronik die Verhältnisse am Niederrhein vergleiche. (Jacobs, a. a. O. S. 135 ff.) An Hand des untrüglichen Rechnungsmaterials bin ich in meiner Untersuchung zu der Überzeugung gekommen, daß vor der Mitte der vierziger Jahre des 14. Jahrhunderts am Niederrhein die Feuerwaffen keine Verwendung gefunden haben. Über

das oberrheinische Gebiet können wir leider denselben Beweis direkt nicht führen, da hier ein solches Urkundenmaterial fehlt. Aber nach meiner Ansicht ist es undenkbar, daß in Metz schon so frühzeitig Feuerwaffen Verwendung gefunden haben sollen, während die, wie wir oben schon hervorhoben, so eng damit verbundenen nieder-rheinischen Gebiete noch so lange nachher sie nicht aufweisen. Man bedenke doch, daß am Niederrhein die blühendsten Städte lagen, die, wie jeder Rechnungsband klar bezeugt, in ihrer Armierung nicht versäumten.

Aus alledem erhellt meines Erachtens, daß die fraglichen Berichte der Metzger Chronik historisch wertlos sind.

Kurz sei zum Schluß auf Walloths neue Hypothese über die Persönlichkeit des Pulvermönches eingegangen. Sie ist mit Feldhaus' Hypothese verwandt. (Zeitschr. f. hist. Wafenk. IV, S. 64 ff., und Jacobs, a. a. O. S. 136 f.) Während Feldhaus den Pulvermönch nicht die Feuerwaffen an sich, sondern eine epochemachende Neuerung in deren Konstruktion erfinden läßt, meint Walloth ihm nicht die Erfindung des Pulvers, sondern dessen Verbesserung zuschreiben zu müssen, die den Feuerwaffen erst zu wirklichen Erfolge verhalf. Während Feldhaus das Wirken des Mönches in die Zeit um 1380 legt, läßt ihn Walloth seine Erfindung 1354 machen.

Letzterer stützt seine Behauptung auf eine einzige Quelle, auf das bekannte „Münzreglement sowohl für Frankreich als für das Ausland“. Die fragliche Stelle lautet: „Am 17. Mai 1354 befahl besagter König (Johann I.), welcher von einer Erfindung in der Herstellung von Kriegsgewehren (Artillerie), die in Deutschland von einem Mönche, namens Berthold Schwartz, gemacht worden seien, verständig worden war, den Münzvorstehern, durch Umfrage festzustellen, welche Kupfervorteile in besagtem Königreich Frankreich vorhanden seien, sowohl um die Mittel, solche Kriegsgewehre (Artillerie) herzustellen, kennen zu lernen, wie auch um den Verkauf der Vorräte an Fremde und die Ausfuhr aus dem Königreiche zu verhindern.“ Diese Stelle ist vielfach als Fälschung bezeichnet worden, mit zum Teil unhaltbaren Gründen. Auch ich kann sie nicht für echt halten.

Wenn man aus ihr herauslesen will, daß ihr Verfasser dem schwarzen Berthold die Erfindung des Pulvers oder der Feuerwaffen selbst zuschreibt, dann muß man sie unzweifelhaft für falsch halten. Denn im Jahre 1354 besaßen Frankreich und Italien längst Feuerwaffen. So lesen neuerdings die Verteidiger dieser Notiz aus ihr heraus, daß 1354 der Mönch nur eine Verbesserung an den Feuerwaffen oder, wie Walloth will, am Pulver entdeckt habe. Wäre die Stelle echt, so müßte die Verbesserung der Feuerwaffen oder des Pulvers im genannten Jahre durch Berthold Schwarz eine gewaltige Umwälzung in der Wirkung und Verwendungsmöglichkeit geschaffen haben, denn nur so wäre die aussergewöhnliche Maßnahme des Königs zu verstehen. Diese epochemachende Erfindung ist nach der Notiz in Deutschland gemacht worden. Wäre sie Tatsache, so würde man in den niederrheinischen Stadtrechnungen die Umwälzung, die sie im Geschützwesen hervorgerufen, recht deutlich feststellen können. Aber das Bild, das sie bieten, ändert sich durchaus in dieser Zeit nicht. Die Städte schaffen nach wie vor nur wenige kleine schiedeiserne Büchsen an. Gegen das Ende der siebziger Jahre des 14. Jahrhunderts kommen die ersten gegossenen Bombarden auf, zuerst sind sie auch noch von geringer Dimension, erst gegen das Ende des Jahrhunderts werden sie zahlreicher und größer (Jacobs, a. a. O.).

Diese Tatsachen widersprechen so nachdrücklich dem Inhalt der fraglichen Notiz, daß auch ich an dessen historische Wahrheit nicht glauben kann.

Somit brauche ich Walloths neue Hypothese über die Persönlichkeit des Pulvermönches nicht weiter zu erörtern, da ihr, wie schon gesagt, nur dieser chronikalische Bericht als Stütze diene.

Dr. Jacobs, Berlin-Lankwitz.

Sammlung Henri Moser-Charlottenfels: **Orientalische Rüstungen und Waffen.** Leipzig 1912. Folio (52×42 cm). 44 Tafeln. 18 S. Text.

Am Schlusse der etwas lyrischen Vorrede, welche die Publikation über obengenannte Sammlung einleitet, teilt der Verfasser-Besitzer mit, daß von diesem Bilderwerk noch ein Teil erscheinen wird (keine Waffen?), daß er beabsichtigt, die Resultate seiner Forschungen für einen besonderen wissenschaftlichen Katalog über die Sammlung wie auch für eine Spezialarbeit über orientalische Waffen, besonders den Damascenerstahl behandelnd, zu sparen, und daß er den persischen Gelehrten Mirza Darud nicht weniger als fünfhundert Inschriften auf Gegenständen in der Sammlung hat deuten lassen, welche Deutungen er wohl beabsichtigt, in einer von den künftigen Arbeiten zu veröffentlichen, da nun nicht einmal die im Bilderwerk genannten Inschriften vollständig wiedergegeben und gedeutet sind.

Es wäre unter solchen Umständen Unrecht, jetzt auf eine wissenschaftliche Kritik der Arbeit einzugehen. Der Text des Bilderwerks ist auch nur eine kurzgefaßte Materialbeschreibung und geht nicht auf irgendwelche wissenschaftliche Fragen ein. Jedoch mit einer Ausnahme, sowohl im Texte wie meinerseits. Tafel VIII enthält drei Säbel mit Klingen von Assad Ulla von Isfahan signiert. Und diesen Waffenschmied, dessen Namen auf so vielen Klingen auch in anderen Sammlungen vorkommt, hat man zur Zeit des Schahes Abbas des Großen (1587—1629) hingeführt. Dies ist zwar keine neue Angabe. Sie kommt schon bei Reinand vor in seinen *Monuments Arabes du Cabinet de M. le Duc de Blacas*, 1843, kommt in Gilles verschiedenen Arbeiten über die Kaiserliche Rüstkammer in Tarskoe-Selo wieder, ist bei dieser Institution, jetzt mit der Kaiserlichen Eremitage in St. Petersburg einverleibt, bewahrt worden und noch in v. Lenz' Ykasamen vom Jahre 1908 erwähnt. Sie ist auch nach Gille von Egerton in seinem *Handbook of Indian Arms 1880* aufgenommen, wird von Migeon in *Manuel d'art musulman II. 1907* wiederholt und ist indirekt von Sarre und Mittwoch in *Sammlung F. Sarre I Metall, 1906*, gutgeheißen.

Es scheint jedoch, als ob Gründe vorhanden wären, den auf Assad Ullas Klingen oft genannten Schah Abbas mit einem weniger berühmten Träger desselben Namens zu identifizieren.

Diese spätere Datierung ist aus rein typologischen Gründen viel wahrscheinlicher, da Klingen von dieser Form im 18. Jahrhundert sehr gewöhnlich sind. Dazu sind die Griffe, mit welchen sie montiert sind, meistens von der Form des 18., manchmal des 19. Jahrhunderts, aber obgleich diese von Assad Ulla signierte Klingen besonders zahlreich sind, ist mir noch keine begegnet, deren Montierung von dem 16. oder anfangs des 17. Jahrhunderts datiert werden könnte. Es scheint ebenfalls ausgeschlossen, daß es hier die Arbeiten von Meistern verschiedener Zeiten aber gleichen Namens sein konnten, denn sowohl die Form der signierten Klingen wie die Signaturen und übrige Verzierung sind einander auffallend ähnlich.

Wie gesagt, darum, daß auf den Klingen Assad Ullas besonders oft die Inschrift „Abbas Diener des Königs der Heiligkeit“ vorkommt, ist es durchaus nicht klar, daß hiermit Abbas I. der Große (1586—1628) gemeint ist. In

der Zeit, auf welche die Form und Montierung der Klingen hinweist oder Anfang des 18. Jahrhunderts, lebte ein persischer Herrscher desselben Namens Abbas III. (1732–36). Zugleich mit dem Namen Abbas kommt weiter auf einer von Assad Ullas Klingen (Eremitagesammlung St. Petersburg A 284) eine Inschrift vor: „Nadir Schah Herrscher und Eroberer der Welt“, also der Name des Räuberhauptlings, welcher sowohl zu Abbas' III. wie zu dessen Vaters Zeit der eigentliche Herrscher war, und der nach dem Tode Abbas' selbst den Thron Persiens bestieg (1736–47). Sammlung F. Sarre enthält einen Säbel, dessen Klinge sowohl die Signatur Assad Ullas trägt wie auch die Inschrift: Tahmarp Diener des Königs der Heiligkeit. Da Sarre und Mitwoch die von Gille und Egerton gemachte Bestimmung betreffs Assad Ullas als Meister zurzeit Abbas des Großen angenommen, haben sie den Tahmarp der Inschrift mit Tahmarp I. (1524–76) identifiziert. Abbas des III. Vater und nächster Vorgänger hatte jedoch auch denselben Namen, Tahmarp II. (1722–32). Für ihn regierte Schah Hussein (1694–1725). Im Hofmuseum in Wien (Saal XXXV Nr. 63) gibt es auch einen Säbel mit u. a. folgender Inschrift: Schah Sultan Hussein aus der Dynastie der Sophiden. Verfertigt von Eshedulah in Isphahan. So kommt Assad Ullas Namen zugleich mit denjenigen von vier nacheinander regierenden Schahen im Anfang des 18. Jahrhunderts vor. Außerdem gibt es Klingen, auf welchen neben der Signatur auch die Jahreszahl steht: in der Leibrüstkammer Stockholm, Nr. 4351 Jahr 1122 A. H. (= 1710); der Eremitage A. 99 dasselbe Jahr, A. 10 Jahr 1119 A. H. (= 1707). Auf den beiden letzteren stehen jedoch auch Abbas Namen und Epitheton. Da die angegebene Zeit sogar vor seine Geburt fällt, darf man sich nicht ohne nähere Textprüfung zu sehr hierauf stützen. Zu datierten Assad-Ulla-Klingen muß auch eine in Armeria Reale in Turin, G. 322, mit der Inschrift: „Asad Isphani (= 1693/94)“ gezählt werden. Indirekt datiert wird gleichfalls Assad Ullas Tätigkeit durch die Zeit derjenigen des Sohnes Kelb Ali. Und hier liefert sogar Sammlung Moser selbst einen Beweis. Der Säbel 13 „mit Signatur von Kelb Ali aus Isphahan dem Sohne von Asad Ullah“ und mit der Jahreszahl 1112 A. H. (= 1700). Zugleich mit der Signatur: „Werk des Kelb Ali Sohn von Assad Ullā von Isphahan“ steht auf einer Klinge (Eremitage A. 109) die Jahreszahl 1190 (= 1776), wird jedoch nicht für gleichzeitig gehalten.

Die Wahrscheinlichkeitsbeweise würden sich ganz gewiß bei einer besonders zu diesem Zweck gemachten Untersuchung vermehren. Hier sind nur aus dem Ge-

dächnisse und mit Hilfe von Katalogen und zufälligen Aufzeichnungen einige Daten zusammengeführt. Vor allem wäre es wichtig, daß die Assad-Ulla-Klingen einer schriftkundigen Prüfung unterworfen würden gerade mit der Hypothese, daß sie in den Anfang des 18. Jahrhunderts gehörten. Es ist vor allem um eine solche allgemeine Untersuchung hervorzurufen, daß sich in diesem Zusammenhange die Frage aufgenommen habe.

Um auf die Publikation über Sammlung Moser wieder zurückzukommen, so ist das Material, welches dieselbe für die Waffenforschung bietet, recht verschiedenen Art. Die Waffen stammen aus dem Orient in sehr weitem Sinne — Asien südlich vom 45 Breitengrade, also auch vom südlichen Indien, China, Japan und den Malayischen Inseln. Die meisten Waffen scheinen jedoch in den Bereich der persischen Kultur zu fallen, wo ja auch der Verfasser sein hauptsächliches Tätigkeitsgebiet gehabt. Da aber im Vorwort mitgeteilt wird, daß vieles von der Sammlung bei Antiquitätenhändlern in Paris und London erworben ist, wäre es wünschenswert, zu erfahren, welche Gegenstände an Ort und Stelle erstanden sind: dies würde ihren ethnographischen Wert vergrößern. Jetzt gibt es nur Ursprungsangaben bei den Gegenständen, welche der Verfasser von größeren oder kleineren orientalischen Potentaten erhalten hat.

Das für die Waffenforschung so äußerst wichtige Material, welches in den orientalischen Handschriften und deren Bildern zu finden ist, hat der Verfasser beachtet. Die betreffende Publikation enthält zwar nur ein paar Bilderreproduktionen, jedoch die Vorrede verspricht so viel mehr für die künftigen.

Obleich der Verleger ersichtlich nicht gewünscht hat, daß diese Arbeit mehr allgemein in waffengeschichtlichen Kreisen bekannt gemacht würde, darf man diese Neuigkeit im Bereich der Waffenerliteratur doch nicht unerwähnt lassen. Die in der Hof- und Staatsdruckerei in Wien ausgeführten Reproduktionen, besonders die Farbendrucke, sind mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit, ich möchte sagen allzu großen technischen Geschicklichkeit ausgeführt, denn sie geben eine solche Illusion, daß es einem vorkommt, als sähe man wirkliche Gegenstände vor sich liegen. Den ganzen Charme der Originale wiederzugeben, ist den Reproduktionen doch nicht gelungen. Es ist damit wie mit der Galvanoplastik der Kunstindustriemuseen.

Rudolf Cederström

Voranzeige

Es soll im Laufe des Sommers eine größere Abhandlung von H. Müller-Hickler in Darmstadt über die Waffenbestände des Schlosses in Erbach i. O. erscheinen.

Diese äußerst interessante und reichhaltige Sammlung von Schutz-, Trutz- und Handfeuerwaffen für Krieg und Jagd zu beschreiben, war längst eine Notwendigkeit. Denn, da sie etwas abseits des großen Reiseweges liegt, ward sie weniger bekannt, obwohl sie zu den bedeutendsten in Deutschland gehört.

Das Werk, das nicht ein Katalog, sondern eine Beschreibung vorhandener Stücke im großen Maßstab ist, soll, da die Bestände für ein Buch zu zahlreich sind, in zwei Teilen gebracht werden, von denen der jetzt erscheinende die Schutz- und Trutzwaffen, der später zu bringende die Handfeuerwaffen behandelt. Reichhaltige photographische Darstellungen, sowie Zeichnungen des Ver-

fassers erklären den Text. In der Art seiner Behandlung hat Müller-Hickler die Absicht, die seitherige Auffassung insofern zu verlassen, als er weniger gewohnheitsmäßiges Aufzählen z. B. der Bestandteile einer Rüstung anstrebt, als daß er vielmehr auf die besonderen Merkmale eines Stückes eingehen möchte. Er beabsichtigt, die Entstehung und die Entwicklungsgeschichte besonders wichtiger Gegenstände der Sammlung z. B. der frühen Helme, kurz zu zeichnen und dem einzelnen seinen Platz in der Reihe anzuweisen.

Das Werk ist von der Kunstanstalt von Zedler & Vogel in Darmstadt, die sich in der Veröffentlichung größerer wissenschaftlicher und künstlerischer Abhandlungen einen Namen machte, verlegt und soll in durchaus gediegener und würdiger Weise ausgestattet werden. Der Preis soll 40 Mark für den ersten Band sein.

H. M.-H.

VEREINS-NACHRICHTEN

Erste Studienfahrt des Vereins für Historische Waffenkunde nach Goslar, Braunschweig, Blankenburg und Halberstadt.

Aus dem Wunsche heraus, die persönliche Föhlung und den lebendigen Austausch zwischen den Mitgliedern des Vereins zu fördern, zugleich aber das in einzelnen lokalen Sondergebieten von unseren Freunden und Vertretern Geschaffene der allgemeinen Kenntnis und Beachtung besser zu erschließen, entstand auf der Wartburgversammlung des vorigen Jahres der Beschluß, waffengeschichtliche Studienfahrten in den Jahren zwischen den Hauptversammlungen zu veranstalten. Die erste dieser Fahrten liegt nun hinter uns. In den schönen Tagen vor Pfingsten unternommen, vom glänzendsten Wetter begünstigt, einem der ehrwürdigsten der deutschen Gauen gewidmet, ausgezeichnet organisiert und sachkundiger Führung wie gastfreundlicher Teilnahme sich erfreuend, darf sie als ein glückverheißender und harmonischer Auftakt zu der Reihe von Unternehmungen bezeichnet werden, die in dem Arbeitsprogramm des Vereins für die nächsten Jahre enthalten sind.

Da der Plan der Fahrt durch die Einladungen ja genügend bekannt geworden ist, braucht an dieser Stelle der Verlauf nur mit kurzen Worten geschildert zu werden. In Goslar trafen am 8. Mai zwölf Mitglieder, von denen zwei sich die Gattinnen zugesellt hatten, zusammen. Der Rundgang des Nachmittags führte in das Rathaus, wo das sogenannte Huldigungszimmer mit seiner merkwürdigen malerischen Ausstattung vor allem be- sichtigt wurde, in das Museum, wo unter der liebenswürdigen Führung des Leiters, Herrn Klingender, eine Anzahl wertvoller mittelalterlicher Waffen, Schwerter, Bogen, Schilde usw. studiert werden konnten, und an den alten Befestigungsanlagen entlang der Stadt zum Dom und ins Kaiserhaus. Der folgende Tag in Braunschweig brachte ein außerordentlich umfangreiches Programm. Wenn dies in zufriedenstellender Weise bewältigt werden konnte, so danken das die Teilnehmer in erster Linie unserem Mitglied, Herrn Robert Bohlmann, Besitzer der Hagenmarkt-Apotheke in Braunschweig. Schon in Goslar hatte Herr Bohlmann die Führung übernommen, und bald spürte man, soweit das den Teilnehmern nicht schon vorher bekannt war, hier der Leitung eines Mannes anvertraut zu sein, in dem sich begeisterte Liebe zu den Schätzen

der Vergangenheit in seiner Heimat mit einer Fülle von geschichtlichem und insbesondere waffengeschichtlichem Wissen und einer reifen Sicherheit des Urteils verband, wie sie jedem Fachmanne zur Ehre gereichen würden. Als nach der Wanderung durch die Burg Dankwarderode, den Dom und die schönsten Strafen der Stadt die kleine Gesellschaft in Herrn Bohlmanns prächtigem Hause landete, konnte sie aber auch bald sehen, welch erlesene Sammlung hier, dank der Fündigkeit und Aufopferung des geborenen Waffenfreundes, vereinigt war. Insbesondere an Stücken braunschweigischer Herkunft sind hier sowohl Blankwaffen wie insbesondere Schutzwaffen von wirklich seltener Qualität und hervorragender geschichtlicher Bedeutung zu finden. Herr Bohlmann, der seiner außerordentlich klaren und sachkundigen Vorführung seiner in langen Jahren gesammelten Schätze noch die gastfreundlichste Bewirtung im Kreise seiner Familie folgen liefs, konnte mit Recht die ehrlichsten Glückwünsche der Teilnehmer entgegennehmen, von denen die meisten, selbst Sammler, die Bedeutung des hier Geschaffenen doppelt zu würdigen befähigt sind. Im Vaterländischen Museum erregte dann die stimmungsvolle Pracht der Räumlichkeiten viel Bewunderung; hier wie im Städtischen und im Herzöglichen Museum, deren Besuch in nur zu kurzer Zeit absolviert werden mußte, hatte man Gelegenheit, eine Anzahl lokalgeschichtlich bedeutsame Waffentypen in guten Beispielen kennen zu lernen.

Noch am Abend wurde die freundliche Harzstadt Blankenburg erreicht, und hier wartete am dritten Tage der Studiengenossen noch eine besondere Überraschung. Die Ausstattung des alten herzöglichen Schlosses mit Waffen aus altem braunschweigischem Besitz war bis dahin von wissenschaftlicher Beachtung nicht berührt worden. Denn die Stücke, nur nach dekorativen Gesichtspunkten aufgestellt, hatten eine nichts weniger als pflegliche Behandlung erfahren und niemand konnte wissen, welche Schätze unter ihnen verborgen waren. Im Auftrage Seiner Hoheit des Herzog-Regenten hat Herr Bohlmann in den letzten Jahren hier gearbeitet und, von der fördernden Teilnahme und dem feinen Verständnis des hohen Schlossherrn aufs eifrigste und wertvollste unterstützt, die Bestände gesichtet, gereinigt und neu aufgestellt. Da wir hoffen dürfen, daß die Rüst- kammer von Blankenburg in ihrem neuen Zustand bald einmal Gegenstand einer besonderen Ver-

öffentlichung in unserer Zeitschrift sein wird, kann heute von einer ins einzelne gehenden Beschreibung abgesehen werden. Nur soviel ist zu sagen: aus dem Chaos der falsch oder mangelhaft aufgebauten Schutz- und Trutzwaffen hat sich hier, zum Teil in geschmackvoller dekorativer Aufstellung, zum Teil, insbesondere was die ganzen Harnische anlangt, ein kleines Waffenmuseum herauskristallisiert, das eine Reihe der hervorragendsten Beispiele aus der besten Zeit der deutschen Plattnerkunst enthält, und vor allem zur Geschichte der einheimischen Waffentechnik die wertvollsten Denkmäler bietet. In geduldiger und hingebender Arbeit hat Herr Bohlmann hier die Bestände gesichtet und geordnet, das Wertvolle ins rechte Licht gerückt und das Zusammengehörige vereinigt. Wie Sr. Hohheit dem Herzog-Regenten der ehrerbietige Dank der Teilnehmer gebührt für die Erlaubnis, diese Sammlung eingehend betrachten zu können, so hat die Waffenkunde Herrn Bohlmann für seine Tätigkeit vollste Anerkennung zu spenden.

Nachdem noch eine kleine Schar von Waffenfreunden die architektonischen und kunstgewerblichen Altertümer von Halberstadt gesehen hatte, trennte man sich in dem Gefühl, die vier Tage in angenehmer und nutzbringender Weise verlebt zu haben, und in der Hoffnung, daß diese Studienfahrten von nun an eine dauernde Institution des Vereins werden.

E. H.

Dem Verein neu beigetreten sind:

Blüder, Dr. M. J., Direktor des Königl. Zeughauses in Berlin, Berlin W 10, Regentenstr. 23.

Hobohm, Dr. phil. Martin, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Königl. Zeughause in Berlin, Berlin-Halensee, Am Hobrechtstr. 14.

Pavyer, William James, Linford, York Road, St. Albans, England.

von Trotha, Thilo, Hauptmann a. D., Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 26.

Veränderungen:

Major **Gretschel** ist in das Bekleidungsamt des XIX. Armeekorps versetzt worden und wohnt Leipzig-Gohlis, Politzstr. 11.

Frau **Schulz** ist nach Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 168, verzogen

Professor **Dr. Fortunat von Schubert-Soldern** ist zum Regierungsrat ernannt worden und wohnt Wien IV, Prinz-Eugen-Str. 16.

Die Adresse von **Mr. Laking** lautet:

Laking, Guy Francis, M.V. O., F.S. A., Keeper of the King's Armory, Honorary Curator of the Wallace Collection, and Keeper and Secretary of the London Museum, Kensington Palace, London W.

Druckfehlerberichtigung

In dem Artikel von Dr. Forrer S. 173 lies im Titel „des Codex“ statt „der Codex“ und S. 173 Zeile 8 von unten Demmin statt „Demming“.

Hofrat Dr. Josef Hampel †

Direktor des Königl. Ungarischen Nationalmuseums

In Josef Hampel, dem bekannten Meister auf dem Gebiete der Altertumskunde, verliert der Verein für historische Waffenkunde nicht nur eines seiner ältesten Mitglieder, sondern auch einen der anerkanntesten Forscher und Vertreter seiner Interessen in Ungarn. Dem vorberatenden Ausschuss, der im September 1895 in Wien zur Gründung eines waffengeschichtlichen Vereins zusammengetreten war, gehörte Hampel als beratendes Mitglied an, und seit 1908 durfte auch der Vorstand des Vereins ihn zu seinen Mitgliedern zählen. In seinen Veröffentlichungen über den sogenannten Säbel Karls des Großen und über das Kurschwert Friedrichs des Streitbaren zeigte der Verstorbene dieselbe wissenschaftliche Akribie und Weite der Kenntnisse, die später in seinem Hauptwerke über die Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn dazu beigetragen haben, auch auf den von uns gepflegten Arbeitsgebieten eine Fülle neuen Materials der Forschung zu erschließen. Das Andenken des Verstorbenen, in dem sein Vaterland einen seiner besten gelehrten Köpfe betrauert, wird in unserem Verein stets in hohen Ehren fortleben.



Rüstkammer
Woslan $\frac{1}{2}$ Schreiberstr. 10
 liefert an Sammler und Museen
Schutz- u. Trutzwaffen
 Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
 Orient, Indien, Japan.
 Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.
 Prima Referenzen!

**Bei Einkäufen, Bestellungen
 oder Anfragen**

bitten wir die geehrten Leser,
 sich auf die „Zeitschrift für
 historische Waffenkunde“ be-
 ziehen zu wollen.

**Darstellung
 der Teilsage**

Durch Vermittelung der Schrift-
 leitung werden gefl. Mitteilungen
 erbeten über die
**Darstellung der Teilsage
 auf Waffen um 1500, be-
 sonders auf Armbrüste.**

Zuschriften unter „O. E.“ an die Buch-
 druckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch
 Stiftung, Dresden-A., Postamt 1, erbeten.

KUCHENREUTER

1 Paar Stelnschloß-Pistolen von Jakob
 Kuchenreuter, Fischhautgriff, damasziert.
 Lauf m. Silber eingeleigt, M. 118. 1 Paar
 Stelnschloß-Pistolen, später perkussioni-
 niert, von Joh. Andreas Kuchenreuter.
 Schaft geschnitz, Lauf m. Silbereinlagen
 M. 88. 1 Paar Stelnschloß-Pistolen von
 J. Adam Kuchenreuter, Lauf goldtau-
 schiert, in Kasten mit goldgeprägtem,
 rotem Saffianleder ausgelegt M. 120.
 1 Stelnschloß-Jagd-Gewehr, später perkus-
 sioniert, von Joh. Jak. Kuchenreuter,
 sehr hübsch ausgestattet, M. 35.

G. LOLL, GRÜNBERG

(Schlesien) 81

Den Inseratenanhang der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ empfehlen wir der
 regen Benutzung unserer Mitglieder. Der Anhang soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Ver-
 käufen und Auktionen historischer Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche
 über Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz usw.

Wir bitten unsere Mitglieder, den Anhang im vorstehenden Sinne zu benutzen.

Insertions-Preise: Die dreispaltene Petitzelle oder deren Raum im Text 35 Pfg.

Die dreispaltene Petitzelle auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:

Dr. Rose, Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die

Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.
 Waisenhausstraße 34.

Waffenerzeugung im mittelalterlichen Mainz

Von Franz Theodor Klingelschmitt, Mainz

Daß in einer so streitbaren Stadt wie Mainz auch immer Waffen angefertigt wurden, konnte man wohl ohne Bedenken annehmen, doch ist man der Frage nach Mainzer Vertretern des Handwerks bisher kaum näher getreten. Auch diese Zeilen können und wollen keine erschöpfende Auskunft darüber geben. Sind sie doch nur auf Zufallsfunde, Nebenfrüchte kunstwissenschaftlicher Forschung, angewiesen. Immerhin scheinen die aber doch interessant genug, um ihre Veröffentlichung jetzt schon zu rechtfertigen. Schon um damit zu zeigen, daß hier tatsächlich für die Forschung noch etwas zu holen ist und um weitere systematische Untersuchungen anzuregen.

Sie werden sich gewiß lohnen, denn schon jetzt kann man als feststehend ansehen, daß die Herstellung von Waffen aller Art in der uralten, mittelrheinischen Metropole, in Mainz, kaum später als in den schon lange berühmten Städten Solingen, Passau, Regensburg, Augsburg, Nördlingen, Nürnberg und Köln zu hoher Blüte kam.

Die älteste Nachricht, die hierher gehört, stammt aus dem Jahre 1321. Da schenkt ein Kanonikus bei St. Johann zusammen mit seiner Mutter Lypmodis dem Komthur des Hospitals St. Johannis zu Mainz ein Haus. Diesen Kanonikus nun erweist sein Zuname als Sohn eines Waffenschmiedes, er heißt nämlich Johannes Platinmaghere¹⁾. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade dieser Zweig der Kunst so früh schon Spuren hinterlassen hat; denn in dem Friedebrief vom 24. November 1331 treten unter den „Zünften und Handwerken“, die ihn besiegeln, bereits „die plettener und ir genossen“ auf²⁾, 1347 aber ist schon ein Vertreter des Handwerks nachweisbar, der noch dazu nach auswärts liefert. Am 28. März 1347 nämlich quittiert „meister Conrat platenmehir burger zu Mentzen“ dem Grafen

Wilhelm II. von Katzenelnbogen über eine Teilzahlung von 15 Pfund Heller auf eine Forderung von 29 Pfund³⁾. Die interessante Urkunde im Marburger Staatsarchiv besitzt auch noch das Siegel des Meisters, das einen, wie es scheint, bemalten Plattenharnisch zeigt. Rand und Umschrift des merkwürdigen Stückes sind bedauerlicherweise verloren.

Fast volle hundert Jahre hören wir dann nichts mehr von den Mainzer Plattenmachern. In dieser Zeit scheint auch der Name abgekommen zu sein, denn der Meister Gerhart Gelheimer der uns in einer Urkunde vom 21. Mai 1445 begegnet, wird nicht mehr Plattner, sondern „harnascher“ genannt⁴⁾. Auch die Zunftlisten, die etwa 1468 entstanden sind⁵⁾, reden nur noch von „Harneschern“⁶⁾. Sie führen einen „Jost harnescher“⁷⁾ und einen „Henghin harnescher“⁸⁾ auf. Die Kenntnis eines „Hans harnescher“ und seiner Hausfrau Katherin vermittelt uns das Bruderschaftsbuch der Dreifaltigkeitsbruderschaft⁹⁾ in der Liste der 1493—1505 eingetretenen Personen.

Auch ein Vertreter einer anderen Spezialität ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Mainz nachweisbar. In der Liste des Zunftbuches findet sich nämlich auch ein „erhart hubensmet“¹⁰⁾. Er steht mit den Harneschern, Spornern und Schwertfegern in einer Liste. Von diesen

¹⁾ F. KÜch: Meister Kuno, ein Mainzer Maler aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Rauchs „Hessenkunst 1911“, 5.

²⁾ Die Chroniken der deutschen Städte. XVII. 276.

³⁾ Unveröffentlicht, auf der Mainzer Stadtbibliothek.
⁴⁾ Die Liste der „hofsmede, kleynsmede, messersmede, sporer, Swertfeger-harnescher, keiffeler, werner vnd hultzschucher“ ist in zwei Ausfertigungen da, von denen die erste durchstrichen ist. Ich bezeichne sie als I und II. Die Zählung stammt von mir, sie gibt den Platz an, den der Name einnimmt.

⁵⁾ I 32 und II 32.

⁶⁾ I 34 und II 34.

⁷⁾ Heute im Archiv von St. Stephan zu Mainz. Unveröffentlicht. Seitenzählung vom Verfasser. Die Namen f. 6 b, f. 7 b auch eine „An harnescherin“.

⁸⁾ II 56.

⁹⁾ Wagner-Schneider: Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogtum Hessen. II. Darmstadt 1878, 273.

¹⁰⁾ Die Chroniken der deutschen Städte. XVII. Leipzig 1881, 15/16.

treten die letzteren ebenfalls bereits 1331 auf¹¹⁾; Namen überliefern uns jedoch erst die Listen des Zunftbuches. Da erscheinen ein „Contz swertfeger“¹²⁾, ein „peter swertfeger“¹³⁾ und ein „clas swertfeger“¹⁴⁾. Die Sporer kommen überhaupt erst dort vor. Namentlich genannt worden „stephanus sporer“¹⁵⁾, „gerlach sporer“¹⁶⁾ und „henseln sporer“¹⁷⁾.

Schließlich enthält das Zunftbuch an anderer Stelle, nämlich in der Liste der Goldschmiede, Kannengieser, Spengler, Glaser, Maler und Sedeler, noch etliche Armbruster und einen Büchsenmeister, den schon sein Vorkommen an dieser Stelle als Büchsengießer kundgibt. Es sind das „heffrich armbruster“¹⁸⁾ und „hans armbruster“¹⁹⁾, zu denen aus dem Bruderschaftsbuch noch „dorman armbruster“²⁰⁾ und „heynrich der armbruster“²¹⁾, beide aus dem Zeitraum von 1493—1505, kommen. Der Büchsengießer des Zunftbuches schließlich ist „hans boschenmeister“²²⁾, dessen Tätigkeit wohl in die sechziger und siebenziger Jahre fällt. Bald darauf erscheint der Mann, der uns zuerst als Gestalt von Fleisch und Bein entgegentreit, von dem wir mehr wissen als nur den bloßen Namen: der Büchsengießer und Büchsenmeister Georg Krafft. Der war schon lange durch die Inschrift einer Glocke in Oberursel im Taunus aus dem Jahre 1508 als Glockengießer in Mainz bekannt²³⁾. Sonst wußte man jedoch nichts von ihm, und da ja gerade die Glockengießer die einzigen Vertreter mittelalterlichen Kunstgewerbes sind, die schon früh und ziemlich regelmäßig ihre Werke datierten und signierten, so sah man in ihm eben nur einen von den vielen, deren Namen uns über-

liefert sind. Da gelang es mir, durch einen glücklichen Archivfund nachzuweisen, daß Georg Krafft der Schöpfer der vier prachtvollen Messingkandelaber von 1509 in der Stephanskirche zu Mainz ist²⁴⁾. In den Fabrikrechnungen²⁵⁾ dieses Gotteshauses aber, die die erwünschte Auskunft geben, wird der Meister wiederholt als „büchsenmeister“ (auch „bochsenmeister“) und „buchzengyszer“ bezeichnet. Nun liefs sich aus den Eintragungen über die Abschlagszahlungen für das umfangreiche Werk ersehen, daß Georg Krafft zwischen dem dritten Sonntag vor Ostern und dem 29. August 1511 gestorben ist, denn während er am erstgenannten Tage noch selbst die Zahlung in Empfang nimmt, wird sie am zweiten Termin an seine hinterlassene Witwe geleistet. Diese, Margaretha mit Namen, folgte dem Gemahl 1516 ins Grab. Diese Feststellungen führten mich zu einer weiteren Vermutung. An der nördlichen Außenwand der Quintinskirche zu Mainz befindet sich der stark verstümmelte Grabstein eines bürgerlichen Ehepaares. Unter einem spätgotischen Bogen stehen da Mann und Frau mit gefalteten Händen nebeneinander. Die Umschrift des Steines, die links oben beginnt und leider großenteils verdorben ist, lautet in den noch lesbaren Resten:

Anno. Deni. m. ccccc. x. . vff mitwoch. vo
pingsten . (starb) . der . erbar . meister .
Jorge . buchsenmeister . in . meintz
Dernach ist . Danach

Da nun Georg Krafft in den Fabrikrechnungen auch als „meister Jorge“ und „Georgio Buchsenmeister“ bezeichnet wird, da der Mittwoch vor Pfingsten zwischen die beiden seinen Tod einkreisenden Daten fällt, da seine Frau, wie die Frau des „meister Jorge Buchsenmeister“ ihren Mann, ihn überlebte, nahm ich an, daß die beiden Meister identisch sind, und daß wir in dem Grabstein an der Quintinskirche den Georg Kraffts vor uns haben. Aus dem Standort des Grabmals folgte ich dann weiter, daß der Meister wohl bei St. Quintin gewohnt habe und zwar in der heutigen Schustergasse, die damals „Kantengiesergasse“ hieß, nach der Innung, in deren Liste wir schon den „hans boschenmeister“ fanden²⁶⁾.

²⁴⁾ F. Th. Klingelsmitt: Georg Krafft, ein Mainzer Ergießer des ausgehenden Mittelalters. Mainzer Zeitschrift. Neue Folge V, 1910, 44—49.

²⁵⁾ Unveröffentlicht, im Kirchenarchiv.

²⁶⁾ Wenn Georg Krafft dort fehlt, so erklärt sich das wohl aus seiner Aushemmstellung, die die folgenden Ausführungen erkennen lassen.

¹¹⁾ Die Chroniken der deutschen Städte. XVII, 15/16.

¹²⁾ I 30 und II 30.

¹³⁾ I 31 und II 31.

¹⁴⁾ II 51. Eine „kathyn schwertfegerin“ bringt das Dreifaltigkeitsbruderschaftsbuch f. 7 a.

¹⁵⁾ I 24 und II 24.

¹⁶⁾ I 27 und II 27.

¹⁷⁾ I 29 und II 29.

¹⁸⁾ In der angegebenen Liste 31. Auch hier ist die Zählung von mir.

¹⁹⁾ Ebendort 22.

²⁰⁾ f. 6 a.

²¹⁾ f. 6 b.

²²⁾ 9 der Liste. Mit diesen Namen ist die Ausbeute, die die Verzeichnisse des Zunftbuches bieten können, nicht erschöpft. Das Gewerbe ist dort dem Namen in den seltensten Fällen beigefügt. Und da es mit Hilfe anderer Urkunden gelungen ist, schon zu einzelnen Namen auch das Handwerk des Trägers zu finden, so steht zu hoffen, daß aus den umfangreichen, gegen 60 Namen angehenden Listen noch mancher Waffenhandwerker herausgefunden werden kann.

²³⁾ Lotz-Schneider: Die Baudenkmale im Regierungsbezirk Wiesbaden. Berlin 1880, 356.

Durch meine Untersuchung aufmerksam gemacht, hat dann Heinrich Schrohe neue wichtige Einzelheiten über den hervorragenden Künstler gefunden⁷⁷⁾. Danach hat „George Crafft von Halle“⁷⁸⁾ am 16. Dezember 1490 sich urkundlich verpflichtet, lebenslänglich des Erzstiftes Büchsenmeister zu bleiben und je nach Wunsch des Kurfürsten sich in Mainz oder Aschaffenburg niederzulassen. Auch sollte er dem Erzbischof mit „Büchsen giessen, Schiessen, Bolwercken und andern wercken und hendeln“ dienen. Er war also auch Kriegsbaumeister! Ebenso stand er dem Geschützpark vor, aber auch dem Gerät zum Festungskrieg. Seine Stellung war sehr gut. Im Falle der Arbeitsunfähigkeit soll er doch bis zu seinem Lebensende Kost und Dienstgeld erhalten, entweder in Mainz oder in Aschaffenburg. Sein Platz ist dann bei dem Hausgesinde des Kurfürsten. Seine Besoldung beträgt in den ersten sechs Jahren jährlich 18 Gulden, dann 36 Gulden, die ihm auf Weihnachten ausgezahlt werden.

Am 5. April 1496 kauft dann der Meister vom Kurfürsten Berthold von Henneberg für sich und seine Frau Margaretha das bei St. Quentin in der Schustergasse gelegene Haus „Zum grossen Storch“. Dabei werden umfangreiche Bestimmungen getroffen, die Brand- und Explosionsgefahren in dem dichtbevölkerten Stadtteil verhüten sollen. Die Untersuchungen Schrohens haben somit meine oben skizzierten Vermutungen in vollem Umfang bestätigt und neue wichtige Daten über Georg Krafft geliefert, die es ermöglichen.

⁷⁷⁾ Heinrich Schrohe: Aufsätze und Nachweise zur Mainzer Kunstgeschichte. Mainz 1912, 185 — 187.

⁷⁸⁾ Leider wissen wir nicht, was für ein „Halle“ das ist. Die Nachlässigkeit der mittelalterlichen Urkunden in diesen Dingen läßt die Deutung auf alle möglichen Hall-Bildungen zu.

den Lebensgang des merkwürdigen Mannes wenigstens teilweise zu verfolgen⁷⁹⁾.

Danach ist Georg Krafft am 16. Dezember 1490 in die Dienste des Kurfürsten von Mainz getreten, hat am 5. April 1496 von ihm das Haus „Zum grossen Storch“ gekauft, 1508 eine Glocke für Oberursel, 1509 die Kandelaber für St. Stephan zu Mainz gegossen, ist 1512 am Mittwoch vor Pfingsten gestorben und in seiner Pfarrkirche St. Quentin begraben worden, wo ihm seine Gemahlin einen Grabstein errichtete, der zugleich für sie selbst bestimmt war.

Aus Würzburger, Marburger und Mainzer Archiven ist das Wenige zusammengetragen, was ich hier veröffentlicht konnte. Das gibt ein Bild davon, wie schwierig Studien auf diesem Gebiete sind, es zeigt aber auch, daß nur durch die Zusammenarbeit vieler Gelehrter an vielen Orten für die Aufhellung der Geschichte der Waffenerzeugung im mittelalterlichen Mainz etwas zu erhoffen ist. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, der gewiss nicht uninteressanten Aufgabe neue Arbeiter zuzuführen⁸⁰⁾.

⁷⁹⁾ In meiner in Anmerkung 24 angeführten Arbeit hatte ich versucht, Georg Krafft mit einem gleichzeitig in Mainz und am Mittelrhein tätigen Georg von Speyer zu identifizieren. Schrohe glaubte durch seine Feststellungen diese Meinung als Irrtum erwiesen zu haben. Wer weiß, daß ein und derselbe Künstler oft nach ganz verschiedenen Orten, in denen er sich nacheinander aufhielt, genannt wird, wird das „von Halle“ nicht sehr hoch bewerten. Wenn ich darauf verzichte, meine Georg von Speyer-Hypothese hier zu wiederholen, so geschieht es, weil eigene Forschungen mir gezeigt haben, daß um die Wende des 11. Jahrhunderts höchstwahrscheinlich nicht weniger als drei Meister des Ergusses mit dem Namen Georg von Speyer am Mittel- und Oberrhein tätig waren! Bevor diese Frage nicht geklärt ist, möchte ich sie daherganz zurückstellen.

⁸⁰⁾ Die Forschung müßte sich jedoch nicht nur auf die Archive beschränken, sondern auch die Zeughäuser und Armeneuseen in den Kreis ihrer Untersuchungen einbeziehen, zumal wie Archivalien so auch Waffenbestände aus Mainz verschleppt wurden sind.

Eine mittelalterliche Handgranate

Von Oberst v. Kretschmar

Unter den zahlreichen archäologischen Gegenständen, die Se. Königliche Hoheit Prinz Johann Georg auf seiner vorjährigen Reise in Nordafrika erworben hat, befindet sich auch eine sog. Handgranate, wie sie auf S. 230 abgebildet ist. Es ist ein starkwandiges Gefäß aus Ton in der Gestalt eines Granatapfels, schwach gebrannt, äußerlich schwarz gefärbt und oben mit einem kurzen Halse versehen. Die Oberfläche

ist mit Längsstreifen verziert, zwischen denen mit einem Punzen in den noch weichen Ton ein Muster eingepreßt ist, das wie auf den Darstellungen eines Granatapfels augenscheinlich hervorquellende Fruchtkörner darstellen soll. Die Höhe beträgt 15,5 cm, der größte Umfang 29 cm.

Derartige Gefäße fanden schon zur Zeit der Kreuzzüge Verwendung als Kriegswaffe. Zu dem Zwecke wurden sie mit einem leicht entzündlichen

und lebhaft brennenden, vielleicht auch sprengkräftigen Pulversätze gefüllt und oben im Hals mit einer Lunte versehen. Beim Gebrauch wurden sie mit der Hand oder mit einer Wurfmachine geschleudert, nachdem die Lunte in Brand gesteckt war. Die Entzündung der Pulverladung erfolgte dann, je nach der Länge der Lunte, entweder im Fluge oder nach dem Aufschlage, bei dem das Gefäß zerbrach und die Füllung durch die Lunte entzündet wurde.

Diese Füllung bezeichnete man mit dem Namen: Griechisches Feuer. Dieser Name umfasste zur Zeit der Kreuzzüge alle die verschiedenen Kriegsfeuer, die damals im Gebrauch waren; es waren Mischungen, meist aus Salpeter, Kohle und Schwefel, und zwar fast in demselben Mischungsverhältnis, wie es noch zu unserer Zeit für das „Schwarzpulver“ galt. Dieses griechische Feuer ist aber nicht erst zur Zeit der Kreuzzüge erfunden worden, es war schon in vorchristlicher Zeit bekannt und spielte schon in der Kriegskunst der Griechen eine große Rolle. Die Chronisten der Kreuzzüge berichten sogar von derartigen Geschossen, die die Größe eines Weinfasses hatten. Den Kreuzfahrern gegenüber, die solche Kriegsfeuer noch nicht kannten, machte ein derartiges fliegendes Geschofs, dessen Zünder man im Fluge brennen sah, und das unter der Erscheinung von Blitz und Donner sich entlud, einen starken Eindruck.

Die hier dargestellte Granate stammt aus Mehmed-el-Fayum in der Oase Fayum in Mittelägypten. Derartige Geschosse besitzt das Artilleriemuseum in Paris, das Keramische Museum in Sèvres, das Arabische Museum in Kairo und das Kloster am Berge Sion, und zwar letzteres eine größere Zahl und verschiedene Arten. Über diese berichtet P. Kornelius Kniel O. S. B. in der Zeitschrift: Das Heilige Land; Organ des deutschen Vereins vom Heiligen Lande. 56. Jahrgang, 1912, Heft 1 in ausführlicher Weise.

Der Verfasser hebt besonders die Ähnlichkeit der größeren Zahl dieser Gefäße in der Sions-Sammlung mit dem Granatapfel hervor und meint, daß deren äußere Erscheinung es über jeden Zweifel wahrscheinlich mache, daß der noch heute gebräuchliche Name: Granate für das Geschofs von der Frucht des Granatbaumes, dem Granatapfel genommen ist.

„Freilich“, sagt der Verfasser, „waren es nur Äußerlichkeiten und Ähnlichkeiten in der sichtbaren Erscheinung, was dabei entscheidend war, die Größe, die Form und an dieser insbesondere der Rest des stark entwickelten Blütenkelches, der als eine Art Krone von zähen, fleischigen

Lappen über die Frucht hinausragt und beim Geschofs als Zünder ausgebildet ist. Die lebendige bewusste oder unbewusste Erinnerung an die Beziehungen zwischen Granatfrucht und Granatgeschofs mag wohl Ursache gewesen sein, daß man bei der Ausschmückung der Geschosse, auf die man in Form und Farbe sehr viel Mühe und künstlerischen Geschmack verwendete, immer wieder auf Motive des Granatapfels, insbesondere durch die plastisch-ornamentale Verwertung der Fruchtkerne zurückkam.“

Der Verfasser geht m. E. mit seiner Erklärung nicht bis zum Kern der Frage. Es sind wohl nicht die Äußerlichkeiten und Ähnlichkeiten in der sichtbaren Erscheinung und in der äußeren



Form, die Veranlassung wurden, dem Geschofs den Namen der Frucht zu geben.

Es ist vielmehr die Übereinstimmung in der wesentlichsten und augenfälligsten Eigenschaft des Granatapfels sowohl wie des Geschosses, die zur Übereinstimmung auch des Namens geführt hat, und es scheint mir völlig zutreffend zu sein, was Dr. Weigand im Deutschen Wörterbuch Bd. I (Gießen 1878) dazu sagt: „Granatapfel Frucht des Granatbaumes, aus dem mittelitalienischen malum granatum, d. i. vielkerniger Apfel. Das lateinische Adjektiv granātus bedeutet: mit Kernen versehen, von granum, Korn, Kern. (Gran als Gewicht = $\frac{1}{60}$ Quentchen [Apothekergewicht].)

Die Granate — mit Schießpulver gefüllte Kugel, schon im 17. Jahrhundert aus dem italienischen: granāta, französisch: gránade, welche aus granāta, der als Substantiv gebrauchten Form vom lateinischen: granatus = mit Körnern versehen. Hier sind natürlich Pulverkörner gemeint.“

Das „granatum“, d. h. die Füllung mit Körnern ist eben die wichtigste Eigenschaft beider, den Granatapfel machte sie als Erfrischungsmittel besonders beliebt, bei der Granate als Geschofs ist diese Füllung das besondere Merkmal gegenüber den anderen Geschossen ohne Sprengladung. Bei dem aus Ton gefertigten Hohlgeschofs gab man dem Namen äußerlich dadurch Ausdruck, das man dem Gefäß auch die Gestalt und Kennzeichen des bekannten und beliebten Granatapfels gab, wie gerade die hier abgebildete Granate das besonders deutlich zeigt.

Wir dürfen also schließen, daß unser Hohlgeschofs seinen Namen von seiner Füllung mit Pulverkörnern hat, ebenso wie die Granatfrucht

den ihren vom malum granatum, dem mit Körnern gefüllten Apfel führt. Und deshalb hat man auch dem Geschofs die äußere Gestalt der Granatfrucht gegeben und auf seiner Oberfläche deren eigenartiges Bild dargestellt.

Die gleiche Ansicht findet sich auch noch in Zedlers Universal-Lexikon Bd. XI S. 565. „Der Name Granate für die Hohlkugel ist wegen einiger Aehnlichkeit mit denen Granatapfeln entstanden. Da bei jenen inwendig eine große Menge Körner eingeschlossen lieget, gleichwie dieser ihre Höhle mit vielen Pulverkörnern angefüllt ist, wie solche Aehnlichkeit Simoniowicz Artilleria, P. I, Lib. II, c. i. p. 149 darzuthun sich bemühet.“

Pferdepreise und Tierarznei im 15. Jahrhundert

Von Otto Mörtzsch, Dresden

Nächst eines guten Panzers bedurfte der Ritter und reitende Knecht im Mittelalter eines starken, ausdauernden Pferdes. Nahmen Fürsten, Herren oder Städte reisige Leute bei ihren Fehden und Kriegen in Dienst, so erhielten solche, die sich selbst beritten machten, natürlich höheren Sold als solche, denen ein Rofs für die Dauer des Dienstverhältnisses zur Verfügung gestellt wurde und als die Fußknechte. Um 1430, also im Hussitenkriege, war der Wochenlohn eines Görlitzer Söldners zu Fuß 10 Groschen, eines Knechtes zu Pferd 24 Groschen¹⁾ ausschließlich der Verpflegung und des Trankgeldes für den Mann und des Futters für das Pferd. Für den Verlust eines Tieres kam der Dienstherr auf, auch sorgte er, soweit als möglich, für die ärztliche Behandlung der verwundeten Pferde.

In der Abteilung „Wittenberger Archiv“ des Königl. Hauptstaatsarchivs zu Dresden finden wir im Locat 4332, Kammerachen, eine Anzahl Aufzeichnungen aus dem 15. Jahrhundert über geleistete Entschädigungen für „verterbte“ Tiere. Eben solche Angaben enthalten die Dresdner und Görlitzer Stadtrechnungen aus derselben Zeit. Eine Zusammenstellung dürfte dem Waffenkundler nicht unwillkommen sein, kann sie doch dienen zur Vertiefung unserer Kenntnisse über die Kriegsdienste zur Hussitenzeit in Sachsen und anregen zur Vergleichung mit denselben Verhältnissen in anderen Ländern.

Vorausgeschickt sei eine Angabe aus dem 14. Jahrhundert: „Martinus von der Rederen, voit

zcu dem Hayne (Grosenhain)“ soll den von Colditz und seine Gesellen und „Prancicz“ fangen. Zu dem Ritt erhält er: eyn hengist 30 80 (Schock Groschen), eyn zoldenpferd 6 80 (Zelter), eyn pferd 5 80, 4 kleine pferd 12 80“. (Wittenberger Archiv „Orter“ Hayn, Pflege Nr. 1.)

Während wir im 14. Jahrhundert nur ganz vereinzelt derartigen interessanten Angaben begegnen, besitzen wir aus dem 15. Jahrhundert deren eine große Anzahl. Landgraf Balthasar von Thüringen verschreibt 1405 Cune von Wolmergshusen (Wolkramshausen) 60 rheinische Gulden für einen Hengst. (Codex diplomaticus Saxoniae regiae I, B. II, S. 547.) Für den Feldzug nach Böhmen und Mähren 1421 erhält „Franczko Beler vor eyn phyffer pferd (Pfeiferpferd) 5 1/2 fertones (1 ferto = eine Viertel Mark) = 66 Groschen“ von der Stadt Görlitz. „Item zwei phyffern zweie pferde 2 Schock.“ (Codex diplom. Lusatie super. II, B. I, S. 61, 63.)

Um 1430, zur Zeit des Hussitenkrieges, kostete in Dresden ein Pferd 8 Gulden 5 Groschen = 173 Groschen, ein schwarzes Pferd 2 80 = 120 Groschen, in Görlitz zahlte man für ein „klein“ Pferd 96, 120, 153 Groschen, für ein Pferd besserer Art 180, 192, 240, 378 Groschen, ein Marstallpferd bekam man für 10 80 = 600 Groschen und ein Ritterpferd für 872 Groschen. Gleichzeitig war der Preis eines Ochsen 68, 75, 120 Groschen, einer Kuh 24, eines „Ryntes“ 42 Groschen. (Zeitschrift f. hist. Waffenkunde, Bd. IV, S. 71.) Aus den Radeberger Amtsrechnungen 1441/42 entnehmen wir: „Für ein Pferd von Matthis Heine 3 Schock, Hans Hoberg für

¹⁾ Zeitschrift f. hist. Waffenkunde, Bd. IV, S. 71.

ein Pferd 6 Schock.“ An gleichzeitigen Preisen seien erwähnt: „Hans Hoberg vor ein panzer 3 Schock, 1 Scheffel Korn 4 Groschen, ein Scheffel Hafer 2 gl, ein Scheffel Gerste 4 Groschen 8 Heller, 1 Scheffel Hopfen 4 1/2 Groschen, ein Hufeisen 5 1/2 Heller, 1 Kanne Bier 4 Pfennige, 1 Brot 1 Groschen, ein Vorstadthaus 188 Groschen, ein Haus in der Stadt 480 Groschen.“ (Radeberger Zeitung 1901, Juli 13./16.) Nach dem Bruderkriege 1446—51, der den Ländern Meissen und Thüringen so viele Opfer auferlegte, mußte der Kurfürst von Sachsen für die Schäden aufkommen, die seine Hauptleute, Vasallen und „Getruwen“ erlitten hatten. Der Münzmeister zu Freiberg, „Nickele Manhoubt (Mohnhaupt) vnsir wechsler zu Freiberg“ mußte tief in den Beutel greifen, um allen Befehlen seines Herrn nachzukommen. Eine große Anzahl Zahlungsanweisungen sind uns erhalten, einige mögen im Wortlaute folgen:

„Friderich von gots gnaden Herzog zu Sachsen des heiligen Romischin Richs Erzmarschalg lantgrave in Doringen vnd Marggrave zu Missen.

„Liber getruwer wir synd diesem geinwertigen Folkel Roder vnsirn houbtmanne zu Brūx sibenzig gulden vnd sechzig gulden vor zewene hengiste, die er an vnsirn dinste verterbet had, schuldig. Davon begern wir mit vilisse von dir, das du demselbin vnsirn houbtman soviel geldes, als sibenzig vnd sechzig gulden (1200 und 1400 Groschen!) an gelde vnd vns muncze bezalest, des wollen wir dich in dyner rechenunge qwyten vnd entledigen vnd du tust vns daran wol zu dancke. Gegeben zu Nuemburg am Sonnabende Decollacionis ste. Johannis Baptiste vndir vnsirn Infsigel. Anno dmi, zc Qinquagesimo.“

Gleichzeitig erhalten „Hans Rulczsch und Girsig ouch zu Brūx“ je 6 Schock = 360 Groschen für ein Pferd. — Am Mittwoch nach Margarethe Virginis 1451 schreibt „Er Hillebrand von Einsiedel, Ritter“ im Auftrage des Kurfürsten nach Freiberg: „Wir haben Jacoffe vnsirn Thorknechte ein pferdt ab gekoufft vnd das dem achtbaren Ern Johann von Allenblumen, Doctor, Vicatum zu Erfurt, vnsirn Rate vnde heimbliehen lieben getruwen, vmb siner annemen getruwen dinste, die er vns zcuvilmaln getan hat, gegeben, dorumb begern wir von dir mit ganzem flisse, das du dem guten Jacoffe solch pferd von vnsir wegnen bezalest vnd vff senet Michels tag schirsten zwelff schog groschen der nuwesten muncze dofor gebest vnd des nicht verhaldest, wollen wir dich in diner Rechnung entnemen.“ „Jockof den thor knechte 13 Bo 24 gl“ — schreibt der Wechselr

zu Freiberg auf die Rückseite des Briefes. An demselben Tage erhält „Er Jurge von Hugewicz Probst zu Czicz (Zeit) vnsir Canczler vnd heimlicher 13 schog gl. vorgesagener muncze fur ein graw pferd, das er in vnsrem dinste verterbt.“ Ein anderer Eintrag lautet: „Liber getruwer. Wir begern, das du Ern Nickeln von Schonberg Ritter vnsrem Rate vnd liben getruwen 24 schog groschen vnsir vorgesagener muncze von vnsrem wegen fur ein rot pferd, das wir am nechsten vnsrem Ohmen Herzogze Frideriche von Brunswig gegeben haben vnd sin gewest ist, gebist vnd bezalest, daran tust du vns zu dancke vnd wollen dich des in diner rechnung benemen.“ Derselbe Herr Nickel von Schönberg bekam noch 16 Schock „vor eyn brūn pferd vor Ylmen (Stadtlim, Thüringen) tod bliiben“ und 17 Schock „vor eyn rot pferd mit eyner plafse (Bliese)“ — Hans „Wigkhardt“ erhält 12 Schock für ein Pferd und Hans von Milticz 30 Schock für zwei Pferde (1451). Der ebengenannte Hans „Wyghard“ hat noch mehrere Pferde in kurfürstlichen Dienste „vorterbet“ 1458 „eyn brun pferd“, für das ihm 30 Gulden ausgezahlt wurden und 1459 „eyn pferd“ im Werte von 10 Schock Groschen. (Wittenberger Archv. Kamersachen II. Loc. 4332. Bl. 33, 35, 47, 49, 50, 57, 60, 65, 75, 81, 104, 108.)

Freiherr ö Byrn schreibt über die Pferdepreise damaliger Zeit folgendes:

„In dem Zeitraume von 1455 bis 1480 kosteten die edelsten Ritterpferde, wie sie Fürsten und edle Herren zu Krieg und Tournier brauchen konnten, im Durchschnitt 50 bis 60 Meissner Gulden, nach jetzigem Geldwerthe (1875) 100 bis 120 Reichsthaler, die gewöhnlichen Ritterpferde, wie sie die edlen Dienstmannen zu der Kriegsfolge gebrauchten, im Durchschnitt ungefähr 30 Meifs. Gulden, nach jetzigem Gelde 60 Thaler, die Reit- und Dienstpferde der Amtleute, Schösser, Voigte, Geleitsleute und anderer Beamten im Durchschnitt 12 bis 14 Meifs. Gulden, nach unserem Gelde 24 bis 28 Thaler, die edlen Kutschpferde das Paar im Durchschnitt 32 Meifs. Guld., nach unserem Gelde 64 Thaler, die Ackerpferde das Paar im Durchschnitt 5 Meifs. Guld. (= 10 Thaler), die zum Reiten unbrauchbar gewordenen Schadenpferde wurden mindestens um 1 Meifs. Gulden (= 1 Thaler) verkauft, ein junges Fohlen wurde 1473 mit 2 Meifs. Gulden (= 2 Thaler) bezahlt, ein Esel mit 2 Meifs. Gulden und 2 Meifs. Guld. 10 Groschen.“ (Mitteilungen des Kgl. Sächs. Altertumsvereins. 25. Heft. S. 25f. „Aus dem kur-sächsischen Marstall“.)

Daran schließt er noch die Bemerkung: „Die heutigen hohen Pferdepreise ergeben sich aus

den hohen Futterpreisen, aus der mit erhöhten Unkosten verbundenen Züchtung der Tiere, der Vermehrung der Cavallerie und Artillerie in allen Staaten, des größeren Bedarfs in der Landwirtschaft und in der immer allgemeiner werdenden Neigung zum Sport" (ebenda S. 27). — Um einige Preise zur Vergleichung zu bieten, seien die Durchschnittspreise des Getreides u. a. m. aus den Jahren 1455—1480 angegeben: Je ein Dresdner Scheffel kostete — Weizen 9 Groschen 6 Pfennige, Korn 6 Groschen 4 Pfennige, Gerste 7 Groschen 3 Pfennige 2 Heller, Malz 7 Groschen 2 Pfennige, Hafer 4 Groschen. Für einen Ochsen zahlte man 4 Gulden, nach unserem Gelde (im Jahre 1875) 8 Thaler 14 Silbergroschen, nach Verhältnis der Getreidepreise 42 Thaler 10 Groschen, für eine Kuh 3 Gulden, für ein Kalb 7 Groschen, für ein Schwein 1 Gulden 15 Groschen. An Gehältern zahlte man 1480 einem Mitglied des Oberhofgerichts zu Leipzig (Dietrich und Caspar von Schönberg und Dr. Breitenbach) jährlich 200 Gulden (= 423 Thaler 10 Silbergroschen, nach unserem Gelde [1875] 2116 Thaler 10 Silbergroschen). Der Schösser zu Dresden erhielt 12 Gulden „für Kleidung“, 36 Groschen für Hufbeschlag, 14 Scheffel Korn, 136 Scheffel Hafer und Dienstwohnung. Die Unterhaltung von 250 Reitern wurde auf 10243 Gulden bez. 13000 Gulden angeschlagen, im Mittel 11621 Gulden = ca. 30505 Thalern nach unserem Gelde, im Verhältnis zu den Getreidepreisen 1875 = 151525 Thaler. Der Tagelohn für Handarbeiter war durchweg in allen Ämtern und Städten 1 Groschen, bei schweren Arbeiten 1 Groschen 2 Pfennige und 3 Pfennige; wöchentlich demnach 6—8 Groschen = 19—25 Silbergroschen, nach den Getreidepreisen 3 Thaler 5 Silbergroschen — 4 Thaler 6 Silbergroschen 8 Pfennige. (Dr. Johannes Falke, Geschichtliche Statistik der Preise im Königreich Sachsen, Aus Hildebrands Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik Bd. XIII.)

Die Pflege der kranken Pferde übernahm der „Marsteller“ und seine Gesellen. Die Görlitzer und Dresdner Stadtrechnungen geben uns ein gutes Bild von der Arbeit im Marstall und ein ziemlich umfangreiches Verzeichnis der verwendeten Medizin. Wir finden: Kräuter, Papilo (Malven), Wegbreit und Griechisches Heu (*trigonella foenum*); Schmer, Speck, Bockenschlitt (Talig), Hundeschmalz, Pferdeschmalz, Salbe; Honig und Wachs; Baumöl (zur Hornsalbe), Essig, Kupferwasser; Salz, Alaun und Grünspan; Kien und Kleie; Baumwolle, Hanf, Hundehaut. Die interessanten Angaben des Codex diplom. Lusatae superioris II, 1419—1428, S. 183f. und einige aus den Baumsrechnungen der Stadt Dresden, Rats-

archiv A. XV^b 12. 1427. 1430. 1431. mögen im Wortlaut folgen:

(Görlitz 1424.) Vor kyn, klyen, salbe in den marstal 4 gr. Smer unde honig unde salbe pherden i. d. m. 4 Gr. (i. d. m. = in den marstal). Vor honig unde baumwolle unde öl den pherden i. d. m. 4 gr.

(1426.) Patehannus, der marsteller. Wochenlohn 4 gr. (In Kriegszeiten noch ein Untermarstaller 2—3 gr. Wochenlohn, 2 Marstalljungen und Tagelöhner.)

(1427.) Umbe spegk zu gewontin (verwundeten) pferdin 2 gr. Hanf zu den gew. pf. Vor alune, grunspan, spegk und krutecht (Kräuterblätter) ein pherd zu heylin 4 gr. Umbe eine feyle i. d. m. den pherdin die hufe zu bestossin 2 gr. Umbe boumol zu hornsalbe den pherden unde umbe harz 7 gr 2 $\frac{1}{2}$. Umbe bockin onslent und spegk zu salbe den pferden 5 gr. Umbe ein toppel honig zu salbe den pferden i. d. m. 3 gr.

(1427.) Item Laurin zu vertrinken das her Hannus von Polenczks (Landvogt der Oberlausitz.) phert gehilit hat an einem beine 8 gr. Umbe greuter zu den pherden 3 gr. 3 gr. dem pferde zu einer hosen, als is beyn gebrochen hat. Zwene gewunte zu bindin, Kirsten barbirer, als Hannus marstaller von geheisse myner herrn sulde gescheiden haben und wunte sie, $\frac{1}{2}$ mr. gr. (NB Meister Stephan, dem barbirer, das her Hannus von Polenczk sein bein gebundin und gearztet hat, 1 50 gr.)

(1428.) Umbe lichte und honig und bockin-sleth und andere gerede zu den pferde 6 gr. Umbe alun und kopperwasser und grunspan zum pherdin 6 gr. Langeheizen umbe ein pherd i. d. m. 10 60 gr. Dem marsteller, als her bellif dy pherde uff dy reise ken dem Bunclaw 4 gr (gewöhnliche Entschädigung). 2 Schock Hufeisen zu den herfartin 1 50 gr. Umbe spegk zu gewuntin pherdin und umbe strigke 3 gr. Umbe 3 salzsteine den pherdin im marstalle 9 gr. 1 Stein Hanf (= 22 Pfund) 10 gr 3 $\frac{1}{2}$.

(1428.) Umbe alun, speck, kopperwasser zu den pferdin 6 gr. Umbe alun und gekreute zu eyne wainpherde und eyne pherde den haug (huk = geschwollenes Zöpfchen) zu sneiden 6 gr Item Patehannus vor syne muhe, das her 2 wainpherde gehilit hat, 8 gr. Item vor hundissmalz den pferden im marstall zu ertze 7 gr. (auch „erzedey“ geschrieben) Umbe bockenunslent, honig und essig und ander gecreude 3 gr. Umbe smer und honig und ander erzin zu den pherden 4 gr. Umbe lymath zu decken ober dy pherde im marstall 10 gr. Umbe alun und kreutecht zu den

gewunten wainpherden 4 gr. Umbe gewand zu pherden im marstalle methu zusuwichen 4 gr.

(1429. Item vor grunspou, allaune und hongy in den marstal zu den pferdin 6 gr. It. umbe cleyen das pherd der Langinheinczin zu erztien 4 gr. Item umbe krigis (griechisches Heu trigonella foenuta) heu den pherdin zu erzney 4 gr.

(1429.) Item umbe smer, bockinunslet, wachs, honig, speck, boumol, papilin (wahrscheinlich Malve) den pherdin im marstall zu ercznye, phunde wegebreith 24 gr. Item umbe pherdesmalz und hundesmalz und ander erzny den pherdin in marstall 9 gr. Item umbe alt smer den pherdin i. d. m.

7½ gr. Item umbe eine hundeht zu den pherdin und den hert im stalle zu bessern 4 gr. Item alun zu den pherdin 2 gr. Item umbe 3 Schock Stroh i. d. m. 21 gr.

(Dresden 1427.) 2 gl vor essig und smer zu eyne hincenden pferde. 2 gl vor 3^u smer zu ein pherd zu heilen.

(1430.) 1 Tonne Waynsmer 19 gl, 21 gl eyne pherd eyne odir zcu slan 1 gl.

Welch eine Arbeitslast, wieviele Sorgen in durchwachten Nächten verraten diese gewissenhaft gebuchten Einträge! Hussitenzeit — schwere Zeit!

Das Wolffegger Hausbuch und seine Bedeutung für die Waffenkunde

Von Major a. D. Sterzel, Berlin-Wilmersdorf

I.

Eine schöne Gabe legte der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft zum Weihnachtsfest 1912 seinen Mitgliedern unter den Christbaum. Sie bestand in dem von Helmut Th. Bossert und Willy F. Storck im Verlag von E. A. Seemann, Leipzig neu herausgegebenen „Mittelalterlichen Hausbuch“. Unter diesem Namen ist eine kostbare Bilderhandschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts bekannt, die sich seit dem 17. Jahrhundert im Fürstlich Wolffeggischen Archiv befindet und in dessen Inventar zum ersten Mal im Jahre 1672 als „manuscriptum chemicum“ erwähnt wird.

Die geschmackvoll ausgestattete Ausgabe ist von den Herausgebern dem regierenden Fürsten von Waldegg zu Wolffegg und Waldsee, dem Eigentümer der Handschrift, gewidmet. Der vortrefflichen Nachbildung ist eine sehr eingehende, kritische Beschreibung nebst einer Zusammenstellung der Literatur über den Meister des Hausbuchs beigegeben.

Das Manuskript ist eine wichtige Quelle spätmittelalterlichen Kulturlebens und Waffenwesens. Es bietet daher auch den Freunden der historischen Waffenkunde viel Anregung, weshalb es sich wohl verdienen dürfte, an dieser Stelle etwas näher darauf einzugehen, zumal nicht jedem Leser der Zeitschrift die nicht ganz billige Originalausgabe zur Verfügung steht.

Nachdem im Jahre 1855 durch einen Bericht des Ober-Studienrats Häfslar auf der Altertumsforscher-Versammlung zu Ulm weitere Kreise von der Existenz der Handschrift Kenntnis er-

halten hatten, beschäftigte sich die Wissenschaft eifrig mit der Frage nach der Herkunft dieser kunst- und kulturgeschichtlich gleich wertvollen Zeichnungen und nach dem Text des Manuskripts. Die ersten grundlegenden Veröffentlichungen hierüber erschienen 1865 in den „Kulturgeschichtlichen Briefen“ von R. v. Retberg, denen dann im Laufe der Jahre verschiedene Ausgaben des Hausbuchs mit Reproduktionsstichen der Federzeichnungen folgten. Diese sind indes völlig vergriffen. Auch die „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen“, herausgegeben durch A. Essenwein vom Germanischen Museum und jedem Waffenfreund als unentbehrliches Hilfsmittel zum Studium der Artilleriegeschichte bekannt, würdigen den Wert der Wolffegger Handschrift durch Wiedergabe einer Reihe artilleristisch interessanter Blätter.

Die neue Ausgabe zeichnet sich von den bisherigen älteren in vorteilhafter Weise durch die äußerst getreue Nachbildung der Zeichnungen im Lichtdruck aus; eine farbige Wiedergabe einer Anzahl illuminiert Blätter verbot sich leider mit Rücksicht auf die Höhe der Kosten. Nichtsdestoweniger bietet die Ausgabe ein anschauliches Bild der schönen Handschrift, die uns indes nicht in ihrem ursprünglichen Zustande und in vollem Umfange erhalten ist. Die Herausgeber führen den Nachweis, daß das Manuskript ehemals aus 98 Pergamentblättern (einschließlich einem Vor- und Rückblatt) bestand, während es jetzt deren nur noch 63 enthält, die in kastanienbraunes Leder eingebunden sind. Das Fehlen einer großen

Anzahl Blätter, von denen jedenfalls mehrere kriegstechnische Zeichnungen enthielten und in unser Gebiet fielen, ist gewiß sehr zu bedauern. Immerhin ist der überkommene Teil noch ein reicher Schatz für die Kunst und Kulturgeschichte, der ungemein viel Interessantes bietet.

Eine der wichtigsten Fragen ist natürlich die nach der Persönlichkeit des Schöpfers der köstlichen Zeichnungen. Wenigleich auch jetzt hierüber eine völlige Klärung noch nicht gelungen ist, so ist nicht zu leugnen, daß die Herausgeber auf dem Wege zur Lösung dieses Rätsels ein gut Stück vorwärtsgeschritten sind.

Fast jedes kunst- oder kulturgeschichtliche Werk bringt wenigstens eine der lebensvollen Zeichnungen des Hausbuchmeisters als Stilprobe und zur Veranschaulichung der Art des Künstlers, die außerordentlich charakteristisch ist und sich auch außerhalb des Rahmens des Hausbuchs in Gemälden und Kupferstichen wiederfindet. Die Kunstkritik identifizierte den dem Namen nach unbekanntem Meister mit dem „Meister des Amsterdamer Cabinets“. Mit dieser Benennung sollte nicht etwa die Heimat des Künstlers bezeichnet werden. Man hatte sie gewählt, weil seine meisten Werke sich in Amsterdam vereinigt fanden. Jetzt führt der Künstler nach seinem Hauptwerk die Bezeichnung als „Meister des Wolffegger Hausbuchs“. Gewisse Anhaltspunkte über seine Tätigkeit und die Zeit seines Schaffens bieten nur seine Werke und die an sie geknüpften Vermutungen. Seine Lebenschicksale sind gänzlich unbekannt. Eine Möglichkeit für die Feststellung des bis jetzt im tiefsten Dunkel liegenden Namens gibt nach Bossert-Storck vielleicht eine Art Inschrift, die sich auf einer Federzeichnung findet. Diese Zeichnung stellt die Vorbereitungen zu einem Stechen mit Krönigen dar. Die Rofsdecke und das Stechkissen, das am Vorderbogen des Sattels eines Pferdes hängt, tragen als Verzierung Buchstaben, wie es in ähnlicher Weise vielfach, so auch in Hans Burgkmaiers Turnierbuch, zu beobachten ist. Im Hausbuch sind die Buchstaben innerhalb der Silben von rechts nach links geschrieben. Es sind nicht, wie sonst meist üblich, nur die Anfangsbuchstaben von Namen, sondern ganze Silben gegeben, die sich als Henrich Mang F. entziffern lassen. Natürlich gehört auch einige Kombinationsgabe zu dieser Deutung. Ob in dieser Buchstabenreihe, wie Storck annimmt, die Signatur des Künstlers, Henrich Mang fecit, verborgen ist? Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen und wird von den Herausgebern eingehend erörtert, ohne indes zu einem absolut unanfecht-

baren Resultat zu führen. Wie gesagt, die Möglichkeit liegt vor. Versteckt sich hinter dieser Buchstaben-Spielerei tatsächlich die Meister-Signatur, so würde als Heimat wahrscheinlich Augsburg in Frage kommen. Dort ist eine Künstlerfamilie namens Mang nachzuweisen. Von den spärlichen Angaben, die sich aus den Werken des Meisters über seinen Lebensweg bestimmen lassen, führen die Herausgeber die folgenden an. In den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts arbeitet der Künstler in Ulm und Augsburg, 1475 ist er bei der Belagerung von Neufzuzugeen, geht anschließend nach den Niederlanden, 1480 ist er in Heidelberg, 1482 in Speyer, 1488 in Brügge, und in den neunziger Jahren in Frankfurt und Mainz tätig. Er hält sich also meist am Mittelrhein auf und greift als echtes Künstlerblut gern häufig zum Wanderstabe. Etwa 1510 scheint seine Tätigkeit ihr Ende erreicht zu haben. Das Kapitel der Bossert-Storckschen Ausgabe über die künstlerische Tätigkeit des Hausbuchmeisters beschäftigt sich in eingehender Weise mit den Werken des Meisters und all den an sie geknüpften Fragen. Das Hausbuch wird in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts, die auch den Höhepunkt der Kunst des Meisters bedeuten, entstanden sein. Es spiegeln sich in mehreren Zeichnungen einige geschichtliche Begebenheiten wieder, die diese Festlegung der Entstehungszeit unterstützen. Auch der Text enthält eine bezeichnende Stelle, die auf eine schwere Erkrankung des Herzogs René II. von Lothringen hinweist. An dieser Krankheit litt der Herzog im Winter von 1481/1482.

Man legte dem Kodex bei seiner ersten Veröffentlichung die Bezeichnung „Hausbuch“ bei, weil er diejenigen Kenntnisse enthalte, die für den Besitzer eines Hauses, d. h. einer festen Burg, von Wichtigkeit sein mußten. Die Herausgeber vermuten indes in dem Besteller und ersten Besitzer nicht einen ritterlichen Burgherrn, sondern einen mittelrheinischen bürgerlichen Büchsenmeister, der die Neuffer Fehde im Dienste eines uns unbekanntem Herrn mitmachte und der einen Teil des Textes der Handschrift eigenhändig anfertigte. Trotz eines auf einem Pergamentblatt gezeichneten Wappens am Anfang der Handschrift, das sich auf einem späteren Blatte wiederholt und früher fälschlich als das Wappen der Patrizierfamilie Goldast in Konstanz gedeutet wurde, läßt sich hierüber nichts bestimmtes festlegen, denn es ist auch heute noch nicht möglich, zu sagen, welchem Geschlecht dieses Wappen eigen war. Ähnliche handschrift-

liche, häufig mit anschaulichen Bildern reich ausgestattete Lehr- und Sammelwerke waren im 14. und 15. Jahrhundert keine Seltenheit. Sie entsprangen einem herrschenden Bedürfnis, erreichten aber natürlich bezüglich des Wertes ihrer Ausstattung den künstlerischen Höhepunkt des Wolfegger Hausbuchs bei weitem nicht. Dieses ist eben einzig in seiner Art. Nach dem Grundsatz „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen“, schrieb man häufig alles zusammen, was man in den Fährnissen und Wechselfällen des Lebens praktisch verwenden zu können glaubte. Im Laufe der Jahre entstanden daher ganze Kompendien recht gemischten Inhalts. Das bekannte Feuerwerksbuch, der artistischer Kanon des ausgehenden Mittelalters, ist eine ähnliche Erscheinung: es fand bruchstückweise im Wolfegger Hausbuch ebenfalls Aufnahme. Ich erinnere in dieser Beziehung an den Göttinger Bellifortis des Konrad Kyser, mit dem die ganze Zusammenstellung und der Text des Hausbuchs eine gewisse Ideenverwandtschaft zeigen. Wahrscheinlich ist Kyesers Werk eine der zur Anfertigung des Hausbuchs benutzten Quellen. Den abendländischen Sammelwerken mögen wiederum byzantinische Bilderhandschriften als Vorbild gedient haben. Aus diesen merkwürdigen Handschriften entwickelten sich dann nach Erfindung der Buchdruckerkunst die *Ämpter- und Kriegsbücher*, die dank der sehr erleichterten Vervielfältigungsart eine weite Verbreitung fanden und bei ihren Zeitgenossen in hohem Ansehen standen. Die Werke des Grafen Solms, des Lienhard Frönsperger sind typische Vertreter dieser kirchswissenschaftlichen Literatur, die neben guten Gedanken auch viel Unbrauchbares, Veraltetes enthielt. Auch die *Vegez- und Valteriusausgaben* mit ihrem reichen Bilderschmuck kann man dieser Kategorie zuzählen.

Immerhin gestatten uns alle diese Monographien und Bücher einen trefflichen Einblick in das Leben und Weben ihrer Zeit, vorausgesetzt, daß der kritische Blick zwischen *Wahrem* und *Falschem* zu unterscheiden versteht. Bei Betrachtung der Abbildungen des Hausbuchs hat man übrigens das Gefühl, daß alle geschilderten Szenen bis in ihre kleinsten Einzelheiten der Wirklichkeit entsprechen, daß der Künstler das, was seine Feder festhielt, vielfach selbst gesehen und beobachtet haben muß. Nichts Phantastisches, Unmögliches, sondern vollste Lebenswahrheit schildert uns der Meister. Darin liegt wesentlich der große Wert des Hausbuchs und seiner Federzeichnungen mit lebensvollen Szenen aus aller Welt. Künstlerisch zwar nicht immer von gleichem

Wert, bieten sie uns durch ihre realistische Auffassung in kultureller Hinsicht einen tiefen Einblick in die Zeit- und Kriegsgeschichte des 15. Jahrhunderts, der an Naturtreue nichts zu wünschen übrig läßt. Ein ungewöhnlicher Hauch von Frische und urwüchsigem Humor durchweht das ganze Werk; die geschilderten Szenen treten plastisch vor unser Auge, ob es sich nun um das Liebeswerben heißblütiger Jünglinge, um die Werkstattstätigkeit fleißiger Künstler oder um Bilder aus dem vielseitigen Leben des Kriegsmannes handelt.

Betrachten wir nun den reichen Inhalt der Handschrift, soweit er waffenhistorisch für uns von Interesse ist, näher, so zeigt sich, daß wir den Text und die Abbildungen gesondert prüfen können, da keinerlei Zusammenhang zwischen ihnen besteht.

Der Text enthält zunächst unter einer Anzahl bunt zusammengewürfelter medizinisch-chemischer Rezepte einige vereinzelt Notizen über Salpeter- und Alaunbereitung, Härten von Eisen oder Stahl und ähnliche Fertigkeiten, denen wir auch häufig in den Feuerwerksbüchern jenes Zeitraums begegnen. Nicht gerade direkt zur Feuerwerkskunst gehörend, wurden sie doch wie viele andere alchymistischen Rezepte von den wissenschaftlichen Büchsenmeistern gern ihren aus Futterneid höchst geheim gehaltenen Abschriften des Feuerwerksbuchs nachgetragen. Man sammelte kritiklos was man fand. Konnte man doch nie wissen, ob nicht diese oder jene „heimliche“ Kunst gelegentlich Vorteil bringen würde. Ich habe vielfach sogar noch spätere, gedruckte Werke, so von Georg Schreiber, Michael Miethen, Simienowicz, Furtenbach und anderen angesehenen alten Artilleristen, gefunden, deren unbedruckte Seiten in dieser Weise handschriftlich vervollständigt waren.

Verhältnismäßig eingehend ist der Teil der Handschrift gehalten, der die spezifisch artilleristischen Abschnitte enthält. Er beginnt mit der bekannten Einleitung des weit verbreiteten, sogar in die französische Sprache als „le livre du secret de l'art de l'artillerie et canonnerie“ übersetzten Feuerwerksbuchs. Der Büchsenmeister soll danach in erster Linie stets Gott vor Augen haben und sich alles Fluchens enthalten, wenn er mit dem Geschütz und Pulver umgeht, denn er hat in ihnen seinen größten Feind vor sich. Es folgt dann der nie fehlende Hinweis auf den notwendigen soliden Lebenswandel, auf Mäßigkeit in leiblichen Genüssen und moralische Eigenschaften, wie wir ihn in allen Anleitungen über das, was zu einem Büchsenmeister gehört, wiederfinden. Diese Ermahnungen zur Wohlständigkeit, die bei der damaligen Zusammensetzung der Heere aus Söldnern aller Herren

Länder keineswegs überflüssig schienen, ziehen sich wie ein roter Faden durch alle späteren Verordnungen und zeigen, wie hartnäckig die zunftbefis-senen Büchsenmeister und Feuerwerker am Althergebrachten hingen. Noch im vorigen Jahrhundert befand sich, wie Schöning in seiner Geschichte der Brandenburg-Preussischen Artillerie schreibt, im Artillerie-Laboratorium eine „Feuerwerker, Ordnung“ des einstigen kurbrandenburgischen Feldzeugmeisters Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg aus dem Jahre 1696. Ihr erster Absatz lautete:

Erstens soll ein Feuerwerker vor allen Dingen Gott den Allmächtigen vor Augen haben, den Namen Gottes nicht mißbrauchen, alles Fluchen und Schwören sich gänzlich enthalten; auch wer den schwarzen Mann nennet und dawider handelt, soll 6 Ggr. (gute Groschen) erlegen.

Diese Worte von der Wende des 17. und 18. Jahrhun derts/atmen ganz den mittelalterlichen Geist und lehnen sich streng an die Auslassungen des Feuerwerksbuchs an. Doch dies nur nebenbei.

Den Anforderungen an die Qualität der Büchsenmeister reihen sich Vorschriften über die Beschaffung der zur Verteidigung einer Burg nötigen Besatzung, ihre Einteilung, Behandlung, Verpflegung und Besoldung an. Dann folgen Angaben über den Bedarf an Schanzzeug, Feuerlöschgerät, Materialien und Geräte zur Bereitung von Pulver und Feuerwerk und die Aufstellung der Geschütze hinter den Schiefscharten der Mauern. Ferner finden sich Ratschläge zur Bewachung der Feste, Abwehr von Sturmversuchen und Verwundung des Untergrabens der Mauern. Man sieht schon aus dieser Zusammenstellung, daß es sich in der Handschrift nicht lediglich um eine gedankenlose Wiedergabe des Feuerwerksbuches handelt, sondern daß der Verfasser einen wesentlich höheren Standpunkt einnimmt. Er kennt jedenfalls eine ganze Reihe alter Werke, doch nimmt er aus ihnen nur dasjenige, was ihm wirklich nützlich und wertvoll scheint. In ähnlicher Weise stellte ja Franz Helm im 16. Jahrhundert sein berühmtes Buch von den probierten Künsten zusammen, unter Zusatz eigener, persönlicher Erfahrungen.

In den artilleristischen, dem Feuerwerksbuch entlehnten Teilen des Hausbuchs fehlt z. B. das rein Zunftmäßige, als da sind die zwölf bekannten Büchsenmeisterfragen, die vielen Vorschriften über Salpetergewinnung, Kohlenbereitung und Schwefelkauf, die unzähligen Anleitungen zur Herstellung eines „immer noch besseren“ Pulvers, die sich im Feuerwerksbuch in unendlichen Varianten wiederholen und ähnliches. Dafür sind

eine Reihe poliorketischer Angaben aufgenommen, die zwar einen sehr altertümlichen Eindruck machen, aber trotz der allgemeineren Verwendung der Schußwaffe noch lange Zeit Geltung behielten. Auch heute läßt sich bei einiger Aufmerksamkeit häufig die Beobachtung machen, daß veraltete Institutionen und Entwürfe aus der Vergessenheit hervorgeholt werden, weil die Zeit ihrer Daseinsberechtigung wieder zu neuem Leben erwacht. Ich möchte beinahe mit Ben Akiba sagen, daß es besonders in der Artillerie kaum etwas Neues unter der Sonne gibt. Schutzschild, Rücklaufsporn, Doppellafette, aus Ober- und Unterlafette bestehend, zur Erleichterung des seitlichen Richtens, Seitenrichtmaschine, alles moderne „Erfindungen“, waren unseren Altvordern durchaus nicht unbekannt, wie die vielen zeichnerischen Entwürfe jenes Zeitraums beweisen. Auch die artilleristischen Zeichnungen des Hausbuchs unterstützen diese Theorie, wie wir später sehen werden.

Auffallend ist die Tatsache, daß alle im Text niedergelegten Vorschriften und Anleitungen sich immer nur mit der Verteidigung, niemals mit dem Angriff oder dem frischen, fröhlichen Feldkrieg beschäftigen. Sind vielleicht die Blätter mit den Verhaltensmaßregeln für diese Fälle verloren gegangen? Wir wissen ja, daß eine ganze Anzahl fehlen. Ist die Handschrift in diesem Teil vielleicht überhaupt unvollendet geblieben? Beide Möglichkeiten liegen vor, denn im Gegensatz zu dem handschriftlichen Text bringen die Zeichnungen Angriffsgerät und Begebenheiten aus dem Gebiet des Feldkriegs zur Darstellung. Wir müssen jedenfalls diese Fragen offen lassen.

Von Gegenständen, die in das Gebiet der historischen Waffenkunde fallen, werden in diesem Teil des Textes namentlich angeführt:

Steinbüchsen

Darrysbüchsen (Terrafs- oder Tarrasbüchsen)

Armbrast

fuyrpyfl (Feuerpfeil) und sprengbüchsen

fufsysen (Fufseisen).

Die Steinbüchsen waren steinerne Kugeln von sehr verschiedenem Gewicht und bestanden aus dem weiten Flug zur Aufnahme der Kugel und dem engen Pulversack. In diesem befand sich die durch einen Holzklötz fest abgeschlossene Pulverladung. Die Steinbüchsen sind nach ihren ballistischen Eigenschaften, Form der Flugbahn, Ladungsverhältnis, mehr als Steifueggeschütze zu bezeichnen und vertreten im allgemeinen die schwere Artillerie. Im Hausbuch kommen verschiedene Arten — es gab kleine, mittlere und große — in Betracht, denn der Verfasser spricht ausdrücklich von den großen, die festgelegt

werden müssen. Hiermit sind wohl die „Legstücke“ gemeint, insofern kann es sich nicht um die ganz großen, die 100 ft Stein und mehr schossen, handeln. Bei einer Verteidigung hätten diese Mauerbrecher ja keinen Zweck gehabt.

Als leichte Artillerie, zur Abwehr von Sturmversuchen, Flankierung der Gräben oder Mauern von den Basteien und Rondels aus, sind die „Darrysbüchsen“ anzusprechen. Sie schossen Bleikugeln, weshalb sie auch meist die Universalbezeichnung „Lot- oder Bleibüchsen“ führten. Aus ihnen entwickelten sich die Falkonets und Scharfentleins (Serpentinleins, Schlinglein), die Vorläufer unserer Feldgeschütze. Unter „Armbrast“ sind Armbrüste zu verstehen. Diese Fernwaffen fanden bekanntlich noch lange Zeit neben den Feuerwaffen in leichten und schweren Konstruktionen (Standarmbrüste) bei der Verteidigung Verwendung und besaßen eine recht gute Trefffähigkeit und Durchschlagskraft auf den in Betracht kommenden Entfernungen. Feuerpfeile und Sprengbüchsen waren zur Störung der Belagerungs- und Annäherungsarbeiten nötig. Man zündete mit ihnen die hölzernen Schutzschirme, die Schutzdächer und die „Werke“ des Angreifers an, deren er sich bediente, um bis an den Fuß der Mauer vorzudringen und Bresche zu legen. Feuerpfeile waren schon seit altersher bekannt. Nicht nur Julius Caesar erwähnt sie schon in seinen Kommentaren über den gallischen Krieg, auch Ammianus Marcellinus und Vegez beschreiben sie in ihren auf uns überkommenen Schriften. Die Sprengbüchsen hatten neben der Brandwirkung noch eine handgranatenähnliche Explosivwirkung. Sie wurden auch wie die Handgranaten mit der Hand in das stürmende Volk geworfen. Die scharfspitzen Fulseisen sind ebenfalls ein schon zu Römerzeiten bekanntes Verteidigungsmittel, dessen Wirkung allbekannt ist. Interessant ist die Tatsache, daß diese antiken Verteidigungswaffen noch 1864 bei Düppel Verwendung fanden. Das Zeughaus Berlin bewahrt mehrere aus dem Feldzuge gegen Dänemark herrührende Stücke dieser Art.

Kehren wir wieder zur Betrachtung des Textes zurück. Gegen die Zerstörung der Mauer durch Untergraben (Unterminieren) soll man sich durch große Baumstämme schützen, die so lang sind, daß sie fast bis an den Fuß der Mauer reichen. An ihren beiden Enden sind sie durch Stränge oben an dem Kopf der Mauern befestigt. Haut man den einen Strang durch, so fällt das eine nun freie Ende mit großer Gewalt herunter, der mächtige Baum streift bei seinem Fall alle Arbeiter des Angreifers von der Mauer ab und zerstört ihre Vorbereitungsarbeiten. Da der Baum mit dem an-

deren Ende noch oben festhängt, kann man ihn ohne Schwierigkeit wieder heraufziehen und das Verfahren nach Bedarf wiederholen. Nachdem noch angeraten wird, Steine zum Werfen bereit zu legen und für heißes Wasser zum Begießen der Sturmkolonne zu sorgen, folgen einige Mitteilungen über den Minenkrieg, die auch in den Feuerwerksbüchern erscheinen. Eine Hauptrolle spielt hierbei das Ausrüchern durch Feuerkugeln, deren Anfertigung genau beschrieben ist. Den Schluß des Textes bilden Rezepte von Brandatzmischungen zu schlagenden, klebenden, heimlichen und im Wasser brennenden Feuern. Ferner eine recht unappetitliche Anleitung, um „ein gestank zu werfen“, wobei die Feuerwerkskunst keine Rolle spielt, und dann noch Vorschriften über Ausführung des schreckenden Schusses und des Hagelschusses. Dieser Hagelschuss ist der mittelalterliche Vorläufer unserer Kartätschen.

Die letzten Rezepte sind mit lateinischen Brocken stark untermischt. Das findet seine Erklärung dadurch, daß sie anscheinend einer Abschrift des alten liber ignium des Marchus Graecus entnommen sind, also der ältesten bekannten Handschrift, die den Salpeter erwähnt und aus der Albertus Magnus und Roger Bacon ebenfalls ihre pyrotechnischen Kenntnisse schöpften. Bruchstücke dieses ältesten Feuerbuches tauchen ja in fast allen späteren Feuerwerksbüchern auf.

Fassen wir das Gesagte nochmals kurz zusammen, so sehen wir, daß dieser poliorketisch-artilleristische Teil des Hausbuchtextes eine ähnliche Prägung trägt wie viele andere kompulatorische Werke des Zeitalters. Er zeichnet sich aber dadurch aus, daß der Verfasser sozusagen immer mit den Füßen auf der Erde bleibt und daß die niedergelegten Ratschläge nichts Unwahrscheinliches bieten. Alle Mafsregeln gegen den Angriff liegen im Bereich der Möglichkeit. Übrigens wäre es eine sehr interessante, aber natürlich nicht hierher gehörende Untersuchung, festzustellen, ob sich die vielen medizinischen Mittel auch in diesen positiven Bahnen bewegen. Einige derselben, z. B. ein Rezept gegen die Krebskrankheit, machen einen recht abenteuerlichen Eindruck. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß der Verfasser des Textes, als Büchsenmeister gedacht, auf dem Gebiete der Medizin keine eigene Erfahrung besaß und dasjenige brachte, was damals erfolgreich angesehen wurde. Das waren ja nun meist die von Quacksalbern und Marktschreibern angebotenen Geheimmittel, denn die ärztliche Kunst steckte noch sehr in den Kinderschuhen. Ein Blick in die Zeitungen lehrt, daß auch in unserem

aufgeklärten Zeitalter gewisse Heilkünstler noch immer ein durchaus gläubiges Publikum finden. Man darf daher bei Beantwortung dieser Frage keinen allzu strengen Maßstab anlegen. Wenn also im medizinischen Text viel Unbrauchbares enthalten ist, so würde das durchaus keine Rückschlüsse auf alles andere vom Hausbuch Gebrachte gestatten. Auf kriegstechnischem Gebiet zeigt

(Fortsetzung folgt.)

sich der Verfasser stets als gewiegter Fachmann, der seinen Quellen nur Brauchbares entlehnt und auch aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen schöpft.

Der Text des Hausbuchs gibt uns somit, insofern er für unsere Zwecke in Betracht kommt, einen recht guten Einblick in die Verteidigungskünste des 15. Jahrhunderts.

Mittelalterliche Dolche und Reitergraffiti an elsässischen Kirchen

Von Robert Forrer

Narrenhände verkratzeln Türen und Wände" sagt mit mannigfacher Textvariation ein Sprichwort, das auf die Sitte besonders der Touristen Bezug nimmt, die ihre Namen oder Initialen, aber auch Wappen, Verse usw. als Dokumente ihres Besuches an Felsen, Kirchen, Hütten usw. zu hinterlassen pflegen. Diese Sitte wird gemeinhin als schlecht bezeichnet und im Grunde gewiß mit Recht. Aber wie alles, so hat auch sie ihre zwei Seiten, eine schlechte und eine gute. Die gute Seite können wir ihr allerdings zumeist erst abgewinnen, wenn jene Kritzeleien ein gewisses Alter erreicht und dadurch archäologisches Interesse errungen haben. Ich erinnere an die römischen Graffiti von Pompeji und auf dem Palatin zu Rom, an die Einkritzungen von Wappen und Besuchernamen in den Steinhöhlen von Hangenheuten usw., last not least an die Graffiti an den Mauern mittelalterlicher Burgen und Kirchen.



Abb. 1

Was Graffiti an den Wänden mittelalterlicher Kirchen anbetrifft, so erkennt man bei näherem Studium, das jene Einzeichnungen nicht alle müßigen Touristen ihr Dasein verdanken, das vielen ein tieferer Sinn zugrunde gelegen haben muß. Im voraus sind natürlich die Steinmetzzeichen

auszuschalten, als eine längst schon studierte und vielbekannte Erscheinung. Daneben aber sieht man an den alten Kirchenportalen hin und wieder allerlei oft recht fantastische Tier- und Menschengestalten eingekritzelt, die durch ihren Stil auf das Mittelalter, meist das XIII.—XV. Jahrhundert, hinweisen und bald ebenfalls als alte Besucherandenken, bald aber als Werke müßiger



Abb. 2

Steinmetzen gedeutet werden. Ich glaube, das diesen Bildern ein tieferer Sinn zugrunde liegt, will aber auf diese Frage hier nicht weiter eingehen — sie ist meines Erachtens auch noch nicht spruchreif. Das wird sie überhaupt wohl erst, wenn einmal diese Ritzbilder in größerem Umfange gesammelt vorliegen. Hier möchte ich nur auf zwei weniger bekannte Gruppen solcher Graffiti aufmerksam machen, die waffenkundlich einiges Interesse beanspruchen.

Die eine Gruppe wird gebildet durch Graffiti, welche gerüstete Reiter darstellen. Im Elsaß habe ich je ein solches Bild am Münster zu

Straßburg, an der St. Fideskirche zu Schlettstadt, an der St. Georgskirche in Hagenau und an der Hauptkirche in Zabern gefunden. Beachtenswert ist, daß diese Reitergraffiti sich nur an den ältesten Portalen vorfinden, d. h. an denen der Zeit um 1200 und 1300, daß sie dagegen an den späteren um 1400 und 1500 mangeln. Dementsprechend ist auch die Armatur jener Reitergestalten: Bei dem Reiter der romanischen,

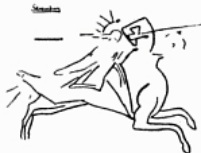


Abb. 1

im 9. Jahrhundert gestifteten St. Fideskirche zu Schlettstadt (Abb. 1) erkennt man noch deutlich Helm und Brünne, wie sie das 11. und 12. Jahrhundert übten. Bei den übrigen Reiterbildern ist bereits der Tophelm dargestellt und auch die ganze übrige Ausrüstung und Dar-

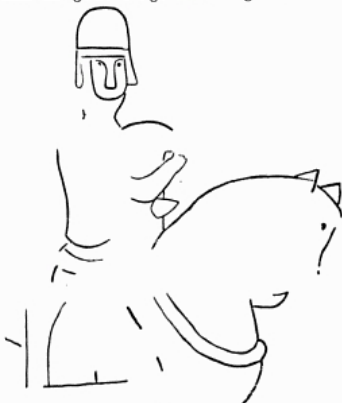


Abb. 4

stellungsform weist auf das 13. oder spätestens 14. Jahrhundert. Lebhaft wird man bei diesen Darstellungen an die romanischen und früh-

gotischen Reiter-Aquamanile des 13. und 14. Jahrhunderts erinnert. Welchem Ideengange mögen sie ihre Entstehung verdanken? Das ist eine bis jetzt noch ungelöste Frage. Sicher ist nur, daß diese Reitergraffiti ausschließlich während einer ganz bestimmten Zeitspanne in die Erscheinung treten, und daß sie nicht zum von vornherein beabsichtigten Schmuck der Kirchenportale gehören, sondern erst nachträglich aufgetragene Gravierungen durch ungeübte, ersichtlich dilettantische Hände darstellen. Darüber hinaus wissen wir noch nichts. Ist der Reiter ein Heiliger? — da fehlt der Nimbus, für St. Georg im besonderen fehlt der Drache. Hängen diese Reiterbilder mit den Kreuzzügen zusammen, in deren Zeitraum sie fallen — waren sie etwa als ex voto angebracht, als Zeichen eines Gelübdes? — Auch in Frankreich hat man schon mehrfach an Kirchen des früheren Mittelalters dergleichen Reiterbilder gefunden und sich über ihren Zweck den Kopf zerbrochen, ohne bis jetzt zu einer befriedigenden Lösung gelangt zu sein. Jedenfalls erscheint die Sache wert, hier angezeigt und auch im übrigen deutschen Gebiet weiter verfolgt zu werden¹⁾.

Gleiches gilt für eine zweite Gruppe von Graffiti, die Dolchgraffiti (Abb. 5, 6, 7) wie ich sie am Südportal des westlichen Querhauses der

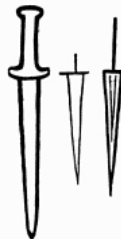


Abb. 5, 6, 7

St. Georgskirche zu Schlettstadt kopiert habe (diese wie die vorangegangenen Abbildungen sind nach nachgezeichneten und dann mechanisch verkleinerten, direkt von den Kirchenwänden abge-

¹⁾ Die Maße der oben zitierten Reitergraffiti sind folgende:

Abb. 1 von Zabern 20 cm hoch, 18 cm lang.

Abb. 2 von Hagenau 30 cm hoch, 33 cm lang.

Abb. 3 von Straßburg 17 cm hoch, 24 cm lang.

Abb. 4 von Schlettstadt 90 cm hoch, 80 cm lang.

letzterer ursprünglich, da das Unter- und Hinterteil des Pferdes fehlen, ca. 1 1/2 m hoch und ebenso lang.

nommenen Abklatschen hergestellt). Diese Zeichnungen sind wesentlich sorgfältiger und tiefer in den Stein eingraviert, als die oben besprochenen Reiterbilder — sie machen weit mehr schon den Eindruck von Graveurarbeit, die durch richtige Steinhauer ausgeführt ist. Sie sind außerdem in einer die menschliche Blicklinie übersteigenden Höhe angebracht, ca. $2\frac{1}{2}$ m über dem ursprünglichen, ca. 3 m über dem heutigen (tiefergelegten) Boden, benötigen also zu ihrer Herstellung eines künstlichen Untersatzes, während bei den Reitergraffiti der Zeichner meistenteils zu ebener Erde stehend arbeiten konnte.

Das eine Bild stellt einen jener gotischen Langdolche mit Holzgriff dar, wie man sie so häufig, besonders in der Schweiz getragen und wohl danach „Schweizerdegen“ genannt hat. Sie kommen aber im 15. ja noch im 16. Jahrhundert auch in Süddeutschland vor, wie das alte Abbildungen beweisen und eben auch diese Steinzeichnung dartut. Es ist eine aufsen gemessen 40, innen gemessen 38 cm lange Eisenklinge, der oben eine schmucklose hölzerne Handhabe von 18 resp. $16\frac{1}{2}$ cm Länge angefügt ist; dieser Handgriff zeigt nach oben und unten breite Ausladungen zum Schutze der Hand und um der Faust einen verstärkten Sitz zu gewähren; die Schweizerdolche des 16. Jahrhunderts haben diese Griffform fast unverändert beibehalten. Die Gesamtlänge der ganzen Waffe beträgt an unserem Grafitto 58 bez. $55\frac{1}{4}$ cm.

Einige Meter davon befindet sich an einem anderen Pfeiler der Dolchgraffito Abb. 6, und rechts des gleichen Kirchentores der ähnliche Dolchgraffito Abb. 7. Der letztere ist vollständig und gut erhalten, zeigt Blutrinnen und mißt für die Klinge 31 cm, für den Griff 13 cm, im ganzen 44 cm. Das andere Dolchbild ist am Griff-

oberteil beschädigt; die Klinge hat 28 cm, der Griff dürfte dem von Abb. 6 analog gewesen sein, das Gesamtmaß also ca. 40 cm betragen haben; Blutrinnen sind nicht angedeutet.

Alle die Dolchbilder dürften im 15. Jahrhundert entstanden sein, dasjenige von Abb. 7 ist vielleicht ein etwas späterer Ersatz für das gleichartige Bild Abb. 6.

Was mögen diese 40 bis 58 langen, wie ich betone, durchaus nicht den Eindruck flüchtiger, sondern wohlüberlegter, ich möchte sagen offizieller Arbeit machenden Dolchgraffiti besagen? — Niemand weiß sicheren Bescheid. Aber eine Vermutung sei hier ausgesprochen: ich halte sie für maximale Längenmaße. Im Elsaß sind mehrfach an alten Kirchen Maße verschiedener Art angebracht. Ich erinnere an das Holzmaß an der Zaberner Hauptkirche, wo in gotischen Mäuskeln des 14. Jahrhunderts ein 48 cm und 136 resp. total 184—185 cm langes, in den Stein eingraviertes Längenmaß die Beischrift trägt: DIS · IST · DI · HOLTZ · DAN. Ich erinnere an ein ähnliches mittelalterliches Maß an Südpfortal des Münsters zu Straßburg, wo das Maximalmaß der Hausüberhänge eingraviert und dazu in Majuskelschrift beigefügt ist: DIS · IST · DIE · MAZE · DES · ÜBERHANGES.

Ähnlich möchte ich in diesen Dolchgraffiti Maximalmaße sehen, welche bestimmten unteren Ständen der Bewohner die höchstzulässigen Längen ihrer Kurz- und Langwehre öffentlich vorschrieben. Vielleicht weiß eines unserer Mitglieder dazu einen urkundlichen Kommentar zu geben. Jedenfalls wäre es von waffengeschichtlichem Interesse, wenn unsere Freunde ihre alten Kirchen einmal auf verwandte Waffengraffiti untersuchen und weitere Funde dieser Art hier melden wollten.

Die Hochzeitsschüssel mit dem Sturm auf Peine 1522

Von **Robert Bohlmann**

Mit einer Farbentafel und einer Abbildung

Von den sechs prächtigen Hochzeitsschüsseln im Herzoglichen Museum zu Braunschweig war es besonders eine, die bei den Teilnehmern an unserer ersten Vereins-Studienfahrt lebhaftes Interesse und den Wunsch erweckte, eine Abbildung dieser Schüssel in unserer Zeitschrift als dauernde Erinnerung zu besitzen. Wir sind heute in der angenehmen Lage, eine, wenn auch verkleinerte Abbildung in Farben bringen zu können, die den Eindruck des Originals, soviel

wie möglich, wiedergibt; einige erklärende Worte mögen dazu willkommen sein.

Hochzeitsschüsseln aus der Zeit von 1500—1550 etwa sind nicht eben zahlreich erhalten, sie sind stets aus einem Stück weichen Holzes gedreht, mit Kreidegrund überzogen und mit Ölfarben bemalt. Die vertiefte Mitte nimmt meist eine Darstellung aus der alten oder biblischen Geschichte ein, während auf dem breiten Rande in vier Kreisen die Wappen der beteiligten Familien oder auch

der Vaterstadt angebracht sind; selten sind andere Darstellungen.

Die Hochzeitsschüsseln dienten zum Einsammeln der Geldgeschenke von den Hochzeitsgästen und haben meist eine ansehnliche Größe, die unsrige 76 cm in der Höhe. Die Breite ist infolge Eintrocknens der großen Holzscheibe etwas geringer.

Unsere Schüssel zeigt in der Mitte wie auf dem Rande Szenen aus der Belagerung der Burg Peine in der „Hildesheimer Stiftsfehde“ vom Jahre 1512. Der streitbare Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig wollte mit Hilfe seiner Brüder und der Stadt Braunschweig die dem Domkapitel von Hildesheim gehörende, damals aber der Stadt Hildesheim verpfändete Burg Peine gewinnen. Die Fürsten hatten schon zweimal den Versuch gemacht, Peine durch Belagerung und Sturm einzunehmen, aber keinen Erfolg gehabt. Das letztemal wurde durch fünfhundert Carthausensüsse der feste Burgturm, der „grave Guntzel“ genannt (nach dem letzten Grafen von Peine) zu Falle gebracht. Als er aber fallen mußte, hatten die Belagerten den Turm mit Seilen in die Burg gezogen, sodafs der erholtte Wall über den Burggraben nicht entstand. Da der Winter hart einsetzte, gab man die Belagerung auf und „lief die Eule zu Peine acht Monate ihr Nest wieder bauen“, wie Johan Oldecop aus Hildesheim in seiner Chronik berichtet. Der anschaulichen Schilderung dieses Zeitgenossen entnehmen wir am besten die Erklärung der Schüssel, wenn wir auch den Wortlaut, des leichteren Lesens halber, aus dem Niederdeutschen übertragen.

Im Jahre 1512, wenige Tage vor St. Margarete (20. Juli) lagerte sich Heinrich der Jüngere wieder vor das Schloß Peine und beschanzte es ringsumher, dafs niemand hinein oder heraus kommen konnte. Und in der Nacht lief er einen so tiefen Graben an den Burggraben treiben, dafs, nachdem die Mauer durchbrochen war, das Wasser abflief und der Burggraben trocken wurde. Die halbe Wagenburg der Stadt Braunschweig lag vor der Stadt bei der Kapelle und bewachte den Weg nach Dungebeck und Gifhorn. Kurz, Peine war ringsum stark und fest eingeschlossen und sobald das grobe Geschütz soweit zugerichtet war, wurde dergestalt geschossen, als ob alle Stunde der Sturm beginnen sollte. Und deshalb mußten die auf dem Hause in starker und steter Wacht sein, alle Stunden mit heifsem Kalk und Pechkränzen gerüstet; und dergestalt war nicht viel Restens auf dem Hause. Alle Gräben waren trocken, die Meisenkästen (?) (Mesenkisten, wohl kleine Ecktürmchen) und Strickwäre (Flechtwerk im Gegensatz zur Brustwehr aus Steinen?) unten

am Walle waren zerschossen. Auch lief der Herzog, ehe der Sturm angeordnet wurde, etliche Blockhäuser, Katzen genannt, hart vor dem Burggraben eingraben. Daraus wurden mit Zielbüchsen (Telbussen) alle erschossen, die über der Brustwehr des Hauses gesehen wurden. Dagegen fand Andres Kelp, ein Bürger aus Hildesheim, einen Vorteil. Er zog einen Ziegelstein ein wenig auf in dem Dache und alle die den Kopf etwas über den Rand des Laufgrabens sehen liefsen, wurden von ihm erschossen. Auf diese Weise brachte er alle Tage einige Bauern und Knechte in Graben des Fürsten „to spilde“ (in Abgang). Der Fürst wollte nun das Haus stürmen und liefs deshalb die Bürger von Braunschweig zum Sturm fordern, einmal und noch einmal. Aber sie waren in und bei ihrer Wagenburg gelieben und sollen beim dritten Male dem Fürsten geantwortet haben: „Ore fürstliche gnaden wuste sik gnädich zu berichten, up watter gestalt de Wagenborch, geschutte und borgere dar vor Peyne gelenet weren nicht dat se stormen scholden, sunder dat se ore furstlichen gnaden dar to den eren wesen scholden. Im val, ifte de von Hildensens mit ruten kemen, dargegen were de Wagenborch der von Brunswik verordent, und nicht dat de borgere scholden stormen.“

Der Fürst hatte nach seiner Weise der Wagenburg und den Bürgern die „fallende Sucht“ geflucht, aber es konnte den Tag der Sturm nicht beginnen.

Am folgenden Tage merkten die oben auf der Burg, dafs der Herzog stürmen lassen wollte. Darum hatten sie sich Gott mit ihrem Gebete befohlen, und jeder war an seinen verordneten Platz getreten. Heifser Kalk war vorhanden, die Feuerkränze und Pechgabeln waren vor der Hand, die Steine und hölzernen Hämmer lagen vor Faust, die Geschütze waren alle geladen und so sahen sie dem Sturme gefast entgegen. Und dessen lief der Fürst sein Volk heimlich speisen und den Knechten, die den Sturm beginnen sollten zwei Stück guten Weines geben, damit sie „freidich“ würden. Der Sturm ging diesmal „sachtmodich“ an; die Knechte krochen, durch ein Haus gedeckt, dicht an den Wall. Man konnte sie da nicht wohl treffen oder beschädigen, aufser mit Steinen. Zuletzt brachen sie mit einem Fähnlein hervor und da fielen von allen Seiten die Knechte noch mit sechs Fähnlein in den trockenen Graben und ihrer viele kamen hinan. Man schofs nicht mehr mit grobem Geschütze; denn „de lauwe sloch de clauen in de borstwer und begunde in de borch to kikende“. Und die auf dem Hause waren, feierten die Zeit über nicht. Feuer, Pech und Schwefel, Schläge mit Hämmern, siedenden Kalk



Die Peiner Hochzeitsschüssel
vom Jahre 1534
im Herzoglichen Museum zu Braunschweig

mit Schüppen gab es reichlich, und alle, die Steine heben konnten, standen da zur Wehre. Da der Sturm sich in die Länge zog, wurde der Herzog ungeduldig und trieb die Bauern und Knechte in den trockenen Graben, war aber so nahe selbst vorgegangen, dafs er einen Schufs aus einem Doppelhaken durch die „Beinschere“ (Dichling) „nicht wiet von der lotzen“ (Latz?) oben durch das dicke Fleisch bekam, sodafs er in die Arme gefafst und aus dem Gedränge gebracht werden mußte.

Der Sturm wurde dennoch fortgesetzt, bis in die vierte Stunde, aber da der Eifer des Herzogs fehlte, so liefsen die Stürmer endlich auch nach und was noch stand („der nicht vele gewesen weren“) liefen und krochen, fielen und taumelten den Wall hinab und verloren den Sturm mit drei Fähnlein, die der Löwe mit 200 Knechten und Bauern liegen liefs, deren ein Teil halb gebraten waren. „Konerdinck (der Hildesheimer Hauptmann) gaff gode den pris.“

Auf der Burg war ein Vogt, Albert Koker, ein „freidich und verwegen man, darto sinnlich und bedirvern“, der besprach sich mit den Hauptleuten und ging um Mitternacht heimlich durch das Lager und die Scharwache und kam nach Hildesheim. Der Rat brachte um Geld und Sold 200 junge Bürger und Knechte zusammen; dazu wurden etliche Karren gestellt, die fuhren leinene Beutel, in denen Pulver und Blei verpackt war, so, dafs jeder Knecht einen Beutel gemächlich tragen konnte. Sie wurden auf einem Umwege in einen Wald vor Peine geführt. Gleichzeitig verliesen die von Hildesheim mit der Wagenburg und vielem gutem Geschütze und wenig Reitern die Stadt, zogen auf der Strafs über Hohenhameln gegen Peine, um den Fürsten von Peine zu locken, was denn auch geschah. Als die Belagerer fast alle nach der anderen Seite gezogen waren, liefen die Knechte mit ihren Säcken aus dem Walde, um eilends durch den trockenen Graben auf die Burg zu kommen. Das wurde aber von den Feinden bemerkt, die zum Teil zurückkamen und elf Knechte und den Koker erschlugen. Die übrigen aber waren auf das Haus gekommen und pflanzten drei neue Fähnlein auf dem Walle auf. Nachdem diese List der Hildesheimer gelungen war, mußte sich Herzog Heinrich entschließen, die Belagerung, wenn auch mit Ingrim, am Bartholomeustage aufzuheben. Er selbst mußte sich seiner Wunde wegen anderen Tages nach Braunschweig tragen lassen und soll die Kugel bis an sein Lebensende, 1568, bei sich behalten haben, was ihn aber nicht hinderte, noch recht fleißig zu Felde zu liegen und im Sattel zu sitzen.

Die Siegesfreude der Hildesheimer und der frommen Landsknechte, die den gefürchteten Feind zum Abzuge genötigt und Herzog Heinrich selbst verwundet hatten, war sehr groß und liefs viele Trutzlieder entstehen, die in ganz Niedersachsen gesungen wurden und in denen das „Eulennest“ Peine eine große Rolle spielte.

„Peine was gemaket so veste,

Dat de Ule blev sitt'n in'n neste“.

hiefs es und Oldecop sagt: und der Fürst zog von da und liefs der Eule das sehr zerschossene Nest ungewonnen.

Betrachten wir nach diesem nun die Schüssel, so finden wir im Mittelfelde die Burg Peine, etwas zu klein dargestellt, und noch mit dem Wassergraben umgeben, was auch nicht ganz richtig ist. Aber der Maler war wohl nicht selbst bei dem Sturme gewesen und hat die Schüssel auch erst 1534 gemalt, wie er auf dem unteren Randbilde neben seinem Zeichen meldet. Im Vordergrund rechts sehen wir drei Karthausen und dazwischen durch Schanzkörbe gedeckt, drei Büchenschützen, die alle feuern. Dann folgt oben eine der erwähnten „Katzen“, aus der Feuerbrände züngeln und die bestimmt scheint, das jenseits des Grabens stehende Blockhaus in Brand zu setzen. Auf diesem Blockhause sehen wir die Eule von Peine mit gespreizten Flügeln sich wehren gegen den roten Löwen, der jenseits der Katze versucht, seine „Klauen in die Brustwehr zu schlagen“. Dann folgt, hinter Schanzkörben gedeckt, die Braunschweigische Ritterschaft, von der man nur die Stahlhauben und die Spieße, sowie zwei Banner sieht.

Die Fortsetzung dieser Aufstellung sehen wir auf dem rechten Randbilde, das als Hauptfigur Herzog Heinrich, neben ihm wohl den jüngeren Bruder, Franz von Gifhorn und dahinter Erich den Älteren zeigt. Die drei Herren tragen Hüte, Heinrich dazu einen roten Schurz. Der Fähnrich mit drei Federn am Helm führt die fürstliche Standarte mit Schwenkel. Dafs die Hauptfigur der drei auf gedeckten Gäulen stolz und stattlich einhersprengenden Herren der Herzog Heinrich ist, zeigt das gegenüberstehende Randbild, auf dem er durch das Schußloch auf dem rechten Oberschenkel, aus dem Blut fließt, kenntlich gemacht ist. Der jüngere Herr neben ihm wird nach der Ähnlichkeit mit der bekannten Porträt-Medaille (s. Abb.) Herzog Franz von Gifhorn sein.

Im Vordergrund links im Mittelbilde sehen wir die Kapelle und dürfen die daneben gemalten Knechte als Stadtbraunschweigische ansehen. Das untere Randbild gibt auch hier die Fortsetzung dieses Lagers. Und zwar scheint hier der Zeitpunkt getroffen zu sein, wo der Herzog

zum Stürmen fordern läßt. In der Mitte des Bildes sehen wir den „floiter“, ihm gegenüber, mit dem Rücken gegen die dreifache Karrenbüchse gestellt, den „bungensleger“. Man sieht, daß alle sehr bedenkliche, keineswegs kampflustige Gesichter zeigen, selbst nicht der Fähnrich (vener), dem das Wamms von Atlas, Parchent und Zindel, Englisch Want zu Hosen und ein „bonit“ (Hut) mit „plumeveddern“ darauf, zu diesem Zuge geschenkt war, alles weiß, gelb und rot, wie auch das „vaeneken“.



Gnadenkette mit emailiertem goldenem Gnadenfennig des Herzogs Franz von Gifhorn von 1532.

Man darf annehmen, daß die Braunschweiger nur ungern dem Rufe ihres Landesherrn gerade gegen die Hildesheimer gefolgt sind. Denn nicht nur, daß die Städte, die in der Hanse verbunden waren, sich nach Möglichkeit gegenseitig unterstützten, so waren die Braunschweiger den Hildesheimern noch besonders dankbar für die kräftige Hilfe, die sie vor dreissig Jahren bei Bleckenstedt von ihnen empfangen hatten. — Wir erblicken noch

ein Reiterfähnlein mit dem h. Autor, dem Schutzpatron der Stadt und darüber auf einem Zelte den roten Stadtlöwen, im Hintergrunde das Geschütz der Stadt.

Auf dem Mittelbilde sehen wir weiter zwischen Kapelle und Burggraben einen Haufen Bauern mit Schanzzeug vorgehen auf einen Wall, der den Graben schon fast ganz überdeckt und mit einem Flechtzaun befestigt ist. Links neben den Bauern rücken Landsknechte vor, von denen einige schon an den Burgwall mit einem Fähnlein herangekommen sind, wo sie aber mit heißem Kalk übel empfangen werden. Das linke Randbild zeigt, wie der Herzog zu Fufs aus dem Getümmel geleitet wird. Er stellt das verwundete Bein auffällig vor und scheint den ersten Vorstellungen des Ritters zu seiner Rechten folgen zu wollen. Im folgenden und oberen Teile des Mittelbildes sind vermutlich schon Szenen des folgenden Tages dargestellt und die mit gesenkten Spießes, geführt von dem reitenden Hauptmann Anrückenden dürften die Hildesheimischen sein, die den Feind von Peine hinweglockten. Auch die auf dem Walle aufgesteckten drei Fähnlein sind die von Oldecop erwähnten, die die Hilfsmannschaften mitgebracht hatten. Das obere Randbild wird entsprechend den Kampf der von links zurückkehrenden Herzoglichen mit den letzten Hildesheimischen Knechten, die die rechts zu denkende Burg noch nicht ganz erreichen konnten, zeigen. Im Hintergrunde ist der Wald, der die Hildesheimer barg, davor ein Haus, an das Feuer angelegt ist und auf der anderen Seite des Hauses sitzt ein Mann in Hockstellung mit herabgezogenen Hosen, vermutlich ein Hildesheimer, der die Sache für entschieden ansah. —

Die Malerei der Schüssel ist natürlich handwerksmäßig, aber es ist nicht zu leugnen, daß der Meister das Figürliche, die Trachten und die Waffen sehr gut gezeichnet hat und selbst an der mit Absicht zu klein gemalten Burg ist manches Detail interessant, so an dem kleinen Turme unter dem Bilde der Gottesmutter das Wappen der Stadt Hildesheim in der, durch den Adler bereicherten Form, die Karl V. der Stadt 1528 verliehen hat.

Da die Schüssel eine Verherrlichung des „Eulennestes“ oder seiner tapferen Verteidiger und Helfer darstellt, so ist anzunehmen, daß sie für einen Teilnehmer an dieser Belagerung in Peine oder in Hildesheim bestimmt war; die Braunschweiger hatten keinen Grund, diesen Bartholomeustag besonders zu feiern.

Den Peinern aber wurde vom Bischof von Hildesheim als Anerkennung für ihre tapfere Ausdauer bei der Verteidigung der Burg ein

silbernes Trinkgeschirr in Gestalt einer Eule gesandt und hernach hat der Rat von Peine wiederholt „Eulenbecher“ verehrt, die bei Braunschweiger Goldschmieden bestellt wurden. Ein solcher befindet sich noch im Welfen-Museum zu Hannover und trägt auf der Brust der Eule das Wappen von Peine (springender Wolf über zwei Garben) und die Umschrift: „Ein Ehrbahr Rahdt der Stadt Peina 1661“.

Über die Kosten, die dieser kleine erfolglose Kriegszug der Stadt Braunschweig verursachte, gibt ein anschauliches Bild folgender Auszug aus dem Kapitel „krichwark“ der Kämmererechnung gemeiner Stadt Braunschweig vom Jahre 1522 (Bl. 41^r), den ich der Güte des Stadtarchivars, Herrn Prof. Dr. Mack, verdanke.

Mandach nach assumptionis Marie (August 18.) folgede de rad myt itlicken borgern unsen g. h. in dat feltlage von Payne; wat de gekostetunde dar vorteret, hir na.

4 1/2 marc. 4 ß vor 81 vathe beiers myt dem uotpogter (Aufzieher) gelde unde unsete, ok itlicke leddige köupe (Kufen) betalet, de to spilde (in Abgang) kemen, worden in laeger vor-drunken.

16 marc. 24 ß vor 3 1/4 schepele rogggen, de vormalen, vorbacken unde unsen borgern in dat laegere na geforet unde dar getetten.

4 marc. 20 ß vor 20 rogge gekostet to sichtigende in unde uthetorende unde ander arbeyt, darinne van noeden, unde witbrodt.

16 marc. 27 ß 7 ß vor speck, dat unsen borgern in dat here von Payne wart nagesant.

14 marc. 8 ß vor ossen, koyge unde boetlinge (Hammel) gegeben, de in dat laeger kemen.

3 marc. 4 ß 2 ß vor scradede (geschrotene) bonen, de oc int laeger unsen borgern worden.

5 marc. 25 ß 3 ß vor bottern alse 3 halve tunnen myt der overwichte.

12 marc. 2 ß 4 1/2 ß vor haeringe, rogggen unde rotschere (Stockfische).

11 marc. 17 1/2 ß vor kese in dat here.

12 1/2 ß vor soldt (solt, Salz)

4 marc. 3 1/2 ß 2 ß vor 53 stoken wines

5 ß vor groine vische

1 marc. 10 1/2 ß vor emmere, mele, neppe, molden etc., kemen ok int here.

1 marc. 12 1/2 ß vor 60 ellen sindael (Zindel), leichte Seide, Taft) unde siden, dar van 1 vaeneken gemaket, with, geil unde rod, to dem uthogte (Weiß-Rot waren die Stadtfarben. Rot-Gelb die Herzoglichen).

7 1/2 ß mester Valentin to neigelone (Nähelohn).

1 1/2 ß vor 1 vaekenstaff (Fahnenstange).

1 ß vor 1 ysern (Spitze) darup.

11 ugdlen 2 ß 3 ß vor attlaß tom wammese,

parcham, fındal dorunder, Engelschwant to hosen, alle wit, geil unde rot, 1 bonit (Hut), plumeveddern darup, darmede de vener (Fährnich) getziret unde ome geschenket.

1 1/2 gulden 1 ort dusse cledere to neigelone.

3 ß vor houfnaegele.

1 1/2 ß vor krubben to lappende (Krippen) to flicken).

10 ß vor 1 stige lennewandes umme den kleinen pauwelun (Pavillon-Zelt).

6 ß 9 ß vor sele unde pelehauwet (Seile und Pfählehauen) to den krubben.

3 1/4 ß vor andern unsete (Unkosten) unde vor hemelike bodescop (Botschaft).

10 ß vor 2 hespen an den brodwagen.

2 ß 3 ß vor leddige tunnen.

2 1/4 ß vor eiken paele to den krubben.

7 1/4 ß vor heymelike bodescop.

3 ß vor 1 bussen to lappende.

5 ß 3 ß dren knechten, 2 jungen van stalle, de myt den heren im laeger weren.

6 gulden twen floitern unde twen burgern, de myt den borgern im laeger weren.

1 1/2 ß Marten vor tweale ummetoslaende (mit Trommel und Pfeife).

1 1/2 ß Hanse Langen dem buggensleger.

2 marc. Hanse Gabriel dem bussenschutten, de by den groten stucken was.

1 ß veer fruwen, dat koekengerade (Küchengeräte) wedder gewuschen.

54 ß 3 ß vor brod, kam ok int laeger.

22 gulden 7 1/2 ß vor 25 schepele havern int lager gekomen vor Payne.

Summa 154 marc. 12 ß 8 1/2 ß.

19 1/2 gulden 10 ß geven 32 knechten, weren borigere, darover Bartold Gummer hovetman, de straten gingen to hoidende (hüten) tigen (gegen)

de Peyneschen 1/2 maente langk dinsdages na Egidiaen (September 2.) wente up dinsdach nach exaltationis (September 16. sancte crucis.

32 gulden 1 1/2 ß geven 41 stratenholdern jegen de Peineschen van dinsdach (September 16.) nach crucis exaltacionis wente up Michaelis

(September 29.).

Summa 17 marc. 7 ß 4 ß stratenholder.

Besonders auffällig ist die Verwendung von 60 Ellen Seidenstoff zu einem Fährnlein (vaeneken) und ist wohl nur so zu erklären, daß die Seide in Gestalt von breiten Bändern eingekauft wurde, die im vorliegenden Falle zu neunten, dreimal weiß, gelb und rot, zusammengenäht wurden. Auf unserem Bilde sehen wir, daß die Fährnlein meist aus acht bis zehn Streifen zusammengesetzt sind und auch, daß sie durchaus nicht nur die Farben der anwesenden Fürsten und Städte zeigen, wenn auch der Fährnrich auf dem linken Rand-bilde über dem verwundeten Herzoge natürlich die gelbrote Fahne schwenkt.

Zur Geschichte der Münchner Gewehrkommer, zugleich Einiges über Katalogisierung

Von Hans Stöcklein

Im vorletzten Heft dieser Zeitschrift ist ein Aufsatz erschienen, der sich mit der Kgl. Gewehrkommer in München beschäftigt. Auf die bei der Beschreibung unterlaufenen Irrtümer komme ich noch anderweitig zu sprechen.

Der Wunsch des Verfassers, die Sammlung dem großen Publikum erschlossen zu sehen, ist unterdessen in Erfüllung gegangen. Unabhängig vom Verfasser des angeführten Artikels hatte Se. Kgl. Hoheit Prinz Ruprecht von Bayern sowohl von der unbekannt gebliebenen Gewehrkommer, als auch von einem Harnische Anton Peffenhausers im Georgiritterarchiv in der Kgl. Residenz von mir Mitteilung erhalten. Anlässlich der Besichtigung wies Se. Kgl. Hoheit auch auf drei wundervolle in Eisen geschnittene Degen in der Garderobe des Georgiritterordens hin, die, wie Se. Kgl. Hoheit richtig erkannt hatten, in die Gruppe der Münchner Eisenschnneider des 17. Jahrhunderts gehören und auch mir bei meiner Arbeit über diese Meister unbekannt geblieben waren. Durch Vermittlung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ruprecht hatte Se. Kgl. Hoheit Prinzregent Ludwig die Gnade, die Überführung aller dieser Waffen in das Nationalmuseum, einiger in das Armeemuseum und der orientalischen Stücke in das Ethnographische Museum zu verfügen. Das Nationalmuseum erhält durch diesen Zuwachs eine hervorragende Sammlung von Eisenschnittarbeiten, das Ethnographische Museum, dessen Bestand an orientalischen Waffen leider noch sehr dürftig ist, ist nunmehr imstande, durch über vierzig türkische Läufe und Gewehre eine Entwicklung vom 16.—18. Jahrhundert zeigen zu können.

Den Harnisch des Georgiritterarchives werde ich im Auftrage der Direktion im nächsten Hefte des Münchner Jahrbuchs publizieren. Die Beschreibung der orientalischen Waffen erfolgt in Kürze im Zusammenhang mit dem, im Auftrage der Direktion von mir bearbeiteten Kataloge der orientalischen Waffen dieses Museums.

In Anmerkung 1 des oben erwähnten Artikels bezweifelt der Verfasser auf Grund seiner Kenntnis der Inventare I bis III die Plünderung durch die Franzosen und glaubt, daß die Stücke, die in diesen Inventaren als verloren bezeichnet sind sich noch finden werden. Demgegenüber kann

nur folgendes festgestellt werden: Im Jahre 1805 war Napoleon I. in München und liefs den Münchner Sammlungen, sowohl der Gemäldegalerie, als auch dem Zeughause zahlreiche Gegenstände für das große Zentralmuseum in Paris entnehmen. Die Gemälde wurden 1815 größtenteils reklamiert, die Waffen jedoch waren verschleppt worden¹⁾, auch hätte Blücher, der den zurückgelassenen Rest gründlich ausräumte, sie sicher nicht dort gelassen. Anlässlich eines zweieinhalbjährigen Studienaufenthalts in Paris im Oktober bis Dezember 1912, zu welcher mir die Kgl. Akademie der Wissenschaften in München dankenswerter Weise die Mittel gab, habe ich nun an der Hand meiner Inventarabschriften die Bestände des Musée d'Artillerie durchgesehen und eine große Anzahl von Waffen der Zeughäuser von München sowie der altpfälzischen Rüstkommer von Neuburg a. D., welche unglücklicherweise gerade 1805 nach München transferiert wurde und hier Napoleon in die Hände fiel, feststellen können. Außer einer Anzahl von Rüstungen Kurfürst Otto Heinrichs, Pfalzgraf Wolfgang und anderer liefsen sich auch zahlreiche Gewehre genau bestimmen. So sind dort bisher 40 Radschloßbüchsen aus Neuburg und 60 Gewehre aus der Münchner Residenzbüchsenkommer zu identifizieren. Letztere tragen sogar alle noch die Inventarnummern mit den Buchstaben A, C usw., viele am Schubdeckel noch die Inschrift, daß sie auf Schloß Carlsberg (dem 1793 zerstörten Zweibrücker Pfälzischen Schlosse) durch den Büchsenmacher Wollondier gereinigt wurden. Man kann zwar einige Gewehre stehlen, aber nicht auf einmal Manns- und Roßharnische, Stangenwaffen, Schwerter, Zweihänder und fast 100 Gewehre.

Bei der Durcharbeitung des Musée d'Artillerie in Paris, wobei mir die Direktion, besonders Oberstleutnant Hardy und Mr. Dumonet in liebenswürdigster Weise entgegenkamen und mich völlig ungehindert alle Stücke untersuchen liefsen, fand ich auch eine Fülle neuer interessanter Marken und Namen von Waffenschmieden, die mein

¹⁾ Siehe darüber bei Buttin, Une prétendue armure de Jeanne d'Arc. *Memoires de la société nationale des Antiquaires de France* 4. LXXII Paris 1913 p. 29.

Material in ungeahnter Weise vermehrt⁹⁾. Ich habe vor, an dieser Stelle nächstens die, den veralteten Katalog von Robert ergänzenden Ergebnisse zu publizieren. Auf einen bedauerlichen Mangel, der sich leider bei den meisten Katalogen sehr fühlbar macht, möchte ich aber gleich jetzt schon hinweisen. Es ist einestheils der Mangel an reproduzierten Marken. Wenn so oft die Geldfrage hier geltend gemacht wird, so liegt meistens eine falsche Ökonomie vor. Es ist absolut nicht nötig, alle Marken abzubilden, denn Marken, welche bereits in einem der bekannten Führer wie Dresden, Madrid usw. festgelegt sind, brauchen nicht immer wieder abgebildet zu werden. Es würde vollständig genügen, darauf hinzuweisen, im übrigen aber wöglich alle unpublizierten oder schlecht abgebildeten Marken zu bringen. Sehr wichtig und leider meist gar nicht berücksichtigt sind die Eigentumsmarken und alten Inventurnummern, die sich auf Waffen finden. Dafür sei mir gestattet gleich ein schlagendes Beispiel anzuführen:

Bei der Durchsicht der Gewehre des Musée d'Artillerie und Aufnahme der Marken usw. fand ich des öfteren das Monogramm: das ich mir genau abzeichnete, und auch auf den gleichen Gewehren alte Inventurnummern.



Die Lösung fand sich zufällig bei einem Gewehre des gleichen Museums. Dieses (M 581) trug außer dem Monogramm auf dem Kolben noch das Wappen mit dem vollen Namen des Leopold Freiherr von Hohenhausen. Eine Durchsicht meines Zettelkataloges unter den Monogrammen ergab folgende Liste von Gewehren mit obigem Monogramm:

1. Radschloßbüchse, Lauf von Bart. Schachner in Inbruck, Schloß graviert von Joh. Christ. Stengl (in) in München. M 290. Mus. d'Art. Paris.
2. Steinschloßgewehr, Lauf von Mathias Bacza-Madrid. Am Abzugsbügel: Nr. 71. M 551. Mus. d'Art. Paris.
3. Steinschloßgewehr, am Kolben mit Wappen und Namen des Leopold Freiherr von Hohenhausen. Nr. 97. M 581. Mus. d'Art. Paris.
4. Windbüchse mit Nr. 86. M 1568 Mus. d'Art. Paris.
5. Steinschloßflinte. AD 9444 Zeugh. Berlin.
6. Steinschloßpistole von Armand Bongarde. VI 305 Ars. Woolwich.
7. Steinschloßpistole von Th. Clett. mit Nr. 88. VI 394 Ars. Woolwich.

⁹⁾ Meine Sammlung von Waffenschmieden ist bereits auf über 6500 Meister (Plattner, Klingenschmiede, Messerschmiede, Büchsenmacher, Geschützzieher, Goldschmiede und entwerfende Künstler) angewachsen.

Wir haben hier also die Büchsenkammermarke des Freiherrn von Hohenhausen vor uns und können weiter schließen, daß diese Büchsenkammer mindestens 97 Nummern gehabt haben muß. Was die Persönlichkeit betrifft, so kommt offenbar hier der Freiherr Leopold Maximilian von Hohenhausen in Betracht. Er war Kämmerer des Kurfürsten von der Pfalz, Geheimer Staatsrat, Generalfeldzeugmeister in der unterpfälzischen Provinz, kommandierender General-Gouverneur der Residenzstadt Mannheim und Präsident der Akademie der Wissenschaften, geboren am 13. April 1708 und † am 6. Dezember 1783. Im Katalog der Sammlung Graimberg¹⁰⁾ findet sich unter Nr. 1824 eine Bleiplatte, offenbar aus seinem Grabe stammend (Kapuzinerkirche in Mannheim), unter Nr. 3587 sein Porträt, gemalt von Heinrich Karl Brandt, und unter Nr. 2040 sein Degen. Letzterer trägt in einem Schilde den Namen Leopold Freyherr von Hohenhausen und ein Band mit der Devise: LANEAM FERT VIRT HONORIS¹¹⁾. Die Anfangsbuchstaben der Devise LFFVH entsprachen auch denen seines Namens und der Büchsenkammermarke.

Ich könnte noch einige Beispiele bringen, wollte aber hier zunächst nur die Wichtigkeit dieser meist übersehenen Monogramme beweisen. Eine andere ebenfalls in Paris gemachte Beobachtung betrifft die Inschriften und Nummern, welche sich oft auf der Innenseite des Schußdeckels der Kolbenlade an Radschloßbüchsen und Tschinken finden. Um unter den vielen Funden nur einige herauszugreifen, nehmen wir die Radschloßbüchse M 211 her. Im Schußdeckel ist mit Tinte eingetragen:

„Aa 89, durchgebutz v. Darmsteter Carlsberg 1786.“

M 249 trägt folgende Inschrift:

„Aa 130 wurde auf Carelsberg durchgeschmerchelt (geschmirgelt) 1786 durch Wollondier Osterfeld, ein Darmsteter.“

M 257: „Aa 25 aus dem rost auf Carelsberg geschmerchelt 1786.“

Carlsberg war das prächtige, vom Herzog Karl August II. von Zweibrücken erbaute Schloß bei Zweibrücken, das 1793 von der französischen Revolutionsarmee dem Boden gleich gemacht wurde, nachdem der größte Teil der Kunstschätze glücklicherweise nach Mannheim gerettet

¹⁰⁾ Des Prof. Dr. Thom. Alfr. Leger erklärendes Verzeichnis der Denkmäler in der Graimbergischen Altertümersammlung des Heidelberger Schlosses. Herausgegeben von Karl von Graimberg. Heidelberg 1858.

¹¹⁾ Soll wohl heißen LANEAM FERT VIRTUS HONORIS. Die Tugend trägt den Speer der Ehre.

werden konnte⁵⁾. Die Gewehrhammer scheint nach Mannheim und später nach München gebracht worden zu sein, wo sie dann, wie oben erwähnt, mit den Schätzen der Münchner und Neuburger Rüstammer Napoleon I. in die Hände fiel.

Ein Teiler der Zweibrücken-Carlsberger Büchsen, aber auch viele andere des Musée d'Artillerie, welche keine Inventarnummern (Aa usw.) haben, tragen noch weitere Nummern, die ich zunächst noch nicht feststellen konnte. Diese, ganz klein (etwa 2 mm hoch), sind vorn am Lauf direkt neben der Mündung angebracht, etwa 10. Für meine Vermutung, daß auch hier alte Zweibrückener Inventarnummern vorliegen, hoffe ich den Nachweis noch zu finden. Es wäre auch insofern als Ergänzung sehr wichtig, als sich diese Nummern meist auf Steinschloßgewehre finden, welche keine Kolbenladen mehr haben, in welchen auf den früheren Büchsen die Nummern eingetragen sind.

So lange nicht alle Kataloge von Waffensammlungen alle derartigen zur Bestimmung wichtigen Merkmale aufführen, sind diese Kataloge für die Wissenschaft als halb brauchbar aufzuführen.

Und um nur ein weiteres Kapitel ganz flüchtig zu streifen: ein unbedingtes Erfordernis ist, daß Wappen, soweit sie nicht festgestellt werden können, unter allen Umständen entweder abgebildet, oder doch unter heraldisch richtiger Blasonierung ausführlich beschrieben werden. Wie wichtig gerade die Wappen für Waffen sind, mag hier wieder ein Beispiel zeigen, das ich meiner Geschichte der Neuburger Rüstammer entnehme, die voraussichtlich in diesem Jahre noch vollendet wird.

Im Inventare der Neuburger Rüstammer von 1628 kommt folgende Büchse vor:

(Nr. 41) Ein lange Püschbüchsen mit ein blau angeloffenes Rohr und Schloss, hat das

⁵⁾ Siehe: Das Bayerland. Jahrg. XXI München 1910, S. 212 und 213.

Schloss auch ein Schwammschloß, der Schaft durchaus bainen mit Jagdwerk und Mansbildern gestochen, hat am Anschlag ein Rossturnier. Hats Hans von Freudenberg seiner Lehen Empfangnus halber geliefert, wie dann auf der Platten sein Wappen und Namen steht, den 3. Novembris A^o 1580.

Das Inventar von 1654 liefert folgende Beschreibung:

(Nr. 26) Item ein ziemlich langes inwendig glattes Rohr, der Schaft mit ganzem Beinwerk überzogen, beim Anschlag zwei zu Pferd sitzende Kämpfer, in der Mitte ein Schildmann. Das Schloß glatt, blau angelassen, mit einem Feuer- und Schwammschloß.

Das Inventar von 1750 lautet gleich, nur findet sich der Zusatz: zu unterst ein Wappen mit den Buchstaben HVF.

Im Musée d'Artillerie fand ich nun alle diese Merkmale wieder in der Lutten-Radschloßbüchse M 370. Auf dieser treffen wir die Einlagen 2 Reiter (Rofsturnier), zwischen denen ein Mann mit Schild steht, die Buchstaben HVF und das Wappen erwies sich beim Vergleich als das des Herrn von Freudenberg.

So fand ich bereits zahlreiche Gewehre, nicht nur im Musée d'Artillerie, sondern auch im Zeughaus Berlin, Nationalmuseum München, Brit. Museum London usw. Noch fehlen mir aber viele andere, welche sich leicht finden ließen, wenn in allen Katalogen die Wappen genau beschrieben wären. Es wäre noch zu erwähnen, daß in Neuburg seit der Zeit Otto Heinrichs alle Inhaber von pfalzgräflichen Lehen bei der Lehensübernahme oder bei einem Lehensinhaberwechsel eine Küras oder eine wohlverbeinte Püschbüchse als Lehensgeschenk (Zins) in die Rüstammer liefern mußten.

Am Schlusse meiner Ausführungen möchte ich an Museen und Privatsammler die Bitte richten, mich durch Mitteilung von Wappen auf Waffen, Monogrammen und Waffenschmiedemarken gütigst unterstützen zu wollen.



FACHNOTIZEN

Noch einmal das „Schwert von Perasto“. Obwohl ich der Annahme einer Verleihung obigen Schwertes seitens des Banus Grafen Peter Zrin an die Stadt Perasto bis auf weiteres eigentlich skeptisch gegenüberstehe, will ich es zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt lassen — ich tue es auf die Autorität der nachträglichen Mitteilung eines vertrauenswürdigen Gewährsmanns hin —, daß die in Rede stehende Waffe schon deshalb ein hohes Alter für sich in Anspruch nehmen könnte, da sie durch die Verehelichung des Banus Grafen Nikolaus Zrin, des Helden von Sziget, Urgroßvaters des obengenannten Grafen Zrin, 1544 mit der Gräfin Katharina Frankapan, die mütterlicherseits mit dem Despoten Vuksa Stepanović verwandt war, wenn auch nicht nachgewiesenermaßen, so doch vermutlich Weise in die Waffensammlung deren von Zrin gelangt sein mag. Da nämlich der Despot ohne Leibeserben verstarb, und seine Verlassenschaft unter die Verwandten geteilt wurde, so konnte es leicht geschehen, daß das seinen Namen verewigende Schwert durch die Frankapan an die Zrins kam. Dies ist zwar nur eine Annahme, aber keine ganz ungläubwürdige. Die Zrins waren zur Zeit ihrer Blüte, wie dies früher an dieser Stelle¹⁾ dargelegt worden ist, ob ihrer Waffen- und Kunstsammlungen weit und breit berühmt, wofür der Niederländer Jakob Tollius, der den letzten Zrin 1660 auf einem seiner Schlösser aufsuchte, als unverdächtig Zeuge gelten kann. — Sollte also tatsächlich auf diese Weise und schon so früh das Schwert in den Besitz der Grafen von Zrin gekommen sein, so ist es ja möglich, daß es bei seinem demnach vorauszusetzenden beträchtlichen Alter gelegentlich einer notwendig gewordenen Reparatur auch, was den Griff anbelangt, modernisiert wurde. Bei dieser Gelegenheit konnte der ungekürzte Schwertsegen Memento mit Domine vielleicht nachträglich in das Schwert eingelegt worden sein. Ich betone vielleicht, daß ja auch Schwerter, die aus dem 14. Jahrhundert stammen, wie das Fragment Schwert Nr. 00,196 im Berliner Zeughaus dar- (diese Zeitschrift Bd. III S. 225), die ungekürzte Invokation aufweisen, somit dieses Argument nicht unbedingt gegen die Annahme, daß das perastiner Schwert aus dem 15. Jahrhundert

herrühren könnte, zu sprechen braucht, wie das E. A. Gefsler, Zürich in seinen sehr interessanten „Bemerkungen“ im letzten Hefte ausgeführt hat.

Hinsichtlich der Entstehungszeit des Schwer-tes läßt sich noch folgendes nachtragen. Der Metro- polit von Antivari und Geschichtsschreiber Andreas Zmajević, ein Perastiner von Geburt, hat in seinen *Annali ecclesiastici dell' Illirio*²⁾, die bis zum Jahre 1644 reichen, eine, wenn gerade wegen der Wiedergabe der slavischen Beschreibungswörter nicht ganz einwandfreie Beschreibung des Schwer-tes aufgenommen. Diese Tatsache allein genügt, um seine Entstehung sowohl „aus der zweiten Hälfte des 17. oder aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts“ in eine frühere Zeit verlegen zu können.

Jedenfalls wäre eine Beaugenscheinung des Schwer-tes besonders mit Hinblick auf die Unter- suchung der Schriftzeichen und auf das sprachliche Moment geboten, um Zweifel zu lösen, welche die im kleinen Maßstabe reproduzierten Lichtbilder zu beheben nicht imstande sind.

D. v. Preradović,
k. u. k. Linienschiffskapitän d. R.

Geschütze der maximilianischen Artillerie.

In Heft 6 S. 214 dieser Zeitschrift bespricht Major Sterzel drei maximilianische Fal- konetrohre des Berliner Zeughauses. Er fragt sich, wo ihm gleiche Rohre „schon irgend- wo einmal im Leben begegnet sein mußten“. Ich kann ihm auf die Spur verhelfen: Er hat gleiche in meiner Sammlung mittelalterlicher Ge- schütze zu Straßburg und deren Abbildungen im illustrierten Katalog der Straßburger Waffenaus- stellung von 1903 gesehen, allwo mein Schwester- rohr unter Nr. 14 abgebildet ist. — Doch dies nur nebenbei. Nur nebenbei will ich auch hinzu- fügen, daß ich es ebendort bereits ausgesprochen habe, daß diese Rohre zur Artillerie des Kaisers Max gehörten und „für den Schwabenkrieg ge- arbeitet worden sein dürften“.

Wenn ich auf die Sache hier zurückkomme, so tue ich das nur, um an die seltsame Art, mit der hier Alt-Straßburger Besitz nach Berlin gekommen ist, anzuknüpfen. Major Sterzel hat sie bereits geschildert: Die Rohre stecken als Kettenträger vor einer Straßburger Kaserne (wahrscheinlich vor dem alten Arsenal am Broglie); ohne den geringsten Beweis, daß sie wirklich je Oberkircher Besitz waren, findet sich 1874 in Straßburg eine Behörde, welche die

¹⁾ Johann v. Ille, Einiges über die Waffen der letzten Grafen von Zrin (1670), Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. II, S. 229.

²⁾ *Dizionario biografico degli uomini illustri della Dalmazia*, compilati dall' Abb. Simeone Glinbich etc. Vienna, 1856.

Rohre der Gemeinde Oberkirch auf deren Wunsch schenkt; dann verkauft die Gemeinde die Rohre als altes Eisen an eine Maschinenfabrik und von dieser gelangen die Rohre durch Kauf ins Berliner Zeughaus!

Man möchte so etwas kaum für möglich halten. Es ist schon bedauerlich, daß sich eine Straßburger (wahrscheinlich Militär-) Verwaltung findet, welche die Rohre in eine kleine Gemeinde nach Baden verschenkt, ohne zu fragen, ob nicht, wenn sie schon verschenkt werden sollten, die Stadt Straßburg der geeigneteren Schenker und der geeigneteren Ort gewesen wäre, die Rohre zur Schau zu stellen. Und dann diese Gemeinde, die nach wenigen Jahren schon das von ihr erbetene und ihr durch Vermittelung ihres Großherzogs überwiesene Geschenk als „altes Eisen“ verkauft! Hier sind „Schenker“ und „Beschenkte“ gleich tadelnswert.

Daß das Berliner Zeughaus die Rohre mit Schmutzeln aufkaufte, kann ich lebhaft nachempfinden — jede andere öffentliche oder private Waffensammlung würde gleiches getan und recht daran getan haben.

Aber eine andere Frage erhebt sich:

Straßburg war einst berühmt durch sein Geschütz — wie ein Fluch liegt es auf dieser Stadt, daß all diese berühmten Geschütze heute der Stadt entfremdet sind — in Paris, in München, in Berlin, in Basel findet man Straßburger Geschütz, nur nicht in Straßburg — wäre es da nicht Ehrenpflicht des Berliner Zeughauses, uns mindestens eines oder zwei jener Rohre wieder zurückzugeben, nachdem sie unserer Stadt auf so seltsame Weise entzogen worden sind?!

Was die von mir S. 172 u. 173 besprochene bronzene „Handkanone“ anbetrifft, so ist Major Storzels Deutung des Rohres als Hinterladerkammer ja sehr naheliegend, und als dem Besitzer von nahezu einem Dutzend wirklicher Hinterladerkammern hat sich dieser Gedanke natürlich auch mir aufgedrängt; aber ich habe diesen Gedanken schon Heft 5, S. 172 als kaum auf das Rohr zutreffend zurückgewiesen und ein Vergleich des Profiles, wie es dort gegeben ist, mit denen, welche Storzels von Hinterladerkammern S. 215 gibt (und wie sie übrigens in dieser Zeitschrift schon des öfteren gegeben worden sind), zeigt, daß da eben doch etwas anderes vorliegt, daß diese Frage nicht so leicht zu lösen ist. Man beachte nur den Wulstrand an der Mündung und die um die ganze Rundung ziehende Reliefornamentik.

R. Forrer.

Schützenmeister auf Schloß Koburg Anno

1354. „Wir Friedrich (und Balthasar, Markgrafen zu Meissen) bekennen, daß wir Cunczen Ecker, Schutzen, vmb daz er uff vnsir huse (Hause, Schloß) zcu Koburg siczen sal vnd wonen vnd vns oder vnsirn voite (Vogt) zcu Koburg zcu vnsir hant, alle jar fir gute birsarmbrust (Birscharmbrust) oder zwei bancarmbrust (Bankarmbrust, stärker gebaut), welche wir oder vnsir voit von vnsir wegin kysin (auswählen) wollen, machin vnd antwordin sal, Eylftheilb (10 $\frac{1}{2}$) phunt heller jerlich gulde (Gulte = Zins) an vnsirn zcolne (Zoll) in vnsir stat zcu Koburg zcu sinem libe geligin habin (zu seinem Leibe geliehen haben) mit vrkud diez brives. Gegeben zcu Gota am Mittewochin in den Ostern (16. April). — Hauptstaatsarchiv Dresden, Copial 25, f. 69b.

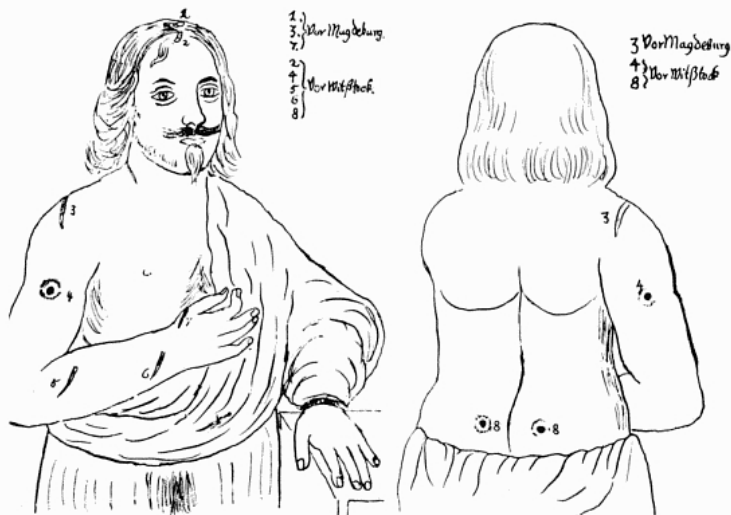
Ringrennen 1607. Die Hochzeit des „Hieronymus Pflugk off Kottwitz mit Jungfer Magdalenen geborne Brandtsteinin zu Brandtstein“ war auf den Sonntag Invocavit, den 21. Februar 1607 festgesetzt worden, und der Kurfürst Christian II. hatte eine Einladung zu dem Feste gnädigst angenommen. Zur Feier des Tages sollte ein Ringrennen abgehalten werden, und es erging deshalb aus der kurfürstlichen Kammer folgender Befehl: „Vf des Churfürsten zu Sachsen und Burggrafen von Magdeburg u. s. w. gnedigste Anordnung vnd bevehlich sollen vnhterzeichnete drey vom Adell dergestalt erfordert werden, das sie kunfftiges Sonnabends den 21. Feb. sich alhier (Dresden) einstellen, sich auch also mit Pferd, Zeug und Kleidung gefast machen, damit sie die hern Mandatoren (Herausforderer) sowohl auch die Aventureirer (die die Forderung angenommen haben) zu angestelltem Ringrennen auff vnd abführen mögen. Als Joseph Benjamin Theler zu Reichenbach, Conradt Theler zu Potschappell, Hans Dippolt Grensing zu Dehlen.“ Loc. 7318, f. 9. Cammersachen 1607.

Gnadengeschuss eines Invaliden 1655. „Daniel Hubatka anderst Wladika genandt“, ein in kaiserlichen Diensten mehrfach verwundeter Soldat, der als nachmaliger Tranksteuereinehmer um sein Hab und Gut gekommen war und 942 Gulden 45 Kreuzer $\frac{3}{4}$ Pfennig Steuergelder nicht abgeliefert hatte, wendet sich an den Kaiser Ferdinand III. mit einem Gnadengeschuss folgenden Wortlautes: „Allergnädigster Kayser, König vnd Herr, Herr u. s. w. Demnach Ich wegen eines in Eurer Kayserlichen Mayestät Tranksteuer vnd Accisen Ämter zue Prag schuldigen Restes durch Ewer Kayserl. Mayst. Inspectorin Frey-

herrn von Losinthal mit hartem vnd bereidt 1 $\frac{1}{2}$ Jahr lang wehrenden Arrest zu meinem eusersten Verderben vndt vntergang belegt worden.

Ob Ich nun zu solchen Rest durch offte Feindt schwedische überfallungen vndt vnterschiedtlicher Armeen hin- vndt wieder marchen

allergenedigst nachsehen würden. Dippoldswalda, den 10. Dezember 1655.“ — Das „Conterfei“ liegt den Akten (Locat 8754. Intercessiones Anno 1655—57. S. 55 f.) bei. Es ist eine colorierte Zeichnung, bei der sich die Konturen der Vorder- und Rückseite decken. Die Anzahl der Wunden und deren Lage sind deutlich zu sehen. — Leider



qua all dafs meinge danebenst als Ewer Kaysl. May. dazumahl gewester vnvürdiger Einnehmer vmb 605 Gulden 23 Kreuzer, welches Geld Ich in der Erde verwahrt gehabt, kommen bin. Derowegen dann Ich dieser aller vnterthenigster Zuversicht gewesen vndt dato noch bin, das Ewer Kays. May. in ansehung meiner Viel Jahr hero deroelbten geleisten treuen Kriegsdiensten vndt vielen aufgestandenen Tödtlichen schufswunden, so Ich bey letzter Eroberung der Stadt Meydeburg vndt Feldtschlacht Witstock an meinem Leib vndt beygelegten Conterfei von No. 1 bis No. 8 bekommen, welche Wunden, absonderlich No. 8 bis dato, Ja bis in meinen Todt aufzuheilen nicht kommen kan, mir solche Rest, wie es etzlichen Einwohnern, die Ihr lebszeiten keinen Herrendienst im Feldt versehen, wiederfahren,

ist das Gesuch nicht abgegangen. Über das fernere Schicksal des Invaliden habe ich nichts in Erfahrung bringen können.

Otto Mörztzsch, Dresden.

Zu: **Zwei Prunkschwerter aus dem 16. Jahrhundert** (Heft 6, S. 218). Der Besitzer der beiden Waffen hat auf dem schwierigen Wege der Auflösung in Anfangsbuchstaben eine Lesung der Inschrift des einen Degens versucht und wendet sich an die Leser der Zeitschrift, zur Lösung des Rätsels beizutragen. Ich glaube, man kommt leichter zum Ziel, wenn man den einfacheren Weg wählt. Das Wort MVNST-NS dürfte wohl heißen Munsten S(olingen), die wohl schwerer leibenden anderen Buchstaben, die angeblich lauten A H IB I-FR dürften sich bei näherem Ansehen

wohl als ANDREIS entpuppen. Das Resultat: eine Klinge des bekannten Solinger Klingenschmiedes Andreis Munsten (vergl. Führer des Histor. Museums Dresden E 7, E 597, E 612, Führer der Leibbrüstammer Stockholm L 598 usw.). Eine Erklärung der Inschrift als „Albrecht Herzog in Bayern“ ist wohl schon aus dem Grunde ausgeschlossen, daß sich abgekürzte Namensbezeichnungen niemals in Blutrinnen finden. An dieser Stelle sind nur Namen von Klingenschmiedern oder Sinnsprüche anzutreffen.

Othmar Wetter arbeitete übrigens niemals mit Silbertauschierung, sondern nur in Eisen-schnitt und Vergoldung. Der Stil beider Schwertgriffe scheint mir eher auf Italien hinzuweisen.

Stöcklein.

Im Königl. Historischen Museum befindet sich ein Hirschfänger (Jagdwaffensaal M, 270), dessen Griff dem des Rambaldischen Schwertes Nr. 1 sehr verwandt ist. (S. Abbildung.) Das



prächtige Stück findet sich schon in dem Inventarium über die Jäger-Kammer von 1668 unter Nr. 280 folgendermaßen genannt:

Eine Bandwehr, die Klinge mit dem Reichs-Apfel und oben mit Golde und Silber eingehauen, das Creuz, Stangen, Grieff und Knopff von eisen, durchaus mit golde und Silber künstlich eingehauen, in einer schwarz Sammeten Scheiden, mit dergleichen eisernen und eingehauenen Beschläge.

Wie aus der Abbildung zu sehen, entspricht die Figur des Marcus Curtius, der sich in den Feuerschlund stürzt (nicht Hl. Georg) auf dem Knauf der des Rambaldischen Schwertes völlig, der Auerhahn sitzt nicht am Parierring, sondern an dem balusterartig profilierten Griff. Auf der andern Seite des Knaufes ist Mucius Scaevola dargestellt, der die dolchbewehrte Rechte über die Flamme hält. Die in Gold und Silber tauschierten Ornamente sind von größter Feinheit und Schärfe der Durchbildung. Die Waffe (Abbildung s. auch Hettner-Büttner, Das Königl. Historische Museum in Dresden, München 1871, Bl. 55) hat eine Länge von 0,96 m, wovon 0,79 m auf die Klinge kommen. Die von Rambaldi angegebene Gesamtlänge seines Schwertes dürfte wohl nicht 1,80 m sondern 1,08 m betragen; sein Hinweis auf eine Ähnlichkeit des Stückes mit dem Prunkdegen des Kurfürsten Maximilian I. ist kaum stichhaltig. Das Dresdner Stück hat mit Othmar Wetter nichts zu tun und gehört in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts; dasselbe dürfte für das „Prunkschwert“ des Grafen Rambaldi gelten. E. H.

Zur Geschichte der Künstlerfamilie Kaphan.

Der Name eines Franz Kaphan ist als der eines Eisenarbeiters und Tausiators, der die schöne Armbrust des Kurfürsten August von Sachsen geschaffen hat, vor drei Jahren zum ersten Male genannt worden (s. meinen Aufsatz in den Mitteilungen aus den sächsischen Kunstsammlungen I. 1910, S. 55 „Bolzenkasten und Armbrust des Kurfürsten August im Königl. Historischen Museum zu Dresden“). Zu den weiteren, dort genannten Mitgliedern der Familie, Matz (Mathias?) und Paul gesellt sich nun ein weiterer, Georg und zwar gleichfalls als Künstler in Metall. Im Zusammenhang mit einem schwarz eisenerfarbenen Ballienküris d. h. einem leichten Turnierharnisch, der gleichfalls dem Kurfürst August gehörte, nennt das Gesamtinventar der Rüstammer von 1606, S. 146, „einen schwarzsammeten Sattel, mit gulden und silbern schienen belegt und getriebener Historien Arbeit, welchen Kaphan gemacht hat“. Den Vornamen dieses Meisters erfahren wir aus einer Notiz ebenda S. 1119: „Ein schwarzer Sattel mit schwarz lundischen Tuch, schwarzen Sammet,

seidenen strichen und frenslein belegt, hinden und vorne mit blanken getriebenen eisernen Blech beschlagen, ist von Georg Caphan erkaufft ao. 1587." Unter den gegenwärtigen Beständen des Historischen Museums lassen sich zwar diese Sättel nicht mehr nachweisen. Jedoch kann man sich von der Art ihrer Arbeit vielleicht einen Begriff machen nach den beiden prachtvollen Kürissätteln (Saal K, Schrank V), die neben reicher ornamentaler Arbeit in getriebenen dunkelgrauen Eisen Auflagen aus vergoldetem und getriebenen Kupfer, zum Teil mit figurlichen Darstellungen zeigen. Den mit den sieben Reiterszenen hat der berühmte Bildhauer Giov. Maria Nosseni, der Schöpfer der Fürstenkapelle im Dome zu Meissen, entweder entworfen, wie der Führer von 1899 S. 197 berichtet, oder wenigstens, wie das genannte Inventar von 1606 S. 1048 schreibt „machen lassen, ist anno 87 zum Heiligen Christ verehret worden". Es handelt sich also um ein Weihnachtsgeschenk und zwar, da in der Goldstickerei des Sattels das Monogramm CS wiederkehrt, um ein solches der Kurfürstin Sophie an ihren Gemahl, Kurfürst Christian I. Das dazu-

gehörige Rofszeug „ein schwarz sammeter Hinderzeug... mit Gold und dem sächsischen Wappen gestickt", wird im Inventar mit derselben Bemerkung wie der Sattel begleitet „hat Johann Maria machen lassen". Sollte man annehmen, daß der italienische Meister, der seit 1581 die künstlerische Leitung und Ausstattung von vielerlei Aufzügen und Mummereien, sogen. Inventionen am sächsischen Hof übernommen hatte, selbst die künstlerischen Entwürfe zu den Prachtgeschirren und -Sätteln gefertigt habe, die als seine eigenen Geschenke oder als die der Kurfürstin in die Sattelkammer gelangten? Die von Mackowsky (Giov. Maria Nosseni) und die Renaissance in Sachsen, Berlin 1904, S. 93) angezogenen archivalischen Mitteilungen schließt diese Möglichkeit jedenfalls nicht aus. Die Tätigkeit Georg Kaphans, der uns hier als Sattelmacher begegnet, reiht sich also mit dem Jahre 1587 der Zeit, in welcher die Brüder Kaphan für den sächsischen Hof arbeiteten, und die sich nach dem genannten Aufsatz mit den Jahren 1587 und 1589 urkundlich begrenzen liefs, zwanglos ein. E. H.

LITERATUR

Julius Schwietring: Zur Geschichte von Speer und Schwert im 12. Jahrhundert. Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte Nr. 3, 8. Beiheft, 2. Teil.

In der Vielseitigkeit der Waffe liegt ein guter Teil ihres Reizes, in ihr aber bergen sich auch die Klippen, an denen die klare Kenntnis der Waffe oftmals zerschellt. Die Beziehungen zu den verschiedensten, zum Teil heterogenen Wissensgebieten, wie vor allem den Kriegs- und Kunstwissenschaften, führt leicht, selbst wenn das Problem von einer Seite ernsthaft angefaßt wird, zur kritiklosen Übernahme von Bestimmungen des anderen Wissensbereiches, die man respektiert, nur weil man sie nicht versteht. Die Ergebnisse bleiben infolgedessen zum mindesten halbe.

Um die Ergebnisse der Forschung zu sammeln und in Einklang zu bringen, ist man daran gegangen, eine selbstständige Waffenwissenschaft zu schaffen. Hierdurch wird aber leicht ein Streben nach Allwissensgedächtnis, das der Verschiedenheit der Gesichtspunkte doch nicht gerecht wird und weder für den Forschenden noch für die Forschung befriedigend und ersprießlich ist. Nichts kennzeichnet den derzeitigen Stand unserer Kenntnisse von den Waffen deutlicher als die Tatsache, daß der Waffenbesitzer heute noch in den meisten Fragen auf das vor mehr denn zwanzig Jahren erschienene Handbuch der Waffenkunde von Böheim angewiesen ist. Niemand wird—besonders an dieser Stelle—die wertvolle Leistung unterschätzen wollen, in der das schnell erworbene weitwichtige Wissen eines temperamentvollen, um die Waffenkunde einzig verdienten Mannes bewahrt ist, und in der so viele

Probleme angeschlagen sind; aber ebenso weist jeder, der sich dieses Kompendiums vor allem zur Orientierung mit Nutzen bedient hat, daß viele seiner Angaben nicht mehr der Kritik unserer Tage standhalten können.

Um eine sichere Grundlage für die Waffenkunde namentlich des Mittelalters zu gewinnen, ist es vor allem nötig, das reiche Material der darstellenden Kunst und der Literatur systematisch zu sammeln und kritisch zu sichten. Die Arbeit, die hier geleistet werden muß, ist und bleibt die des sachkundigen Spezialforschers, der weiter nichts als seine Quelle vor Augen hat und sich bei seiner Aufgabe weise Selbstbeschränkung auferlegt. So sind denn auch die Arbeiten, an die man sich bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung mit Vertrauen wenden kann, vor allem Spezialarbeiten. Ich denke etwa an die mustergültigen Entwicklungsreihen, die Demay lediglich auf Grund von Siegeln aufgestellt hat.

Eine neue vorbildliche Leistung, die aus literarischer Quelle schöpft, ist die umfangreiche Abhandlung von Julius Schwietring in den Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte unter dem Titel: Zur Geschichte von Speer und Schwert im 12. Jahrhundert.

Es ist schwer zu sagen, was an diesem Aufsatz wertvoller ist, die wichtigen Ergebnisse des interessanten Themas oder die vorbildliche Art und Weise, mit der sie gewonnen werden.

Wie sehr dem Verfasser die Methode am Herzen liegt, zeigt die ausführliche vorangeschickte Einleitung über das Thema: Epische Dichtungen als Quelle zur Waffen-geschichte. S. setzt sich zunächst mit früheren, verfehlten Versuchen auseinander, die Aussagen der Dichter für die Waffenkunde zu verwerten. Entweder ist die Literatur in unkritischer Weise benutzt worden, um ohne Berücksichtigung der zeitlichen Reihenfolge der angeführten Denkmäler

vorgefaßte Ansichten zu stützen (San Marte), oder es fehlt das Augenmaß, unter den dichterischen Zeugnissen das Typische vom Singulären zu scheiden, weil auf die Kontrolle verzichtet wird, die sich aus dem nie fehlenden kausalen Zusammenhang bei der Entwicklung der Waffe ergibt (Alwin Schulze). Ganz allgemein beschränkt sich die Fragestellung auf die Angaben über die äußere Gestalt der Waffe und läßt darüber ihre Handhabung außer Acht.

Dagegen zeigt S., wie sehr es zunächst bei der Benutzung von Quellen auf ihre genaue Kenntnis ankommt. Mit der zeitlichen Bestimmung allein ist es nicht getan. Eine Dichtung kann auf eine ältere zurückgehen, und ihre Schilderungen können einer ihrer eigenen Entstehungszeit ganz entlegenen Kulturepoche entstammen. So muß zum Beispiel bei der Äncide Veldeke mit einer direkten Übernahme antiker Waffenschilderungen gerechnet werden. Wiederum ist die Aussage der höfischen Dichtungen zuverlässiger als die des Spielmanns, der dem ritterlichen Leben fern steht und das Waffenwesen nicht aus eigener Anschauung kennt.

Vom Quellenwert geht S. zur methodischen Fragestellung über. Die epische Dichtung gibt eine weit weniger zuverlässige Antwort auf die Frage nach der Form, die bisher fast ausschließlich an sie gerichtet wurde, als nach dem Gebrauch der Waffe, und demgemäß reichlicheren Aufschluß über die Trutz- als über die Schutzbewaffung.

Mit diesem klaren Ziel vor Augen stellt sich S. bei seinem Thema, die Gebrauchswiese von Speer und Schwert zu erforschen, die doppelte Aufgabe, in den Quellen zunächst die Bezeichnungen festzustellen und dann die damit verbundenen „waffenagierenden“ Verben zu untersuchen. Für die strenge Befolgung der gekennzeichneten, ebenso geistreichen wie logischen Methode bietet die Untersuchung in souveräner Beherrschung eines reichen Quellenmaterials ein Musterbeispiel.

Hier kann nur kurz auf die Behandlung des Speeres eingegangen werden, weil sie den Kern der Abhandlung bildet und die wertvollsten Ergebnisse zeitigt, aber auch in einzelnen Folgerungen nicht ganz unwidersprochen bleiben kann. Zunächst wird an der Hand der Bezeichnungen für den Speer die Identität von *sper* und *spiez* zu Beginn des 12. Jahrhunderts nachgewiesen. Doch der gleiche Dichter, der 1131 (Rolandslied) noch der Bezeichnung *spiez* die Vorzug gibt, braucht um 1150 (Kaiserchronik) *sper*, *spiez* fast nur noch in Verbindung mit Jagdausdrücken. Von der Hand des Ritters wird ausschließlich der *sper* geführt. Es ist also in der Zwischenzeit eine Bedeutungs- und Differenzierung zwischen *spiez* und *sper* eingetreten. Dieser nicht alleinstehende Fall des schnellen Wechsels der Bezeichnungen beleuchtet grell die Schwierigkeit bei der Verwendung alter Bezeichnungen in der modernen Waffenkunde und mahnt zur Vorsicht in der generalisierenden Übernahme.

Zur Handhabung des Speeres übergehend wird gezeigt, daß im ersten Drittel des Jahrhunderts *sper* und *spiez* mit den gleichen „agierenden“ Verben verbunden sind. Beide werden *üfzuckt*, d. h. zu Wurf und Stoß über den Kopf emporgeworfen. Noch 1131 (Rolandslied) werden beide geworfen, um 1150 (Kaiserchronik) dagegen fällt beim Speer *üfzucken* und *werfen* weg: Also in der gleichen Zeit der Bedeutungs- und Differenzierung von Speer und Spieß ist auch ein Wandel in der Handhabung eingetreten: Der Speer ist zum schweren Reiterspeer geworden, der nicht mehr geschwungen und geworfen, sondern eingelegt wird. Für das Einlegen des Speeres bildet sich unter schwankenden Bezeichnungen wie *niederläzen*, *sinken*

läzen, *nieder halten* erst am Ende des Jahrhunderts der ständige Terminus *sper neigen* (Hartmann von Aue).

Der vorsichtig entwickelte klare Gedankengang führt also auf rein literarischer Grundlage zu neuen, wertvollen Daten über die wichtigste Entwicklungsphase des Reiterspeers, die von größter waffen- und kriegsgeschichtlicher Tragweite ist. Bildliche Darstellungen sind nur zu Illustrationszwecken herangezogen. Weniger Glück zeigt Verfasser bei den anschließenden Ausführungen, die auch zum Teil außerhalb des Rahmens des eigentlichen Programms auf dem ihm weniger vertrauten Terrain bildlicher Darstellungen ihren Ausgangspunkt nehmen. In einzelnen Fällen scheint S. außerdem im Eifer des Interpreters der naheliegenden Gefahr nicht ganz entronnen zu sein, mehr aus den Quellen heraus lesen zu wollen, als sie enthalten.

S. stellt zunächst die Behauptung auf, die Wirkung des eingelegten Speeres beruhe bis in die siebziger und achtziger Jahre hinein noch vor allem auf der Stoßkraft des freibewegten Arms. Als Beweis wird aus dem Hortus Deliciarum der Herrad von Landsberg (ca. 1175–80) die Darstellung eines Stechens herangezogen (Abb. 7). Das hintere Schaftende des wagrecht gehaltenen Speers ist hier nicht unter den Arm geklemmt, sondern liegt über dem Arm. Diese Speerhaltung scheint nun aus Gründen des Schwergewichts in Wirklichkeit einfach unmöglich. Man versuche nur, eine ganz leichte Stange in der Weise zu halten, wie es die Abbildung zeigt! Bei dem starken Vorgehicht des ausgelegten Schaftes ist es eine respektable akrobatische Leistung, sie auch nur kurze Zeit in dieser gezwungenen Lage frei in der Hand zu halten, geschweige denn als Waffe gegen einen Gegner zu führen. Die Speerhaltung ist augenscheinlich vom Zeichner des Blattes selbst schon mißverstanden wiedergegeben, S.'s eigene Angaben gehen dafür vielleicht die Erklärung. Der Verfasser führt selbst aus, daß der Hortus Deliciarum ein unselbständiges Werk kompilatorischer Art ist; auch wird auf die auffällige Verwandschaft des herangezogenen Blattes mit einer ebenfalls abgebildeten Zeichnung aus den Regesten der Bischöfe von Straßburg I, 1 Abb. 4 hingewiesen. Ein kurzer Vergleich belehrt, daß die letztere in der getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit und der Frische der Darstellung entschieden den Vorzug verdient. Mag nun eine direkte Übernahme oder eine gemeinsame Quelle vorliegen, so ist die Regestenzeichnung augenscheinlich die ursprünglichere. Auf dieser Zeichnung aber wird der Speer von sämtlichen Reitern deutlich unter dem Arm eingelegt, der offenbar im Hortus Deliciarum auf Grund der mißverstandenen Vorlage über dem Arm liegt.

Von der Unzuverlässigkeit der Zeichnung abgesehen, ist es auch nicht recht ersichtlich, wie S. aus dieser Darstellung eine besondere zeitliche Stufe für die Handhabung des Speeres ableiten will, denn drei Zeilen unter dem Satze der aus der eben besprochenen Zeichnung die Behauptung ableitet: „Der Speer liegt noch nicht unter dem Arm“, heißt es mit Bezug auf zwei andere Zeichnungen der gleichen Handschrift (Abb. 8, 9): „Die Speerführung unter dem Arm kennt Herrad nur bei Fufkämpfern“. Nach S. unausgesprochener Auffassung wird also die endgültige Speerhaltung vom Fufkämpfer entwickelt. In Wahrheit aber ist die neue Handhabung des Speeres eine offenbar rein kavalistische Idee, die die Wirkung des stoßenden Arms durch die Wucht des anrennenden Pferdes ersetzen und steigern will. Die These S., die Wirkung des eingelegten Speeres beruhe bis in die siebziger und achtziger Jahre hinein noch vor allem auf der Stoßkraft des freibewegten Arms, enthält eben einen Widerspruch in sich selbst. Das

Einlegen der Lanze bedeutet ein Fesseln des Speeres am Körper durch den gebeugten Arm und damit ein Festlegen des Armes selbst. Die beiden Handhabungen des freien Stoßes mit dem Arm und des Stoßes mit der eingelegeten Lanze stehen also in einem Gegensatz, und nie und nimmer kann die erstere als eine Vorstufe der zweiten aufgefaßt werden; wohl aber ist ein Stadium denkbar und sogar wahrscheinlich, in dem die Leichtigkeit und Kürze des Speeres noch die Handhabungen des „Aufzuckens“ und des Einlegens nebeneinander ermöglichte. Indessen die beiden für die Speerhaltung unter dem Arm von S. herangezogenen Zeichnungen des Hortus (Abb 8 und 9) scheinen mir zu beweisen, daß zu dem Zeitpunkt ihrer Entstehung wenigstens dieses Stadium überwunden war. Die Haltung des Speeres unter dem Arm bei den Fußkämpfern dieser Blätter erscheint höchst unweckmäßig, und ich bin zunächst sehr geneigt, hier eine ebenfalls mißverständliche Verallgemeinerung der neuen Speerhaltung zu sehen, die der Kompilator wegen ihrer Neuheit als Kennzeichen des Ritters anbringen wollte, wo er irgend konnte. Sind sie aber der Wirklichkeit entnommen, so gibt es für die Handhabung nur eine Erklärung: Es handelt sich um abgessene Ritter; die linke Hand ist durch den Schild zum Schutze des Körpers beansprucht, und der Reiterspeer ist bereits so lang und schwer, daß er mit der rechten allein nicht frei gehandhabt werden kann. Er wird daher wie zu Pferde unter den Arm geklemmt und der Gegner im Lauf zu Fuß angerannt; denn mit dem Stoß des Armes allein ist eben in diesem Falle rein gar nichts auszurichten.

Die unsicheren Vorstellungen des Verfassers über die Funktion des Armes bei eingelegetem Speer führt ihn noch zu einem weiteren, nach Ansicht des Referenten falschen Schluß. Es handelt sich um die Interpretation der Ausdrücke „*under die sechen (Achsel) slahen*“ und „*unders arm slahen*“. Mit Recht lehnt S. Violets Auffassung ab, aus den beiden Bezeichnungen zwei zeitliche Entwicklungsstufen des Einlegens des Speeres abzuleiten. Er glaubt dagegen, es handle sich um zwei verschiedene Haltungen des Speeres, die sich nach dem Ziel richten bei horizontaler Speerhaltung werde der Speer unter den Arm geschlagen, bei hohem und tiefem Ziel unter die Achsel gelegt. Die beiden angezogenen Illustrationen aus dem Hortus (die schon genannten Abbildungen 8 und 9) sind als Belege für diese Auffassung jedenfalls schlecht gewählt. Denn sie zeigen gerade bei unvoreingenommener Betrachtung, was auch das Natürliche zu sein scheint, daß die Lage des Schaftes unter der Achsel bei jedem Ziel beibehalten wird. Die Hebung oder Senkung der Spitze wird von der Faust reguliert. *under die sechen* und *unders arm slahen* sind also wohl für die gleiche Aktion zwei synonyme Bezeichnungen, von denen nur eine exakter ist.

Endlich muß noch eine spezielle Speerhaltung abgelehnt werden, die mit wenig Glück aus zwei Stellen von Hartmann „Iwein“ abgeleitet wird. Es heißt da vom Helden, er „*imte vaste sin sper vor of sine brust her*“ und an anderer Stelle „*so seichen sie sin sper und slagen of die brust her, das si mit sechen*“. S. glaubt diese Stellen so verstehen zu müssen, daß das Schaftende fest gegen die Brust gestemmt wird. Hiergegen aber muß sich die gesunde Anschauung auflehnen. 1. ist es genau wie bei der irreführenden Zeichnung des Hortus unmöglich, den Speer an seinem letzten Ende in der Hand zu halten, ohne daß er herunter schlägt und d. — wäre dies möglich — so würde der Betreffende bei dieser Speerhaltung geradezu Selbstmord üben, denn den Stoß, den er gegen den Gegner führt, empfängt er selbst mit gleicher Wucht, nur, daß er jenen die Spitze, sich selbst das Schaftende in die Rippen

rennt. Das *festkleben* auf die Brust ist wohl nur ein prachtvoll versinnlichender Ausdruck dafür, daß der Speer eng an den Brustkasten gepreßt wird, um sicher und ruhig zu zielen. Denn so lange der Rasthaken noch fehlt, muß der Speer im wesentlichen vom dem gegen die Brust klemmenden Arm festgehalten werden. —

Wurde in einer Reihe von Fragen ein von den Ausführungen des Verfassers abweichender Standpunkt eingenommen, so bedeutet dies keine Einschränkung der eingangs geäußerten, rühmenden Auffassung von der Gesamtleistung, von der hier nur ein Teil besprochen werden konnte. Die Einwände werden eine Vorstellung geben von den interessanten Problemen, die hier angesprochen sind, und mögen zur Lektüre des Ganzen und zur Stellungnahme anregen. Jeder Leser wird die Empfindung haben, daß hier ein Fachgelehrter mit ausgezeichneten methodischer Schulung seine reichen Materialkenntnisse unbesorgt der ersten Erforschung der Waffe zur Verfügung stellt. Und solche kann die Waffenkunde brauchen. —

Die in kleinerem engem Zusammenhang mit der Abhandlung stehende Bezugnahme S. auf einen Helm der Sammlung Wilzek gibt mir den willkommenen Anlaß, zu dessen in Bd. VI Heft 1 dieser Zeitschrift, S. 43 Abb. 3 vertretenen und von S. übernommener Bestimmung Stellung zu nehmen. Der Helm wird dort als konischer Spangenhelm aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeichnet.

Ich hatte seinerzeit Gelegenheit, ihn selbst in der Hand zu halten. Sieht man von der Echtheit dieses in seiner Konstruktion wenig überzeugenden, in der Form nicht sehr einheitlichen Helmes ab, so spricht ein wichtiger Gesichtspunkt jedenfalls gegen seine frühe Datierung. Es handelt sich um den ganz ausgebildeten Nackenschirm.

Der Nackenschirm überhaupt ist dem frühen Mittelalter völlig fremd, erst im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden wir die ersten Ansätze dazu an der Beckenhaube, deren Rückwand sich nach dem Nacken senkt. Aus ihr entwickelt sich dann der eigentümliche Nackenschirm der Schallern im 15. Jahrhundert, der vereinzelt bei Sturmhaube des 16. Jahrhunderts in klassischer Umprägung weiter lebt. Daneben wird der geschobene Schirm der späten, orientalischen Sturmhaube von der Zischägge übernommen. — Wie fern noch dem 11. Jahrhundert der Gedanke des Nackenschirms liegt, zeigt am deutlichsten die Genesis des Topfhelms. Dieser geht bekanntermaßen aus dem zylindrisch gestalteten Beckenhelm vom Ende des 12. Jahrhunderts hervor (Vergleiche Demay: Le Costüm de Guerre et d'Apparat, Taf. VIII Abb. 35), an den im Beginn des 13. Jahrhunderts vorn eine Gesichtsmaske ansetzt (Demay ebenda Taf. IX Abb. 41). Erst im zweiten Jahrzehnt senkt sich vereinzelt auch die Rückwand ein wenig zum Nacken herab und es entsteht der typische Topfhelm des 13. Jahrhunderts (Demay ebenda Taf. IX Abb. 38).

Der Nackenschirm des Wilzekschen Helmes scheint nach seiner Gestalt dem geschobenen Schirm der Zischägge noch am nächsten zu stehen. P. Post.

Dr. Walther Thénus: Die Anfänge des stehenden Heerwesens in Kursachsen unter Johann Georg III. und Johann Georg IV. (Heft 31 der Leipziger Historischen Abhandlungen.) Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig.

Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, auf Grund der Akten des Königl. Sächs. Kriegsarchivs und des Königl. Sächs. Hauptstaatsarchivs, sowie mit Benutzung

einer reichhaltigen Literatur einen Abschnitt aus der sächsischen Heeresgeschichte, und zwar mit großem Fleiße zu bearbeiten. Veröffentlichungen aus der Geschichte der sächsischen Armee werden immer mit Freuden begrüßt, denn es ist nicht lange her, daß auf diesem Gebiete Schweigen herrschte. Erst neuerdings ist hier ein Erwachen zu verzeichnen, und wenn das Interesse der Geschichtsschreiber für das sächsische Heer und dessen Entwicklung noch steigt, wenn geschlossene Abschnitte wie der vorliegende behandelt werden, so gibt das dereinst eine sächsische Heeresgeschichte, die jene von Schuster und Francke zu ersetzen geeignet ist. Wir sind froh, die letztere zu besitzen, aber sie ist doch lückenhaft und unzureichend. Freilich vollkommen ist die Theniussche Arbeit nicht. Wie ich schon bei einer Besprechung seines Buches im Neuen Archiv für sächsische Geschichte bemerkte, hätten einige Abschnitte doch noch ausführlicher behandelt werden können, und etwas Genaueres über die Taktik des ersten sächsischen stehenden Heeres zu erfahren bez. festzulegen,

wäre für viele Leser von großem Interesse. Vielleicht ist diese Bemerkung geeignet, den Verfasser zu reizen, „die Taktik des ersten sächsischen stehenden Heeres unter Johann Georg III. und IV.“ in einem besonderen Aufsätze zu bearbeiten. Dann hätte er das in seiner Doktorarbeit Fehlende ersetzt.

Nach einer einleitenden Betrachtung über die Reichskriegsverfassung vom ausgehenden Mittelalter bis 1681 und den ersten stehenden Heeren im Reiche wendet sich der Verfasser den ständischen Verhandlungen und der finanziellen Grundlage des stehenden Heeres in Kursachsen zu, bespricht dann die Oberleitung, das Offizierskorps, das Unteroffizierskorps, das Aufbringen der Mannschaft, die Gliederung des Heeres, der Unterhalt, das Gerichts- und Sanitätswesen und endlich die Seelsorge.

Soviel in aller Kürze über den Inhalt. Die Form der Arbeit betreffend, muß bemerkt werden, daß einige stilistische und etymologische Unebenheiten hätten vermieden werden müssen.

J. E. Hottenroth.

VEREINS-NACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind:

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin, Regent des Herzogtums Braunschweig, Königliche Hoheit, Braunschweig.

Bolsouanas, Jean, Direktor, Genf, 10 rue St. Victor.

von Courbière, René, Major z. D., Bezirksoffizier in Jaroschin, Provinz Posen.

Veränderungen:

Kreisbauinspektor **Schmid, Marienbog**, ist zum Kgl. Baurat ernannt worden.

Hofrat Professor **Dr. Koetschau** ist Direktor der städtischen Museen in Düsseldorf, Adr.: Düsseldorf, Kunsthalle.

Prof. Dr. **H. A. Krüger**, Herrenhausen bei Hannover, Herrenhäuserstr. 76 verkauft ein vollständiges Exemplar der Zeitschrift.

Druckfehlerberichtigung.

In der Besprechung „Sammlung Henri Moser-Charlottenfels: Orientalische Rüstungen und Waffen“ von Rudolf Cederström in Heft VI, S. 221, sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S:	221, rechte Spalte, Zeile,	16:	statt „Darn“	lies Davud
	„ 221, „ „ „	31:	„ „Reinand“	lies Reinaud
	„ 221, „ „ „	39:	„ „Ykasamen“	lies Katalog
	„ 221, „ „ „	57-61:	fällt weg	
	„ 221, „ „ „	62:	statt „Asad“	lies Asaad
	„ 222, linke „ „	13, 16, 17, 19:	statt „Tahmarp“	lies Thamasp
	„ 222, „ „ „	16:	statt „Ullas“	lies Ulla
	„ 222, „ „ „	33:	nach „stützen“	ist einzuschließen: Nachnahmen sind dazu sicher nicht ausgeschlossen, obwohl es mir scheint, daß man das Vorhandensein solcher anzunehmen gar zu geneigt ist.



Rüstkammer Boglan ^{1/2} Schreibert. 10

liefert an Sammler und Museen

Schutz- u. Trutzwaffen

Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
Orient, Indien, Japan.

Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.

Prima Referenzen!

Bei Einkäufen, Bestellungen oder Anfragen

bitten wir die geehrten Leser,
sich auf die „Zeitschrift für
historische Waffenkunde“ be-
ziehen zu wollen.

Darstellung der Tellsage

Durch Vermittlung der Schrift-
leitung werden gefl. Mitteilungen
erbeten über die

**Darstellung der Tellsage
auf Waffen um 1500, be-
sonders auf Armbrüste.**

Zuschriften unter „D. E.“ an die Buch-
druckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch
Stiftung, Dresden-A., Posaun 1, erbeten.

KUCHENREUTER

1 Paar Stelenschloß-Pistolen von Jakob
Kuchenreuter, Fischbaugriff, damasziert,
Lauf m. Silber eingelegt, M. 118. 1 Paar
Stelenschloß-Pistolen, später perkussio-
niert, von Joh. Andreas Kuchenreuter,
Schäft geschulzt, Lauf m. Silbereinlagen
M. 85. 1 Paar Stelenschloß-Pistolen von
J. Adam Kuchenreuter, Lauf goldtau-
schiert, in Kasten mit goldgeprägtem,
rotem Saftianleder ausgelegt M. 120.
1 Stelenschloß-Jagd-Gewehr, später per-
kussioniert, von Joh. Jak. Kuchenreuter,
sehr hübsch ausgestattet, M. 35.

G. LOLL, GRÜNBERG

(Schlesien) 81

Den **Inseratenanhang** der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ empfehlen wir der
gen Benutzung unserer Mitglieder. Der Anhang soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Ver-
aufen und Auktionen historischer Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche
er Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz usw.

Wir bitten unsere Mitglieder, den Anhang im vorstehenden Sinne zu benutzen.

Insertions-Preise: Die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum im Text 35 Pfg.

Die dreigespaltene Petitzeile auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:

Dr. Rose, Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die
Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.
Waisenhausstraße 34.

Die Bewaffnung der Germanen zur Römerzeit

Von Martin Jahn

Überblickt man die historischen Quellen für die älteste germanische Geschichte und geht die Berichte der antiken Schriftsteller über die Kämpfe unserer Vorfahren mit den Römern durch, so erhält man nur geringe, unklare und unsichere, ja oft falsche Kunde über die Beschaffenheit der Bewaffnung der alten Germanen, über ihre Kampfesrüstung, die sie in den Stand setzte, den gefürchteten römischen Legionen zu widerstehen. Wie verwirrend hat z. B. die verächtliche Schilderung

telerum colligitur. Zu was für Fehlschlüssen gelangte man bei der Erklärung der taciteischen *framea*, um nur diese Beispiele zu nennen. Diese Lücke in den historischen Quellen füllt in vollkommener Weise das Quellenmaterial der Vorgeschichte aus. Die Wissenschaft des Spätens hat uns die Waffen, welche die Germanen führten und die sie den Verstorbenen und Gefallenen mit ins Grab legten, zu Tausenden wieder ans Tageslicht gehoben und der Forschung zu-

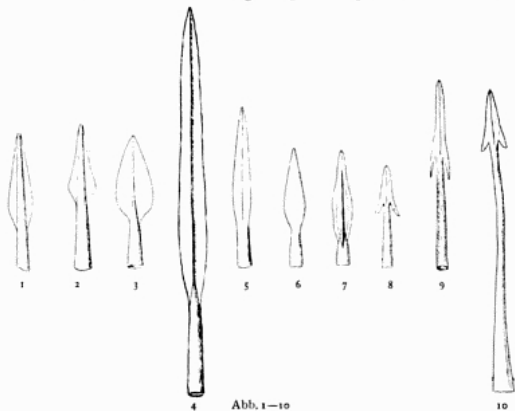


Abb. 1—10

der germanischen Waffen gewirkt, die Tacitus dem Germanicus (*Annalen* II, 14) in den Mund legt. Mit „zugespitzten Stöcken“ können selbst die tapfersten Helden nichts gegen eine römische Schlachtreihe ausrichten. Welche irrigen Anschauungen erregt noch immer der falsche Satz, mit dem Tacitus das der germanischen Bewaffnung gewidmete Kapitel 6 in der *Germania* einleitet: *ne ferrum quidem superest, sicut ex genere*

gänglich gemacht. Eine zusammenfassende Bearbeitung dieser Funde ist der einzige Weg, der zu einer sicheren und eingehenden Kenntnis der altgermanischen Bewaffnung führt.

Die ersten Anfänge der germanischen Waffenschmiedekunst sind nur unsicher zu erkennen. In der ältesten Eisenzeit wurden nämlich bisher nur selten Waffen auf germanischem Gebiete gefunden. Erst mit dem Beginne des letzten Jahrhunderts

vor Christi Geburt kommen Waffen häufiger vor, ja mit diesem Zeitpunkt wächst das einschlägige Fundmaterial plötzlich zu fast unübersehbarer Menge an, und auch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ist dieser Überfluß an Waffenfunden vorhanden. Dazu kommt, daß sich die Funde über das gesamte Germanien verteilen. Aus allen Gegenden, selbst aus den östlichsten und nördlichsten germanischen Gauen, liegen zahlreiche Beispiele vor, so daß sich sogar lokale Unterschiede in einzelnen Waffenformen nachweisen lassen. Besonders klar kommt bei dieser Materialfülle die allmähliche Entwicklung der einzelnen Waffenarten, die Schritt für Schritt verfolgt werden kann, zur Geltung. Die folgenden Zeilen sollen einen kurzen Überblick über die wichtigsten germanischen Waffenformen und ihre Fortbildung etwa vom letzten Jahrhundert vor Christi Geburt bis zum 3. Jahrhundert nach Christi Geburt geben¹⁾.

Die wichtigste und häufigste Waffe der Germanen ist die Lanze. Auf einem Holzschafte von 2 bis 3 Metern Länge sitzt die mit einer Tülle versehene eiserne Lanzen Spitze, welche in mannigfachen Formen auftritt. Die ältesten Exemplare haben eine starke, runde Mittelrippe, die unverhältnismäßig groß gegenüber dem Lanzenblatte ist (Abb. 1, 2 und 12); sie zeigen noch völlig den Charakter der bronzenen Lanzen spitzen.



Abb. 12—17

Im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt treten entwicklungsgerechtere Formen an ihre Stelle, bald solche mit stark verbreitertem Blatte (Abb. 3), häufiger jedoch schlanke Stücke von bedeutender Länge (Abb. 4). Die plumpe Mittelrippe ist verschwunden, ein hoher, scharfer Grat (Abb. 13) oder eine kaum merkbare Erhöhung (Abb. 14) läuft über die Mitte des Blattes. In der Zeit um Christi Geburt beginnt eine neue Abwandlung. Die langen, eleganten Lanzen spitzen kommen allmählich außer Gebrauch, kleinere, gedrungene Exemplare, denen der scharfe Mittelgrat stets fehlt, treten auf (Abb. 5 und 6); nur wenig verdickt sich das Blatt nach der Mitte zu (Abb. 15—17). Am Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus, also gerade zu der Zeit, als Tacitus die Germania schrieb, ist diese Lanzenart am

stärksten verbreitet. In ihr erkennen wir die *frama angusto et brevi ferro* des Tacitus, während die seltenen Lanzen mit großen Eisenspitzen die letzten Vertreter der früher üblichen Form (Abb. 4) sind²⁾. Auch die Angabe des Tacitus, daß die germanische Lanze ebenso als Stofs- wie als Wurf waffe diente, wird durch die Funde bestätigt. Zu der üblichen Grabausstattung eines Kriegers gehören zwei Lanzen, die Stofslanze und der Wurf speer. Nur teilweise hat der Wurf speer eine besondere Form (Abb. 8—10), häufiger gleicht er der Stofslanze vollkommen, so daß beide Waffen nicht voneinander geschieden werden können. Mit dem Ende des 2. Jahrhunderts nach Christi Geburt treten wieder mehrfach längere Lanzen spitzen auf, die auch häufig einen scharfen Mittelgrat aufweisen, der jedoch nicht wie früher gleichmäßig über das ganze Blatt hinwegläuft, sondern sich nur auf dem größeren unteren Blatteil findet und nach der Tülle zu immer höher anschwillt (Abb. 7). Die Wurf speere haben, wie eben erwähnt, bisweilen besondere Formen mit Widerhaken. Sie finden sich im letzten Jahrhundert vor Christus nur bei den Ostgermanen und auch dort recht selten (Abb. 8), in den folgenden Jahrhunderten kommen sie bei allen Germanen in Gebrauch (Abb. 9) und werden zum Teil in ihrer Form von dem langschäftigen römischen Pilum beeinflusst (Abb. 10). Pfeilspitzen trifft man in der älteren Eisenzeit bei den Germanen fast gar nicht an, erst im 3. Jahrhundert nach Christus bürgern sich Pfeil und Bogen, ebenso auch das Wurfbell, als Kriegswaffen in Germanien ein (Abb. 11).



Abb. 11

Die nächst wichtigste Angriffswaffe der Germanen ist das Schwert. Obschon Schwertfunde an Zahl weit hinter Lanzenfunden zurückstehen, so trifft man bereits in Gräbern des letzten Jahrhunderts vor Christus so häufig auf Schwerter, daß doch ein wesentlicher Bestandteil der germanischen Krieger mit dieser Waffe ausgerüstet gewesen sein muß. Die Germanen trugen sowohl zweischneidige, wie einschneidige Schwerter. Ersterer haben im 1. Jahrhundert vor Christi Geburt die Form einer ausgesprochenen Hieb waffe (Abb. 18). Wie die keltischen Schwerter, von denen sie abzuleiten sind, haben sie eine beträchtliche Länge (durchschnittlich 90—100 cm, Maximum 110 cm; Klingebreite durchschnittlich 4—5 cm, Maximum 7 cm). Ihre Klingen sind flach oder nach der Mittelachse zu ansteigend, nur selten finden sich zwei Blutrinnen. Die Spitze ist meist spitzbogenförmig

¹⁾ Ausführlicher gedenke ich darauf in einer im Druck befindlichen Abhandlung über die germanische Bewaffnung einzugehen, die in der Mannusbibliothek (herausgegeben von Prof. Kossinna, Verlag Kabitzsch, Würzburg) erscheinen wird.

²⁾ s. Schubert-Soldern, Celt und *frama*. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde III, 337.

geschwungen. Die Scheiden dieser Schwerter (Abb. 19) bestehen aus Eisen; sie wurden mittelst Riemen, die durch eine dicht unter der Scheidenmündung sitzende Schlaufe gingen, an dem Gürtel befestigt. In den ersten Jahrzehnten nach Christi Geburt bürgert sich ein neuer Schwerttypus ein, der den alten überraschend schnell verdrängt. Die neue Schwertform (Abb. 20) ist bedeutend kürzer (im Mittel 60—65 cm Länge; Klingbreite im Mittel 4—4,5 cm). Auch die lange, scharf

zu dieser Zeit die fürchterliche Wirkung des römischen gladius an ihren eigenen, wenig geschützten Körpern kennen und wußten sich bald gleiche oder den römischen nachgebildete Schwerter zu verschaffen; denn die neue Schwertform ist eine deutliche Nachbildung des römischen Kurzschwertes; es ist dies der einzige bedeutende Einfluß der römischen Bewaffnung auf die germanische. Erst im 3. Jahrhundert kommt wieder das alte Langschwert zur Geltung (Abb. 21) und verdrängt all-

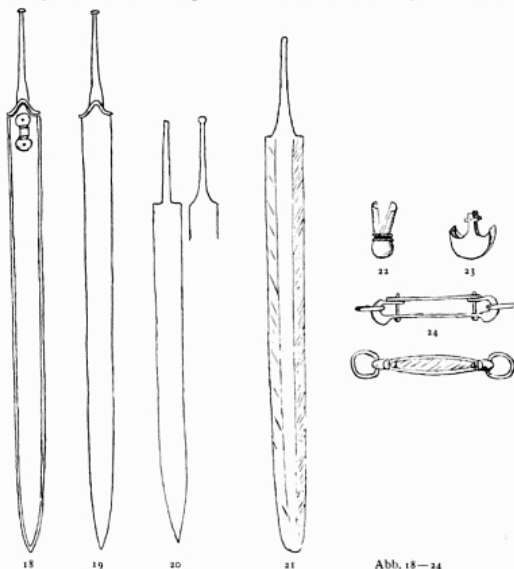


Abb. 18—24

ausgezogene Spitze beweist, daß diese Schwerter mehr für den Stoß als den Hieb berechnet waren. Die Scheiden bestanden aus Holz oder Leder. Meist sind nur die metallenen Scheidenbeschläge erhalten, das Ortband mit kugeligem Ende (Abb. 22) und zwei bandförmige Scheidenzwingen (Abb. 24), die sowohl die Scheide zusammenhielten, als auch je zwei Ringösen tragen, an denen die Tragriemen befestigt waren. In allen Einzelheiten ein völlig neuer Schwerttypus, der plötzlich um Christi Geburt auftritt. Dieser Umschwung ist eine Folge der Kämpfe mit den Römern. Die Germanen lernten

mählich das Kurzschwert; Einzelheiten, wie die Ortbänder (Abb. 23) weisen auch in dieser Zeit noch römischen Charakter auf.

Neben den bisher besprochenen Schwertformen kommen einschneidige Schwerter vor (Abb. 26). Diese Hieb Waffen sind durchschnittlich 70—75 cm lang und 4—8 cm breit. Der Griff ist meist in der Verlängerung des Klingenrückens angebracht und hat eine schön geschwungene Form. Die Scheiden (Abb. 27) bestehen aus Holzplatten, die von einer Reihe zangenartiger Beschläge zusammengehalten werden. An zwei Zangen sind Tragösen befestigt;

da diese einander schräg gegenüber stehen, müssen die Schwerter im Riemenzeug schräg hängend getragen worden sein. Einige dieser Scheiden sind mit einem gerade abschließenden Ortbande versehen. Das einschneidige Schwert ist eine den Ostgermanen eigentümliche Waffe. Bei den Westgermanen fehlte es bis auf wenige Ausnahmen im letzten Jahrhundert vor Christus. In den Grenz-

liger Zeit⁹⁾. In den Jahrhunderten nach Christi Geburt kommen einschneidige Schwerter auch bei den Westgermanen in Gebrauch. Die Veränderungen in der Form der Schwerter sind geringfügig. In der Zeit nach Christus verkürzt sich auch diese Schwertart (Länge im Mittel 55—60 cm; Klingenbreite im Mittel 3,5—4 cm), der Griff wird meist einfacher gestaltet (Abb. 28), gleichfalls die

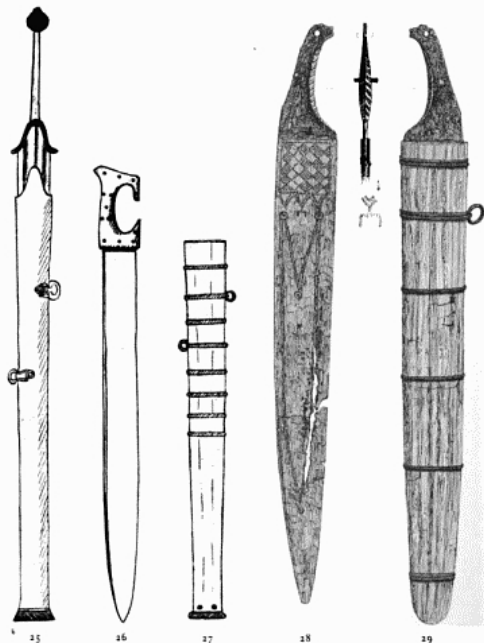


Abb. 25—29

gebieten zwischen Ost- und Westgermanien ist eine Mischform beider Schwertarten entstanden (Abb. 25); hier finden sich zweischneidige Schwerter in Scheiden, die die gleiche Form wie die Holz-scheiden der einschneidigen Schwerter haben, aber aus Metall hergestellt sind. Die Verbreitung dieser Abart gibt im Zusammenhange mit derjenigen anderer Sonderformen interessante Aufschlüsse über kulturelle Beziehungen und Verkehrswege dama-

Scheidenbeschläge; Ortbander verschwinden völlig (Abb. 29).

Diesen Trutzwaffen steht als einzige germanische Schutzwaffe der Schild gegenüber. Er besteht aus zusammengefügt Holzplatten, die bisweilen mit Leder überzogen sind. Auch Spuren

⁹⁾ Vgl. darüber M. Jahn, Über Beziehungen zwischen Ostgermanen, Westgermanen und Kelten während der Spät-Latènezeit. Mannus Bd. V (1913) S. 75 ff.

von Bemalung der Schildaufsenseite sind einige Male festgestellt worden. Die germanischen Schilde sind meist oval (Abb. 30) oder kreisrund (Abb. 31), selten weist ihr Umfang scharfe Ecken auf. Häufig ist der Schildrand durch einen metallenen Beschlag verstärkt. In der Mitte der Schildfläche ist ein Loch ausgespart, über das sich aufsen der Schildbuckel wölbt, während es innen von dem Schildgriff überbrückt wird, der meist mit einem metal-

letzte Zweig pflanzt sich in den Jahrhunderten nach Christi Geburt fort und erlangt eine der Schlufsform des anderen Zweiges ganz ähnliche Stangenbuckel-form, die auch hier den Endpunkt der Entwicklung bildet. Unvermittelt tritt im 3. Jahrhundert wieder

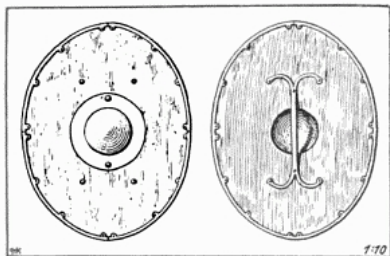


Abb. 30

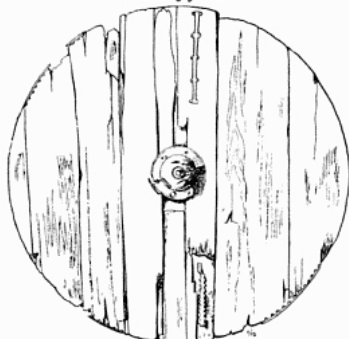


Abb. 31

lenem Beschlag, der Schildfessel, bedeckt ist. Gewöhnlich sind von den Schilden allein die Beschläge erhalten. Sie zeichnen sich durch einen überaus großen Formenwechsel aus. In der Abbildung 32 ist die Entwicklungsreihe der Schild-

eine halbkugelige Buckelart auf, die durch den Einfluss der Römer nach Germanien gelangt ist. Noch reicher ist die Typologie der Schildfesseln, deren Behandlung jedoch hier zu weit führen würde. Für die archäologische Forschung ist der schnelle

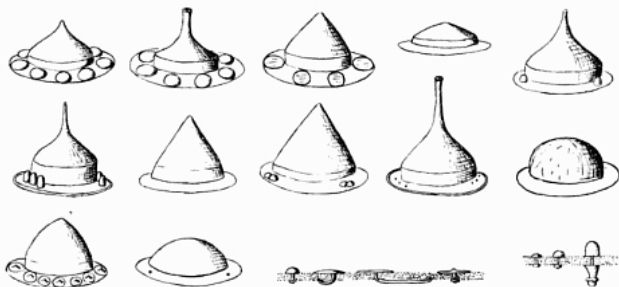


Abb. 32

buckelformen von 100 vor Christus bis ins 3. Jahrhundert nach Christus zusammengestellt worden. Aus der Urform, einem flach-halbkugeligen Buckel entwickelt sich sowohl ein niedriger Stangenbuckel, als auch eine hochkonische Form. Nur dieser

Formenwechsel der Schildbeschläge von besonderem Interesse. Da jeder einzelne Typus nur wenige Jahrzehnte andauerte, sind die Schildbeschläge neben den Fibeln (Gewandnadeln) die wichtigsten Hilfsmittel für eine genaue Datierung eisenzent-

licher Gräberfunde. Auffallend ist die geringe Stärke der Schilde. Im Durchschnitt sind die Schildbretter in der Mitte 1 cm, am Rande nur 5 mm dick. Für Kriegsspiele von Kindern scheinen Schilde wie der von Feudenheim (Abb. 30), dessen größte Länge nur 55 cm beträgt, geeignet zu sein, aber nicht für den Ernstkampf. Jeder gut geführte Schwerhieb, jeder kräftige Lanzenstoß mußte solche Schilde durchbohren oder zersplittern. Weshalb begnügten sich die Germanen mit so schwachen Schilden? Natürlich kann der Grund nicht ein Mangel im technischen Können der Waffenmeister sein. Ein Leichtes wäre es gewesen, festere, schwere Schilde zu fertigen. Aber die Handhabung des germanischen Schildes war eine andere als etwa die des schweren römischen scutum. Nicht die passive Rolle fiel ihm zu, fest am linken Arm anliegend eine starre Schutzwand vor dem Körper zu bilden, die alle Hiebe und Stöße geduldig aufging. Nein, frei in der linken Hand getragen, wurde er ähnlich gehandhabt wie die Angriffswaffen in der rechten. Die feindliche Waffe konnte und wurde von ihm nicht in ihrem Laufe aufgehalten, sondern nur pariert und von ihrer Bahn abgelenkt, lebhaft wurde der Schild hin- und herbewegt. Was ihm an Festigkeit abging, mußte seine Leichtigkeit und Beweglichkeit wieder wettmachen. So

erklärt sich auch die Vorliebe der Germanen für Schildbuckel mit hohen Spitzen. Mit den Buckelstangen wurden die Schläge des Gegners unschädlich gemacht, ja selbst Stöße ausgeführt. Die einzige Schutzwaffe — von den wenigen, seit dem Ende des 2. Jahrhunderts nach Christus nach Germanien importierten römischen Panzern und Helmen kann hier ganz abgesehen werden — wird so in den Händen der Germanen halb zur Trutzwaffe.

Damit haben wir die Haupteigentümlichkeit der germanischen Bewaffnung berührt. Der Germane verachtet es, sich mit schwerer, hemmender Schutzrüstung zu beladen. Berichten doch die Schriftsteller, daß er vor dem Kampf selbst die Oberkleidung ablegte und mit unbedecktem Kopfe in die Schlacht zog. Den Hauptwert legte er auf völlige Freiheit und Unbehindertheit des Körpers. Nur auf seine Behendigkeit und Geschicklichkeit vertraute er, als bester Schutz galt ihm der Hieb. So verteidigten die Germanen am Beginn unserer Zeitrechnung ihre Freiheit gegen die Römer, die in direktem Gegensatz sich nicht vorsichtig genug mit festen Schutzmitteln schirmen konnten und dafür die schwere Belastung und Behinderung in Kauf nahmen, ein Gegensatz, zu dem der verschiedene Volkscharakter nicht zum wenigsten beigetragen hat.

Die Entwicklung des „Schweizersäbels“ im 16. bis ins 17. Jahrhundert

Von Dr. E. A. Gessler, Zürich

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist eine Einführung in ein bisher ziemlich unbekanntes Gebiet der Entwicklungsgeschichte einer eigenartigen Waffe, des Säbels, wie er sich, unabhängig von orientalischem Einfluß, eine hauptsächlich in der Schweiz vorkommende Form geschaffen hat. Es gilt vor allem mit Hilfe des in den schweizerischen Museen vorhandenen Materials, wie wir es im deutschen Reiche nirgends so gut typologisch vertreten finden, die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der genannten Waffenart festzulegen. Das soll an der Hand der hauptsächlichsten Stücke geschehen, indem sie abgebildet und genau beschrieben werden. Mit den so gewonnenen Resultaten sollen dann die bildlichen Quellen, die schweizerischen Glasgemälde und Scheibenrisse, welche auf diese Waffe Bezug haben, verglichen werden. Dadurch werden wir ein beinahe lückenloses Bild erhalten,

obwohl die schriftlichen Quellen hier völlig geringen.

Der frühe Typus

Der frühe Säbel des 16. Jahrhunderts ist außerhalb der Schweiz ziemlich selten anzutreffen. Sein häufiges Vorkommen in der Schweiz selbst, und der Umstand, daß die meisten Waffen dieser Art, welche sich in ausländischen Museen und Sammlungen befinden, aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft stammen, zwingt uns beinahe, diesen Säbel für eine speziell schweizerische Waffe anzusehen. Das Charakteristische bildet die Klinge, welche schwach gebogen, einschneidig geschliffen ist und erst im letzten Viertel einen scharfen Rückenschliff zeigt; der Griff liebt sich vorerst noch an die Form des gebräuchlichen Schwertgriffs an, um später eine ganz eigene, nur diesem Säbel typische zu erhalten. Die so entstandene wuchtige Hiebwaaffe finden wir dann bis

ins 17. Jahrhundert, wo sie ihre letzte Entwicklung durchmacht; sie wird zur Prunk- und Renommierwaffe und verschwindet, wie alle diese nicht mehr „ordnanzmäßigen“ Stücke, aus der kriegerischen Bewaffnung. Hier sei andeutungsweise auf diese Säbel in den Darstellungen der schweizerischen Glasgemälde jener Zeit hingewiesen.

Diese Waffe, welche in der Anfangszeit ihrer Entstehung nur durch die Form der Klinge vom Schwert unterschieden ist, weicht in der Fortentwicklung immer mehr vom Schwert ab; sie bedeutet waffentechnisch einen großen Fortschritt. Mit einer geraden, zweischneidigen Klinge, welche sich in den meisten Fällen gegen die Stofsspitze verjüngte, konnte nur ein Hieb geführt werden, der auf eine bestimmte Stelle auftraf und daher eine zerschmetternde Wirkung ausübte. Das Schwert mit der geschilderten Klinge diente als Hieb- und Stichwaffe im ganzen Mittelalter dazu, einen festen Widerstand durch die Gewalt des Schlags zu zerschmettern, die Panzerung unwirksam zu machen, die Schutz- und Hieb- und Stichwaffen überhaupt zu zerstören; auf elastische Teile des nicht mehr durch feste Schutzdecken gedeckten Körpers war mit Ausnahme des Kopfes die Hieb- und Stichwirkung des alten Schwertes gering¹⁾. Andererseits jedoch bot die gekrümmte Klinge einen größeren Vorteil, sobald es nicht mehr darauf ankam, mit grossem Kräfteaufwand eine feste Deckung zu zerspalten. Die krumme Klinge hat erstens im Aufschlagen auf einen Treffpunkt die gleiche Wirkung wie das Schwert, ist ihm also hierin gleichwertig; hingegen ist sie überlegen, sofern die gebogene Schneide der Klinge, eben infolge ihrer Biegung und der Hiebrichtung, neben der zerschmetternden Wirkung des Schwertes noch eine schneidende, ziehende ermöglicht, welche die Verwendungsgrenze ganz bedeutend erweitert. Nirgends sonst so häufig wie in der Schweiz finden wir im 16. Jahrhundert diesen Säbel, der, mittelst der nicht schwach gebogenen und doch gleich schweren Klinge wie das Schwert, von den orientalischen Säbelgattungen so bedeutend abweicht, daß seine Entstehung nicht von diesen oder den mit ihnen verwandten slavischen und hauptsächlich ungarischen Säbeln herkommen kann. Diese Meinung wird zur Gewissheit, wenn wir alle die zahlreichen Übergangsformen, die sich in den schweizerischen Sammlungen erhalten haben, genau betrachten. Hier herrscht der bewußte, durch Versuche aller Art deutlich erkennbare Drang, eine Waffe mit vergrößerter Hieb- und Stichwirkung zu schaffen, welche über die der gewöhnlichen einer geraden Klinge hinausgeht, ohne zur leichteren Form des orientalischen Säbels greifen zu müssen.

Diese Versuche setzen um die Wendung des Jahrhunderts ein, um im zweiten Viertel des 16. Säkulums ihre kriegstüchtigste Form zu erhalten.

Wir dürfen daher unbedenklich wenn nicht die Erfindung dieses schweren Säbels, so doch ihre Ausbildung und ihre kriegsmäßige Anwendung den alten Eidgenossen zuschreiben. Diese Säbelgattung wird mit „Schweizersäbel“ treffend bezeichnet. Wir setzen ihn analog dem schon

Der Messerschmidt.



Ich mach Par messer wol beschalt /
 Kostlich vnd schlecht / darnach mans zalt /
 Von Helffenbeyn / Buchsbau vñ Sandl /
 Mit rot vnd schwarzem Holtz ohn wandl /
 Mach darzu Langwehr / Dolch vñ Tegn /
 Kan etz / Scheyd machn / vñ Schwertfege
 Wer dieser mein arbeit darff /
 Der find mein Zeichen grecht vnd scharrf.

Abb. 1. Holzschnitt aus Jost Ammanns „Eygentliche Beschreibung aller Stände auß Erden etc.“ Frankfurt 1568

seit langem üblichen „Schweizerdegen“ und „Schweizerdolch“, beides Waffen, welche eine unbedingt altschweizerische Erfindung sind und von aufschweizerischen Truppen sowohl im 15. wie im 16. Jahrhundert nur ganz ausnahmsweise geführt wurden. Die Eidgenossen waren damals das bedeutendste Kriegsvolk der Welt, gerade durch ihre eigenartige Bewaffnung und ihre neue, von ihnen schon im 14. Jahrhundert erfundene Taktik; Disziplin im Verein mit Taktik und Bewaffnung gaben dem schweizerischen Fußvolk in jenen Zeiten die Überlegenheit auch einem starken

¹⁾ S. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde Bd. I S. 7.

Gegner gegenüber. Der „Schweizersäbel“ des 16. und 17. Jahrhunderts gehört unbedingt in die gleiche Reihe der von den Eidgenossen, vielleicht von auswärts übernommenen, aber erst bei ihnen zur kriegsmöglichen Verwendung ausgebildeten Waffen. Die Kriegslippe, in ihrer Weiterentwicklung die Halbarte, der lange Spieß, der Schweizerdegen und der Schweizerdolch, sie alle wurden wohl ursprünglich gleichfalls von ausen hereingebracht. Mit scharfem Blick sah der kriegsgewohnte Schweizeröldner bei seinem Aufenthalt in fremdem Land die Entwicklungsmöglichkeit einer neu aufkommenen Waffe und versäumte nicht, sich deren Anwendung zu eignen zu machen und sie für seine speziellen Bedürfnisse auf eine Art und Weise weiter zu formen, welche aus der übernommenen Waffe alle Verbesserungsfähigkeiten herausholte. Die Urschweizer waren unbedingt auf den Import ihrer Waffen angewiesen, weil das eisenarme Inland den Bedarf kaum für die Handwerks- und Ackergeräte, geschweige denn für die Waffen decken konnte. Die Eisenindustrie und Erzeugung im Gebiet der damaligen Eidgenossenschaft war ganz gering, daher konnte sich auch die Waffenschmiedetechnik nicht so ausbreiten, wie in eisenreichen Ländern, wo zum Beispiel die Klingen fabrikmäßig mit Arbeitsteilung der einzelnen Entwicklungsstadien hergestellt wurden. Die meisten Schutz- und Trutzwaffen wurden daher von auswärts eingeführt, im Inlande hergestellte Schutzwaffen gehören zu den allergrößten Seltenheiten; die in den Akten, Ausgabenbüchern, Jahrrechnungen, Seckelmeisterrechnungen usw. erwähnten Harnischer und Plattner haben überwiegend wohl nur Ausbesserungen oder Umänderungen von ausländischem Material ausgeführt und die Stücke aufpoliert. Hingegen dürfte ein Teil der Trutzwaffen im Inlande hergestellt worden sein. Uns interessieren an dieser Stelle nur die Klingenschmiede und diese fehlen beinahe ausnahmslos in den Aktenstücken, Schwertfeger, Leute, welche Schwerter putzten und polierten, werden häufig genannt, auch Gefäßschmiede kommen vor; es ist sehr wahrscheinlich, daß gerade roher gearbeitete Griffe von Blankwaffen (Schwerter, Säbel, Degen, Dolche, Hauswehren usw.) bei uns handwerksmäßig hergestellt wurden. Die feineren Stücke mit Eisenschnitt und Verzierungen der mannigfaltigsten Art wurden mit den Klingen zusammen fertig aufgerüstet „ge Reidet“ aus den Werkstätten ausländischer Meister bezogen. Ob die Messer, die in den Akten in der Schweiz häufig genannt werden, mit den in Deutschland angeführten Gefäßschmieden identisch waren, bleibt ungewiß. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß in unseren Landen der zünftige Messerschmied

und nicht der gewöhnliche Grobschmied die Griffe zu den Blankwaffen arbeitete, da eine geübte, feine und kunstfertige Hand dazu gehörte. In Just Ammanns „Handwerksbüchlein“ mit den Versen von Hans Sachs, Frankfurt 1568, wird der Messerschmied als vielkundiger Mann geschildert, welcher nicht nur Messer und Griffe fertigt, sondern auch als Ätzmalter, Scheidenmacher und Schwertfeger tätig ist; Langwehr, Schwert, Dolch, Degen macht er auch, letzteres trifft für unsere Verhältnisse allerdings nicht zu (Abb. 1). Nach diesem Zeugnis dürfen wir aber wohl annehmen, daß auch in der Schweiz der Messer sehr oft die Griffe bearbeitet hat.

Die meisten Formen der bei uns erhaltenen Schwerter, Degen- und Säbelgriffe weisen ein sehr individuelles Gepräge auf; man sieht deutlich, daß das keine Massenimportartikel sind, wie wir sie an den Degen und Säbeln des 17. und dann besonders im 18. Jahrhundert finden. Alle die Übergangsformen vom einfachen Kreuzgriff des Schwertes bis zu dem kompliziertesten Faustschutz daran, dann wieder die Veränderung des Schwertgriffes zum Säbelgriff mit allen ihren Versuchen und Proben machen die Annahme fremden Imports bei den Griffen der Blankwaffen des 16. Jahrhunderts unmöglich, die Prunkwaffen natürlich ausgenommen, sowie die in Toledo, Mailand, Solingen usw. eigens bestellten Waffen. Natürlich sind alle diese Arbeiten nicht wahllos dem Kopfe des Schmiedes entsprungen; sie zeigen sorgfältige Überlegung, denn jeder Griff mußte in einem genauen Verhältnis zur Klinge stehen, nur die exakte Gleichgewichtslage zwischen Klinge und Griff ermöglicht eine zweckmäßige Führung der Waffe. Eine schwere Klinge bedingt einen schweren Griff, eine leichte einen entsprechenden. Dieses Prinzip muß unbedingt eingehalten werden, um eine Blankwaffe kriegstüchtig zu gestalten. Die Abweichung von dieser Annahme zeitigt sonst die waffentechnisch ganz unmöglichen Formen von Degen und Säbel, die wir im 19. Jahrhundert treffen und welche hauptsächlich im Offiziersäbel die unpraktischsten Typen hervorgebracht haben.

Um wieder zu den guten Waffen des 16. Jahrhunderts zurückzukehren, sei noch erwähnt, daß gerade die Entstehung einer wichtigen Schwertknaufform um 1500 von deutschen Forschern den Eidgenossen zugeschrieben wird. Gerade dieser Typ, der „Astknau“, ist es, den wir bei unseren Schwertern und speziell beim „Schweizersäbel“ finden.

„Aus diesem (dem Birnknau) entwickelt sich in spätgotischer Zeit der „gewundene“ Knauf, zunächst als gewundener Birnknau . . . in mannigfacher Variation. Wir beobachten hier wieder die schon bei den gewundenen Kugelknäufen . . . konstatierte

Tendenz, die Knaufoberfläche in schnurartig gedrehte Wülste aufzulösen, eine Tendenz, welche in der Zeit um 1500 auch die schönen gotischen Astknäufe zeitigt, dann aber in der Senkrechtstellung dieser Wülste . . . ihr Ende findet. Diese ebenso schönen, wie interessanten Knäufe finden sich in Süddeutschland, in Österreich, in Norditalien und ganz besonders in der Schweiz. Ich gehe wohl nicht irre, wenn ich sie als eine schweizerische Form bezeichne, welche während der Zeit Maximilians durch die gerade in jener Epoche auf der Höhe ihres Soldatenruhms stehenden Schweizer über Oberitalien, Süddeutschland usw. verbreitet wurde. Eigenartig ist die auf den späteren dieser Schweizerknäufe auftretende, mit Punzen ein relief eingeschlagene Perlenmusterung.“ (Forrer, Schwerter und Schwertknäufe der Sammlung von Schwerzenbach. Leipzig 1905, S. 45/46.)

Alle jene Waffen, welche die dem Schweizer-säbel charakteristischen Klingen führen, tragen diesen Astknauf in ihrer ersten Entwicklungsstufe bis in die Mitte des Jahrhunderts, auch wenn der Griff verschiedene Form zeigt.

Zum Beweise dieser obigen Ausführungen lassen wir nun das hauptsächlichste Material selbst sprechen, indem wir zuerst das Stück, welches den Anlaß zu der vorliegenden Untersuchung bot, vorführen.

I. Der Säbel von Neuenburg

Einen guten Fang machte vor kurzer Zeit ein Fischer im Neuenburger See, indem er mit dem Netz in der Höhe von Neuenburg in der Richtung gegen Port-Alban einen Säbel mitsamt der völlig angerosteten Scheide herauszog. Die nicht von der Holzscheide bedeckten Teile der Klinge waren stark beschädigt, der Griff beinahe zur Unkenntlichkeit mit Wasserstein bedeckt, kurz das Ganze liefs die Art und das Aussehen der Waffe kaum ahnen. Das vom Historischen Museum von Neuenburg erworbene Stück wurde in der Konservierungswerkstätte des Schweizerischen Landesmuseums restauriert.

Der Knauf zeigt birnförmig gewundene Gestalt mit sechs astartigen Ausläufern, ein sog. Astknauf. Das Griffholz ist völlig erhalten. Es schließt sich an den Hals des Knaufes an, verdeckt sich gegen die Mitte, um dann mit ganz schwacher Verjüngung bis zum Griff hinunterzugehen. Auf der rechten Seite sind noch Spuren der ehemaligen Belederung vorhanden. Die Parierstange ist horizontal S-förmig geschwungen. Durch einen schmalen Wulstgriff getrennt, endigt die Parierstange je in einem birnförmig gewundenen

Astknauf mit vier Ausläufern, entsprechend dem Knauf. Je vom Knauf ausgehend bilden die Parierringe den Faustschutz: auf der linken Seite ein Parierring in Dreipaßform, teilweise eisengeschnitten, auf der rechten Seite ein einfacher Parierring von halbrunder Form, in der Mitte nach unten etwas ausladend.

Die Klinge ist schwach gebogen, einschneidig und weist einen breiten, bis zur Spitze gehenden Hohlschliff auf. Der breite Rücken, zuerst gerade verlaufend, zieht sich 10,5 cm unter der Klinge etwas ein, verjüngt sich gegen die Spitze zu und weist im letzten Viertel Rückenschliff auf. Der untere Teil ist leider stark beschädigt.

Die Maße sind folgende:

Gesamtlänge	121,2 cm,
Klingenlänge	96,5 cm,
Klingenbreite	3,5 cm,
Breite des Rückens oben	8 mm,
„ „ „ beim Absatz	7 mm,
„ „ „ vor dem Rückenschliff	3 mm,
Länge des Griffholzes	18 cm,
Höhe des Knaufes	5,8 cm,
Länge der Parierstange	19 cm.

Zur Konservierung der Klinge war es undig notwendig, die Scheide völlig von dem Eisen loszulösen. Mit Hilfe der photographischen Aufnahmen im Urzustand wurde die Scheide auf eine der Schwertklinge völlig entsprechende Holzklinge montiert.

Die Scheide bestand aus einem Holzkern mit Lederumhüllung. Auf der linken Seite war eine kleinere Nebenscheide angebracht, die zur Aufnahme des Beimeßers diente. Von diesem hat sich der Holzgriff von 7,7 cm Länge mit einer kleinen eisernen Knaufplatte erhalten.

Die Scheide ist 10,3 cm lang.

Wir haben in dieser Waffe einen charakteristischen Vertreter des Schweizersäbels vor uns: seine Hauptmerkmale sind, wie oben angeführt, der gewundene Astknauf und die einschneidige, schwach gebogene Klinge mit Rückenschliff im letzten Viertel.

Dieser Typus ist in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts zu setzen. Er zeigt sich als erste Hauptstufe in der Entwicklung des Schweizersäbels, eine Übergangsform vom Schwert mit zweischneidiger, zum Säbel mit einschneidiger Klinge (Abb. 2 u. 3 S. 268).

Wenn hier vorerst alle die Übergangs- und Entwicklungsformen beiseite gelassen wurden, geschah es deshalb, weil diese Gattung des Säbels noch nie im Zusammenhang behandelt wurde. Daher muß von der völlig entwickelten Waffe ausgegangen werden, um einmal die Art des „Schweizersäbels“ festzustellen.



2



4



7



10



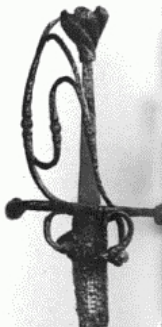
3



5



8



11

Abb. 2/3. Schwizersäbel, um 1520, mit Holz-
scheide, aus dem Neuenburger See
Museum Neuenburg

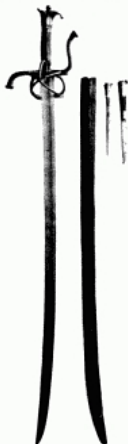
Abb. 4/6. Schwizersäbel aus
Ligerz, Kanton Freiburg,
um 1520/30
Schweizerisches Landesmuseum,
Zürich

Abb. 7/8. Schwizersäbel aus
Sarnen,
um 1530/40
Schweizerisches Landesmuseum,
Zürich

Abb. 10/11. Schwizersäbel, gef.
der Ostschweiz, um 1530/40
Schweizerisches Landesmuseum
Zürich



12



15



18



21



13



17



19



22

Abb. 12/13. Schweizersäbel 1540/50 aus Züricher Privatbesitz
Dep. Schweizerisches Landesmuseum

Abb. 15/17. Schweizersäbel des Züricher Ratsherrn Kaspar Hefz. 1561, aus Züricher Privatbesitz
Dep. Schweizerisches Landesmuseum

Abb. 18/19. Schweizersäbel aus Züricher Privatbesitz um 1550/60
Dep. Schweizerisches Landesmuseum

Abb. 21/22. Schweizersäbel aus dem ehemaligen Züricher Zeughausbestand, um 1560/70
Schweizerisches Landesmuseum

II. Der Säbel von Ligerz

Eine mit dem Neuenburger Säbel beinahe identische Waffe besitzt das Schweizerische Landesmuseum; sie wurde bei Ligerz. Kt. Bern ausgegraben (Abb. 4 u. 5 S. 268).

Die Form dieses Säbels weicht im Prinzip nicht von dem vorhin beschriebenen ab. Seine Größenverhältnisse allein sind etwas stärker, ferner fehlt das Griffholz, sowie die Scheide. Am Kopf des Knaufs befindet sich oben vor der Verjüngung eine vierblättrige Rosette aus Eisenblech. Der Erhaltungszustand ist im übrigen vorzüglich, die Klinge intakt, nur der Griff hat etwas gelitten. Was ihn hingegen von dem Neuenburger Exemplar etwas unterscheidet, ist die stärker gebogene Klinge, eine typische Säbelklinge und das Vorhandensein einer Meistermarke, die im ersten Drittel der Klinge auf der linken Seite eingeschlagen ist und, mit Messing tauschiert, einen Wolf darstellt; die Wolfsfigur ist mittelster einer größeren Anzahl kleiner Meißelhebe umgrenzt, welche mit eingeschlagenem Messingfaden ausgefüllt sind. Arbeit und Stil dieser Marke zeigen das Beschauzeichen von Passau, das Wappentier der Stadt. Da mit Beginn des 16. Jahrhunderts, wie auf der vorliegenden Säbelklinge der Passauerwolf mit aufwärts gerichtetem Schweif dargestellt wurde, und die Klingenschmiede sich bei der Herstellung der Marken nach dem Aussehen des Stadtwappens richteten, haben wir außer der Form dieser Klinge, noch einen weiteren Beweis für die Richtigkeit unserer Datierung um 1520—30. (Vgl. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. III, S. 312 ff. „Passauer Waffenwesen“ von Dr. W. M. Schmid, München.) (Abb. 6.)



Abb. 6. Beschauzeichen des Schweizersäbels von Ligerz „Passauerwolf“

An der Klinge ist besonders noch zu bemerken, daß der Absatz nicht so scharf hervortritt, wie beim Neuenburger Säbel. Als neues Merkmal ist ferner zu beachten, daß der Rücken unten kurz vor Beginn des Rückenschliffs je dreimal leicht eingekerbt ist und eine Art Wellen-

linie bildet, beim vorigen Säbel ist jene Stelle zerfressen und nicht mehr zu konstatieren.

Gesamtlänge	126 cm,
Klingenlänge	104,4 cm,
Klingenbreite	1,5 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz	9,3 cm,
Breite	„ „ „ oben 7 mm,
„	„ „ „ beim Absatz 5 mm,
„	„ „ „ „ Rückenschliff 3 mm,
Höhe des Knaufs	5,3 cm,
Länge der Parierringe	19 cm.

Die Klinge des Säbels ist in ihren Maßverhältnissen von ähnlicher, beinahe gleicher Form und Ausführung wie die vorige.

Wir können deshalb annehmen, daß sowohl die Schweizersäbelklingen von Neuenburg wie von Ligerz in der Werkstätte eines tüchtigen Passauerklingenschmieds entstanden sind.

III. Der Säbel von Sarnen

Zeigen die beiden vorher behandelten Waffen einen Griff, wie er auch bei Schwertern jener Zeit vorkommt und nicht spezifisch zu einer Säbelklinge gehört, so sehen wir in einem aus Sarnen, Kt. Obwalden, stammenden Säbel den vorigen Griff beträchtlich erweitert und zwar auf eine Art, die bei der Fassung von geraden, zweischneidigen Schwertklingen nicht zu finden ist (Abb. 7/8). Wir haben hier die vollendete Weiterentwicklung des Schwertgriffs zum Säbelgriff vor uns. Der Griff ist gleich gearbeitet wie an den vorigen Säbeln, nur wo sich die beiden Parierringe mit der Parierringe treffen, kommt als neu ein geschlossener Griffbügel hinzu, welcher im Bogen zum Knauf reicht und dort durch Hineinstecken befestigt ist. Aus dem mittleren Dreipäß des rechten Parierringes steigt ein Nebenbügel von gleicher Gestalt wie der Griffbügel auf. Beide Bügel sind durch einen S-förmig geschwungenen Seitenbügel in der Mitte verbunden. Dadurch ist ein äußerst ausgiebiger Handschutz bewirkt und die Streiche des Gegners können trefflich pariert werden (Abb. 8).

Das Neue an dieser Waffe von Sarnen ist also die Ausdehnung des Schwertgriffs zum Säbelgriff, zu einem eigentlichen Korb. Die Klinge ist den früheren gleich, die Einbiegung des Rückens ist etwas schärfer gehalten, ebenso der Rückenschliff etwas breiter. Auf der rechten Seite der Klinge ist eine Meistermarke eingeschlagen, eine Faust mit einem türkischen Krummsäbel.

Gesamtlänge	121,5 cm,
Klingenlänge	102 cm,
Klingenbreite	1,8 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz	10,3 cm,
Breite	„ „ „ oben 8 mm,
„	„ „ „ beim Absatz 6 mm,

Breite des Rückens beim Rückenschliff 3 mm,
 Höhe des Knaufs 5,4 cm,
 Länge der Pariestange 21 cm.

Werfen wir einen Blick auf die obige Meistermarke (Abb. 9). Nach den brieflichen Mitteilungen von Dr. H. Stöcklein, München, welcher sich zurzeit mit der Erforschung von Waffenschmiedemarken und Beschauzeichen beschäftigt, trägt diese Klinge die Handmarke der Ständler und dürfte damit wohl diese Gruppe in die Passauer Zeit der Ständler fallen. „Die berühmte Klingenschmiedefamilie der Ständler (Stantler oder Ständler) stammte ursprünglich aus Passau und siedelte dann nach München über“. (Vgl. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. V, S. 122, 244, 286, Hans Stöcklein, Münchner Klingenschmiede.) Stöcklein berichtet (S. 245), daß Christoph 1. Ständler 1555 in München zuerst erwähnt wird. Gerade dieser Christoph führt die Säbelmarke (vgl. oben S. 288 Marke 28, 29); die des Säbels von Sarnen weicht jedoch von der Ständlerschen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts etwas ab, ihre Form scheint ursprünglicher, primitiver, so daß sie wohl aus einer früheren Zeit stammen dürfte. Wenn wir nun den „Passauerwolf“ auf der Klinge des Säbels von Ligerz betrachten, so stellt sich seine Form und die Art der Tausia ähnlich der von Stöcklein S. 290, Marke 39, Schwert um 1530, im Hist. Museum Dresden, dar, sie gehört zeitlich zwischen diese und die von W. M. Schmid, (Passauer Waffenwesen, Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. III, S. 312 ff.) angeführten Marken aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Klinge des Säbels von Ligerz mit der Passauer Wolfsmarke, sowie die des Säbels von Sarnen mit der Meistermarke der Familie Ständler sind völlig übereinstimmend, sie gehören unbedingt einer Werkstätte an, und das kann nur die der Passauer Ständler gewesen sein. Wenn auch die beiden Marken nicht auf ein und derselben Klinge vorkommen, genügt es, daß sie auf gleichen Klingen sich zeigen, die Klingen der gleichen oder wenigstens beinahe ähnlichen Beschaffenheit dürfen daher dieser Werkstätte in Passau ebenfalls zugeschrieben werden. Die Säbelmarke und die Wolfsmarke sind um die Zeit von 1530 zu setzen, zu dieser stimmt auch der Griff dieser Schweizersäbel.

IV. Ein Säbel aus der Ostschweiz

Eine weitere Stufe der Entwicklung treffen wir bei einem in der Ostschweiz gefundenen Säbel, der leider stark gelitten hat; immerhin genügt der Erhaltungszustand, um den Typus hier einzureihen (Abb. 10 u. 11 S. 268). Der Astknauf ist beinahe dem vorher behandelten gleich, sechsfach gewunden

mit auseinanderstehenden Ausläufern; oben am Knauf bildet eine vierblättrige Rosette den Abchluss der Vernetzung. Von der Angel ist nur noch beim Knauf ein kleines Stück übrig, das andere ist ergänzt; neu tritt ein Faustschutzbügel hinzu, bestehend aus zwei Parierbügel mit S-förmigen Verbindungsspannen und einem Parierknebel, welcher in einem vierfach gewundenen Astknauflichen endet. Dieser Handschutz zeigt eine wesentliche Verstärkung gegenüber den vorigen Säbeln; er bietet uns die aus dem Schwertgriff entstandene, völlig ausgebildete Form des Schweizersäbelgriffs aus dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts.

Die Klinge weist starke Beschädigungen auf, ihr Letztes Viertel fehlt, sie ist in den vorliegenden Teilen gleich der des Säbels von Ligerz, nur die Rückenkerben sind nicht mehr erkennbar infolge der Verrostung; Marken sind keine zu sehen.

Gesamtlänge 95,5 cm,
 Klingenlänge 74 cm,
 Klingebreite 3,6 cm,
 Länge des Rückens bis zum Absatz 10,3 cm,
 Breite " " 6 mm,
 Höhe des Knaufs 5,3 cm,
 Länge der Pariestange 19 cm.

Ein beinahe gleiches Stück, dessen Griff und Klinge völlig erhalten sind, befindet sich im Rätischen Museum in Chur. Auch hier ist die Klinge vor dem Rückenschliff zweimal eingekerbt und weist die gleiche Meistermarke wie der folgende Säbel von Zürich auf, die des Christoph I. Ständler von München.

Eine weitere Entwicklung treffen wir in einer Abart des Säbels von Sarnen, gleicherweise auch mit dem aus der Ostschweiz nahe verwandt, in einem Schweizersäbel aus Züricher Privatbesitz (seit 1912 im schweizerischen Landesmuseum deponiert). Von gleicher Herkunft sind noch zwei weitere, die später beschrieben werden sollen. Diese Waffen stammen sehr wahrscheinlich aus dem ehemaligen Zeughausbestand der Stadt Zürich und sind von da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in das Eigentum der Familie des jetzigen Besitzers übergegangen (Abb. 12 u. 13 S. 269).

V. Ein Säbel aus Zürich

Der Griff der Waffe zeigt nicht den völlig gleichen Faustschutz, denn sein Bügel ist nicht geschlossen. Er besteht aus einem gewundenen Astknauf mit sechs auseinander stehenden Ausläufern, deren Oberflächen schräg abgeschnitten und mit einem gravierten Rändchen eingefasst sind; das am Knauf etwas eingezogene Griffholz verdickt sich nach der Mitte und ist belebter. Das übrige gleicht den früheren Stücken.

Vorn aus der Parierstange steigt ein beinahe gerader Griffbügel empor, er endet in einen etwas kleineren Knopf wie die Parierstangenenden in der Höhe des unteren Knaufendes. Gleichzeitig mit diesem Griffbügel biegt ein mit ihm und der rechten Seite der Parierstange verbundener Nebenbügel ab; er besteht aus zwei übereinander liegenden S-förmig geschwungenen Spangen und schützt die Faust vollkommen (Abb. 13 S. 269).

Die Klinge ist von gleicher Art und Beschaffenheit wie die der bereits geschilderten Schweizersäbel, nur fehlt die Einkerbung vor dem Rückenschliff; auf ihrer linken Seite befindet sich eine Meistermarke, eine Faust mit dem türkischen Krummsäbel darstellend.

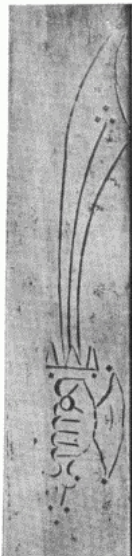


Abb. 14. Marke des Schweizersäbels 1540/50
Aus Züricher Privatbesitz

Gesamtlänge 118 cm,
Klingenlänge 97,3 cm,
Klingenbreite 3,7 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz 9 cm,
Breite „ „ oben 8 mm,

Breite des Rückens beim Absatz 6 mm,
„ „ „ Rückenschliff 3 mm,
Höhe des Knaufs 6 cm,
Länge der Parierstange 22 cm (Abb. 14).

Wenden wir uns zur Betrachtung der Meistermarke, so sehen wir augenblicklich, daß die rohere Marke des Säbels von Sarnen, die ebenfalls die Gestalt eines Krummschwertes hat, früher entstanden ist wie die vorliegende. Dieser Krummsäbel ist die Meistermarke des Christoph I Ständler, der von der Mitte der fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts bis gegen die achtziger als Klingenschmied in München tätig war. Man vergleiche die schon zitierte Arbeit von H. Stöcklein („Münchener Klingenschmied“, Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. V, S. 288), wo die Marke des Chr. Ständler (Nr. 24 u. 28) angegeben ist: die eine befindet sich auf einem Zweihänder im Städtischen Museum Wien, datiert 1570, die andere in der Eremitage, St. Petersburg. Drei andere solcher Marken treffen wir an ungeänderten Waffen im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich, die eine auf einem Säbelbajonett zum Aufstecken an einem Luntenschloßgewehr aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die andere an der Klinge eines Spundbajonetts aus der gleichen Zeit und die letzte auf einer Bauernwaffe, welche aus einer Schweizersäbelklinge zu einem Zweihänder-Hiebmesser zurecht gemacht wurde. Die ersteren Klingen sind nicht von ursprünglicher Gestalt, sondern aus alten Schweizersäbelklingen umgearbeitet, gekürzt und frisch zugeschliffen. Weitere Säbelmarken befinden sich nach der freundlichen, schriftlichen Mitteilung von H. Stöcklein auf einem Schwert mit abgebrochener halber Klinge im Museum Schaffhausen (Schweiz) zusammen mit einem Löwen, auf einer Säbelklinge in Frankfurt am Main, Nr. 9112, Museum (Katalog der Rüst-kammer, S. 8), auf einem Schwert der Auktion Brett (London 1895, Nr. 95). Wir haben also in dieser Waffe ein Werk aus der Werkstatt des Münchner Meisters Christoph I. Ständler des älteren vor uns. Da die Entstehung dieser Waffe in die Zeit um 1540—50 zu setzen ist, dürfte die Klinge wohl nicht mehr in die Passauerzeit des obigen Meisters fallen, sondern in seinen Münchner Aufenthalt.

VI. Der Säbel des Kaspar Hefs von Zürich, 1561

Der Griff dieses Säbels ist aus Kupfer geschmiedet und völlig mit Silber plattiert. Der Knauf teilt sich in der Mitte und ist vorn nach abwärts gebogen, hinten jedoch nach aufwärts; aus der Mitte ragt ein achteckig facettierter kleiner Kugelknauf aus Silber, welcher die Angel

hält; der ganze Knauf steigt sechsseitig, gleichsam in Form einer Blüte nach oben. Das Griffholz folgt der Neigung des Knaufes nach vorne, es ist mit Silberdraht umspinnen und oben wie unten mit einem gravierten silbernen Rand eingefasst. Die Parierstange ist vorn zum offenen Griffbügel aufwärts gebogen, nach hinten abwärts in die Hinterparierringstange übergehend, das Ganze beinahe S-förmig geschwungen. An den Enden sehen wir lilienförmige Knäufe. Auf der rechten Seite tritt ein Parierring vor; nach unten verbinden sich die beiden Griffringe mit einem kleineren Parierring, welcher auf der linken Seite mit einem Faustschutzbügel, der aus gekreuzten Spangen gebildet ist, in Verbindung steht und von dessen Mitte sich ein Daumenbügel zur Parierstange wölbt (Abb. 15 u. 17 S. 269).

Die Klinge ist schwach gebogen, einschneidig, mit breitem, oben etwas eingezogenem Rücken. Das letzte Viertel zeigt Rückenschliff, bei dessen Beginn der Rücken ziemlich scharf dreimal eingekerbt ist, der breite Hohlsliff reicht bis zur Spitze. Auf der linken Seite befindet sich als Meistermarke ein tief eingeschlagenes SS. Ob diese S-Marke auf Solingen Bezug hat, ist nicht erkenntlich, wahrscheinlicher wäre die Erklärung „Stüntler“, da die gleichen andern Klingen sicher Stüntlersches Fabrikat sind; ob von den Passauer oder Münchner Stüntlern ist, unsicher (Abb. 16).

Abb. 16. Marke des Kaspar Hefs Säbels 1561

Gesamtlänge	121 cm,
Klingenlänge	102 cm,
Klingenbreite	4 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz	11,6 cm,
Breite „ „ „ oben	9 mm,
„ „ „ beim Absatz	7 mm,
„ „ „ Rückenschliff	4 mm,
Höhe des Knaufes	6,3 cm,
Breite „ „	7,5 cm,
Länge der Parierstange	24,5 cm.

Die hölzerne Scheide folgt der Form der Klinge, sie ist mit schwarzem Leder überzogen. Auf der Außenseite befindet sich eine Nebenscheide für das Besteck.

Die Länge der Scheide beträgt 103,5 cm.

Das Besteck ist aus Messer und Ahle gebildet (Abb. 15 S. 269).

Das Beimesser hat eine Knaufkappe von ovalem Querschnitt, welche der des Säbelgriffes in verkleinerter Form entspricht; sie besteht aus graviertem Silber mit Kartusche und Ranken-

werkdekor, am Rücken mit erhabenen Buchstaben der Besitzernamen „CASPER HESS“. Ein kurzer Horngriff trennt die Kappe von der Klinge, sie ist mit dem Ansatz aus einem Stück geschmiedet, einschneidig und leicht gebogen.

Gesamtlänge	23,8 cm,
Klingenlänge	12,8 cm,
Klingenbreite	1,5 cm.

Die Ahle mit etwas kleinerem Knauf zeigt den gleichen Schmuck, am Rücken hingegen die Jahreszahl: M D LXI. IAR.

Ihre Klinge mit gedrehter, eisengeschnittener Wurzel läuft spitz zu.

Gesamtlänge	20,3 cm,
Klingenlänge	10,7 cm.

Wir haben bei diesem Schweizersäbel den äußerst seltenen Fall vor uns, dafs wir aus der auf Ahle und Beimesser angebrachten Inschrift die Entstehungszeit und den Besitzer dieser Waffe kennen lernen, Kaspar Hefs von Zürich.



Abb. 9. Schweizersäbel aus Sarnen. Meistermarke

Er wurde geboren am 14. Januar 1529 und starb am 18. Mai 1593. Sein Vater Hans Schmid, genannt Hefs, gebürtig von Reutlingen, wurde 1517 Bürger zu Zürich, der Eigentümer des Säbels wurde durch seine fünf Söhne der Stammvater eines hochangesehenen Geschlechts, welches sich bis zur Gegenwart fortgepflanzt hat, 1567 wurde er Mitglied des grossen Rats in Zürich und Zwölferherr in der Zunft zum Widder (Metzgerzunft),

wenige Jahre vorher, 1561, gelangte er in den Besitz des obigen Säbels. Die ganze Waffe ist aus einem Guß gearbeitet, das Besteck entspricht in seiner Ausgestaltung dem Knauf des Säbels völlig, ebenso die Scheide. Wir haben hier ein Stück vor uns, dessen einzelne Teile zweifellos zusammengehören; die Goldschmiedearbeiten an den drei Griffen müssen von dem gleichen Meister angefertigt worden sein. Die Wahrscheinlichkeit der Entstehung dieses Säbelgriffs am Wohnort des Besitzers ist sehr groß, leider ist nirgends eine Goldschmiedemeistermarke zu erkennen. Die von auswärts bezogene Klinge dürfte nach dem Geschmack und Auftrag des Bestellers Kaspar Hefs gefertigt worden sein, die Arbeit ist einfach aber gediegen und die Waffe keine Prunk-, sondern eine formschöne Gebrauchswaffe.

Ein gleicher Knauf wie an der vorher beschriebenen Waffe befindet sich an einem Schwert mit zweiseitiger gerader Klinge und einem Korb, der dem des Säbels der Vorstadtgesellschaft zum Ruff in Basel (Abb. 35) ähnlich ist, im Historischen Museum zu Bern. Die gleiche Sammlung besitzt einen anderen Schweizersäbel mit dem Klingentypus der ersten Periode: einschneidige schwach gebogene Klinge mit Rückenabsatz, Rückenschliff im letzten Viertel und Einkerbungen am Rücken vor diesem. Das Stück stammt aus dem 3. Viertel des 16. Jahrhunderts.

VII. Ein weiterer Säbel aus Züricher Privatbesitz

Ein in der Form verwandtes Stück treffen wir in einem Säbel, welcher ebenfalls aus altem Familienbesitz stammt. Der massive eiserne Knauf gleicht dem vorigen. Das belebte Griffholz ist von einem Silberband mit Perlkranzdekor eingefasst. Die Parierstange ist gerade gerichtet; die Endknäufe, entgegengesetzt zu einander, bilden einen verkleinerten Knauf. Aus der Parierstange wachsen zwei Parierringe. Nach vorne zum Knauf schwingt sich ein geschlossener Griffbügel, kurz vor dessen Eintritt in den Knauf wächst aus dem Griff ein Nebenbügel, welcher in der Mitte des rechten Parierrings endet (Abb. 18 u. 19 S. 269).

Die Klinge an diesem Säbel ist anders gebildet als bei den vorher geschilderten. Sie ist nämlich bedeutend schwächer gebogen, einschneidig, mit breitem oben etwas eingezogenen Rücken; vor dem breiten Rückenschliff im letzten Viertel der Klinge sind zwei kräftige Kerben eingefellt, der breite Hohlsliff reicht bis in die Spitze. Auf der rechten Seite ist die Initialenschrift Jesus eingehauen, je von einer stilisierten Rose umrahmt. Eine weitere Andeutung der Herkunft dieser Klinge fehlt, die stilistische Art dieses

Christusmonogramms weist Ähnlichkeit mit Münchener Marken auf, einem bestimmten Meister kann diese Klinge aber nicht zugeschrieben werden (Abb. 20).

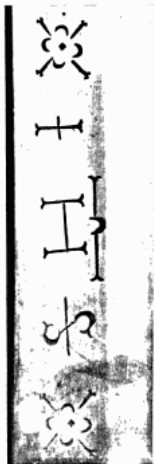


Abb. 20. Marke des Schweizersäbels aus Züricher Privatbesitz, um 1550/60

Gesamtlänge	123 cm,
Klingenlänge	99,5 cm,
Klingenbreite	4 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz	10,7 cm,
Breite " " oben	9 mm,
" " beim Absatz	6 mm,
" " Rückenschliff	5 mm,
Höhe des Knaufs	5,3 cm,
Länge der Parierstange	27 cm.

Dieser Säbel dürfte in die fünfziger bis sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts gehören.

VIII. Ein Säbel aus dem Züricher Zeughaus

Ein Säbel, dessen Klinge, wie bei dem eben geschilderten, von der üblichen Struktur der Schweizersäbel etwas abweicht und dessen Griff zu einer Weiterentwicklung des früheren Griffes (Abb. 21 u. 22 S. 269).

Der Griff zeigt insofern andere Gestalt, als der Knauf in der Form eines eisengeschneitten Löwenkopfes, ziemlich stark stilisiert, ausgeführt ist. Das Griffholz ist gewunden und mit Eisendraht umspannen. Die Parierstange

ist vertikal S-förmig geschwungen und endet flach, sich schaufelförmig verbreiternd. Vor dieser Verbreiterung gehen, beinahe einen Kreis bildend, zwei große Parierringe aus. Diese schliessen zwei kleinere ovale Parierringe ein, in denen die Stichblätter angebracht sind, diese sind durchbrochen.

Die Klinge ist einschneidig, schwach gebogen und mit einem schwachen Hohlschliff versehen, welcher im letzten Viertel in die flache Klinge übergeht. Der anfangs breite Rücken ist oben wie die früheren abgesetzt, dann verjüngt er sich allmählich und geht ohne merklichen Absatz im letzten Viertel in einen Rückenschliff über, die Einkerbungen an dieser Stelle fehlen.

Gesamtlänge 121 cm,
Klingenlänge 99 cm,
Rückenbreite 3,8 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz 11 cm,
Breite „ „ oben 9 mm,
„ „ „ beim Anfang des Rückenschliffs 3 mm,
„ „ „ beim Absatz 6 mm,
Höhe des Knaufs 6,5 cm,
Länge der Pariertange 27 cm (Abb. 23).

Die Klinge dieses Säbels aus dem ehemaligen Zeughausbestand der Stadt Zürich stimmt beinahe mit der des zuletzt beschriebenen überein. Leider ist die Meistermarke unkenntlich, da die Klinge sehr stark durch Polieren gelitten hat, immerhin ist noch der obere Teil einer Lilie ohne Umrahmung vorhanden; der Zustand der Meistermarke läßt ihre nähere Bestimmung nicht zu.

Die ganze Form dieser beiden zuletzt erwähnten Säbel weicht von der bisher geschilderten ab, indem die Klingen nicht so stark gebogen sind und einen anderen Faustschutz besitzen. Auch dieser Säbel dürfte in die Zeit um 1560–70 gehören.

Weitere Schweizersäbel dieser Zeit befinden sich in Solothurn (R. Wegeli, Katalog der Waffensammlung im Zeughaus zu Solothurn, 1905, S. 50) „378. Reitersäbel samt Scheide. Die sehr lange, schwach gebogene Rücken Klinge ist im vorderen Drittel zweischneidig, mit eingehauenen Kreuzen. Langer Griff mit horizontalen S-förmig gebogenen Pariertangen und geschlossenem Griffbügel, von welchem sich seitlich zwei Spangen abzweigen. Scheide mit Mund und Ortbeschläge samt Schleppe. Ende des 16. Jahrhunderts“, ferner „383. Säbel mit gerader vorn zweischneidiger Klinge, der Griff besteht aus dem offenen vorderen, einem geschlossenen seitlichen Griffbügel, einer abwärts gebogenen Pariertange und einem Daumenring. Als Knauf ein geschnittener Brackenknopf. 17. Jahrhundert.“

Letzter Säbel dürfte schon ein Endglied in der Entwicklung der Schweizersäbel bilden.

IX. Ein Säbelbruchstück unbekannter Herkunft

Einen ähnlichen Knauf wie der am Säbel des Kaspar Hefs (6) und dem anderen aus Züricher Privatbesitz (7) zeigt ein jetzt im Landesmuseum befindliches Bruchstück (Abb. 23).

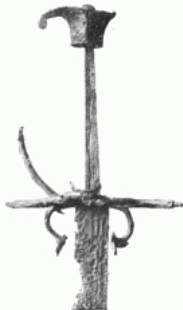


Abb. 23. Schweizersäbelbruchstück unbekannter Herkunft
3. Viertel des 16. Jahrhunderts
Schweizerisches Landesmuseum

Die Klinge ist gebogen und einschneidig, ihr Rücken verjüngt sich allmählich, ein Drittel der Klinge fehlt. Längs dem Rücken laufen drei schmale Blutrinnen nebeneinander. Die Schneide ist fast völlig zerstört und die ganze Klinge in einem schlechten Zustand.

Auf einer Seite der Klinge sind sechs M, überhöht von vierzackiger Krone, eingeschlagen, das Beschauzeichen von Mailand.

Die Mafse können bei dem schlechten Erhaltungszustand der Klinge und des Griffes, der ungefähr das gleiche Aussehen gehabt hat wie der des Säbels aus der Ostschweiz (4), nur mit anderem Knauf, unvollkommen genommen werden.

Gesamtlänge 86 cm,
Klingenlänge 66 cm,
Klingenbreite 3,3 cm,
Rückenbreite 7 mm,
Knaufhöhe 4 cm,
Knaufbreite oben 7,5 cm.

Die Zeitbestimmung dieser Waffe ist insofern schwierig, weil der Konservierungszustand schlecht ist. Der Griff gehört in die Mitte, der Knauf

in das 3. Viertel des 16. Jahrhunderts, ebenso die Klinge.

Mit dem 3. Viertel des 16. Jahrhunderts beginnt eine neue Phase in der Entwicklung des Schweizersäbels; wir haben schon in den zuletzt geschilderten Waffen einen kleinen Unterschied gegen die früheren sowohl in der Art der Klinge wie beim Griff konstatieren können. Mit den Jahren 1560—1570 vollzieht sich eine Umwandlung, allein nur ganz allmählich bilden sich andere Formen. Der Hauptunterschied liegt zuerst bei der Klinge, um sich dann auch auf den Griff auszudehnen.

Die bisherigen Resultate sind folgende. Zuerst die Entwicklung der Klinge: Anfangs ist sie schwach gebogen, einschneidig, mit dem Rückenschliff im letzten Viertel und einem breiten Hohlchliff bis zur Spitze, sowie mit dem Absatz am Rücken der Klinge versehen. Diese Einzelheiten nehmen dann teilweise eine etwas andere Gestalt an, indem sich die Biegung verstärkt und als neues Moment die Einkerbungen beim Beginn des Rückenschliffs vorkommen und der Rückenschliff breiter wird. Um 1560—70 erscheint dann eine weitere Stufe: einestheils verliert die Klinge ihre stärkere Biegung, gibt schliesslich das Charakteristische des Säbels auf und verwandelt sich wieder zur Haudegenklinge, deren Entwicklung unterdessen immer weiter fortgeschritten ist, andererseits wird die Tendenz der immer stärkeren Krümmung folgerichtig ausgebeugt und die Klinge durch Blutrinnen besser erleichtert als durch den einfachen Hohlchliff.

Betrachten wir die Geschichte des Griffes, so sehen wir ihn aus dem Schwertgriff entstehen, durch Griff- und Nebenbügel sich immer mehr verstärken, sich nach der Klinge zu durch ein immer komplizierteres System des Faustschutzes decken und am Ende in einen Spangenkorb mit Stichblättern übergehen. Der Knauf, vom gotischen Astknauf ausgehend, entwickelt sich in dieser Gattung bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, um dann allerlei phantastische Formen anzunehmen, bis er schliesslich im Löwenkopfknauf seine endgültige Fassung erhält.

Um 1560—70 treten alle diese verschiedenen Formen nebeneinander auf, dann siegt die gebogene, einschneidige Klinge mit Blutrinnen an Stelle des Hohlchliffs, der Absatz am Rücken verschwindet und gleicherweise die Einkerbungen beim Anfang des Rückenschliffs, dessen Länge auch vermindert wird. Der Griff trägt als Knauf einen Löwen oder Brackenkopf, dessen reine Formen immer mehr stilisiert werden. Die anderen Teile des Griffes erleiden keine so starken Änderungen.

Wie anfangs schon betont, dürften die Griffe im Inland hergestellt, die Klingen jedoch ohne Zweifel Importware sein. Da die Schriftquellen uns über die Herkunft dieser Klingen keine genügende Auskunft gewinnen lassen, müssen wir uns allein an die Beschaueichen und Meistermarken halten.

Da tritt uns nun bei dem Säbel von Ligerz (2) der Passauerwolf entgegen; auf dem gleichen von Sarnen (3) die Säbelmarke der Ständler, nach den dort erwähnten Einzelheiten Passauer Arbeit. Gleicher Provenienz dürfte auch der Säbel von Neuenburg (1) sein. Alles das Waffen vom Ende des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des zweiten. Weiter finden wir eine Marke, welche nach den neuesten Forschungen einem bestimmten Meister zugesprochen werden kann, auf einem Säbel aus Zürich (5) und einem solchen in Chur: diese Klingen stammen aus der Werkstatt des Münchner Meisters Christoph Ständler 1., der von der Mitte des 16. Jahrhunderts an dort tätig war. Auch die Waffe des Kaspar Hefs von 1561 dürfte dahin zu weisen sein, sowie ein Säbel aus Züricher Privatbesitz (7) mit dem Christummonogramm.

Alle diese Säbelklingen zeigen eine solche unverkennbare Ähnlichkeit in ihrem ganzen Aufbau, dafs sie als die Arbeit einer bestimmten Werkstätte angesprochen werden müßten, auch wenn keine Meistermarken und Beschaueichen uns einen Weg weisen würden. So aber besitzen wir in der Krumsäbelmarke der Waffenschmiedfamilie Ständler einen deutlichen Hinweis auf die Herkunft der besprochenen Waffen, wenigstens in bezug auf die importierte Klinge.

Die archivalischen Forschungen bringen in die Frage der Provenienz unserer Klingen kein kräftiges Licht, wohl aber ein bescheidenes Flämmlein, welches ebenfalls nach München deutet. Es ist archivalisch nachgewiesen, dafs zum Beispiel Zürich die meisten seiner Waffen aus Lindau, Kempten, Augsburg oder München einführt. Das gilt vor allem für die Stangenwaffen, Halbarten und Mordäxte: die Langspiesen wurden im Inlande hergestellt. Die Mehrzahl der in den Museen und Zeughäusern der Schweiz befindlichen Zweihänder sind nach dem Aussehen ihrer Marken aus München bezogen worden, und zwar von der Mitte des 16. Jahrhunderts an. Sie zeigen die Marken der Ständler, Diefstetter, Harter. Wenn das vorhandene Aktenmaterial, soweit es sich erhalten hat, einmal besser zugänglich sein wird, werden wir wohl noch weitere Aufklärungen erwarten dürfen. Völlig auf uns gekommen sind die Basler Jahres- und Wochenrechnungen, zum grossen Teil die Züricher Seckelmeisterrechnungen,

deren auf Waffen bezüglichen Inhalt R. Wegeli veröffentlicht hat (Anzeig. f. schweiz. Altumskunde 1907, S. 59 ff., 1908 S. 72 ff. Notizen zur Geschichte des zürcherischen Waffenwesens; leider ohne jeglichen Kommentar); ferner Akten aus Luzern, St. Gallen, einiges aus der Innerschweiz usw. Die oben zitierten Auszüge (Bd. 1908, S. 264) nennen uns zum erstenmal einen Münchner Klingenschmied, von dem sich gerade im Gebiet der dreizehn alten Orte noch verschiedene Zweihänder vorfinden; nebenbei sei hier bemerkt, dafs alle Zweihänder aus dem Ende des 15. bis tief in den Anfang des 16. Jahrhunderts aus Italien in die Schweiz einwanderten. Die betreffende Stelle der Seckelmeisterrechnungen lautet: „1570. 13 fl 6 ss. 8 d, Ulrich Diefstetter Clingen schmid zu München unnd Dominicus Hünl Stathhalter zu Lindow jedem zwei sonnen Cronen an ein fenster über das iren jedem ein Rundelen wappen uff dem Rathus dartzu worden.“ Ferner (S. 344 ib.), 1573. 6 fl Ulrich Ban Glasmaier den 7 Wintermonat 73 schancken min Herrn dem Herrn Diefstetter zu München.“ Diefstetter und Hünl erhielten also jeder eine Wappenscheibe und dazu noch überdies je eine von den im voraus zu Geschenkwegen auf dem Rathaus magazinierten Rundelen, das heifst sog. Zürcher Ämtersscheiben in Kreisform mit dem Wappen der Stadt in der Mitte und umgeben mit den Wappen der Zürcherischen Ämter. Maler dieser Glasmalerei ist Ulrich Ban, ein in seiner Zeit hochgeschätzter Meister, der für den Rat von Zürich arbeitete, vor

1515 geboren; sein Name verschwindet nach 1576 aus den Akten.

Aus diesen beiden Notizen geht deutlich hervor, dafs gerade Zürich mit den Münchner Klingenschmieden in naher Beziehung stand, indem der Rat dem Meister Ulrich Diefstetter eine Scheibenschenkung macht, wohl zum Ausdruck der Zufriedenheit für gelieferte Klingen. Von Diefstetter sind noch verschiedene Klingen von Zweihändern im Schweizerischen Landesmuseum erhalten. Neben den Diefstettern und Hardern waren die Ständler die besten Klingenschmiede in München; von allen diesen befinden sich noch Waffen in den schweizerischen Museen, spezielle Schweizer säbelklingen scheinen aber nur die Ständler geliefert zu haben. Dafs Zürich mit den letzteren im Verkehr gestanden hat, ist sicher bezeugt, wenn nicht für das 16. Jahrhundert, so doch für später; wir dürfen annehmen, dafs die folgende Erwähnung nur ein Glied in der langen Kette des Geschäftsverkehrs zwischen den Ständlern und der Stadt Zürich bildet. Stöcklein (Münchner Klingenschmiede) zitiert aus den Münchner Ratsprotokollen vom 20. und 24. Mai 1658: „(Paulus) Ständler erklärt . . . von . . . dem Buchhändler Michael Schifflberger von Zürich, 36 fl. auf Klingen empfangen zu haben, und erbetet sich, die 200 Klingen auf Mitfasten fertig zu machen.“ (Zeitschr. f. hist. Waffenkunde Bd. V, S. 248.) Ein Geschlecht „Schifflberger“ existierte zwar in Zürich und in der Schweiz damals nicht, wohl aber in Zürich und Bern „Schauffelberger“.

(Fortsetzung folgt)

Geschützminiaturen aus den Mss. „Christine de Pisan“ und „Histoire de Charles Martel“

Von R. Forrer

Die Brüsseler Bibliothèque Royale besitzt zahlreiche Manuskripte des 14. und 15. Jahrhunderts mit künstlerisch hervorragenden oder inhaltlich interessanten Miniaturen. Der verstorbene Konservator J. van den Gheyn hat im Verein mit den Verlegern Vromant & Cie. in Brüssel eine größere Anzahl dieser Miniaturenserien in guten und billigen Reproduktionen herausgegeben. Kostüm- und waffengeschichtlich sind diese Bände eine wahre Fundgrube für alle einschlägigen Forscher. Indem ich alle Kollegen auf diese wertvollen Publikationen aufmerksam mache, reproduziere ich anbei in verkleinertem Maßstabe vier Miniaturen, die besonderes Inter-

esse wegen der darauf dargestellten Geschütze beanspruchen.

Das eine Blatt, Abb. 4, gehört zu dem 100 Miniaturen umfassenden Codex Nr. 9392 des Jean Miélot, der im Auftrage von Philippe le Bon der Christine von Pisa opus: Epistel der Othea, Göttin der Vernunft, an Hektor, Fürst der Trojaner illustriert hat. Mit Hektor ist nach Gheyn in Wirklichkeit der junge Herzog Ludwig von Orleans gemeint, dem die Vernunftgöttin in Versen allerlei gute Ratschläge gibt. In den Miniaturen werden Herkules, Minos, Perseus, Minerva, Narziss, Bellerophon, Neptun, Kassandra und zahlreiche andere antike Gestalten im Bilde und redend

vorgeführt, aber alle nicht im Kleide der Antike, sondern durchaus im Gewande der Zeit des Bestellers und des Enlumineurs. Die Szenen spielen sich in gotischen Palästen und Burgen, in gotischen Gewändern und Rüstungen, in gotischen Innenräumen und gotischen Kriegsschiffen ab; da kann es nicht wunder nehmen, wenn man bei der Einnahme von Babylon durch Ninus (Miniatur Nr. 88, hier Abb. 4) auch ein gotisches Geschütz in Tätig-

denen des Miélot verwandt, aber künstlerischer, figurenreicher und lebendiger. Die Taten des Karl Martel werden da in Wort und Bild besungen und die ritterliche Bewaffnung im 15. Jahrhundert kommt zu voller Entfaltung. Das Buch wimmelt von Darstellungen von Schlachten, Zweikämpfen, Lagerbildern und Belagerungsszenen. Bei letzteren treten wieder auch Geschütze in Tätigkeit. Einzelne derselben haben schon früher die



Abb. 1



Abb. 2

Geschützminiaturen aus den Mss. „Christine de Pisan“ und „Histoire de Charles Martel“, um 1470

keit treten sieht. Allem Anschein nach handelt es sich um ein Kammergeschütz, denn zu dessen Seiten lagern am Boden neben den Steinkugeln zwei eiserne Hinterladerkammern. Am Geschütz selbst, das eben abgefeuert wird, fehlt freilich ein Prellbock, der die Kammer vor dem Rückschlag zu bewahren hat. Das Rohr ruht auf einer bretartigen Lade, diese ist durch zwei niedrige Räder fahrbar gemacht.

Die anderen drei Miniaturen, Abbildungen 1—3, entstammen der um 1470 entstandenen, mit 102 Bildern geschmückten „Histoire de Charles Martel“ des Loyset Liédet. Seine Malereien sind

Aufmerksamkeit der Forscher erregt und gelegentlich auszugsweise Verwendung gefunden.

In Abb. 1, wo die Genossen Fromonds diesen an der Tötung des Doon verhindern, sieht man hinten das feindliche Schloß in Flammen, während im Vordergrund ein gewölbter Koffer, die Beute und auch ein Geschütz abgefahren werden. Das letztere gleicht ganz dem aus dem Mss. der Christine de Pisan. Am Boden liegen zwei Hinterladerkammern mit Handhaben und zwei Kammerrohre ohne Handhaben, letztere besonders beachtenswert, weil in unseren Museen von besonderer Seltenheit.

In Abb. 3 sehen wir die Belagerung des Schlosses Gerouville dargestellt: im Vordergrunde links wieder zwei Hinterladerkammern und fünf Steinkugeln, dann die Geschützbedienung und die Geschütze, von denen zwei eben ihre Geschosse werfen. Das vorderste ist ein Mörser größten

hintere Geschütz der vierten Miniatur, Abb. 2 (Belagerung von Valpafond); auch dieses ist auf sehr hohe Räder gesetzt und wieder, im Gegensatz zu dem vorderen, mit nur einem, aber schwereren Rohr versehen; das letztere liegt auf doppelter Lade derart, das die obere durch Einschieben



Abb. 3



Abb. 4

Geschützminiaturen aus den Mss. „Christine de Pisan“ und „Histoire de Charles Martel“, um 1470

Kalibers, der am Zapfen in einem festen Holzgestell hängt und eine (glühende) Brandkugel schleudert. Das zweite Geschütz steht auf einer niedrigen Radlade, analog derjenigen des Blattes Abb. 4, wogegen das dritte Geschütz auf wesentlich höhere Räder gestellt ist und sich dadurch auszeichnet, daß die Lade drei Rohre trägt.

Zwei Rohre auf einer Lade führt auch das

eines Keiles verschieden hoch eingestellt werden konnte. Wieder liegen am Boden vorn Steinkugeln, hinten zwei Hinterladerkammern, außerdem aber eine Ladeschaukel zum Einführen des Pulvers und eine Eisenhacke zu allerlei Dienstleistungen beim Festlegen der Geschütze. Von den Geschützmannschaften steht einer im Begriffe, das hintere Geschütz durch Einschlagen eines

senkrechten Pfostens hinter der Lafette in der Richtung zu sichern, ein anderer Kriegsmann bringt eben das vordere Geschütz zur Entladung, indem er der schon damals bestehenden Anweisung folgend, links seitwärts der Lafette stehend einen Stütz zum Zündloch führt; die hinter

ihm stehende Pfanne enthält wohl glühende Kohlen, an denen jener Stütz angeglüht worden ist. Ein höherer Kriegsmann verfolgt ihre Arbeiten, während hinten Sturmleitern an die feindliche Burg angelegt werden und die Belagerung beginnt.

Das Wolfegger Hausbuch und seine Bedeutung für die Waffenkunde

Von Major a. D. Sterzel, Berlin-Wilmersdorf

II.

Die meist künstlerisch ausgeführten Federzeichnungen des Wolfegger Hausbuchs bieten eine Fülle von Einzelheiten über die Bewaffnung von Mann und Roß, über Kampfspiele, Jagd- und Heereinrichtungen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ihnen sollen mit Ausnahme derjenigen Gegenstände, die das Gebiet der Artillerie und Poliorketik berühren, die nachstehenden Zeilen gewidmet sein. Die Reichhaltigkeit der artilleristischen und poliorketischen Darstellungen macht ihre Besprechung in einem besonderen dritten Abschnitt erforderlich. Die Bewaffnung des Fußvolks, das sich besonders durch die Erfolge der Schweizer Eidgenossen in den Kämpfen des 14. und 15. Jahrhunderts zur Zeit des Entstehens des Hausbuchs schon eine erhöhte Bedeutung und Anerkennung errungen hatte, war um 1480 noch sehr ungleichmäßig. Die Söldner trugen für ihre Bewaffnung selbst Sorge, für eine einheitliche Hauptwaffe hatte man sich noch nicht entschieden; so bieten die Schlachthaufen, die noch nicht als taktische Körper gelten dürfen, ein Gemisch bunt ausgerüsteter und bewaffneter Kriegerleute.

Die Hauptaufgabe für unsere Zwecke liefert die Darstellung eines aus verschiedenen Gruppen bestehenden Heereszuges, einer Marschordnung, die in der Handschrift den Raum von vier Tafeln einnimmt. Die Abbildungen 1 und 2 zeigen die wichtigsten Teile dieser hochinteressanten Zeichnung. Wir sehen dort das Fußvolk nach seiner Bewaffnung und Fechtweise in zwei Gattungen vertreten, als Fußknechte mit blanken Waffen für den Nahkampf und als Schützen mit Fernwaffen. Die Blankwaffen bestehen vorwiegend aus Stangenwaffen, als Helmbärten, Giefen, Spießen mit und ohne Knebel und schweren Streitkolben. Nur vereinzelt tragen die Knechte ein Schwert an der

Seite. Dieser Umstand zeigt, daß man im Nahkampf den Stangenwaffen vor dem Schwert den Vorzug gab und ein ausgesprochenes Handgemenge nur als Ausnahmefall gelten kann. Die abgebildeten Schwerter sind anscheinend lange Reiterschwerter, vielleicht Beutestücke aus siegreich bestandenen Kämpfen. Eine Zeichnung mit einer kleinen Gruppe von Knechten, die einem armen Sünder auf seinem letzten Gang zur Richtstätte das Geleit gibt, führt auch einen mit starken Stacheln besetzten Streitkolben und einen langgestielten Hammer als Stangenwaffen vor. Die typischen Waffen der Landsknechte, der Langspieß oder die Pinne und das bekannte Landsknechtsschwert mit der S-förmigen Parierstange sind noch nirgends abgebildet, denn die Landsknechte selbst beginnen erst gerade in diesem Zeitraum aufzukommen. Urkundlich werden sie zum erstenmal im Jahre 1486 mit diesem Namen genannt. Eine sehr interessante Dissertation von Martin Neil untersucht den Ursprung der ersten deutschen Infanterie, der Landsknechte, und legt dar, daß diese Kriegergattung eine Schöpfung Kaiser Maximilians I ist und vor dem Jahre 1482 noch nicht bestand. Erst in dieses Jahr fallen die Anfänge des deutschen Landsknechtswesens. Die Burgunderkriege hatten die unbestrittene Überlegenheit des mit Langspießen bewaffneten Schweizer Fußvolks dargetan. Nach dem Muster dieser Schweizer Fußknechte, die sich als Reisläufer auch in den Heeren fremder Herren in großer Zahl anwerben ließen, bildete deshalb der weitblickende Kaiser seine Truppen für seine Kämpfe in den Niederlanden, aus denen sich die deutschen Landsknechte, diese Kerntruppe der europäischen Heere des 16. Jahrhunderts, entwickelten.

Unsere Federzeichnungen geben uns also einen vortrefflichen Einblick in den Zustand des

Kriegswesens um die Zeit der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, vor Beginn der einschneidenden Umgestaltung. Das mittelalterliche Kriegswesen, das schon durch die Hussitenkriege erschüttert war, geht mit den Burgunderkriegen zu Ende. Diesen Moment halten die Abbildungen fest. Der eine der Verfasser, H. Bossert, führt in dem Abschnitt „Historisches“ näher aus, daß sich in

waren und durch eine angeschweißte Tülle mit der hölzernen, stangenartigen Handhabe verbunden waren. In den älteren Jahrgängen dieser Zeitschrift sind einige ausgezeichnete Arbeiten unseres verstorbenen Mitgliedes, des k. k. Oberst Sixl, enthalten, die vortreffliche Auskunft über die Beschaffenheit dieser alten Waffen geben. In den Ausgaben des Veges und des Valturius

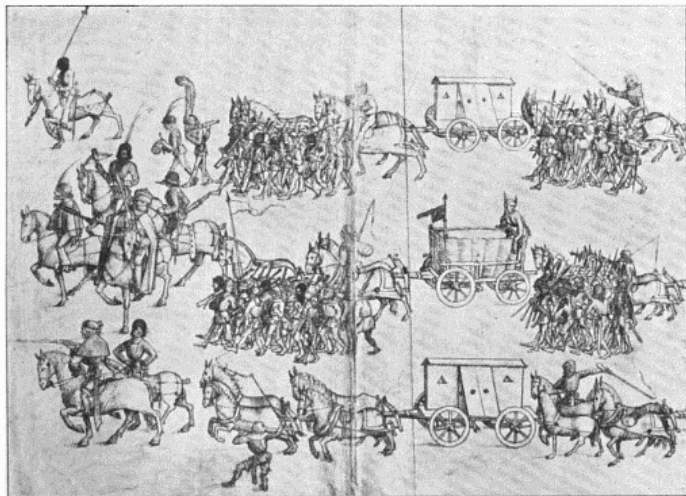


Abb. 1. Reisige, Fußknechte, BüchsenSchützen und Kriegsfuhrwerk aus dem Heereszuge des Wolfgegger Hausbuchs
Nach der Ausgabe von Bossert und Storck

den Darstellungen teilweise ganz bestimmte geschichtliche Tatsachen dieses Zeitraumes wieder spiegeln und wir können diesen Ausführungen nur zustimmen.

Es sei noch erwähnt, daß das eigenartige oben genannte Landsknechtsschwert erst einer weiteren Stufe der Entwicklung des Landsknechtswesens angehört; es ist eine Errungenschaft vom Beginn des 16. Jahrhunderts.

Die mit Fernwaffen ausgerüsteten Haufen führen vorwiegend Feuerrohre, ein Teil der Schützen ist aber noch mit Armbrüsten bewaffnet. Die Feuerrohre sind die typisch gotischen, noch sehr primitiven Lot- oder Bleibüchsen, die in der Regel aus Eisen über den Dorn geschmiedet

sehen wir die gleichen Röhre abgebildet, deren Wirkung natürlich noch nicht sehr überwältigend sein konnte.

Zwischen den BüchsenSchützen marschieren die Armbrustschützen. Die Bogen ihrer Armbrüste sind von verschiedener Form und Stärke. Wir können deshalb wohl annehmen, daß hier sowohl Stahl- als Hornbogen abgebildet erscheinen. Die Hornbogen haben naturgemäß stärkere Abmessungen und sind deshalb in der ganzen Form plumper gebaut wie die Stahlbogen. Nach ihrer Konstruktion gehören die Armbrüste zu den Windenarmbrüsten. An der linken Hüfte mehrerer Armbrustschützen hängt der bolzengefüllte Köcher, der meist aus Leder gefertigt war.

Ebenso verschiedenartig wie die Trutzwaffen sind auch die Schutzwaffen der Fufsknechte. Ein Teil der Büchschützen scheint sich überhaupt keiner Schutzkleidung zu bedienen, während andere als Kopfschutz den Eisenhut, Schallern oder auch eine Beckenhaube (Bacinet) tragen. Hier und da erfreut sich ein Schütze schon einer besseren Ausrüstung, eines Kinnbartes, eines Schulter- und Armschutzes, oder, wenn es hoch kommt, sogar einer Brünne, die mit der Beckenhaube verbunden ist und, von ihr herabfallend, Hals und Schultern bedeckt. Die Bekleidung der Schützen mit Kinnbart und Brünne weist übrigens im Verein mit der stangenförmigen Hand-



Abb. 1. Reiseig im Heereszug des Wolffegger Hausbuchs
Nach der Ausgabe von Bossert und Storck

habe auf die Art des Anschlags hin: von einem Anlegen und Zielen im heutigen Sinne konnte natürlich nicht die Rede sein. Man hielt die Mündung in der ungefähren Richtung auf den Gegner und klemmte den Stiel einfach unter den Arm.

Im allgemeinen sind bei den Schützen, die den Kampf nur aus der Ferne führen, die Schutzwaffen also recht spärlich vertreten.

Sehr ähnlich ausgerüstet, bewaffnet und zusammengesetzt sind übrigens die in der Handschrift des Froissart (1468) abgebildeten Schützengruppen dargestellt.

Wesentlich vollständiger, trotz großer Ungleichmäßigkeit im einzelnen, ist die Schutzbewaffnung der mit Stangenwaffen bewehrten Knechte. Sie führten den entscheidenden Nahkampf, mußten also auf den Schutz ihres Körpers

in erhöhtem Maße bedacht sein. Jeder Knecht hat einen Eisenhut oder eine Schallern, mit oder ohne Visier, eine Beckenhaube mit Brünne und dergleichen. Einige haben sogar Brustharnische in der typischen geschobenen Form, die ein Merkmal des sogenannten gotischen Harnischs ist. Wir sehen auch ganze Armezeuge und Knieschutz bei einigen Knechten. Da sich die Höhe des Soldes nach der Güte der Bewaffnung richtete, so war jedermann natürlich bestrebt, seine Ausrüstung zu vervollkommen. Nach siegreich beendetem Kampf bot sich hierzu genügend Gelegenheit.

Ein Dolch ist bei dem Fufsvolk nirgends zu erkennen, wohl aber bei anderen Darstellungen: so zücken z. B. bei dem Überfall eines Dorfes zwei der plündernden Gesellen ihre pfriemartigen Gnadegotts gegen die niedergeworfenen Einwohner.

Die Reiterei ist durchweg besser und einheitlicher bewaffnet. Das ist ja auch schließlich kein Wunder, denn diese Hauptwaffe des Mittelalters setzte sich vorwiegend aus Rittern und Ritterbürtigen zusammen. Alle Reissigen tragen Schallern, die teils mit Sehspalt, teils mit aufschlächtigem Visier versehen sind. Mehrere dieser Schallern sind mit der schleierartigen Helmdecke, die den Träger gegen den Sonnenbrand schützen sollte, umwunden oder zum Zierrat mit Federn geschmückt. Das Kinn ist durch den Bart geschützt, unter den bunten Waffenröcken ist vielfach der Harnisch sichtbar. Der Waffenrock, wäpenroc, verdankt seinen Ursprung wohl ebenso wie die Helmdecke den in den Kreuzzügen gesammelten Erfahrungen. Ursprünglich als Schutz gegen die Sonnenstrahlen gedacht, bilden sich diese Stücke zum charakteristischen Schmuck des Ritters heraus. An den Farben des Waffenröcks und der Helmdecke konnte die liebende Frau den Erwählten ihres Herzens trotz des Visiers in dem Gewühl der Ritterspiele erkennen.

Beinzeug ist merkwürdigerweise auf keiner der Darstellungen gezeichnet. In diesem Zeitraum steht der Plattenharnisch als gotischer Harnisch auf dem Gipfel der Vollendung. Trotzdem finden sich auf keiner Abbildung Diechlinge oder Eisenschuhe. Zum Schutz der Unterschenkel führen die Reiter eine Art trichterförmige Beinröhren, die anscheinend aus steifem Leder bestehen und durch Lederriemen an der Hüfte festgehalten werden. Nur bei den phantasiereichen Figuren der Planetenbilder sehen wir vom Scheitel bis zur Sohle geharnischte Ritter mit gotischem Beinzeug. Die Sporen der Reiter zeigen die langgestaltete gotische Form mit großen, scharfgezahnten Rädern. Als Trutzwaffen führen die Reissigen fast durchgehend den Reisspieß ohne

Brechscheibe und das Kürfisschwert, das lange deutsche Reiterschwert mit gerader Parierstange, gegliedertem Griff und Knauf, zu anderthalb Hand. Einige Reiter sind auch mit der Armbrust ausgerüstet, die von ihnen auf dem Marsch in einem Überzug getragen wird. Feuerwaffen sind in den Händen der Reitsigen nirgends abgebildet.

Erwähnenswert ist eine Tartsche von streng gotischer Form mit rundem Einschnitt für die Spießstange, die einer der Reitsigen unbenutzt auf dem Rücken trägt. Schließlich ist auch das einschneidige Krummschwert in der Form des „Malchusschwerts“, bekannt durch die eigentümliche Gestalt des Orts und im 15. Jahrhundert als „Kordelatsch“ eine beliebte bürgerliche und studentische Waffe, in mehreren Exemplaren vertreten. Wir sehen es an der Seite eines sonst unbewaffneten Reiters des Heereszuges (Abb. 1), der wohl als Geschirrmeister die Ordnung beim Wagenpark und unter den Fuhrknechten aufrecht erhalten soll. Ferner ist es bei anderer Gelegenheit noch als Fechttschwert und als Wehr in der Hand eines rauenfindigen Bürgers abgebildet.

Was den Rofsharnisch und das Pferdezeug anbelangt, so ist der erste, abgesehen von den phantastischen Übertreibungen der Planetenbilder, nur in Gestalt von zwei Rofstirnen vertreten, die später bei der Besprechung der Turnierbilder Erwähnung finden werden. Im übrigen tragen die Pferde der Reitsigen die mächtigen gotischen Kandarengewisse nebst Trensen, Vorder- und Hinterzeug, beide häufig mit Zierriemen und Anhängern versehen. Als Sattel dient der Kürfissattel mit trapezförmigen Bügeln.

Die Zeichnungen, die Jagd- und Turnierszenen darstellen, bringen einige Pferde, die über dem Sattel eine Sattel- oder Überlegedecke, mit Zaddeln verziert, tragen. Die Schweife der Reiterpferde sind meist aufgebunden; eine Verzierung scheinen die Schweifbünde nicht zu besitzen.

Der Einfachheit halber sei an dieser Stelle wuch gleich die Beschirrung der Zugpferde beschrieben, von deren Ausrüstung und Anspann uns die Zeichnung des Heereszuges (Abb. 1) ein anschauliches Bild bietet. Die Bespannung besteht bei allen abgebildeten Fuhrwerken, gleichgültig ob Streitkarren oder Trofswagen, aus zwei Gespannen zu je zwei Pferden. Die Zugpferde sind sämtlich nur mit der Trense aufgezügelt. Die Vorderpferde haben leichte Sielengeschirre und sind durch Bracke und Ortscheit an die Deichsel angesträngt. Von den Stangenpferden ist nur das Sattelpferd gut sichtbar, indes ist anzunehmen, daß das Handpferd ein ähnliches Geschirr, aber ohne Sattel, trägt.

Das Sattelpferd ist mit einem schweren Kunt

bekleidet, wie es auch heute noch für schwere Arbeitspferde üblich ist. Es trägt ferner einen Sattel und Hinterzeug. Das letztere dient zum Bremsen des Fahrzeuges, zum Aufhalten bei abfallenden Wegen. Die Gespanne eines Fahrzeuges werden von einem Fuhrknecht, meist vom Sattel des Stangensattelpferdes aus, mit einer langen Peitsche geleitet. Bei einem der Knechte kommt jedoch die Fuhrmannsnatur zum Durchbruch: er hat es sich auf dem sattellosen Vorderhandpferde im seitlichen Damensitz bequem gemacht, wie es auch heute noch vielfach die Fuhrleute in unreicherlicher Weise zu tun pflegen. Ein anderer Fuhrknecht ist zur Bändigung der etwas unruhigen Rosse abgestiegen und läuft peitschenknallend neben seinen Gespannen her. Dieser Knecht scheint überhaupt temperamentvoll und kriegerisch veranlagt zu sein, denn als einziger der Fuhrleute trägt er ein Schwert an der Seite.

Sehr interessant und lebensvoll sind die Zeichnungen mit den Darstellungen von Ritter- und Kampfspielen. Das Hausbuch enthält zwei große Tafeln, von denen die eine ein deutsches Stechen oder Gestech behandelt, während auf der anderen das eigentliche Feldturnier abgebildet ist. Bekanntlich wurde das in Verfall geratene Turnierwesen gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Kaiser Maximilian I. wieder neu belebt. Der „Freydal“, dieses auf Anregung des Fürsten verfaßte und mit reichem Bilderschmuck ausgestattete klassische Turnierbuch, liefert den Beweis von der Vielseitigkeit der Ritterspiele um die Wende des 15./16. Jahrhunderts. Der Kaiser hatte ja schon in seiner Jugend am Burgunder Hof und an anderen Orten die verschiedensten Arten von Kampfspielen durch persönliche Beteiligung kennen gelernt. Aus seiner reichen praktischen Erfahrung wählte er das ihm brauchbar dünkende heraus und erfand auch neue Ritterspiele, so daß durch sein Beispiel tatsächlich nochmals ein Aufschwung eintrat. Dieser war indes nicht von nachhaltiger Wirkung, denn die Zeit des mittelalterlichen Ritterwesens und Rittergeistes neigte sich aus zwingenden Gründen ihrem Ende zu. Die Zeichnungen des Wolffegger Hausbuchs sind nun vor Eintritt dieses letzten Aufstiegs entstanden; sie zeigen uns also die Turniere in der älteren, noch nicht von Maximilian beeinflussten Form.

Die erste Tafel (Abb. 3) schildert das deutsche Gestech, bei dem entweder der Gegner durch den Stofs mit der Stechstange aus dem Sattel gehoben wurde oder mindestens die Stangen zu Bruch gehen mußten. Wir sehen den Moment vor Beginn des Anreitens. Die letzten Vorbereitungen werden gerade getroffen. Beide Reiter sind mit dem Stechzeug und der Stech-

tartsche' bekleidet; der eine hat bereits die Stechstange mit dem dreispitzigen Krönig eingelegt; ein Turniervogt scheint ihm noch einen guten Rat zu erteilen.

Halt und konnte ohne allzugrofse Schwierigkeiten „abgestochen“, d. h. von seinem Pferde getrennt werden, im Gegensatz zu dem Stechen im hohen Zeug.



Abb. 3. Gemeines deutsches Stechen aus dem Wolfegger Hausbuch
Nach der Ausgabe von Bossert und Storck

Der andere Ritter nimmt mit der unbekleideten, durch die Brechscheibe der Stechstange ausreichend geschützten rechten Hand von seinem Knappen seine Stechstange in Empfang. Deutlich ist bei dieser Figur der Schutz der Zügelhand durch einen Stecharm mit steifer Henzto zu erkennen. Die nicht gepanzerten Beine der Reiter sind ebenso wie die Brust der Turnierrosse durch den gut erkennbaren „Stechsack“ geschützt. Dieses in den Farben der Rofsdecke gehaltene Kissen war mit Stroh ausgestopft, hing vor der Brust des Pferdes und reichte auf beiden Seiten bis zum Vorderbug des Sattels. Der Sattel selbst ist der übliche Stechsattel, der sich von dem Kürfissattel sehr wesentlich durch das Fehlen des Hinterbugs unterscheidet. Der Reiter fand also durch den Mangel an Rückenanklehnung keinen

Die beiden Turnierpferde tragen die Rofsstirn mit Scheibe, die auch die Augen verdeckt, da beim Stechen die Pferde lediglich auf der geraden Linie gegeneinander ansprengten. Den übrigen Teil der Pferdeleiber verhüllen die fast bis zum Erdboden reichenden Stechdecken. Nach der herrschenden Sitte ist die eine Decke mit Blumen und Bändern bemalt, während die andere als Verzierung die bereits früher von mir erwähnten Buchstaben in Spiegelschrift zeigt.

Geschmückte Damen und Herren, meist zu Pferde und sehr intensiv miteinander flirtend, bilden den Zuschauerkreis, während berittene Spielleute ihren Instrumenten lustige Weisen entlocken und übermütige Narren, allerhand Kurzweil treibend, sich zwischen den Pferden tummeln. Diese lustigen Personen und Knappen hatten

übrigens bei den Ritterspielen auch einen ersten Zweck zu erfüllen. Sie mußten die vom Pferde gestochenen Ritter auffangen, damit die in ihrer schweren Rüstung gänzlich Unbehilflichen nicht allzu unsanft zu Fall kamen. Ohne diese weise Vorsichtsmaßregel würden schwerere Unfälle wohl nicht zu vermeiden gewesen sein. Die andere Tafel (Abb. 4) stellt ein Turnier in der engeren Bedeutung dieses Wortes dar. Bei diesem Kampfspiel, zu dessen Eröffnung soeben ein berittener Trompeter das Zeichen gibt, erscheinen die Turnierer im Feldharnisch und Tartsche mit Reisspieß und Schwert, wie zur Feldschlacht gerüstet. Auch

Maschenpanzer, der auch die Arme bedeckt, vorzüglich sichtbar. Dieser Reiter ist auch noch wegen der bei Kriegern sonst nicht üblichen Trageweise des Dolches beachtenswert. Er hat diese Waffe in die lederne Beinröhre gesteckt, wie es heute noch vielfach die ländlichen Arbeiter und Schiffer mit ihrem im Stiefelschaft getragenen Messer zu tun pflegen.

Eine weitere Zeichnung, die uns die Kunststücke des fahrenden Volks vorführt, zeigt ein Paar Schwertfechter, von denen der eine in sehr interessanter Weise seinen Anderthalbhänder zur Abwehr handhabt. Die rechte Hand liegt hart



Abb. 4. Turnier im Feldharnisch aus dem Wolfegger Hausbuch. Nach der Ausgabe von Bossert und Storck

die Rosse sind in der für die Feldschlacht üblichen Weise gezäumt und gesattelt. Als Sattel dient der Kürfissattel, dessen Form wir besonders gut bei dem Ritter mit der Fahne erkennen können. Ein Vergleich der Abb. 3 und 4 zeigt auch deutlich den Unterschied zwischen dem leichten Reisspieß und der schweren, plumpen Stechstange.

Die Zuschauer, unter denen bei diesem anscheinend improvisierten Kampfspiel Damen nicht anwesend sind, bestehen vorwiegend aus Reisligen, die die gleiche Bewaffnung wie die beiden Turnierer führen.

Bei einem berittenen Armbrustschützen, der als solcher durch den Bolzenköcher gut erkennbar ist, ist der unter dem Brustharnisch getragene

hinter der Parierstange und hält die Waffe gewissermaßen in der Schwebelage, während sie andererseits beim Zuschlagen den nötigen Nachdruck zu geben vermag; die linke umfaßt den Schwertknäuf und verleiht dem Schwert die Abwehrbewegungen. Diese Art der Schwertführung erinnert etwas an die heute noch üblichen Gewehrparaden beim Bajonettieren. Die beiden Fechter scheinen sich in einer Art „Dreikampf“ messen zu wollen, denn auf dem Erdboden liegen noch Dolche und Kordelatsche bereit. Zur Vervollkommnung unserer Vorstellung von den Fecht- und Kampfspielen dieses Zeitraumes tragen noch die Abbildungen einiger Ringkämpfer und Stangenfechter bei.

Neben diesen Federzeichnungen mit Kriegs-, Turnier- und Fechtwaffen bringen einige Tafeln lebensvolle Jagdszenen und die Jagdwaffen zur Darstellung. Wir beobachten einen Jäger, der das Hifthorn blasend mit dem Knebelspiels in der Faust hinter den Hund einen kapitalen Zehnder verfolgt. An der linken Seite trägt der Jagdgesell ein starkes einschneidiges Waidmesser mit Scheibe. An anderer Stelle übt sich eine Schützenbrüderschaft im Armbrustschießen nach der Scheibe. Die Schützen bedienen sich der Windenarmbrust. Während einer „sitzend freihändig“ im Anschlag liegt, machen zwei andere ihre Waffen schufsfertig. Wir können bei dieser Gelegenheit die Art des Spannens mit der Winde

Schließlich zeigt uns ein kleines Bildchen die Vogeljagd mit dem Lockvogel von der Krähenhütte aus. Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserem Thema, den abgebildeten Waffen, zurück.

Nach der Betrachtung der Kriegs-, Turnier-, Fecht- und Jagdwaffen wird es noch nötig, die außerhalb dieser vier Arten stehenden, gelegentlich auftretenden Waffen und Ausrüstungsstücke einer Untersuchung zu unterziehen. Die Abbildungen einiger Raufereien geben uns von der Bewaffnung Kenntnis, die der im allgemeinen friedfertige Bürger zum Selbstschutz mit sich führte. Neben den schon oben genannten Kordelatschen sehen wir den Dolch in der Form des



Abb. 5. Armbrustschießen und Jagdszenen des Wolfegger Hausbuch
Nach der Ausgabe von Bossert und Storck

deutlich beobachten. Äußerst interessant ist die zu beobachtende Tatsache, daß schon im 15. Jahrhundert das Anzeigen der Treffer an der Scheibe oder das Markieren der Fehlschüsse mit Hilfe einer Scheibenstange durch einen Anzeiger von der Deckung neben der Scheibe aus geschieht, wie es noch heute in ganz ähnlicher Weise beim Gewehr- und Büchschenschießen auf dem Schießstande Brauch ist (Abb. 5).

Die Jagdszenen gehören zwar nicht direkt in den Bereich der Waffenkunde, doch scheinen sie als Ergänzung für den Waffenfreund immerhin erwähnenswert. Wir sehen da noch eine aus Damen und Herren bestehende Jagdgesellschaft mit der Meute zur Hirschjagd ausreiten. Andere Zeichnungen schildern die Reiherbeize (Abb. 5) und die Hasenjagd zu Pferde mit Windhunden.

Gnadtotts und das schwere einschneidige Hieb- messer, das sehr an den alten fränkischen Scram- sax erinnert. Als eine reine Gelegenheitswaffe sei eine Keule erwähnt, mit der ein liebestrunken er Geck den Gegenstand seiner Verehrung in auf- dringlicher Weise verfolgt. Diese Keule scheint aus einer starken, knorrigen Baumwurzel gefertigt zu sein und hat die Gestalt des bekannten Knoten- stocks der wandernden Handwerksburschen. Nicht Waffen, aber doch in Krieg und Frieden mit dem Krieger eng verbunden und deshalb von waffen- geschichtlicher Bedeutung sind die Fahnen und Feldspiele. Die ersten sind entweder als Lehn- fahnen dargestellt, oder sie haben die Form der Oriflamme mit langflatternden Wimpeln. Da besonders die Zeichnung des Feldlagers (Abb. 6) die verschiedenen Fahnenarten in deutlicher Weise

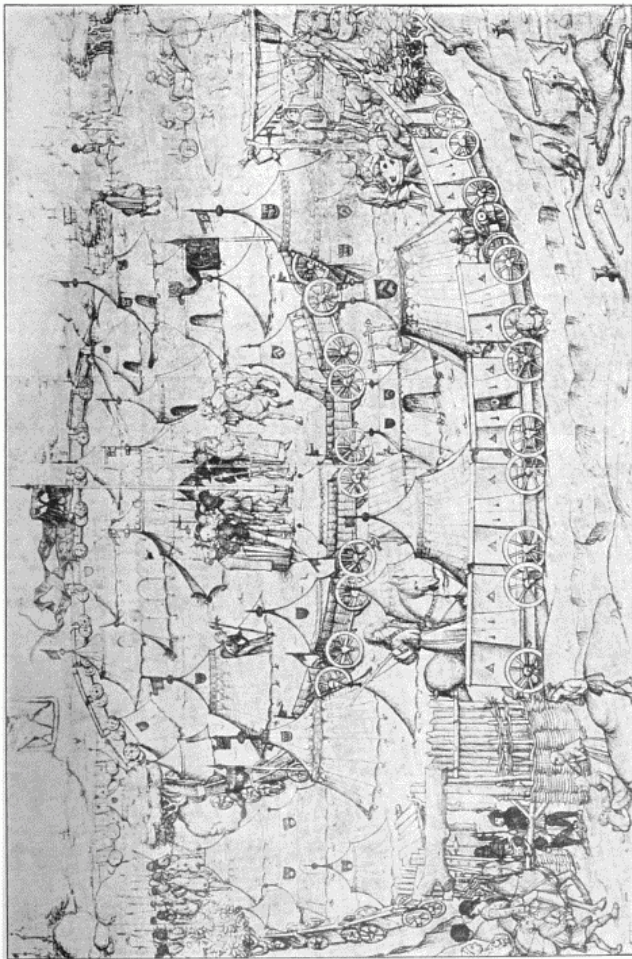


Abb. 6. Feldlager aus dem Wolffegger Hausbuch. Nach der Ausgabe von Bossert und Storek

darstellt, erübrigt sich eine weitere Beschreibung dieser Feldzeichen.

Auch das Feldspiel, das schon in der ältesten Zeit gemeinsam mit den Fahnen auftritt und sich gleich diesen bis auf den heutigen Tag im Gebrauch der Truppen bewährt hat, wird uns im Wolfegger Hausbuch vorgeführt. In Abbildung 1 marschieren an der Spitze des Fufsknechtshaufens ein Trommler und ein Pfeifer, die durch ihre Marschmusik die Mühseligkeiten des Fufsmarsches weniger fühlbar machen sollen.

Das Feldspiel der Reiterei bilden die Trompeter, die wir in Abbildung 2 mit ihren fahnenbehängten Trompeten an der Spitze des Reisigenzuges reiten sehen. Neben der heiteren Tätigkeit des Musizierens hatten die Feldspiele noch die ernste Aufgabe der Befehlsübermittlung durch Signale zu erfüllen.

Einen sehr lohnenden Einblick bietet ferner die Handschrift in die taktischen Verhältnisse des Zeitraums. Die schon wiederholt genannten Abbildungen 1, 2 und 6 sind auch für diesen Zweck besonders wertvoll; sie geben uns Kunde von der Marschordnung und dem Feldlager. Eine Reihe von Dienstordnungen, unter denen die Ordnung des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg vom Jahre 1478 in erster Linie zu nennen ist, sucht diese wichtigen Dinge bereits im 15. Jahrhundert zu regeln. Es sei hierbei darauf hingewiesen, daß die erste Verordnung, die die Ausführung der Märsche mit großer Strenge bis in die kleinsten Einzelheiten regelt, die von Johann Zizka für die hussitischen Unternehmungen aufgestellte Kriegsordnung von 1420 ist.

Der Heereszug macht fast den Eindruck einer wandernden Wagenburg. Und das ist auch sehr erklärlich, denn die Handschrift steht noch vollkommen im Zeichen des Mittelalters, ist also noch nicht beeinflusst von der Renaissance der Kriegskunst.

Seit den erfolgreichen Kämpfen der zu Fufs kämpfenden Böhmen spielte bekanntlich die Wagenburg eine große Rolle, denn sie bot dem Fufskämpfer einen vortrefflichen Rückhalt und Schutz gegen die Reiterei. Die Fortentwicklung des an Bedeutung gewinnenden Fufsvolkes aller Länder schloß sich schnell den vorbildlichen hussitischen Einrichtungen an, bis der Einfluß der Schweizer bahnbrechend in die Erscheinung trat. So sehen wir denn den Heereszug, mit dem der unbekannt Zeichner wohl die Absicht verband, die Bildung einer Marschkolonne vorzuführen, ganz im Banne der Wagenburg. Der Zug bewegt sich in drei Zeilen; die beiden äußeren sind gebildet von Streitwagen mit beweglichen Schutzschirmen, die innere besteht aus

den Proviantwagen, die das Wappenfähnlein des betreffenden Kriegsherrn führen. Die Streitwagen, mit Lot- und Steinbüchsen bestückt, sind als Vorläufer der Feldartillerie besonders beachtenswert. Die Hussiten sind die ersten, die den Gebrauch der Artillerie vom Festungskrieg auf den Feldkrieg dadurch übertrugen, daß sie auf den Streitwagen ihrer Wagenburg Feuerrohre — Stein- und Lotbüchsen — anbrachten, die beim Ansturm des Gegners abgefeuert wurden. Aus diesen nur zur Defensive bestimmten Streitwagen mit Büchsen haben sich dann schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Feldgeschütze nach Art der Steinbüchsen in Burgunderlafetten Karls des Kühnen herausgebildet, die eine recht bewegliche, auch zur Offensive im Felde vortrefflich verwendbare Artillerie darstellten. Reise bilden die Vorhut; das Fufsvolk marschiert haufenweise und getrennt nach den beiden Waffengattungen: Schützen mit Fernwaffen und Knechte mit Blankwaffen, zwischen den Zeilen bei den Fahrzeugen, so daß sich die Schlachordnung durch Halten der Fahrzeuge in kürzester Frist herstellen ließe, andererseits aber auch das Aufschlagen des Feldlagers schnell erfolgen konnte. Den Beschluß des Zuges bilden wieder Reiseige, die sich um ein rot-grünes Banner scharen. Die Verfasser vermuten in der Federzeichnung die Darstellung eines Heereszuges Kaiser Friedrichs III.

Gleich interessant wie der Heereszug ist die Abbildung des Feldlagers. Wir sehen eine Wagenburg mit annähernd kreisförmigem Grundriß und doppelter Verteidigungslinie. Die äußere besteht aus den teilweise mit Artillerie bewehrten Streitwagen, die eng aneinander geschoben sind und eine vollkommene Mauer bilden. Ein Tor, durch kunstlos zusammengefügte Pallasaden und Flechtwerk verstärkt, vermittelt den Zutritt. Die innere Verteidigungslinie ist aus den zusammengeschobenen Vorratswagen gebildet. Da diese anscheinend geleert sind, läßt sich von ihnen wie von den Zinnen einer Mauer aus die Verteidigung vortrefflich durchführen. Der innere Ring ist gleichsam die Zitadelle, die den letzten Zufluchtsort bildet, und in der sich auch, wie die Banner und Wappen zeigen, die Zelte der obersten Heerführer befinden. Zwischen den beiden Wagenreihen befinden sich ebenfalls Zelte, durch Gassen voneinander getrennt. Die Zeichnung, die auch verschiedene Lagerszenen schildert, trägt schon ganz den Charakter der Jost Ammanschen Kupferstiche im Kriegsbuche des Leonhart Fronsperger aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die denselben Stoff behandeln.

Die Wagenburg war natürlich eine sehr bequeme Art der verteidigungsmäßigen Einrichtung

des Feldlagers. Ohne große Vorbereitungen waren die Verteidigungslinien durch Zusammenschieben der Fahrzeuge schnell hergestellt, und das entsprach ganz besonders dem Geschmack der Söldner. So gern sich diese von Amts und der Beute wegen schlugen, so ungern arbeiteten sie. Deshalb zeigten sie denn auch absolut kein Verständnis für Schanzarbeiten nach Art der von Cäsars Legionären ausgeführten Lagerbauten und wären um keinen Preis dazu zu bewegen gewesen, sich mit Spaten und Axt einen künstlichen Schutzwall

zu schaffen. Erst dem Einfluß Moritz' von Oranien gelang es, das Kriegsvolk an die Arbeit mit Schippe und Spaten zu gewöhnen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Zeichnungen des Hausbuchs jedenfalls einen reichen, ganz zuverlässigen Schatz der Belehrung über das mittelalterliche Waffen- und Kriegswesen gegen Ende des 15. Jahrhunderts bilden und zum Verständnis der schriftlichen Quellen wesentlich beitragen.

FACHNOTIZEN

Waffenanfertigung im 17. Jahrhundert: Gewehrfaktoreien in Schweden zur Zeit Gustav Adolfs. Im Anfang der Regierung Gustav Adolfs gab es nur eine Gewehrfaktorei, und zwar in Arboga, wo sowohl Harnische als Schusswaffen hergestellt wurden. Außerdem befanden sich, auch bereits vor dieser Zeit, in den Rüst-kammern des Reichs einige Handwerker, die neben den Reparaturen auch neue Waffen herstellten. Natürlich konnte der Bedarf des Heeres durch diese Einrichtungen nicht gedeckt werden. Man war daher gezwungen, den fehlenden Bedarf durch einzelne Handwerker im Reich oder durch Ankauf in fremden Ländern, besonders in Deutschland und Holland, zu decken. Die Harnische wurden durch Harnischmacher, Blech- und Kupferschmiede auf dem Lande oder in den Städten verfertigt. Mit ihnen schloß man Verträge, nach denen sie jährlich eine gewisse Anzahl zu einem festgestellten Preise zu liefern hatten. Die Beträge wurden nicht immer in barem Gelde, sondern teilweise auch in Naturalien geleistet, für welche die Werte im Vertrag festgesetzt waren. Häufig lieferte der Staat auch Harnischplatten, Eisen und Kohlen, deren verträglichster Wert bei der Abrechnung in Abzug kam. Für einen Harnisch mit Kragen und Beintaschen zahlte der Staat im Jahre 1616 sechs Taler¹⁾.

In derselben Weise erhielt man die übrigen Waffen ebenfalls von Spieß- und Rohrschmieden, Bauern, die für Rechnung der Krone unter Aufsicht von Faktoren arbeiteten und dafür steuerfrei waren. Im Jahre 1620 wurde allen Rohrschmieden aufgegeben, in die Städte zu ziehen oder ihr Handwerk aufzugeben. Gleichzeitig erfolgte die Errichtung von weiteren Gewehr-

faktoreien in kleineren Städten, so in Söderhamm, wo sich schon 1600 verschiedene Rohrschmiede niedergelassen hatten, und in Norrtelge, Jönköping und Norrköping. Die zur Aufsicht über die Einzelarbeiter bestellten Faktoren erhielten die Rente von gewissen Orten und vom Eisen der Bergwerke des Bezirks und mußten dafür jährlich eine bestimmte Anzahl Musketen, Bandoliere, Spieße und Gabeln zu einem festgesetzten Preise abliefern, der erhöht wurde, falls sie ihr eigenes Eisen dabei verbrauchten. Ihr Lohn bestand aus einem Zehntel des Geldwerts der Waffen, die aus dem Eisen der Krone hergestellt waren. Über die Bezahlung der Rohrschmiede bestand eine gleichzeitig vom Könige erlassene Verordnung. Die Arbeiter mußten sofort bei Ablieferung ihrer Arbeit bezahlt werden, 1625 wurden von der Faktorei bei Helsingland geliefert:

1500 Musketen	zu 10 Mark das Stück,
2500 Bandoliere	„ 12 Öre „ „
5800 Gabeln	„ 6 „ „ „
6000 Spieße mit Eisen	„ 6 „ „ „

Andere Faktoren erhielten nur ein Zwanzigstel des Geldwertes der abgelieferten Waffen, bekamen aber als Ausgleich Bezahlung in Naturalien, die die Vögte ihnen überlassen mußten. Im Etat vom Jahre 1624 sind diese Naturalien mit den nachstehenden Werten angesetzt: 1 Tonne Mehl 2 Taler, 1 Liespfund²⁾ Hopfen 2 Taler, 1 Liespfund Butter 1 Taler 8 Öre, 1 Liespfund Speck 1 Taler, 1 Liespfund Fisch 24 Öre, 1 Lamm 12 Öre, 1 Schaf 24 Öre, 1 Liespfund Lachs 24 Öre, 1 Tonne Heringe 16 Öre, 1 Ochs 8 Taler, 1 Kuh 4 Taler, 1 Ochsenhaut 2 Taler, 1 Kuhhaut 1 Taler.

Zur selben Zeit rechnete man 1 Schiffsfund Rohrplatten zu 8 Taler, 1 Liespfund Stahl 16 Öre, 1 Schiffsfund Stangeneisen 7 Taler, 1 Tonne Kohlen 2 Öre.

¹⁾ 1 Liespfund = 8,5 kg, 1 Skalpfund = 0,425 kg, 1 Schiffsfund = 170 kg.

²⁾ 1 Rixsdaler = 4,64 Mark.

Jeder Faktorei wurden im Etat auch die Anzahl Arbeiter vorgeschrieben, die sie zu beschäftigen hatte.

Dies waren z. B. in Östergötland für 1623/4:

3 Plattner,
1 Rohrschmied,
1 Pistolenschmied,
1 Lafettenmacher,
1 Trommelmacher,

in Småland und Westergötland dagegen:

1 Plattner,
13 Rohrschmiede,
1 Trommelmacher.

Alle diese sollten in diesem Jahre herstellen:

340 Reiterharnische, das Stück zu 6 Taler,
11 Paar Pistolen, „ Paar „ 10 „
71 Musketen, „ Stück „ 10 Mark,
20 Vogelbüchsen, „ „ „ 3 Taler,
450 Spießseisen, „ „ „ 6 Öre,
450 Gabeln, „ „ „ 6 „

Es wurden dabei verbraucht:

55 Schiffsfund Harnischplatten,
6 1/2 „ Rohrplatten,
3 „ 7 1/2 Liespfund Eisen,
10 „ Stahl

zum Gesamtwerte von 964 Talern.

Trotz dieser ins Einzelne gehenden Bestimmungen wurden die Verpflichtungen auf beiden Seiten nicht immer pünktlich erfüllt. Die Faktoren beschwerten sich, daß sie von den Vögten nicht die Rente aus den ihnen zugewiesenen Bezirken und den Höfen der Rohrschmiede bekämen, so z. B. 1624 der Faktor Jöran Sylvestersson. Die angestellten Untersuchungen ergaben, daß alle Eingänge auf Befehl für andere Ausgaben verbraucht waren. Es wurde deshalb angeordnet, daß der „treuendende, ehrlich und verständige“ Faktor aus irgendwelchen anderen Renten zu befriedigen sei.

Andere Schwierigkeit verursachte die Weigerung der Handwerker, nach Jönköping überzusiedeln, wie es der König befohlen hatte, und es mußten Zwangsmaßregeln angewendet werden. Solche Versäumnisse verminderten die Leistungsfähigkeit der Faktoreien. Bisweilen bewilligte der König denen Nachlaß ihrer Verpflichtungen, wo vorübergehendes Mißgeschick, wie Brandschaden, Viehverlust usw. eingetreten war.

Außer den genannten Faktoreien gab es in Finnland, Wärrmland und Nerike solche, die jährlich nach festgestellter Verordnung Waffen an die Krone lieferten. Die Ausbeute aus diesen, besonders aus den beiden letzten, war indes nicht bedeutend. Alle im Lande gefertigten Waffen

konnten den Bedarf für den Krieg nicht decken. Bei solcher Gelegenheit war man gezwungen, Waffen außerhalb des Landes anzukaufen.

Im Jahre 1621 mußten folgende Stücke außer Landes beschafft werden:

2000 Musketen mit Bandolieren,
6776 Sturmhüte,
5016 Harnische mit Hut,
11 793 Seitengewehre mit Gehenk,
164 Trommeln,
500 Pistolen,
500 Reiterdegen,
400 Kürasse,
390 Pfund Lunte.

Sie sollten bei Michel Günther von Zul oder irgendeinem in Lübeck oder Hamburg, oder auch bei Louis de Geer in Holland bestellt und bei der ersten freien Schifffahrt nach Stockholm oder nach Riga oder Pernow gesandt werden.

Außer den großen Kosten führte dies zu vielen Übelständen, da man eine Menge Waffen ungleicher Größe und Einrichtung erhielt. Die ungleichen Kaliber erforderten für jedes eine besondere Kugelform und eine besondere Patrone, wodurch der Munitionersatz wesentlich erschwert wurde. Auch wuchsen die Reparaturkosten, da die brauchbaren Teile des einen Gewehrs nicht für das andere verwendet werden konnten.

Konnten die erforderlichen Waffen anfangs nicht im Lande hergestellt werden, so hob sich die Leistungsfähigkeit der heimischen Industrie doch so schnell, daß im Laufe des 30jährigen Krieges Waffeneinkäufe für Schweden nicht mehr notwendig wurden. Im Jahre 1638 konnten bereits 10 026 neue Luntensmusketen, 141 neue Schnappschloßmusketen im Inlande gefertigt und 2786 Musketen repariert werden. Rechnet man den großen Vorrat von Waffen in den inländischen und den im Ausland besetzten Festungen hinzu, so kommt man zu so bedeutenden Zahlen, daß man sich wundern muß, wie ein Land mit so geringen Einkünften im Laufe von 10 bis 15 Jahren unter unaufhörlichen Kriegen imstande war, eine solche Menge Waffen aller Art hervorzubringen.

Verkürzte Gewehre. In Waffensammlungen findet man öfters Armee-Handfeuerwaffen, die von bekannten Gewehrmodellen nur in ihrer Länge und deshalb auch in ihrem Gewicht abweichen. Gewöhnlich sind sie auch so lang geschäftet, das man kein Bajonnet aufsetzen kann.

Eine Stelle aus Guntau, Geschichte der Jäger und Schützen des preussischen Heeres, Berlin 1835, S. 35, dürfte diese Verschiedenheit vielleicht aufklären: „Zur Schonung der Büchsen haben die Bataillone und Abteilungen teilweise für die Friedens-

stärke Exerzierkarabiner, die in den Garnisonen und zu kleinen Dienstübungen und namentlich auch zur Detailausbildung der Leute benutzt werden. In kleinen Garnisonen wird auch der Wachdienst damit getan. Die Art und Beschaffenheit dieser Karabiner ist verschieden, teilweise sind es Kavallerie-Karabiner, zum Teil abgeschnittene Infanteriegewehre, Unteroffiziersbüchsen u. dergl., je nachdem dergl. in den zunächst gelegenen Artilleriedepots an überzähligen und ungebrauchten Gewehren der Art vorhanden gewesen sind.⁴⁾

Nach Kling, Geschichte der Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung des königlich preussischen Heeres III., Leichte Infanterie oder die Füsilier-Bataillone von 1787 bis 1809 und die Jäger von 1744 bis 1809, Weimar 1912, S. 182, ist die in Thierbach, die geschichtliche Entwicklung der Handwaffen S. 186 u. Tafel 14, Fig. 355, und in Schön, Geschichte der Handwaffen S. 85, Fig. 65, Tafel 19 beschriebene und gezeichnete preussische Korpsbüchse, eine solche aus dem preussischen Schützengewehr um 7—8 cm verkürzte Waffe. Auch ein sonst vorkommendes englisches Gewehr von 1,28 m Länge ohne Bajonettvorrichtung dürfte durch Verkürzung des 1,39 m langen englischen Gewehrs entstanden sein. Englische Gewehre der letzten Art sind bekanntlich für den Feldzug 1813 von England, besonders zur Ausrüstung der pommerschen Landwehr, hergegeben worden.

W. Gohlke.

Zeughausinventarien befestigter Plätze der windschen Grenze¹⁾ (1650). Da räumlich dem Schuplatze der Ereignisse entrückt und auch politisch weniger vom Gange des dreißigjährigen Krieges berührt, haben die innerösterreichischen Länder nur mittelbar unter dessen Einwirkungen zu leiden gehabt. Sie äußerten sich hauptsächlich in der vermehrten Aufbringung von Geldkontributionen und in der Stellung von Truppen.

Wie sehr sich namentlich Steiermark nach dem Friedensschluss in seinen Hilfsmitteln erschöpft fühlte, zeigt ein am 27. Februar 1649 Kaiser Ferdinand III. unterbreitetes „Kredential“ der Landschaft dieses Herzogtums, in dessen Einleitung auf die „... bey diesen Langwierigen Contributionen, die sich von etlich dreißig Jahren heru nur im Paren gelt auf Vill millionen erstrecken, auf Vnderhaltung der wündischen Grenzhen ohne ainiche Anderwertige Hilf vnd Beysprung, dagegen steckhen bliebene vnd ganz

¹⁾ Der an Steiermark grenzende Teil Kroatiens wird in allen Verhandlungen des 16. und 17. Jahrhunderts „windsche Mark, Grenze oder Windschland“ genannt; die sogenannte „kroatische“ Grenze wurde von Kärnten und Krain verwaltet.

zurückgeschlagenen traffico aller Commerciens....“ hingewiesen wird.

Also nicht nur die äußere Defension während des großen Krieges kam in Frage, sondern auch die Erhaltung von Kriegsvölkern nach Friedensschluss und die seit mehr als hundertzwanzig Jahren Innerösterreich, besonders aber Steiermark wohl zu eigenstem Frommen und Nutzen aufgelegte, aber bedeutende pekuniäre und sonstige materielle Opfer erheischende Erhaltung der kroatischen Grenzen zum Schutze wider den „Erbsfeind christlichen Namens“. Es darf demnach nicht wundernehmen, daß besonders seit dem Jahre 1645, als am 6. März die Schlacht bei Jankau Österreich an den Rand des Abgrundes brachte und die Hilfe der Erblande im Wege der Stände in großem Stile in Anspruch genommen werden mußte (Steiermark allein brachte in dieser Epoche die für die damaligen Geldverhältnisse bedeutende Summe von 300000 Gulden, Kärnten 100000, Krain 60000 auf), die Fürsorge für die windsche und die kroatische Grenze notgedrungen in die zweite Linie rückte. Als ein sprechendes Beispiel für den sich dazu-mal geltend machenden Ausfall an Geld- und sonstigen Mitteln für die so wichtigen Grenzbezirke dienen die kaum zwei Jahre nach Beendigung des Krieges als eines der Ergebnisse der Musterung der windschen und petrinianischen Grenze aufgenommenen Inventarien der Zeughäuser der befestigten Plätze, wie Warasdin, Kreuz, Kopreinitz, Ivanic, Petrinja und das Schloß zu St. Georgen.

Der auf Grund dieser Inventaraufnahmen vom landschaftlichen Zeugwart Hans Kersten in Graz verfaßte Bericht schildert, wie weiter unten zu ersehen ist, in schlichter Weise den sich an der ganzen „Gränize“ fühlbar machenden Verfall an den Baulichkeiten wie Zeughäusern und -Hütten, sowie Pulvertürmen infolge mangelhafter Bedachung; die Geschütze seien nicht gehörig bedeckt, darum müßten Stückschäfte und Räder verfaulen, die Plachen der Munitionswagen seien zerrissen, viele Stücke und Mörser gesprungen oder sonst mangelhaft; vieles wäre zu ergänzen oder nachzubeschaffen usw. usw.

Während die von mir in Bd. V S. 8ff. dieser Zeitschrift veröffentlichten Inventarien über die Armierung und Bestückung kroatischer Festungen des Jahres 1577 kumulativ gehalten sind, d. h. nur die hauptsächlichsten Geschütze, die Handrohre und die Spießse sowie den Munitionsvorrat von mehreren Grenzorten namhaft machen, sind die Inventarien vom Jahre 1650 sehr genau und zählen uns alles auf vom größten „Stuckh“ bis zu den „Spiz Khrampen“ oder sonst einem nebensächlichen Werkzeuge oder Gebrauchsgegenstände.

Die „Verzeichnisse“ vom Jahre 1577 waren eben nur aussersehen, der obersten Regierungsstelle ein summarisches Bild der in den Grenzfestungen vorhandenen Kriegsmittel zu bieten, um darnach Entscheidungen im Grossen treffen zu können. Die Inventarien von 1650 waren aber ein Befehl für die militärischen Organe der steierischen Landschaft, um den Mängeln an der „Arthollerey“ der windischen Grenzfestungen näher zu treten und um sie nach Tüchlichkeit zu berücksichtigen. Von den mir vorliegenden sechs Inventarien wird aus begründlichen Gründen nur eines und zwar das Warasidins, des Hauptortes jener befestigten Plätze, vollinhaltlich gebracht. Diese Stadt, die schon das „Verzeichnis von 1577“ der Windischen gräniczen metropolis ist oder die Hauptstadt Warasidin nennt, ist auch heutzutage die Hauptstadt des kroatischen Komitates gleichen Namens, liegt nahe der steierischen Grenze und ist nur durch die Drau von Ungarn getrennt. Diese geographische Lage verlieh Warasidin seit jener in der Grenzpolitik und in den Türkenkriegen eine hohe strategische Bedeutung, die die Bezeichnungen metropolis und Hauptstadt vollauf rechtfertigt.

Der Vollständigkeit halber seien hier auch noch die Geschützgattungen angeführt, wofern sie einmal genannt werden und in den anderen befestigten Plätzen — Warasidin ausgenommen — vorkamen:

Metallene Falkhana	} in Kreuz.	
Metallen Scharfedindl		
Camers Stückhl von Eysen		
Eyserne Larmen Merser		
Die fern wäschin (?) von Metall	} in Kopreiniz.	
Singerin von Metall		
Quartierschlinge von Metall		
Haubizen ohne Camern von Metall	} in Petrinia	
Topfelt Falkhonet von Metall		
Metallene Haubizen mit Camern		
Türkische Schlangen	} in St. Georgen.	
Teutsche Falckhaum		
Türkisch Einfach Falckhonet		
Türkisch Scharffetindl		
Eysene Scharffetindl		
Große Eifene Khreiden Merser		

I.

Inuentarium Über das Zeughaus Warasidin
aufgerichtet den Ersten January Ao 1650

Die laerdten sein erkannt	Falkhonet von Metall	1
	Lärm Meriser von Metall	3
	Feuer Meriser von Metall	1
	Meriser zum Zeugstoffen von Metall	3
sein nichte nur	Zerbrochene Eifene Lärms Merifer	2
	Waldt Merifer	5
	Darum ainer geladene auf Kreuz geschickt worden vnd ainer zersprungnen	
	Petarta	1

	Vngefaste alte Falckhauna v. Eyfen	1
sein nichte zug- brauchen	Zerbrochene Eifene Stückhl	3
	Eyfene Stutzen zu Einer orgl	3
währen zu schiffen	Vngeschiffte Topplaggen	64
	Topplaggen mit Schwambschloß	32
	Alte Musgetten mit Feuerschloßer, theils gennet, theils schlecht	104
	Musgetten mit lundten schloßsirn	129
	Stutzen mit ein feyr schloß	3
	Neue Musgetten ohne alle Zeughör 494	
diese währen auf Musiqueten arth zu schiffen vnd die Schwagger darzu zu machen	Alte Handtröh mit schwambschloßer vnd Krumpen schafften	240
	Alt Vätterische Fraunschweig, Puffer paar?)	37
	Alte Handtröh mit Feuer Schlofen	70
	Mer ein Einsichtiger Puffer	1
	Mer 3 ohne Schloß	3
	Puluer	1 cent. 89 Pfd.
	Pley	51 "
	Lundten	4 cent. 56 "
	Salitter	2 " 57 "
	Schweiff	5 " "
	Pech	6 " 71 Pfd.
	Leinöhl	6 " 14 "
	Pindtschnier	1 " 37 "
	Spagot	8 "
	Ist daran verbraucht worden, Grobe Leinwat 8½ Eln, darfan 3 Plachen gemacht worden, seint dar Zuekhumben 50 Elen zu bedekung der munition so man auf die Gränizen führt verbleibt in Rest.	15 Ellen
	Groben Zwillich	29 "
	Große Wag mit Pleyen gewicht	1
	Schnell Wag	1
	Schalbag?)	1
	Lange Spiess	600
	Alte schlacht schwerter	12
sein nicht zu ge- brauchen vnd ma- gen etliche kblng. die Cruz sein vor- hauden	Alt Vätterische Zerbrochne Dögen	126
sein nicht zu ge- brauchen	Älte Sabl Khlngen	9
	Angesezte Törtty?) , daran etliche die schaft Zerbrochen	250
währen anzusetzen	Törtty Eysen?)	645
	Älte Panzer Ermbing	5
	Älte Panzer Köchschuech	7
sein gar nicht zu gebrauchen	Älte patronen Köcher so nicht zu ge- brauchen	417
	Älte Lauer Pfeifen?) Halfter, so auch nichts zu gebrauchen	6

?) Faustrohre, kurze Sattelbüchsen, Braunschweiger Herkunft. Näheres hierüber in Bd. II S. 321 und Bd. III S. 54 und 83 dieser Zeitschrift. Diese Mitteilung verdanke ich Dr. Otmir Potier des Echelles.

?) Schalenwage.

?) Siehe darüber die dem Inventare folgenden Bemerkungen über das Tartarsien.

?) Vgl. hierzu aus der „Übersicht der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses“ Wien 1829, Nr. 250, Wand II, 57 Kleines Geschützrohr aus Bronze Modell zu einer „Hauptbüchse“ genannt die „Lauerpfeit“, 15. Jahrhundert, Ende.

	Haramia*) Häckhl	35
	Topphaggen Kugl Mädl*)	34
ist nicht neu	Grofs vnd Khlainer Modl so Metall	4
	Zerbrochenes Landtsknecht Spill	1
	Eyfen Hagl 2 cent. 7 Pfd.	
	Alt vnd Neue schlag zum Feuer werkh 1552	
sein nicht zu gebrauchen	Pleehene Kartätschen, so nicht mehr zu gebrauchen. Stueckh	50
	Kupffer Plech 57 1/2 Pfd.	
	Knüpferne Nögl 455 seint auf den Gränzhaysern zu Ladzeug verpraucht worden.	
	Khöfsl zum Feuer werkh tauffen	3
	Feuer Pfannen zum Pöch Khränzen	18
	Leimpfannen zum Leimen	1
	Dryfues	1
ist nicht zu gebrauchen	Zerprochner alter Hebpöckh	2
	Mettallener Khloben	1
	Mefinge alte Wasfer Sprizen	4
	Falkhauna Kugln	65 1/2
	Quartier schlangen Kugln	97
	Falkhaunen Kugln mit Pley vberzogen*)	33
	Topphaggen Kugln mit Pley vber- zogen*)	39 1/2
	Toppl Falkhannet Kugln	35 1/2
	Einfach Falkhannet Kugln mit Pley vzbog*)	17 1/2
	Mer Toppl Falkhannet Kugeln	71 1/2
	Mer Khleine Falkhannet Kugln	81 1/2
	seint 100 nach Torna geben worden	
	Feldtschlangen Khugln	417
	Scharfentn Khugln	339
	Mer 800 Scharfentn Khugln 80 auf Copreniz geben, vnd Jertzinselbig inuentario zu finden	
	Topphaggen Khugln von Pley vnd Eisen	240
sein fast alte Zerbr.	Alte lidenre Wasser Emper	18
	Alte Zug Saill	5
	darunter ains zu Strupfen ver- praucht worden	
	Forspan Strupfen	10
	Eyfeene Kötten	4
	Paar Nögl grofs vnd Clain	17
	Neue Topphaggen Schlöfer	68
	Pixen Spanner	10
inlesen neu ge- schliff werden	Alt Höbwindten	2
	Alt Eysfen Werckh 44 Pfd.	
	Stachl*) Nichts	
	Ein Alten Perghauer Zeug	1
	Alten Schlöfer Zeug	1
	Alte Zimersagen	60
	Holzhacken	68
	Lam*) Eyfen	90
	Schautfln	57 1/2

*) Arabisch-türkisch: Räuber; im übertragenen Sinne (vom 16. Jahrhundert an) leichtbewaffneter kroatischer Grenzsoldat, miles confinarius pedestris, levis armaturae miles, aeriarius miles etc.

*) Modl.

*) Dr. Otnar Potir des Echelles meint, daß der Bleiüberzug zum Zwecke eines dichterem Gasabflusses geschah. Ob nicht auch Konservierungsrücksichten mitgespielt haben mögen?

*) Stahl.

*) Lama = Klinge.

Hauen	492
Spiz Khrampen	200
Ein Paar Vnbeschlagene Topplette Falkhannet röder, Neue Musfetten zu 2 Mahl Empfang doch ohne alle Zugehör	498
Hierzu ist von Grätz geschickt worden den 20. Juny 60	
Puluer	100 cent.
Pley	100 "
Lunden	60 "
Schwöbl	6 "
Salliter	8 "
2 Vafs Pech	8 "
Walt Morserl	10
Item ist den 8. Juny 61 ist mehr Von Grätz geschickt worden	
Pulffer	33 cent 52 Pfd.
Pley	55 "
Lunden	10 "
Salliter	12 "
Schwebel	11 "
Pöch 1 Vasel	3 "
Hiervon ist auf Jede Gränzen geliffert worden wie bey Jdentari zu letzt Zusehen ist.	

Dessen zu Vrkhundt habe ich Johan Weyhardt Vetter — Freyherr Herr von vnd zu Burckfeistriz, Röm: Khay. Majst: bestellter obrist vnd oberhauptman der Gränzen vnd Vestung Warassin Mein aigne Handschrift vnd angeborne Petschafftfertigung hierunder gestelt

Actum Warassin Erster January ao 1650.

(L. S.) Johan Weikhardt Vetter Freyh.

II

Specification

Der Mengl Posten, bey der Arthollerey, auf der ganzen Wind- vnd Petrinianischen gränzen so beschrieben worden bey der Musterung ao 1650.

Erstlichen erfordert große noth, das Zeughaus sambt den Pulverthurm zu Warassin neu zubeckeden, inwidt die Peden auszubessern vnd Zuerweitern, maissen sollichen mit darzuembung des darbey stehenden Proliantid gewelb leichtlich sein Kühnte, weilien ein anderliches Proliantid haufs vor der Schloß Portten steth.

Es sein auch auf der ganzen gränzen die Zeughütten vnd Pulverthurm, mit der Dachung gar schlecht versehen, das also die noth erfordt an allen orthen nachzubessern. Neu zu bedekhen, besonderlich aber zu Copreniz vnd Petrina neue Zeughütten zu machten.

So ist auch wissentlich, das auf der ganzen gränzen die meisten Stukh vnbedekhter vnd auf schlechten Paterien vnd Moßsprüggen*) stehen, dadurch die schaff vnd Röder an den Stukhen verfaulen miessen, wahren notwendig allenthalben Neue Moßbrüggen vnd Dächer Zu machten.

*) Moosbrücken; hinsichtlich dieser sagt Hoyers Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, Tübingen 1804, 1808, daß sie eine damals nicht mehr gebräuchliche Art Bettungen für die Fußmörser darstellten, die aus Bauholz zusammengefügt waren und sich leicht von einem Ort zum andern tragen ließen usw. In vorliegenden Falle dienten aber die Moosbrücken anscheinend ausschließlich nur für Stücke, d. h. Kanonen, was vielleicht auf eine verschiedene Verwendung dieser Bettungen in verschiedenen Ländern schließen ließe.

So wahr auch auff jeden orth Zu ausbesserung der Schafft ein Zeugholz in Vorrath hoch vonnethen, das solliches Zu gewisser Zeit gefelt, vnd in Fall der noth gebraucht werde.

Die Mangelhafte Stukh zu Petrinia, wie auch die zerbrochene Metalese Merzer zu Crey, wäre abzuhollen vnd Zu überfieren, an statt deren aber auf Petrinia 1 Falkhanna so 6 vnd 1 Topelte Falkhanel so 1 Pfd. schiefien dahin Zu ergenzen.

Auff Creyz wäre vonnethen ein groß parr Lärme Merzer, nicht weniger auch auf Ibanitsch¹³⁾ vnd St. Geörgen, auff jedes orth ein paar, weilien die Merzer auf allen orthen wie in den Jnventari Zu sehen, zimlich Zersprungen vnd Manglhaft sein.

Zu St. Geörgen sein auch Eyserne Manglhafte Stukh, so nicht khönen gebraucht werden, wehre vonnethen ein Falkhanna sambt ein paar Scharfedindl dahin Zuverschaffen.

Es sein auch bey 24. waltmerselein aufer dern so vorhin vorhanden sein, hoch vonnethen, daron auf jede Gränzen zu Zu schicken.

Und weilien auf der ganzen Gränzen ainiger Poller noch handt Granaten verhandten ist, In Fall der noth aber den Feindt darmit großer abbruch beschechen khan, Also wäre nicht vnthunlich etlich Centen dergleichen Vorrath Zu bestellen, wie auch von den Sturn(m)äfferlein.

Ingleichen ist auch an allen orthen absonderlich aber zu Petrinia vnd St. Geörgen, von Cortatschen spit daggen oder Scharfedindl Khugln gefüllt, das man mit sollichen auf 4 oder 500 Schritt gerachen, vnd den Feindt großen abbruch thun khan, ein anzahl in Vorrath gar hoch vonnethen Zuerzaigen.

Die Plachen damit man die munition wägen belckhen thuet, sein alle alberatht Zerriessen, vnd verkauft, were nothwendig etlich neu zu machen, vnd die leinwath darzu Zuerkhauffen.

Ingleichen ist auch nothwendig etwas von Zwillich, Schnier, Spaget, wax, Terpentin, eysernen Drath, Paumböll zu den gewehr ausszueybern vnd einzuschmiern, auch etwas von Stachl vnd Eysen, in Vorrath zu bringen, daron nun etwas von Ernst feuerverg in Vorrath mechte gemacht werden.

Item so sein die Zugsäillen allenthalben Marb¹⁴⁾ vnd Zerriessen, wahr vonnethen dergleichen 6 Zubestellen, mit weniger die darzu gehörige Khloben vnd Hebpeck¹⁵⁾ machen Zulassen.

Vnd weilien die wasser Emper¹⁶⁾ durchgehent Zerriessen, ist nothwendig solliche ausbessern Zulassen, auch etwas von Neuen darzu Zuverordnen.

Es sein auch auf der ganzen gränzen die Stukh vnd wagen wünten¹⁷⁾ dermaßen schlecht, vnd verbrochen, das gar khleine Zuegebrauchen ist. Vnd man solliche bey den schlechten paterien Jmerzue bedirftig ist, Also wehre guet solliche von Neuen Schafften zu lassen, auch darneben etliche Neue Zuerkhauffen. Zugleich auch wären die wasser Sprizen allenthalben auszubessern vnd was Neues darzu Zuerhandeln.

Gieselfel vnd Pley Pfannen sein an allen orten dermaßen ausgeprent, das khains Zuegebrauchen ist, wahr nothwendig, auf jedes orth ein neue Pley Pfan vnd ein Gieselfel zu erkhauffen.

Es sein auch etlich Topphaggen leiff, sambt den darzu geberigen schlechtern, vngeschift vorhanden, wie in denen Jnventarien Zusehen, wehr guet dafs solliche geschafft wurde.

Es befindet sich auch auf der ganzen gränzen khain sinlicher mazer zeug, Prooz oder Salt wagen ohne dem aber in Fall der noth, die Stukh vnd die Armatur nirgents gefürt werden khönnen, wehren nothwendig an jeden orth dergleichen Zu bestellen vnd machen Zu lassen.

Es wiert sich auch auf allen Gräniz Vestungen (vber das was alberaith vom 1. Mey 650 ausgeben ist worden) nicht mehrers als bey 120 Cent. Pulver vnd souil Cent Pley derzeit in Vorrath befindten, damit die Zeugheyser nit gar entliebt werden, wehre nothwendig, mit ein mehrern Vorrath auf ein paar Jahr Zuversehen, Es guff beytleiffig jarlichen bei 80 centen Pulver vnd souil Pley auff.

Dann so befindten sich in den Waradinschen Zeughaus 240. Handt Röhr, mit Schwambschlessern, vnd Khrumpen Schafften, weilien solliche jetziger Zeit nit mehr brauchsaamb, als khünten sy mit geringen Vencosten, widerumb Zu Musqueten vberschiffit vnd die Schnapper darzu gemacht werden.

Wie nun die Armatur vnd anderen sachen in denen Zeugheysern beschaffen, sein die Mengl in denen beygelegten 6. Jnventarien an der seith verzeichneten Zu sehen

Hanns Kersten, Zeugwart.

Bemerkungen über das Tartaisien.

Da der Bd. I der Zeitschr. f. hist. Waffenkunde im Buchhandel kaum mehr erhältlich ist und sich nur in den Händen jener Vereinsmitglieder befinden dürfte, die als erste dem Vereine beitraten oder vielleicht nachträglich vom Glück begünstigt waren, antiquarisch zu einem Exemplare dieses seltenen Jahrganges zu gelangen, so wird es hoffentlich nicht unerwünscht sein, wenn ich das über das Tartaisien in eben diesem Bande Vorhandene so wiedergebe, wie es mir von Dr. O. Potier des Echelles in liebenswürdiger Weise mitgeteilt wurde.

Bd. I. S. 293 „Aus den hinterlassenen Notizen des Postdirektors Josef v. Scheiger“:

„1580. Was ist ein Thardaesen? Es kommt zum Preise von 24 Kreuzern in einer Rechnung des Landschaftlichen Zeughauses in Graz vor und scheint von dem französischen dard (Wurfspieß, Wurfspeil abgeleitet zu sein?), welche Waffe aber damals und selbst noch lang früher weder in Deutschland noch in Frankreich üblich gewesen war.“

Hierzu die Notiz von Dr. v. Potier: „Die Anmerkung, sicher von W. Boehem verfaßt, lautet: „7) Die Tartaisien finden sich in den Inventarien des Landeszeughauses zu Graz bis 1647 (die Waffen des Landzeughauses zu Graz von F. G. v. M. 1880). Diese leichten Spießesenen leiten ihre Namen von dem arabischen djerid (Wurfspeiß) ab. Ebendaher stammt auch das französische dard, welches eine gleiche Waffe bezeichnet. Die Franzosen scheinen den dard in

¹³⁾ Ivanič.

¹⁴⁾ Mürb.

¹⁵⁾ Hebeböcke.

¹⁶⁾ Wassereimer.

¹⁷⁾ Wagenwinde.

den Kämpfen mit den Mauren unter den Karolingern übernommen zu haben, wir schliesen dies daraus, weil er auch unter der Bezeichnung *algier* auftritt. In der Tat geschieht auch erst im Rolandsliede eine Erwähnung des *dards* (*darz*). Im Nibelungenliede suchen wir das Wort vergebens, doch spricht von ihm der romanische Poet Wilhelm Guiart 1302. Damals kund überhaupt vom 12. Jahrhundert an wurde der Name auf den gemeinen leichten Fußknechtspiels übertragen und erhielt sich in dieser Bedeutung bis ins 17. Jahrhundert. Also: Die Steiermärker erhielten das Wort nicht von den Franzosen, sondern von den Arabern durch die Türken auf geradem Weg, was sich aus den jahrhundertelangen Kämpfen mit Arabern und Türken erklären läßt."

Dies die Ansicht W. Boeheims über die Ableitung und Abstammung des Wortes *Tartaissen*. Im nachstehenden will ich kurz das anführen, was das von der Südslavischen Akademie zu Agram herausgegebene Wörterbuch der kroatischen oder serbischen Sprache über die Bedeutung der Wörter *darad*, *dard*, *darda* bzw. *gilit* (*dschilid*, *dschirid*, *dscherid*) besagt. Nicht nur, daß dieses monumentale Lexikon eine philologische Fundgrube ist, der ich in der Erklärung von waffentechnischen Ausdrücken bei den Südslaven schon manche Auskunft verdanke, war es gerade der Hinweis auf die angeblich von den Steiermärkern aus dem Arabischen oder Türkischen entnommenen Lehnwörter, der mich veranlaßte, das Wörterbuch zu Rate zu ziehen, um so mehr, als der Wortschatz südslavischer Gebiete (Bosnien, Herzegowina, Serbien, Montenegro), die seinerzeit von Osmanen beherrscht und bewohnt waren, noch heutigentags sozusagen von türkischen und arabischen Wörtern wimmelt, die entweder untrennbar mit der kroatischen oder serbischen Sprache verbunden bleiben oder deren Ausmerzung dem Walten der Zeit vorbehalten ist.

Über *darda* besagt nun das Lexikon folgendes (in Übersetzung):

„*Darda*, f. *verutum*, Wurfspeiß, Lanze. — Fremdwort, das wahrscheinlich aus einer germanischen Sprache her stammt; vgl. das angelsächsische *daradh*, *darodh*, das altskandinavisches *darradrh*, und das mittelhochdeutsche *tart*; davon abgeleitet im Latein des Mittelalters *dardus* und *darda*, wobei es nicht notwendig ist, an das italienische *dardo* zu denken, nachdem auch im Böhmischen und Polnischen das Wort *darda* mit der gleichen Bedeutung vorkommt.“

Nun werden die Bedeutungen des Wortes

darda, wie sie seit dem 17. Jahrhundert sowohl in den Lexikas als auch in der Literatur vorkommen, zitiert, und zwar u. a.: „*venabulum, acilides, tragula, framea, jaculum missile, telum, bolis, hasta, falaria, venabulum maxime quo venatores utuntur cornibus hinc inde extantibus, lanceola, vormina hastula* usw. usw.“

Hinsichtlich des Wortes *gilit* führt das Wörterbuch folgendes an:

„*Gilit*, Lanze ohne Spitze, von den Arabern und Türken im Spiele (Turnier) zum Werfen verwendet. Vom arabischen *girid* (*dschirid*) türkisch *gird* oder *gilit* (*dschilit*). Erscheint vom 18. Jahrhundert an; in Wörterbüchern des 19. Jahrhunderts siehe *Vuk*: der Wurfstab, *baculus missilis*.“

Fassen wir nun die Angaben über die Wörter *darda* und *gilit* (*dschilid* = *dscherid*) zusammen, so geht mühelos und überzeugend hervor, daß das Wort *tart* mittelhochdeutsch ist und seine Ahnen im Angelsächsischen bzw. Altskandinavischen zu suchen sind, womit der germanische Ursprung des Wortes sichergestellt ist. Seine Bedeutung ist Lanze, Speiß und ähnliches.

Tart kann auf die arabischen oder türkischen Wörter *dscherid* = *dschirid* = *dschilid*, abgesehen von Gründen philologischer Natur, auch deswegen nicht zurückgeführt werden, da der *dscherid* lediglich ein Wurfstab ist, dem nach dem Wesen seiner Verwendung als Spiel-, Übungs- oder Turnierwaffe gerade dasjenige abgeht, was wieder das Wesen des *Tartaissens* ausmacht, nämlich die Spitze. Wie die Türken ihr Wurfstabspiel betreiben, davon gibt uns *Vuk* in seinem großen Wörterbuche eine anschauliche Beschreibung: „Den Wurfstab werfen, *ludo baculo missili*. Der Wurfstab wird in der Mitte angefaßt und wird so geworfen, damit er wie ein Pfeil fliege. Die Türken pflegen den Wurfstab gewöhnlich vom Pferde aus zu werfen, d. h. es ergreift ein jeder einen Wurfstab, besteigt dann das Ross, und einer nach dem andern schleudert dann seinen Stab.“ Die Kinder werfen den Wurfstab im Laufe auf die Füße und trachten ihn so weit als möglich zu schleudern.“

Der Wurfstab wird wohl selbstverständlich nicht ganz stumpf gewesen sein, aber er ist weit davon, eine Lanze oder einen Speer darzustellen, die bekanntlich auf dem oberen Ende des hölzernen Schaftes eine metallene Spitze tragen, das auch ein *Tartaissen* sein kann.

D. v. Preradović,
k. u. k. Linienschiffskapitän d. R.

LITERATUR

Diplom-Ing. Wilhelm Hassenstein, Spandau, Zur Geschichte der Königl. Gewehrfabrik in Spandau unter besonderer Berücksichtigung des 18. Jahrhunderts.

Die gediegene Arbeit ist im 4. Band des Jahrbuchs des Vereins deutscher Ingenieure, herausgegeben von Conrad Matchofs 1912, erschienen und bietet wertvolle Aufklärungen über die im Jahre 1712 von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ins Leben gerufene erste preussische Waffenfabrik. Diese auch für die einheimische Industrie bedeutsame Schöpfung stellte den Bezug der Waffen für die preussische Armee im Inlande sicher, ein höchwichtiges Moment in dem Entwicklungsstadium der preussischen Wehrmacht. Der Staat betrieb nicht selbst die Fabrik, sondern übertrug sie zwei Unternehmern, dem bekannten David Splitzger und seinem Geschäftsfreund Daum, unter Zubilligung bedeutender Konzessionen.

Die aus den besten Quellen zusammengestellte Arbeit

zeigt in großen Zügen die gewaltige Entwicklung der Fabrik seit ihrer Gründung bis zur Neuzeit.

v. Menges, Generalmajor z. D., Die Bewaffnung der preussischen Fußtruppen mit Gewehren (Büchsen) von 1809 bis zur Gegenwart, erschienen bei G. Stalling, Oldenburg.

Das Werk, dessen Vorwort schon goldene, beherzigenswerte Worte enthält, ist von grundlegender Bedeutung für das Studium der Geschichte der preussisch-deutschen Infanteriebewaffnung. Es bietet eine übersichtliche, eingehende Beschreibung der seit Errichtung der neuen preussischen Armee eingeführten Gewehrmodelle, unter Beigabe guter, deutlicher Abbildungen. Daneben enthält es auch wertvolle Angaben über die vor 1806 verwendeten Schusswaffen, deren Vorräte naturgemäß noch aufgebraucht werden mußten. Das Buch wird jedem Waffenfreund als eine wertvolle und mit großer Sachkenntnis zusammengestellte Ergänzung des Thierbachschen Werkes über die Entwicklungsgeschichte der Feuerwaffen sehr willkommen sein und kann besonders auch den Herren Museumsbeamten als Ratgeber beim Ordnen ihrer Waffenbestände empfohlen werden. **Stenzel.**

VEREINS-NACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind:

Hoefler, F. A., Officier d'Artillerie c. r. Archiviste de la ville de Hattem, Directeur des Musées de la Province d'Overissel, Membre de la Commission d'Etat pour les monuments d'Histoire et d'Art. Hattem (Pays-Bas).

Altertumsabteilung des **Ungarischen Nationalmuseums**, Budapest.

Veränderungen:

Geheimer Justizrat **Egel** ist nach Breslau versetzt worden und wohnt daselbst Hofchenplatz 9.

Zeugleutnant **Fehler**, Dresden, ist zum Zeug-Oberleutnant befördert worden.

Major z. D. **Funck**, Berlin W. 30, Barbarossastraße 24, verkauft:

Bd. II Heft 1—4,
 „ IV alle Hefte außer 5,
 „ V „ „ „ 7, 8 u. 11

Berichtigung zu **Forrer**, Mittelalterliche Dolche und Reitergraffiti, Heft 7, S. 232: Abb. 1 und Abb. 4 sind zu vertauschen; S. 239 I Sp., Z. 18, statt: Steinhöhlen von Hangenheeten liess: Lötshöhlen von Hangenbieten.

Nachruf

Am 5. September ist Herr Ingenieur Max von Dieskau nach langem Leiden im 44. Jahre gestorben. Er hatte sich unserem Verein schon bei dessen Gründung angeschlossen, gehörte also zu dessen ältesten Mitgliedern und hat in früheren Jahren mit großem Interesse an dessen Tätigkeit teilgenommen. Sein Andenken wird als das eines der Veteranen des Vereins für historische Waffenkunde in Ehren gehalten werden.



Rüstkammer Goglar ^{a. S.} Schreiberstr. 10

liefert an Sammler und Museen

Schutz- u. Trutzwaffen

Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
Orient, Indien, Japan.

Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.
Prima Referenzen!

Echte, alte Waffen

74 Nrn.: Flinten, Büchsen, Pistolen (meist mit Steinschloßesern und irgendwie verziert), alte bronx. Kanonenrohre und ebensolche Kanonenmodelle, alte Pfeile und Bolzen, Hirschflieger, Dolche, Bergmannspardekte, Spontons und Lanzen-spitzen usw. am liebsten im Ganzen abzugeben.

Off. unter R. Fr. an die Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.

Bei Einkäufen, Bestellungen oder Anfragen

bitten wir die geehrten Leser, sich auf die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ beziehen zu wollen.

1 kleines **Geschütz**, Bronzerohr altertüm. mit Dreililienwappen u. Inschrift Weißbrenner (Straßburg) 1785, m. Waffenspruch, ganz kompl. m. Protze, ca. 145 cm lg., nur M. 280.—, 1 Radschloß-Muskete m. Luntenzündg., 30jähr. Krieg, M. 185.—, 1 deutsch. Luntengewehr M. 115.—, a. d. russ.-jap. Kriege: Russ. Dreililien-Kepet.-Gewehr M. 65.—, jap. Arisaka-(Meiji)-Repet.-Gew. M. 85.—, franz. Tschakos Z. 1806—1815, Preis schriftl., deutsches Feldgeschütz, Constr. 73, Cal. 8,8 cm. Stahlrohr, kompl. m. Protze, Neupr. M. 5000.—, jetzt nur M. 900.—, div. Kriegswaffen u. Uniformen v. 1800—1870.

G. LOLL, GRÜNBERG
(Schlesien) 81

Den **Inseratenanhang** der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ empfehlen wir der regen Benutzung unserer Mitglieder. Der Anhang soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Verkäufen und Auktionen historischer Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche über Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz usw.

Wir bitten unsere Mitglieder, den Anhang im vorstehenden Sinne zu benutzen.

Insertions-Preise: Die dreigespaltene Pettizeile oder deren Raum im Text 35 Pfg.

Die dreigespaltene Pettizeile auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:
Dr. Rose, Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die
Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.
Waisenhausstraße 34.



Arsenalzeichen oder Beschau?

Von Eduard von Lenz

Jedem Waffenhistoriker und wohl den meisten Sammlern ist das sogenannte „Arsenalzeichen des Sultans Mohammed II“ bekannt, welches sich auf Hunderten von Waffen aus der in ein Zeughaus verwandelten St. Irenen-Kirche in Konstantinopel vorfindet, doch hat unseres Wissens noch niemand sich darum bemüht, die Richtigkeit der angeführten Erklärung dieses Zeichens zu begründen oder auch nur nachzuprüfen.

Das Vorkommen dieses Stempels auf Stücken aus dem Irenen-Arsenale einerseits, das Hinaufreichen so mancher von ihnen bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts andererseits und endlich die große Menge derart gezeichneter Waffen, welche die Möglichkeit ausschloß, den Stempel als Meistermarke anzusprechen — das waren die tatsächlichen Grundlagen, auf welchen die Provenienz des Zeichens aus Konstantinopel, die Urheberschaft Sultan Mohammeds II und die Qualifizierung als Arsenalmarke aufgebaut wurden. Die übrigen, zugunsten dieser Definition angeführten Gründe, so z. B. die Behauptung, das Zeichen finde sich eingemeißelt auf den Säulenkapitälern der Irenen-Kirche, sind, wenn nicht völlig aus der Luft gegriffen, so doch zum mindesten durch nichts bewiesen.

In der Fachliteratur wird das betreffende Zeichen u. a. von dem Grafen Meran, als auf einem Partisaneneisen des 16. Jahrhunderts eingeschlagen, besprochen¹⁾, wobei es als „vielfach verbreitetes orientalisches, wohl auch oftmals nachgeahmtes Waffenzeichen“ bezeichnet ist. In einer Fußnote wird ergänzend beigelegt, daß, nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Professors Karabacek an Professor Fritz Pichler, dieses Zeichen ein tatarisches Tämgäh, d. i. Zeichen (Wappen) irgend eines Tataren-Chans sein soll.

¹⁾ Das Landeszeughaus in Graz 1880, S. 90, Taf. XXIX, Abb. 1.

Demmin²⁾ bringt die Marke in zwei vollkommen ungenauen und noch dazu auf den Kopf gestellten Abbildungen und bemerkt dazu: „Auf einer großen Anzahl von der alten St. Irenen-Kirche in Konstantinopel herrührenden christlichen und türkischen Waffen, die bis zum Ende des 15. oder dem Anfange des 16. Jahrhunderts hinaufreichen könnten, findet sich dieses Zeichen, das einem Waffenschmiede nicht angehört, wahrscheinlich jedoch der Stempel des Arsenalen ist und kufisch „Allah“ ausdrückt“.

Denselben Gedanken über die Bedeutung der Schriftzeichen des Stempels bringt J. Szendrei³⁾ zum Ausdruck. Bei Besprechung eines Gewehrlaufes (S. 584, Nr. 3212) nennt er den Stempel: „Meisterzeichen unter einem türkischen bé drei Elif-Buchstaben deutlich erkennbar. Das letztere Zeichen ist die Abkürzung des arabischen Wortes illahi, d. i. für Gott“). Wir können uns mit dieser Interpretation nicht einverstanden erklären, erstens weil das „türkische bé“ ganz unberücksichtigt bleibt, und zweitens darf nicht außer acht gelassen werden, daß, wenn auch das Schriftzeichen elif als symbolisches Zeichen für „Allah“ gebraucht wird, eine dreifache Wiederholung dieses Symboles, wegen gar zu naher Berührung mit dem christlichen Begriffe des Dreieinigen Gottes, nach mohammedanischen Anschauungen als ganz ausgeschlossen erscheint.

An einer anderen Stelle (S. 651, Nr. 3339) bei Besprechung einer Schwertklinge „aus der Waffensammlung in der Basilika zu St. Irene in

²⁾ Die Kriegswaffen, 1886, S. 786.

³⁾ Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler Deutsche Ausgabe, 1890, S. 373, 584, 651.

⁴⁾ Die weiterhin an dieser Stelle gemachte Angabe über ein ähnliches, von den ismaelitischen Geldprägern auf den Kupfergroschen Bela IV. gebrauchtes Zeichen soll weiter unten besprochen werden.

Konstantinopel“, nennt Szendrei das Zeichen ebenfalls „Marke der Waffenkammer Mohammeds II.“.

W. Rose⁷⁾ bezieht sich auf Demmin und Szendrei, spricht von der bekannten Marke der Rüstkammer, bezw. Waffenfabrik Mohammeds II und läßt sie aus dem kufischen illahi = für Gott, entstanden sein.

Bei eingehender Prüfung der tatsächlichen Daten in dieser Frage werden die angeführten Erklärungen, zum großen Teile wenigstens, sich als nicht stichhaltig erweisen.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß durchaus nicht nur Waffen aus dem Konstantinopeler Arsenal diese Marke führen, sondern in ganz gleicher Weise auch Stücke anderer Provenienz, in erster Linie solche aus den Arsenalen in Adrianopel und Erzerum, damit gezeichnet sind. Dieser Umstand könnte ja an und für sich noch nicht als Beweis gegen die Priorität des Irenen-Arsenals dienen, da Teile seiner Bestände zu verschiedenen Zeiten und auf den verschiedensten Wegen auch in andere Waffenniederlagen gelangen konnten; doch wird immerhin dieses Faktum, zumal in Verbindung mit weiter unten anzuführenden Erwägungen, nicht zu übersehen sein.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß lange nicht alle in den staatlichen Arsenalen von Konstantinopel, Adrianopel und Erzerum befindlichen Waffen mit diesem Stempel versehen sind, was doch vorausgesetzt werden müßte, wenn wir es mit einer „Arsenal-Marke“ im Sinne eines Eigentums-Zeichens zu tun hätten. Allein in der Eremitage-Sammlung kann eine ganze Anzahl von Stücken namhaft gemacht werden, welche nachweislich aus diesen Arsenalen stammen und dabei die Marke nicht tragen.

Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß das offizielle Besitzeichen einer staatlichen Institution, und nun gar im streng konservativen Orient, wohl schwerlich Wandlungen und Abweichungen von der einmal festgesetzten Form unterworfen wäre. Gilt solches schon von den beliebigen Umrissen einer behördlichen, zur Wahrung staatlichen Besitzes eingeführten Marke, so muß diese Voraussetzung umso mehr ins Gewicht fallen, wenn, wie Demmin und Szendrei erklären, in diesem Falle der geheiligte Name Gottes in dem Zeichen zum Ausdruck gelangt; es wäre in diesem Falle eine hieratisch starre Unwandelbarkeit des Zeichens durch die Jahrhunderte bedingungslos zu erwarten.

Wir sehen aber gerade an der Zeichnung des fraglichen Stempels Varianten, die, so un-

bedeutend sie auf den ersten Blick scheinen mögen, dennoch in Betracht gezogen werden müssen.

Beginnen wir mit der das Zeichen umschließenden Kreislinie, so muß gleich auffallen, daß sie bald ringförmig geschlossen (Abb. 2, 3, und 4), bald lückenhaft (Abb. 8 und 9), bald halbmondförmig (Abb. 6), bald als schwach gekrümmte Bogenlinie (Abb. 10) erscheint und endlich nicht selten ganz wegfällt (Abb. 11 und 12). Der bequemeren Übersicht wegen geben wir eine Zusammenstellung von zwölf Reproduktionen des hier untersuchten Stempels in möglichst charakteristischen Varianten:



Abb. 1

Orientalischer Maschenpanzer L. 78. Eremitage.



Abb. 2

Schwertklinge aus dem Irenen-Arsenal in Konstantinopel Szendrei S. 651.



Abb. 3

Partisaneneisen. Graz, Landes-Zeughaus Taf. 29.



Abb. 4

Brustplatte eines Serzalo-Panzers $\frac{171}{155}$. Eremitage.



Abb. 5

Luntengewehr. Schloß Forchtenstein. Szendrei S. 584.



Abb. 6

Speerspitze. Schloß Körmend. Szendrei S. 372.



Abb. 7

Helm J. 40 (Adrianopeler Arsenal) Eremitage.



Abb. 8

Helm J. 55 (Arsenal in Erzerum). Eremitage



Abb. 9

Helm. Salt. $\frac{201}{95}$. Eremitage.

⁷⁾ Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. III, S. 11.



Abb. 10

Spießseisen E. 41. Eremitage.



Abb. 11

Helm J. 42 (Adrianopeler Arsenal). Eremitage



Abb. 12

Helm J. 633. Eremitage.

Andere, feinere Abweichungen, wie z. B. der verschiedene Abstand der Umrahmung von den in der Mitte befindlichen Zeichen, lassen sich eher durch Unzulänglichkeiten der technischen Ausführung erklären.

Weiterhin ist das verschiedene Verhältnis der beiden seitlich angeordneten Zeichen zur Mittelfigur zu beachten: bald sind die Striche zu beiden Seiten von fast gleicher Länge wie diese letztere (Abb. 1), bald kürzer, nach unten zugespitzt, wie Ausrufungszeichen (Abb. 11 und 12) bald schrumpfen sie zusammen und gleichen eher Punkten (Abb. 4).

Schließlich zeigt auch die Mittelfigur Varianten: auf einigen Exemplaren ist der obere, halbmondförmige Teil aus einem Stück mit seinem vertikalen Fuß (Abb. 1, 2, 3, 4, 7), auf anderen erscheint er nur lose angesetzt (Abb. 8, 11 und 12), auf noch anderen endlich schwebt er frei in der Luft (Abb. 9). Es mag ja auch hier viel am Werkzeug sowohl, wie an dessen Handhabung gelegen haben, aber immerhin bringt die Summe dieser kleinen Abweichungen und Unregelmäßigkeiten den Eindruck hervor, daß es sich eher um die annähernde Wiedergabe eines dem Ausführenden vorschwebenden Originalen handelte, bei dessen Darstellung die ungefähre Wiederholung der charakteristischen Einzelheiten genügt, ohne daß diese oder jene kleine Unregelmäßigkeit der richtigen Auffassung des Beobachtenden hätte hinderlich werden können, als etwa um eine obligatorisch korrekte Reproduktion einer in allen Details feststehenden Figur, die als solche und nur als solche Kraft und Geltung hatte, sei es nun als Eigentumszeichen einer staatlichen Institution, oder in beliebiger anderer Eigenschaft.

Es fragt sich nun weiter, welcher Sinn den in dem Stempel enthaltenen Schriftzeichen — denn an solche werden wir wohl in erster Linie zu denken haben — unterliegen könnte? Daß es nicht die dreimalige Wiederholung des Gottes-

Symbols elf sein kann, glauben wir oben bereits begründet zu haben, und für eine tatarische *tamgha* ist die Form des Zeichens zu wenig konstant, ganz abgesehen von der mit dieser Erklärung nicht in Einklang zu bringenden räumlich und zeitlich übergroßen Verbreitung des Stempels.

Wir werden also anderweitig suchen müssen und glauben bei der Dürftigkeit des sich hierzu bietenden Materials auch nicht die kleinste Beobachtung vernachlässigen zu dürfen, die vielleicht etwas Licht in die Sache bringen könnte.

Es ist uns nämlich aufgefallen, wie häufig der fragliche Stempel auf ausgebesserten Stücken sich vorfindet. Vergessen wir freilich nicht, daß diese Beobachtung bis auf weiteres nicht verallgemeinert werden darf, da sie ja nur innerhalb der immerhin recht beschränkten Grenzen der Eremitagen-Sammlung gemacht worden ist; doch soll sie andererseits auch nicht verschwiegen, sondern der Diskussion unterbreitet werden und zur Nachprüfung auffordern.

Wie bereits oben bemerkt, tragen nicht alle nachweislich aus den Arsenalen von Konstantinopel, Adrianopel und Erzerum stammenden Waffen das Zeichen; in den meisten Fällen seines Vorkommens aber sehen wir es an Helmen, deren Glocken vernietete Löcher, geliefte Brüche, nichtzugehörige Nasenseisen, Backenstücke und Nackenschutzplatten aufweisen, an Panzerhemden mit nachträglich in das Maschengewebe eingesetzten Geschüben und ergänzten Teilen des Flechtwerkes und an ähnlichen in der Schmiedewerkstatt für den Ernstfall gebrauchsfähig gemachten Stücken. Diese Erscheinung läßt sich etwa von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an bis tief in das 18. Jahrhundert hinein verfolgen. Dann verschwinden die alten Schutzaffen, und auf moderneren, dem Ende des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehörigen Waffen, vorwiegend Feurgewehren, findet sich nun ein in fast ebenso häufiger Wiederholung auftretendes Zeichen (Abb. 13), dessen Schriftzeichen ganz deutlich und leserlich das Wort „Imtichan“, d. i. „erprobt“, „tauglich“ bilden.



Abb. 13

Das Bild dieses gleichfalls in eine mehr oder weniger vollkommene Kreislinie eingeschlossenen Stempels weist nun eine derartig in die Augen fallende Ähnlichkeit, fast möchte man sagen Kongruenz, mit den Figuren des sogenannten „Arsenalzeichens“ auf, daß wir uns des Gedankens nicht erwehren können, es handle sich in beiden Fällen um eine und dieselbe Marke, wobei die mehr schematisch gehaltenen, roheren Züge des älteren Bildes ausschließlich den minderwertigen technischen Hilfsmitteln auf Rechnung zu stellen

sind. Auf Meißel, Grabstichel oder Punzen primitivster Art angewiesen, konnte der die Abstempelung besorgende Arbeiter des 15.—17. Jahrhunderts nicht daran denken, die krausen Windungen an dem unteren Teile der Mittelfigur auch nur annähernd wiederzugeben und mußte sich daher mit Darstellung einer vertikalen Linie begnügen, wobei das so erreichte Gesamtbild der Marke dem Wissenden immerhin erkennbar blieb. Erst als die vervollkommnete Metallbearbeitung die Herstellung einer in gehärtetem Stahl geschnittenen Matrize, eines „Stempels“ im Sinne der modernen Prägung, gestattete, wurden die Schriftzüge der betreffenden „Legende“ bis in die kleinste Einzelheit genau reproduziert und das alte, konventionelle, unvollkommene Zeichen verschwand.

Demnach hätten wir in dem fraglichen Stempel eine Art von behördlichem Beschaueichen zu sehen, welches in den staatlichen Arsenalen (vorwiegend? oder ausschließlich?) denjenigen Waffen aufgeschlagen wurde, die als gebrauchsfähig befunden, bzw. durch entsprechende Reparaturen gebrauchsfähig gemacht waren und bei Bedarf zur Heeresausrüstung verwandt werden konnten. Bei Gewehrläufen war, wie die Grundbedeutung des Wortes „imtihan“ anzuzeigen scheint, wahrscheinlich eine Probe mit verstärkter Ladung damit verbunden. Das Vorkommen des Stempels auf europäischen, offenbar erbeuteten Waffen wäre damit zu erklären, daß auch diese gegebenen Falles als gebrauchstüchtig in den Bestand der Ausrüstungsvorräte aufgenommen wurden.

Mit dieser Hypothese, mag sie auch nicht direkt überzeugend sein, sondern nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen, liefse sich die gegenwärtige Untersuchung zum vorläufigen Abschlusse bringen, in der Erwartung, daß zahlreichere und vielseitigere Beobachtungen ein reicheres Material zur Lösung der Frage zusammentragen werden; doch muß nachträglich noch eine Tatsache Besprechung finden, welche, wie es scheint, die obigen Schlusfolgerungen stark in Frage stellt.

An der bereits oben angeführten Stelle (S. 584) der deutschen Ausgabe der „Ungarischen kriegsgeschichtlichen Denkmäler“ sagt Szendrei bei Beschreibung der Arsenalmarke auf einem türkischen Gewehrlauf: „Ein ähnliches Zeichen gebrauchten die ismaelitischen Geldpräger auf den Kupfergroschen Bela IV.“⁹⁾

⁹⁾ Szendrei zitiert zum Belege: Weszler: „Ermeszteti táblái (Numismatische Tabellen). Pest 1873, Taf. XVII Nr. 14. Ferner: Ladimslaus Rehy: „Magyar penzvezet ismaeliták és Bessarabia.“ Arad 1880. 8). Das letztere Werk war uns nicht zugänglich, im ersten haben wir die angegebene Münze nicht finden können.

Es ist uns leider nicht gelungen, die Abbildungen dieser Münzen zu Gesicht zu bekommen, auch konnten wir uns nicht von der Richtigkeit der Bestimmung als „Kupfergroschen Bela IV.“ überzeugen und können nur darauf hinweisen, daß in dem Corpus nummorum von Ungarn das Zeichen nicht zu finden ist. Um so mehr Dank schuldig sind wir daher dem Oberkonservator der Münzsammlung an der Kaiserlichen Eremitage A. K. Markow für die Vermittlung von Photographien zweier türkischer Kupfermünzen aus der Sammlung des Grafen Subow in Moskau, mit dessen freundlicher Erlaubnis wir hier die Abbildung einer der beiden identischen Münzen bringen (Abb. 14). Es sind dieses türkische anonyme, undatierte menghiri aus dem 9. Jahrhundert mohammedanischer Zeitrechnung. Auf dem Avers tragen sie die Inschrift „arbu Edirne“, d. i. „geprägt in Adrianopel“, auf dem Revers das Arsenalzeichen unter einem geometrischen Ornament.

Das Vorkommen dieses Zeichens auf Münzen läßt nur zwei Erklärungen zu: es könnte erstens ein behördlicher Gültigkeitsstempel sein, wie solche in verschiedenen Ländern stark abgrienen und daher unkenntlich gewordenen Münzen aufgeschlagen wurden zum Zeichen dessen, daß das Geldstück, trotz seines defekten Zustandes, Kurs behält, von Staats wegen als vollgültig anerkannt



Abb. 14

wird; es würde diese Auffassung eine direkte Bestätigung der oben versuchten Erklärung dieser Marke als behördliches Beschaueichen für „erprobte“, d. h. taugliche, gebrauchsfähige Waffen bedeuten. Doch im gegebenen Falle dürfte dieses nicht zutreffend sein, denn sowohl nach dem Grade der Abnutzung, wie auch nach der Art der Anordnung ist das Arsenalzeichen hier nicht als nachträglich aufgeschlagen, sondern als durchaus gleichzeitig mit Ornament und Legende der Münzen anzusprechen.

Es bleibt also — zweitens — nur noch die andere Erklärung: das Arsenalzeichen ergänzt die Inschrift „geprägt in Adrianopel“ und zeigt den Ort, die Werkstatt an, wo die Münzen hergestellt wurden, so daß die ganze Legende zu lesen wäre: „Geprägt zu Adrianopel — im Arsenal“, eine Angabe, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, da wohl ohne weiteres anzunehmen ist, daß alle irgend verfü-

baren, zur Metallbearbeitung notwendigen Materialien, Geräte und Arbeitskräfte im örtlichen Arsenal konzentriert waren und deshalb auch die Münze, als staatliche Institution, dort ihren Platz erhielt.

Eine dritte Möglichkeit, dafs zugleich mit Abgabe des Prägungsortes auch das staatliche Garantiezeichen für die Vollgültigkeit des Geldstückes beigefügt wurde, ist wohl ganz von der Hand zu weisen, da eine solche Beglaubigung allenfalls noch auf Gold- und Silbermünzen verständlich wäre, bei Kupfergröschchen aber, und noch dazu bei solchen ohne Wertangabe, keinen Sinn hätte.

Für unsere Untersuchung und die oben ausgesprochene Hypothese ist die Interpretation dieses Prägungstempels ausschlaggebend, denn die Erklärung als schematische Darstellung des

Wortes „imtichan“ wäre widerlegt durch das Vorkommen desselben Zeichens auf Münzen des 15. Jahrhunderts, auf denen es aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als Werkstattzeichen, d. h. eben Arsenalmarke im eigentlichen Sinne des Wortes bedeuten konnte.

Die Lösung der Frage müssen wir besseren Kennern des Orients im allgemeinen und der türkischen Numismatik im besonderen überlassen; für die Waffenkunde resultiert fürs erste aus den obigen Ausführungen nur die Folgerung, dafs um das Jahr 1500 die fragliche Marke nachweislich von dem Adrianopeler Arsenal bereits geführt wurde, während für das Irenensarsenal in Konstantinopel, die „Rüstkammer Sultan Mohammeds II“ bisher ein solcher dokumentarischer Nachweis fehlt.

Die Entwicklung des „Schweizersäbels“ im 16. bis ins 17. Jahrhundert

Von Dr. E. A. Gessler, Zürich

II

II. Der spätere Typus

Mit dem Beginn des letzten Viertels des 16. Jahrhunderts löst sich aus der Vermischung ein neuer Typus des Schweizersäbels los, dessen Kennzeichen am Griff besonders der Knauf bildet, welcher die Form eines Löwen- oder Brackenkopfes erhält. Die Klinge ist stärker gebogen und trägt als Hauptmerkmal zwei bis drei dem Rücken parallel laufende Blutrinnen.

Diese Form bleibt bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts in Gebrauch, daneben findet sich aber die frühere Klingengestalt immer noch vor, ja, sie scheint sogar mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts wieder mehr Geltung erlangt zu haben. Auf alle Fälle sind diese Blutrinnenklingen nach 1600 sehr spärlich anzutreffen, sie haben keine Schule gemacht, denn der „Schwedensäbel“ geht auf eine Klinge ohne Blutrinne zurück. Die im folgenden geschilderten Säbel entwickeln sich nur in bezug auf den Griff weiter; der Löwenkopf, anfangs in flotten Stil, dann aber immer mehr verrohend, findet sich durch das ganze 17. bis ins 18. Jahrhundert hinein, die Klinge mit den Blutrinnen scheint ungefähr von 1570 bis um 1600 gebräuchlich gewesen zu sein.

X. Ein Säbel aus ehemaligem Züricher Privatbesitz im Schweizerischen Landesmuseum (Abb. 24/25 S. 304)

Der Astknauf ist oben durch eine silbergetriebene Zierplatte bedeckt, deren Mittelpunkt die

Vernichtung der Angel bildet. Der Griff ist beinahe gleich wie an Säbel III und IV. Die Klinge ist einschneidig, schwach gebogen und im letzten Drittel mit einem Rückenschliff versehen. Den anfangs breiten Rücken, der wie die früheren Klingen einen schwachen Absatz oben zeigt, begleiten drei nebeneinander laufende Blutrinnen, von denen die äusserste dann in den Rückenschliff übergeht. Meistermarken sind nicht vorhanden (Abb. 24).

Masse:

Gesamtlänge	123,5 cm,
Klingenlänge	103,5 cm,
Klingenbreite	3,5 cm,
Länge des Rückens bis zum Absatz	12,5 cm,
Breite „ „	oben 8 mm,
„ „	beim Absatz 5 mm,
„ „	„ Rückenschliff 3 mm,
Höhe des Knaufs	5 cm,
Länge der Parierstange	17 cm (Abb. 25).

Griff und Klinge scheinen nicht zusammenzugehören. Bei keinem der früheren Säbel, welche diesen Grifftypus zeigen, finden wir eine Klinge mit Blutrinnen: diese Art tritt erst in den siebziger bis achtziger Jahren auf, um dann gemeinsam mit den Klingen der alten Art nebeneinander herzugehen und nach 1600 wieder zu verschwinden. Wir dürfen annehmen, dafs ein alter Griff aus den Jahren 1530 bis 1540 an die Klinge aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts montiert wurde.

Im folgenden Stück tritt uns die vollständige Form des zweiten Typs des Schweizersäbels vor Augen.



24



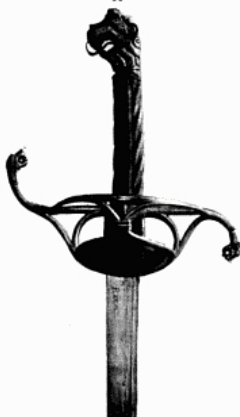
26



29



25



27



30

Abb. 24/25. Säbel aus ehemaligem
Zürcher Privatbesitz
Griff um 1530/40, Klinge erstes
Viertel des 16. Jahrhunderts

Abb. 26/27. Schweizensäbel aus dem
Zürcher Zeughaus
Letztes Viertel des 16. Jahrhunderts
Schweizerisches Landesmuseum

Abb. 29/30. Säbel des CH. S. aus
Privatbesitz
Ende des 16. Jahrhunderts
Schweizerisches Landesmuseum

XI. Säbel aus dem ehemaligen Zeughausbestand von Zürich (Abb. 26/27)

Der eisengeschmiedene gravierte Knauf zeigt in ziemlich starker Stilisierung die Form eines Löwenkopfes; aus dem offenen Rachen ragt die nach aufwärts gerichtete Zunge (Abb. 26). Ein kleiner Knopf hält oben die Angel. Das Griffholz ist geschnitzt und mit feinem Eisendraht umspinnen.



Abb. 26 Marke des Schweizersäbels aus dem Züricher Zeughaus, mailändisch

Ein Korbgriff bildet den Handschutz. Der Korb besteht aus zwei herzförmigen Parrierringen, welche die beiden Stichblätter umschließen (Abb. 27).

Der Ansatz der Klinge zwischen Parrierring und Stichblättern ist beledert, im übrigen ist die Klinge der des Säbels Nr. X völlig gleich. Auf der linken Seite sind drei Meistermarken eingeschlagen, welche mailändischen Ursprungs sind (Abb. 28).

Der Absatz am Rücken fehlt.

Gesamtlänge	120 cm.
Klingenlänge	95,5 cm.
Klingenbreite	1,2 cm.
Breite des Rückens oben	6 mm.
„ „ „ beim Rückenschliff	3 mm.
Höhe des Knaufs	6,5 cm.
Breite „ „	5,7 cm.
Länge der Parrierstange	24 cm.

Griff und Klinge sind zusammengehörig und stammen aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts.

XII. Der Säbel des C. H. S. (Caspar Hans Stockalper) (Abb. 29/30)

Einer der schönsten erhaltenen Schweizersäbel im Schweizer Landesmuseum ist ein Familiendepositum. Sein Griff ist mit Silber plattiert, reich geschnitten, graviert und ziseliert.

Der hohle Knauf stellt einen stilisierten Brackenkopf dar mit nach oben gerichteter, herausstehender Zunge und langen Schlappohren; auf dem rechten Ohr sind die Initialen des ehemaligen Besitzers, samt seinem Wappen graviert: über einem Dreieck drei knorrige Äste, überhöht von den Buchstaben C H S. Im Rachen des Hundskopfes sind zwei Öffnungen, welche ehemals zur Aufnahme eines Ringes dienten. Das Griffholz ist mit Fischhaut überzogen und mit drei Silberhülsen geziert, alles ist mit Kartuschenwerk und erhabenen Waffentrophäen graviert. Der weitere Griff besteht aus Bandeisen mit auf der Außenseite aufgenietetem Silberblechbelag, der an ver-

schiedenen Stellen abgefallen ist. Die Parrierstange ist horizontal S-förmig geschwungen, flach. Ihre Außenseiten zeigen eine eingegrabene Rinne zur Aufnahme des Belags, ein Silberband mit schuppenartig ineinander geschobenen Blättern, in der Mitte befindet sich jeweils eine Fratze; die Nietnagelköpfe stellen erhabene Löwenhäuptervor. Die Enden der Parrierstange werden durch das verkleinerte A Abbild des Knaufes geschmückt, beide Brackenköpfe tragen einen gedrehten Silberring im Maul. Auf der rechten Seite ist ein großer, beinahe kreisrunder Parrierring angebracht, der Belag ist in der gleichen Art wie oben gehalten. Die Mitte ziert ein größerer Löwenkopf. Unter diesem lag ein zweiter Parrierring, welcher leider fehlt. In der Richtung der Klinge laufen noch zwei Griffringe, sie sind untereinander durch gekreuzte Spangen von rundem Querschnitt auf der linken Seite verbunden (Abb. 30).

Die Klinge zeigt die gleiche Form wie bei den bei den vorhin erwähnten Stücken. Der Absatz fehlt, hingegen ragt der Rückenschliff über die Richtung des Rückens hervor, indem sich die Klinge von da etwas verbreitert; neu in der mittleren Blutrinne befindliche Marken, ein Kreuz, abwechselnd mit einem B, weisen auf Mailand hin (Abb. 31).

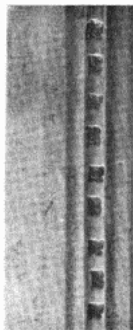


Abb. 31 Marke des C. H. S. Säbels, mailändisch

Gesamtlänge	129 cm.
Klingenlänge	107 cm.
Klingenbreite oben	3,5 cm.
„ „ „ beim Rückenschliff	3 mm.
Breite des Rückens oben	7 mm.
„ „ „ beim Rückenschliff	2 mm.
Höhe des Knaufs	8 cm.
Breite „ „	6,5 cm.
Länge der Parrierstange	16 cm.

Die Klinge dieser Waffe ist länger wie die früheren, jedoch von gleicher Konstruktion, sie gehört ins Ende des 16. Jahrhunderts.

Das am Ohr des Brackenkopfes angebrachte Wappen ist das der Walliser Familie Stockalper in Brig, der ehemalige Besitzer der Waffe dürfte ein Caspar Hans Stockalper gewesen sein (C. H. S.).

Da der Säbel im Ende des 16. Jahrhunderts entstand und um diese Zeit kein Stockalper mit diesen obigen Initialen lebte, wohl aber später ein

berühmter Vertreter dieses Namens zu finden ist, müssen wir beinahe annehmen, daß die Buchstaben später auf den Knauf der Waffe graviert worden sind. Bei näherem Zusehen scheint auch wirklich die Gravierung nicht mit der sonstigen am Säbel befindlichen übereinzustimmen, sie ist viel schwächer eingegraben und an einem ziemlich sonderbaren Platz. Wenn dieses Wappen mit den Initialen vom ursprünglichen Besteller des Säbels in Auftrag gegeben worden wäre, hätte man wohl einen besseren Platz ausgesucht, später war eben kein anderer Ort mehr frei als das Ohr am Brackenkopf. Ob das Stück schon vorher im Besitz dieser Familie gewesen war, ist nicht mehr herauszufinden. Der in Betracht kommende Caspar Hans Stockalper war 1632 Landvogt zu St. Maurice (Wallis) mehrmals Castellan des Zehntens von St. Maurice und ebenso 1642 Zehntenhauptmann und 1652 Landschreiber. Er nahm 1663 als Gesandter an der Wiedererneuerung des Bundes der Eidgenossen mit Ludwig XIV. von Frankreich in der Notre-Dame zu Paris teil und wurde 1670 Landeshauptmann. Er diente ferner im Schweizer Garderegiment in französischen Diensten, 1654, wurde Ritter und befehligte später auch eine Kompanie in einem Schweizerregiment in spanischen und in kaiserlichen Diensten. In seiner Heimat hatte er sich durch große Bauten verewigt. Kurz, wir erkennen aus alledem, daß der spätere Besitzer dieses Säbels ein vornehmer Herr gewesen ist: wohl möglich, daß er die Wehr eben wegen ihrer Schönheit, obwohl sie etwas veraltet war, doch noch selbst getragen hat.

Die schmucklose Scheide aus Leder, welche noch vorhanden ist, dürfte nachträglich hinzugekommen sein.

Im Zeughause zu Solothurn befindet sich ein dem Stockalper Säbel nahe verwandtes Stück; hier sei die Beschreibung von Wegeli (Katalog der Waffensammlung im Zeughause zu Solothurn, 1905, Nr. 379, S. 50) zitiert: „579. Säbel mit geschnittenem Griff. Die lange Klinge im vorderen Drittel zweischnittig mit drei feinen Blutrinnen, welche den Rücken begleiten. Griff aus Band-eisen mit horizontal S-förmig gebogenen Parierstangen (die eine abgebrochen), großem Parierring, und Papierknebel, hinten halber Daumenring nebst einer Spange. Geschnittene Brackenköpfe bilden den Knauf, die Enden der Parierstange und des Parierknebels. Der Knauf mit beweglicher Messingzunge, die übrigen



Abb 31 Eisenteile mit geschnittenen Blattrosetten und Akanthusverzierung. Das mit Leder bekleidete Heft ist leicht gebogen. Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (Tafel IX).“

Die beiden folgenden Stücke weichen von den bis hierher beschriebenen etwas ab, indem beim

Faustschutz eine Verstärkung durch eine Faustschutzmuschel hinzukommt. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts tritt bei dem Schweizer Säbel die Tendenz zu stärkerem Schmuckbedürfnis hervor, der Charakter der Gebrauchswaffe verschwindet immer mehr.

XIII. Der Säbel des Johannes Stricker von Uri, 1592. (Abb. 33)

Ein prachtvolles Exemplar eines Schweizer Säbels befindet sich in den historischen Sammlungen im Rathause zu Luzern. (Vgl. Katalog S. 25, Nr. 81.) Die Beschreibung lautet: „Reitersäbel. Prunkwaffe des Joh. Schriker (recte Stricker) von Uri“. Der ganze Griff eisengeschnitten und getrieben, silbertauschiert und vergoldet.



Abb 33. Säbel des Johannes Stricker von Uri 1592

Griff: der geschnittene Knauf aus einem stilisierten Löwenkopf mit offenem Rachen gebildet; das Gehülse Holz, bedeckt mit durchbrochener, eisengetriebener und geschnittener Umkleidung, Pflanzen- und Rankenornamente mit Putten, teilweise defekt. Die geschnittene Parierstange ist einerseits zu einem offenen Griffbügel nach aufwärts, andererseits zu einer Hinterparierstange vertikal S-förmig abwärts gebogen, flach, die Enden durch Löwenköpfe mit offenem Rachen gebildet, bedeckt mit geschnittenen und gravierten Pflanzen- und Rankenornamenten. Auf dem Griffbügel auf einer Seite Maskaron mit behelmtem Kriegerkopf, auf der anderen Inschrift JESUS MARIA 1529. Auf der Seite spitz zulaufend, nach oben gebogene Faustschutzmuschel, in einen Löwenkopf mit offenem Rachen endend, mit gezahntem Rand, darauf getriebene Darstellungen; zuoberst die drei Eidgenossen schwörend, darunter flankiert von einem

Bannerherrn in Halbrüstung mit dem Juliusbanner von Uri (Kreuzigungsgruppe und Stierkopf, ein Geschenk des Papstes Julius II. an den Stand Uri 1512) und Krieger mit dem Horn von Uri (Uristier), zuoberst Krone über dem Reichswappen, darunter links und rechts Wappen von Uri. Als Abschluss gegen die Klinge zur Darstellung des Apfelschusses Tells. Zwischen Faustschutzmuschel und Griffbügel befindet sich ein S-förmig geschwungener Verbindungsbügel, auf der Vorderseite dieses Bügels, geschnitten, vollständig geharnischter Krieger mit Helmbarte, dieser Bügel in den Griffbügel in Gestalt einer Hand übergehend. Vom Griffbügel zum Faustschutzbügel ein sich teilender Nebenbügel, darauf Inschrift graviert: H. JOHANNES SCHRICKER und IST GOTT MIT UNS VER VIL VIDER VNS. Die ganze Innenseite des Griffs ist mit Rankenwerk und Punktornamenten graviert.

Klinge einschneidig, leicht gebogen, mit drei Hohlschliffen bis zum letzten Drittel. Rücken breit, mit zwei Hohlkehlen; im letzten Drittel Rückenschliff, Ort spitz. Auf die Klinge eingeschlagene Initialen: D. P. H. L. Herkunft: Säbel des Joh. Schricker von Uri. XVI. Jahrhundert Ende. (Siehe Abbildung Tafel V. Nr. 81.)

Die Jahreszahl 1529 ist entweder rückdatiert oder das Geburtsjahr des Besitzers, der urkundlich erst 1578 und 1581 nachweisbar ist; der Säbel gehört seinem ganzen Stil nach völlig sicher ins Ende des 16. Jahrhunderts. Vielleicht ist diese Zahl auch durch einen Fehler des Graveurs entstanden, durch Umstellung der Zahlen, anstatt 1592—1529.“

Welchem Johannes Stricker der Säbel angehörte, wird kaum mehr festzustellen sein. Um jene Zeit war ein Hans Jakob Hauptmann in französischen Diensten, er wurde 1617 Landssekkelmeister von Uri und 1628 Landvogt von Luggarus (Locarno). Ein Johannes Stricker befehligte als Hauptmann eine Kompanie Schweizer im Regimente des Obersten Jakob Fegeli von Freiburg in französischen Diensten 1614, dieser wurde 1639 Landsstatthalter von Uri und 1645 Landammann. Einem von diesen beiden dürfte der Säbel gehört haben, die Tradition schreibt sie letzterem zu.

Ein ähnlicher Griff befindet sich in dem Katalog der Sammlung Zschille abgebildet, Tafel 116 und 144.

„261. Deutsches Reiterschwert aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit zweifach kannelierter Rücken Klinge und mit Figuren, und geschnittenem Korb, dessen Bilder das jüngste Gericht darstellen. Länge 103 cm.“

Dieser Korb gehört in die gleiche Reihe wie der Strickersäbel; ob die Klinge ursprünglich ist, muß man dahingestellt lassen.

Das Ende der Entwicklung des Schweizersäbels zeigt uns ein weiteres Stück. Eine andere Umformung dieser Hiebwaaffe wie bei den beiden zuletzt geschilderten und dem folgenden ist kaum mehr möglich.

XIV. Der Säbel der Basler Vorstadgesellschaft zum Ruff (Abb. 34)

Einen äußerst gut erhaltenen Säbel bewahrt das Historische Museum in Basel als Depositum auf. Der Griff dieser Waaffe ist reich geschnitten, graviert und ziseliert, aus ehemals vergoldetem Messing. Seine Beschaffenheit ist aus der Abbildung erkenntlich (Abb. 34).



Abb. 34. Säbel der Vorstadgesellschaft zum Ruff in Basel, um 1600. Klinge mit Marke des Christoph I. Ständler um 1570. Historisches Museum Basel

Die lange Klinge weist eine schwache Biegung auf, sie ist einschneidig mit breitem Rücken, ganz flachem Hohlschliff und zeigt im letzten Viertel Rückenschliff. Am Rücken oben sehen wir einen schwachen Absatz, etwas darunter ist die Meistermarke eingehauen, ein türkisches Krummschwert, das Zeichen des Christoph I. Ständler, völlig identisch mit der im schon zitierten Aufsatz von Stöcklein gegebenen Marke Nr. 24 auf einem Zweihänder von 1570. Die Klinge dieses Säbels dürfte im Vergleich mit den früheren Ständlermarken in den Anfang des letzten Viertels des 16. Jahrhunderts zu setzen sein, etwa in die 1570 bis 80er Jahre. Der Griff gehört nicht in die gleiche Zeit, er zeigt einen späten Typus, wie er von 1590 bis 1610 ungefähr üblich war. Die Maße dieser Waaffe konnten nicht so ausführlich genommen werden:

Gesamtlänge 130 cm,
Klingenlänge 110 cm,
Klingenbreite 4 cm.

Ein ziemlich seltener Fall ist die Erhaltung der Scheide samt dem dazugehörigen Bändel; sie besteht aus einem hölzernen, mit schwarzem Leder überzogenen Kern, daran sind Mundblech und Stiefel, sowie drei weitere messingene Scheidenbeschläge angebracht, welche zum Teil durchbrochen sind, sie sind mit Blumen und Rankenwerk



Abb. 35. Der Säbel der Vorstadtgesellschaft zum Rupf in Basel nebst zugehöriger Scheide und Gurt, um 1600
Historisches Museum Basel

graviert; am Mundblech befindet sich ein Anhängenhaken. Der Leibriem aus gelbem Leder zeigt einfache Messinggarnitur (Abb. 35). Bei diesem Säbel

Die Schweizertsäbel-Klingen mit Blutrinnen zeigen alle Meistermarken oder Beschauzeichen, welche italienischen bezw. mailändischen Ursprungs sind; von welchen Meistern sie verfertigt wurden, wissen wir nicht. Der Handelsverkehr der Schweiz mit Oberitalien war im 16. Jahrhundert sehr groß. Ob nun diese leichteren Klingen mit den Blutrinnen am Rücken nicht wie die früheren mit dem Hohl-schliff, welche meist aus Passau oder München kamen, in Deutschland hergestellt werden konnten und deshalb aus Italien bezogen wurden, bleibe dahingestellt; sicher ist, dafs keine Klinge mit dem breiten Hohl-schliff des ersten Typus des Schweizertsäbels eine auferdeutsche Marke aufweist. Sowie die Klinge wieder zur alten Form zurückkehrt, auch unter Beibehaltung der Griffform des zweiten Typs, erscheinen wieder Münchner Klingen; man vergleiche den Säbel der Basler Vorstadtgesellschaft zum Rupf.

Zum Schlufs seien an dieser Stelle noch einige Tierkopfkäufe, welche sich im Schweizerischen Landesmuseum befinden, angeführt. Sie bilden leider nur die Überreste von Schweizertsäbeln; aufer den Knäufen, die in der Folgezeit meist als Gewichte für Schnellwagen Verwendung gefunden haben, hat sich nichts mehr erhalten. Die Stücke stammen alle aus der Schweiz, sie sind in die zweite Hälfte des 16. und in den Anfang des 17. Jahrhunderts zu setzen. Man vergleiche ferner die Tierkopfkäufe der Sammlung von Schwerzenbach (Forrer, Schwerter und Schwertknäufe der Sammlung von Schwerzenbach, Leipzig 1905, S. 49 und Tafel XXXVIII und XXXIX.) (Abb. 36.)

III. Schweizertsäbel im Ausland.

Mit den geschilderten Säbeln in den schweizerischen Sammlungen dürften die bedeutendsten Stücke bis um 1600 ihre Würdigung gefunden haben. Wenige in schweizerischen Privatsamm-



Abb. 36. Säbelknäufe, zweite Hälfte 16. Jahrhundert, — Anfang 17. Jahrhundert, aus der Schweiz
Schweizerisches Landesmuseum

sehen wir keine Klinge mit Blutrinnen mehr, die Form nähert sich wieder dem ersten Typus der Schweizertsäbelklinge; aus dieser entstand dann die des schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgetretenen „Schwedensäbels“, sofern nicht orientalische Einflüsse mitspielen.

lungen verborgene waren dem Verfasser nicht zugänglich, leider konnten von einzelnen, allerdings nicht sehr wichtigen Exemplaren keine Abbildungen und Beschreibungen beigebracht werden. Die noch sonst in der Schweiz erhaltenen Säbel der obigen Art bringen zu dem schon Besprochenen nichts Neues.

Außerhalb der Schweiz sind ebenfalls keine Schwizersäbel, weder in Sammlungen noch in Museen, welche das im Vorigen geschilderte in durchgreifendem Maße ändern könnten. Es sei hier auf einige dieser Stücke aufmerksam gemacht. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß der Verfasser keinen Anspruch auf Vollständigkeit dieser Aufzählung machen kann, da es ihm nicht vergönt war, alle in Betracht kommenden Museen und Sammlungen auf Schwizersäbel zu durchforschen, von den Privatbeständen schon gar nicht zu reden; ebenso konnte nicht der gesamte Bestand von Auktionskatalogen usw. durchgesehen werden. Immerhin zeigt sich im folgenden die Bestätigung und eine gute Ergänzung des vorliegenden Materials. Auf eine eingehende eigene Schilderung der ausländischen Stücke soll soweit als möglich verzichtet werden, die Literatur sei im Wortlaut angeführt. Die zeitliche Reihenfolge kann natürlich nicht eingehalten werden; die Anordnung erfolgt daher nach den Kollektionen und auch die Abbildungen sind weggelassen, da aus ihnen kaum Wichtiges ersehen wird oder die Werke leicht zugänglich sind; die Formen sind die gleichen wie die vorher beschriebenen.

Zschlische Waffensammlung, Katalog von R. Forrer, Berlin.

357. Reitersäbel mit viereckigem Knauf und Klingenfängertasche, ungarisch oder serbisch, Mitte 16. Jahrhundert, Länge 100 cm.

358. Großes Tiroler Reiterschwert mit großem Korb und breiter Klinge, darauf viermal IANNI Mitte 16. Jahrhundert, Länge 121 cm.

359. Reitersäbel mit verziertem Korb und einschneidiger Klinge, Länge 101 cm. Ungarisch oder slavisch.

360. Reitersäbel mit einschneidiger Klinge, darauf roh eingeschlagene Verzierungen. Länge 107 cm. Mitte 16. Jahrhundert. Ungarisch oder slavisch.¹⁾

Der Verfasser des Katalogs spricht diese Waffen als slavisch an, Nr. 358 als aus Tirol stammend, die Kleinheit der Abbildungen läßt natürlich einen ganz sicheren Schluß nicht zu. Die Nummern 357, 359, 360 gleichen aber in der Form der Griffe und auch der Klingen den im früheren beschriebenen Schwizersäbeln so sehr, daß sie kaum ungarisch oder slavisch sein können; die Gestalt ihres Faustschutzes ist die gleiche sowohl bei Schwizerschwertern wie bei Säbeln. Säbelklingen unter slavisch-ungarischem Einfluß, die ihre Urform im Orient haben und mit dem aus dem Schwert entstandenen Säbel keine Beziehungen haben, sehen ganz anders aus: ihre Biegung ist viel stärker und mahnt noch völlig an das orientalische Krummschwert. Völlig außer Zweifel ist die Zugehörigkeit

von Nr. 358 „Großes Tiroler Reiterschwert“ zu unserer Gruppe, man vergleiche die Säbel VI, VII, VIII aus Zürich. Sie gehören in die Jahre 1550—1560. Dafs der Verfasser des obigen Katalogs später seine Ansicht über Schwert und Säbel dieser Art modifiziert hat, erkennen wir aus dem folgenden:

R. Forrer, Schwert und Schwertknäufe der Sammlung von Schwerzenbach, Leipzig, 1905, S. 32.

„Fig. 126. Schweizer Reiterschwert vom Ende des 16. Jahrhunderts, 117,5 cm lang. Außer der eingeschlagenen Marke rohes Wolfszeichen mit Bronze ausgelegt. Aus Rankweil, Voralberg (Sammlung C. von Schwerzenbach, Bregenz).“

Fig. 127. Schweizer Reiterschwert vom Ende des 16. Jahrhunderts, 115 cm lang (do.).²⁾

Fig. 128. Schweizer Reiterschwert vom Ende des 16. Jahrhunderts (do.). 95,5 cm lang. Die Klinge mit roher Wolfsmarke und der Jahrszahl 1414* (do.).³⁾

Diese Waffen sind, wie Forrer sehr richtig bemerkt, unbedingt als schweizerisch anzusprechen.

Das gleiche gilt für einen Schwizersäbel der Sammlung The wallt, Köln. Katalog, Hanstein, Köln, 1903, S. 108.

1597. „Schwert. Gewundener Knauf mit 5 störförmigen Vorsprüngen. Griff kantig, mit Leder bezogen; Parierstange horizontal S-förmig gebogen und in sich aus 5 Ästengedreht; doppelter Griffbügel, der eine mit dem stichblattähnlichen Parierbügel in Verbindung. 100 cm lange einschneidige Klinge, am Ende leicht gebogen und zweischneidig. Als Marke ein Krummschwert. 16. Jahrhundert.“ Abbildung Tafel XXV des obigen Katalogs.

Griff und Klinge weisen die typischen Merkmale auf, man vergleiche die Abbildungen der Säbel im Landesmuseum Zürich.

Leider ist diese Krummschwertmarke nirgends wiedergegeben, wir dürfen in ihr die Meistermarke der Ständler sehen.

Die Meistermarke des Christoph I. Ständler findet sich nach der gütigen Mitteilung von Herrn Dr. H. Stöcklein auf einem im folgenden Katalog falsch datierten Säbel.

The Brett Collection of arms and armours, London, Christie, 1895, S. 14. „95. A Sword, faceted pommel, diagonally curved quillons, pas d'ane and shells, pierced with stars and dots, the blade — 37 in. long — curved, back edged and grooved, and mark, a hand holding a braquemart — circa 1635.“ Braquemart ist gleichbedeutend mit Krummsäbel.

¹⁾ Desgl. S. 59 zu Tafel LIV.1. „Reiterschwert, dessen Gesamtansicht in Fig. 127 Seite 33 gegeben ist. Der Griff mit Haifischhaut umtätigt und mit der alten Französischer, der Knauf gepunzt. Totallänge 115 cm. Ende des 16. Jahrhunderts. Provenienz Schweiz.“

Ein noch schöneres Stück finden wir in der Sammlung von Kriegs- und Jagdwaffen des 13.—18. Jahrhunderts aus englischem Besitz. Katalog Helbing, München, 1908, S. 6.

„75. Großes Korbsschwert. Blütenförmiger, sechsseitiger Knauf, langer drahtüberflochtener Griff. Wagerrechte S-förmig gebogene Parierstange, aus welcher sich der einfache Spangenkorb aufbaut. Glatter Parierring. Die Klinge zu drei Vierteln einschneidig, mit breiter, flacher Blutrinne bis zum Ort. Mit Marke. Schweiz. Mitte 16. Jahrhundert. Ganze Länge 118 cm, Länge der Klinge 98 cm.“ Abb. 75.



Abb. 37/38. Schweizersäbel aus der Sammlung Georges Paulihac, Paris. Ende 16. Jahrhundert

Leider fehlt die Reproduktion dieser Marke. Waffensammlung R. v. Mansberg, Katalog Berlin, Lepke 1899, S. 21.

„52. Deutsches Reiterschwert des 17. Jahrhunderts mit eisernem, viertseitig geflächtem Knauf, lederumwickelten Griff, eiserner Parierstange, Griffbügel und Faustschutzbügel. Die einschneidige, leicht gebogene Klinge mißt 82 cm.“

Leider ist die auf einer Gesamttafel beigegebene Abbildung von so kleinem Format, daß sich die genauen Einzelheiten nicht erkennen lassen. Immerhin muß diese Waffe unbedingt als Schweizersäbel angesprochen werden, Griff und Klinge zeigen die charakteristischen Merkmale. Der Säbel ist in das dritte Viertel des 16. Jahrhunderts zu setzen.

Zu all dem Obigen ist natürlich zu bemerken, daß ohne Einsichtnahme der Originale das Arbeiten nach Auktions- und anderen Katalogen derart immer etwas gefährlich ist, da man sich in den wenigsten Fällen auf die Angaben des Textes verlassen kann; bei Mangel an guten Illustrationen fällt überhaupt jede sichere Erkenntnis dahin.

Die Bekanntheit eines weiteren Prunkstücks eines Schweizersäbels aus der Privatsammlung des Herrn Georges Paulihac in Paris (Abb. 37/38) vermittelte dem Verfasser Herr Ch. Buttin in Paris samt Photographie und Maßangabe. Der Säbel ist eng verwandt mit den beschriebenen Nrn. VI, XII—XIV, auch die Klinge weist die gleichen Merkmale auf, einschneidig, schwach gebogen mit breitem Rücken und Rückenschliff im letzten Viertel; bis dahin laufen drei Blutrinnen, von da bis zur Spitze noch zwei. Drei Marken in der mittleren Blutrinne weisen auf Mailand hin. An Stelle einer weiteren Beschreibung sei auf die Abbildung hingewiesen. Die Gesamtlänge beträgt 118 cm, die der Klinge 98 cm. Die Klingbreite 3,5 cm.



Abb. 39. Marken des Säbels von Paris

Ein diesem ähnlicher Schweizersäbel befindet sich im Historischen Museum in Stuttgart, Nr. 2390, mit graviertem, ziseliertem und vergoldetem Griff.

Das Königl. Historische Museum in Dresden besitzt vier Säbel, deren Klingen dem Typus der Schweizersäbel angehören (Abb. 40). Beidem ersten ist kein Zweifel möglich: das Stück weist alle Merkmale der im Früheren beschriebenen Säbel auf, der Griff gehört in die Nachbarschaft von Säbel VI und VIII. Die Klinge scheint etwas jünger zu sein und ist der zweiten Art des Schweizersäbels zuzuschreiben. Der Griff des zweiten Stücks ist auf keinen Fall schweizerisch, die Klinge zeigt eine gewisse Verwandtschaft, hingegen kommt eine derartige Verbreiterung des Rückenschliffs nirgends bei den behandelten Stücken vor, auch der Hohlchliff in dieser Form paßt nicht zu dem Schweizersäbeltyp. Die beiden sich gegenüberstehenden, gezahnten Sichelmarken weisen nach Italien oder Steyr hin; das ganze ist vielleicht ungarisch? Ob der äußerst interessante Zweihänder mit der gebogenen einschneidigen Klinge jemals von der Hand eines Eidgenossen geführt worden ist, wage ich bei dem Fehlen von Vergleichsmaterial nicht zu entscheiden. In der Schweiz ist mir nur ein Zweihänder mit gebogener Klinge im Bernischen Historischen Museum bekannt, dieser ist zudem noch geflammt und weist vier Hohlchliffe auf.

Die vierte Abbildung führt uns den Griff eines Reiterschwerts mit einer Schweizersäbelklinge vor,

welche beinahe gerade gerichtet ist und vier Blutrinnen bis zum Anfang des Rückenschliffs und eine bis zur Spitze hat. Die Klinge gehört ins Ende des 16. Jahrhunderts, der Griff ist älter.

Da der Verfasser diese Stücke im Ausland nur teilweise selbst in Augenschein genommen und gar keine Vermessungen vornehmen konnte, ist auf eine nähere Beschreibung verzichtet worden, neues Material bringen sie nicht.

IV. Die Träger des Schweizersäbels

Wir haben uns ein Bild vom Aussehen und der Beschaffenheit des Schweizersäbels vor Augen

Scheibenrissen schweizerischer Herkunft auf das Vorkommen dieses Säbels durchgesehen; er fand ihn ungefähr in 100 Exemplaren, von denen eine beschränkte Anzahl hier wiedergegeben werden soll, welche die Originale aufs beste ergänzen. Man vergleiche die vorherigen Abbildungen mit den Pausen. Von einer näheren Beschreibung dieser Stücke wird abgesehen, hingegen soll der Stand des Trägers, sofern er ausfindig gemacht werden konnte, in Kürze angeführt werden. Vor der Mitte des 16. Jahrhunderts treffen wir auf den Glasgemälden und Scheibenrissen keine durch die Darstellung unbedingt sicher als Schweizersäbel

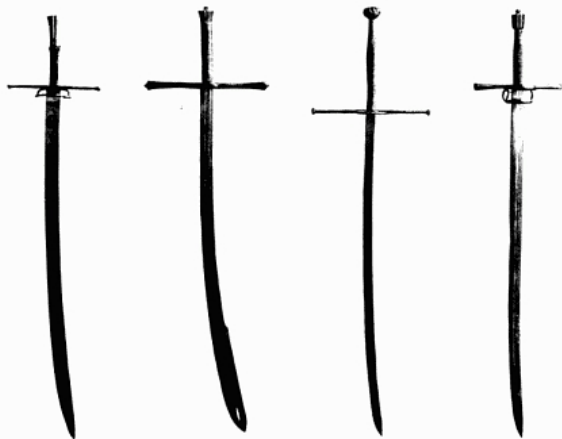


Abb. 40

führen können und diese Waffe so erschöpfend als möglich behandelt. Nun bleibt uns noch die Frage, wer sie geführt hat, wie sie verwendet wurde, ob sie im allgemeinen Gebrauch oder ob sie nur eine Spezialwaffe war.

Vor allem kommt der Träger des Säbels in Betracht. Die schriftlichen Quellen lassen uns in dieser Beziehung völlig im Stich. Wir müssen unsere Kenntnis darüber bei den Bildquellen holen. Da erschließt sich nun allerdings ein reiches Material, und zwar hauptsächlich in den figürlichen Darstellungen auf schweizerischen Glasgemälden; von der Mitte des 16. Jahrhunderts an treffen wir den Schweizersäbel häufig. Der Verfasser hat ungefähr 1000 Photographien von Glasgemälden und

anzusprechenden Stücke. Das älteste Exemplar bei der nun folgenden Auswahl finden wir auf einer Wappenscheibe im Kantonalen Museum in Aarau, sie trägt die Bezeichnung „Lux Ritter der Zyt Schultess zu Luttern 1558“. Dieser Lucas Ritter wurde 1547 Landvogt zu Beromünster, 1548 Rats Herr, 1551 Landvogt zu Russwyl und Hauptmann über eine Kompagnie Eidgenossen unter dem in königlich französischen Diensten angeworbenen Regiment Fröhlich, 1555 Landvogt zu Baden und 1556 Schultheiß der Stadt Luzern (Abb. 1).

Aus dem gleichen Jahr wie der Säbel des Kaspar Hefs von Zürich stammt ein im Landesmuseum befindlicher Scheibenriss, bezeichnet „peley Wackerli müller zu Grafenhusen 1561“.



1558 (1)



1561 (2)



1564 (3)



1576 (4)



1577 (5)



1570/80 (6)



1584 (7)



1593 (8)



1596 (9)



1591 (10)



1590 (11)



16. Jahrh. Ende (12)



Um 1600 (13)



1608 (14)



1609 (15)



1611 (16)



1613 (17)

Der Knauf ist dem früher beschriebenen Säbel (VI und VII) gleich (Abb. 2).

Der Einfachheit halber wird bei den weiteren Stücken nur die Inschrift angeführt und der Träger des Säbels geschildert.

Abb. 3. „Der graw Punt 1564.“ Wappenscheibe des Grauen Bundes auf dem Rathaus in Davos, Halbartierier im ganzen Harnisch als Schildhalter. Abb. 4. „Die Statt Landeron (Landeron, Kt. Neuenburg) 1576.“ Pannerherr der Stadt im halben Harnisch. Scheibe in Berner Privatbesitz.“ Abb. 5. Bürgerscheibe von 1577. Halbartierier und Musketier ohne Harnisch. Landesmuseum. Abb. 6. Wappenscheibe „Heinrich am Rein“, Mitglied der Luzerner Familie Am Ryn, um 1560/70. Scheibenriß-Sammlung Wyss in Bern. Abb. 7. „Die Statt Surses 1584.“ Wappenscheibe, Historisches Museum Zofingen, Pannerherr im halben Harnisch. Abb. 8. „Hans Escher des Rhats Seckelmeister und schützen Houptman der Statt Zürich 1593.“ Scheibenriß der Sammlung Wyss, Bern. Hans Escher vom Luchs wurde 1569 Schultheiß am Stadtgericht zu Zürich, 1573 des Rahts und Constaffelherr (Vorsitzender der Gesellschaft zur Constaffel, der Herrenzunft) ferner Obervogt zu Wollishofen, 1581 gleicherweise zu Erlenbach; 1585 wurde er als Gesandter an den Herzog von Savoyen und im folgenden Jahre an den König Heinrich III. von Frankreich abgeordnet, 1587 wurde er Landvogt im Thurgau und darauf Seckelmeister der Stadt Zürich, in welchem Amte er bis 1618 blieb. Escher starb 1618. Abb. 9. „Rudolf Zäy der Zyt lantzendrich zu Giaruss 1596.“ Rudolf Zay wurde 1604 Landvogt zu Werdenberg. Abb. 10. „Niclaus Bircher under uogt Zu Vilmärgen 1593.“ Beide im Landesmuseum. Abb. 11. „Hauptman Jeronimus Schorno von Schwytz 1590.“ Wappenscheibe im Landesmuseum. Diese Scheibe von 1590 scheint eine Erinnerungsscheibe zu sein, sie bezieht sich auf ein früheres berühmtes Glied dieser Familie, da um 1590 kein Hieronymus lebte; der auf dem Glasgemälde im ganzen Harnisch dargestellte Feldhauptmann Hieronymus Schorno wurde 1524 Landvogt zu Sargans und Pannerherr von Schwytz, als solcher trug er in der Schlacht von Kappel, 1531, das Hauptpanner. Abb. 12. Feldhauptmann im halben Harnisch. Scheibenriß der Sammlung Wyss, Bern, Ende des 16. Jahrhunderts. Abb. 13. Do. Pannerherr ohne Harnisch, 17. Jahrhundert Anfang. Abb. 14. „Die Statt Zug 1608.“ Pannerherr im halben Harnisch, Privatbesitz, Bern. Abb. 15. „Iuterlachen 1609.“ Pannerherr von Interlaken ohne Harnisch. Scheibenriß-Sammlung Wyss, Bern. Abb. 16. „Hauptma Peter Im Feld gewesner Buwmeister und Seckelmeister alter Lant Aman zu Underwalden ob dem K. wald

(Kernw.) 1611.“ Landesmuseum, Peter Imfeld war 1593 und 1607 Hauptmann in königlich französischen Diensten, 1604, 1609, 1614, 1618 und 1623 Landmann in Obwalden, Abb. 17. „Die Landschaft Saanen 1613.“ Pannerherr der Landschaft Saanen, Bern, im halben Harnisch, Historisches Museum, Bern.

Unter den hier nicht angeführten Abbildungen von Schweizersäbeln wäre noch manches typische Stück gewesen und wir wären noch auf weitere Namen von verdienstlichen Kriegs- und Staatsmännern gestossen, allein es würde zu weit führen; die hier gebrachten Proben sollten genügen. Schultheissen, Landammänner, Ratsherrn, Landvögte, Pannerherren, Hauptleute in fremden Diensten und zu Hause, Seckelmeister, Landesvernen, Gesandten auswärtige Fürstlichkeiten, Ober- und Untervögte, kurz, eine bunte Reihe von gewichtigen Leuten in der alten Eidgenossenschaft trugen nach dem Zeugnis der Glasgemälde und Scheibenrisse den „Schweizersäbel“, seltener finden wir ihn an der Seite des Bürgers oder Bauern, und auch da nur, wo es sich nicht um einen einfachen Bürger oder Landmann handelt; nie jedoch in den Händen der „gemeinen Knechte“, sei es im Inland oder in fremden Diensten, vollends den Landsknechten war diese Waffe unbekannt.

Während die erhaltenen und im vorigen behandelten Säbel aus der früheren Zeit in der Länge und Schwere nicht von den zur gleichen Zeit gebräuchlichen Schwertern abweichen, zeigen die späteren etwas größere Ausmessungen, sie scheinen wohl reichlich wuchtig und gewichtig für einen Fußgänger und deuten eher auf den Gebrauch zu Pferd hin. Allein auf den Darstellungen finden wir nirgends eine Spur davon, daß die Eigentümer der Schweizersäbel beritten waren, obwohl gerade die Militärpersonen, welche unter den Trägern vorkommen, gewiß meist zu Ross ins Feld zogen. Wir dürfen ruhig annehmen, daß der Schweizersäbel, wenn auch keine spezielle Reiterwaffe, doch auch als solche geführt wurde. Wie wir gesehen haben, war er also keine Waffe wie die von allen Kriegern getragene Kurzwehr, der Schweizerdegen, das Landsknechtsschwert oder das lange Schwert, sondern er gehört in die gleiche Kategorie wie der Schweizerdolch, welcher auch nicht allgemein getragen wurde, wenigstens nicht die Exemplare mit den reich verzierten, vergoldeten Scheiden. Schweizerdolch mit Prunkscheide finden wir häufig zusammen mit dem Säbel. Der Schweizersäbel war nicht die Waffe des gemeinen Mannes, sondern der Oberen, aller Männer, welche wir in den früher angeführten Stellen getroffen haben; trotz seiner hervorragenden Eigenschaften als Waffe ist sein Gebrauch im 16. Jahrhundert nie allgemein geworden.

Das Wolfegger Hausbuch und seine Bedeutung für die Waffenkunde

Von Major a. D. Sterzel, Berlin-Wilmersdorf

III

Wie im Text der Wolfegger Bilderhandschrift (besprochen in Heft 7 S. 234 Bd.V dieser Zeitschrift), so nimmt auch in den Zeichnungen das artilleristische Element den breitesten Raum ein, eine Erscheinung, die die Ansicht der Herausgeber Bossert und Storck über den vermutlichen Beruf des einstigen ersten Besitzers als praktischer Büchsenmeister wesentlich unterstützt.

Die Abbildungen von Geschützkonstruktionen und Artilleriegerät sind aber nicht nur ihrer Zahl nach von einer ungemeinen Reichhaltigkeit, sondern sie lassen so vielseitige und außerordentlich durchdachte technische Einzelheiten erkennen, daß die einschlägigen fachmännischen Kenntnisse und die Theorie der Artillerietechnik des Zeitraums uns in einem durchaus günstigen Lichte erscheinen müssen. Wir sehen mit Staunen Richteinrichtungen, Lafetenarten und anderes mehr von einer Originalität der Zusammensetzung und Wirkung, wie wir sie erst im artilleristischen Werdegang des 19. Jahrhunderts, das bekanntlich durch den hervorragenden Aufschwung seines technischen Könnens auch den Beginn einer ungeahnten Entwicklung des zeitweise im tiefen Dornröschenschlaf liegenden Geschützwesens schuf, wiederfinden. Es ist eine im allgemeinen wenig bekannte Tatsache, daß viele der im 15., 16. und 17. Jahrhundert im Entwurf geplanten oder auch wohl in einfacher Ausführung versuchten artilleristischen Einrichtungen in der Praxis wieder fallengelassen werden mußten und dann vollends vergessen wurden, weil die Technik des Zeitraums noch nicht reif genug war, um diese geplanten Dinge wirklich so lebensfähig und wirkungsvoll zu gestalten, wie der Geist des Erfinders sie sich ausgemalt hatte. Ich verweise zum Beispiel auf die durchaus sinnreichen Konstruktionen von Verschlussarten der zur Hinterladung eingerichteten Bockbüchsen des 16. und 17. Jahrhunderts, wie man die in Bockgestellten gelagerten Scharfentlein oder Serpentinlein und Doppelhaken nannte. Diese im Verhältnis zu ihrem Seelendurchmesser meist ungewöhnlich langen Rohre waren in der überwiegenden Mehrzahl zur Erleichterung des Ladens und zur Hebung der Feuergeschwindigkeit — sollten sie doch in dem kritischen Moment des Sturmmanlaufs bei der Verteidigung besonders lebhaft in die Erscheinung treten — für Hinterladung eingerichtet; der Arti-

lerist des 19. und 20. Jahrhunderts findet an ihnen alle Verschlussarten in ihren ersten Anfängen vertreten, deren Erfindung er auf sein Konto zu setzen gewohnt ist. Die Schrauben-, Keil-, Kolben-, Zylinder- und Fallblockverschlüsse haben ausnahmslos ihre Vorläufer bereits im 16. und 17. Jahrhundert! Die Kräfte der Renaissance wirkten eben, wie überhaupt im Kriegswesen, in der Folge auch befruchtend auf dem Gebiete der Artillerie, und kein Geringerer wie Leonardo da Vinci beschäftigte sich, wie wir auch in unserer Zeitschrift wiederholt vernehmen konnten, eifrig mit der Lösung artilleristischer Probleme.

Was nun von unseren Wolfegger Entwürfen nur als rein theoretischer Entwurf gelten darf und was wirklich in der Praxis ausgeführt und verwendet wurde, läßt sich leider nicht mit voller Bestimmtheit von einander scheiden. Bei der Vergänglichkeit des zum Bau verwendeten Materials haben sich nur wenige der alten Laden, Gefäße, Schießgestelle und Lafetten durch die vernichtenden Stürme der Jahrhunderte bis auf unsere Zeit hinübergerettet. Praktische Vergleiche lassen sich bei diesen alten Gegenständen meist nicht anstellen, denn manches von dem, was in dieser Beziehung heutzutage der andächtige und ahnungslose Beschauer mitunter in öffentlichen oder privaten Sammlungen usw. zu sehen bekommt, sind mangels tieferer Fachkenntnisse gänzlich missverständene Rekonstruktionen, ja, sogar direkt widersinnige Mißbildungen, die nur Unheil und Verwirrung anzurichten geeignet sind. Die Sichtung ist also reine Gefühlssache! Ein großer Teil der im Bilde vorgeführten Gegenstände war jedenfalls tatsächlich und einwandfrei im Heeresgerät des 15. Jahrhunderts vertreten, so die Streitkarren oder -wagen und die Burgunderlafetten mit Richthörnern, denen wir in mehreren klaren Darstellungen begegnen. Aber auch die anderen Stücke, von denen wir keine Vertreter und Beweisstücke mehr besitzen, machen durchaus nicht den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit; jedenfalls kann man sie nicht ohne weiteres als die Gebilde einer allzu regen Büchsenmeister-Phantasie bezeichnen. Das Fehlen von Originalen und Modellstücken darf nicht prinzipiell als Beweis dafür gelten, daß solche Stücke nicht existiert haben sollten. Selbst von viel späteren artilleristischen Konstruktionen sind nirgends mehr Originalstücke aufzutreiben; wir

sind zur Beurteilung ihrer Einrichtung lediglich auf Abbildungen angewiesen. Sogar aus der Zeit des großen Königs, der friederizianischen Epoche, sind verhältnismäßig wenig Geschützrohre und kaum noch Lafetten erhalten, obgleich gerade in diesem Zeitraum durch die sachgemäßen Anregungen Friedrichs und den großen Wetteifer seiner Artillerieoffiziere eine Fülle von neuen Konstruktionen und Geräten entstand.

Über die Einrichtung der bekannten Kammerstücke der schlesischen Kriege, den Schöpfungen Lingers, Dieskaus und Holtzmanns oder über die russischen Schuwalowhaubitzen können wir uns zum Teil nur durch die Literatur und aus der Zeit erhaltene Zeichnungen unterrichten. Wenn veraltete Bronzerohre neuen Konstruktionen weichen mußten, so wanderten sie zur Ersparung des teuren Gußmaterials, des Stückguts, naturgemäß wieder in den Gießofen, während die alten Lafetten als altes Gerümpel meist ruhmlos als Brennholz im Kamin der Laboratorien endeten. So mag es auch vielleicht all den sinnreich erdachten, in Holz ausgeführten Schießgestellen ergangen sein, die uns dankenswerterweise das Wolffegger Hausbuch und einige andere alte Handschriften nun wenigstens im Bilde erhalten haben. Jedenfalls machen die Zeichnungen und Entwürfe, mögen sie nun in Wirklichkeit ausgeführt worden sein oder nicht, ihrem ursprünglichen Konstrukteur alle Ehre. Seine Intelligenz und Schöpfungsgabe stempeln ihn zu einem „Krupp“ des 15. Jahrhunderts. Eigenartig altväterisch muten uns unter dem interessanten und praktischen Artilleriegerät zwei Wurf- oder Schleudermaschinen an, die vielleicht noch aus der geschütz- und pulverlosen Zeit herrühren und neben den Büchsen Verwendung im Belagerungskrieg fanden, weil sie eben noch gebrauchsfähig waren. War doch auch die Armbrust und die Standarmbrust in diesem Zeitraum noch nicht aus der Liste der Trutzwaffen gestrichen. Diese Versuche im Wolffegger Hausbuch zur Lösung der Artilleriefrage vor Einführung des salpeterhaltigen Treibmittels, des Schwarzpulvers, sind in Abb. 1 und 2 hier wiedergegeben. Sie weichen wesentlich von den sonst im Mittelalter üblichen Hebelgeschützen, den Gewerfen, ab. Die Wirkung des ersten Wurfzeugs beruht auf dem Schwergewicht des Gestells *a*, belastet mit den Gewichten *b*. Dieses Gestell fällt nach Entfernung der Stütze *c* nach unten und setzt hierbei durch Abrollen des Strickgehänges die Achse *d* in drehende Bewegung. Mit der Achse wird nun auch der mit seinem Fuß in ihr eingelassene Schleuderarm *e* durch Auslösung der Stütze im Sinne der eingezeichneten Pfeilstriche herumgeschlagen und entsendet das Geschofs aus seiner Lederschlinge am Kopfende im Bogenwurf auf das

Ziel. Eine Schleudermaschine verwandter Konstruktion in Riesenabmessungen ist in dem bekannten Kriegsbuch des Leonhard Fronsperger ab-

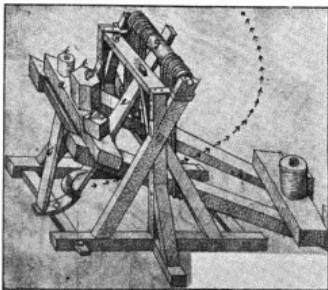


Abb. 1. Wurfzeug des Wolffegger Hausbuch

gebildet. Der als Kompilator so ungemein fleißige Feldgerichtschultheiß sagt in seinem Werk darüber: „Vor alten Zeiten hat man Instrument gehabt, die hat man Schleudern oder Schlangern genannt, das seind Wurfzeug gewesen, mit denselbigen hat man tote Schelmen und andere Werck mehr als Stein und dergleichen in die Befestigung geworfen, solcher gestalt haben die darinnen widerumb herauf gethan.“ Da Fronsperger übrigens von der Verwendung dieser Zeuge schreibt, „wie ich gesehen hab das geschehen ist“, so geht daraus hervor, daß man sich ihrer noch zu seinen Lebzeiten — er starb erst 1575 zu Ulm — bediente.

Das andere Gewerf, Abb. 2, beruht auf dem Prinzip der Spannung zweier hölzerner Bogen-

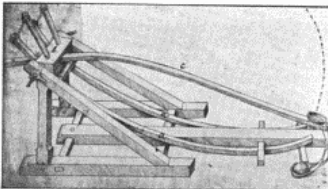


Abb. 2. Wurfzeug des Wolffegger Hausbuch

arme *a*, durch deren plötzliche Entspannung nach Auslösung der Sicherung die Achse *b* und hierdurch der Schleuderarm *c* gleichfalls in schnelle

Bewegung gesetzt werden. Diese Maschine ist zwar schon einmal in dieser Zeitschrift in Bd. V S. 379 zur Darstellung gebracht, indessen ist durch das Fortlassen der charakteristischen Merkmale in jener Zeichnung ein Verständnis über ihre Wirkung nicht zu erlangen, und sei deshalb die Abbildung nochmals hier so naturgetreu wiederholt, wie sie aus das Hausbuch überliefert hat.

Die mit diesen beiden Wurfzeugen erzielten Erfolge können nicht allzu überwältigend gewesen sein. Ihre ganze Bauart und die Elastizität der Spannvorrichtungen befähigt sie nur zum Wurf leichter Geschossgewichte. Sie mögen also, so denke ich mir, nur zum Werfen von Handgranaten und leichtem Brandzeug in den letzten Phasen einer Belagerung verwendet worden sein und fanden zu diesem Zweck wohl neben den Pulvergeschützen Verwendung und deshalb Aufnahme in der Handschrift.

Wie rückständig sind doch übrigens diese Fernwaffen im Vergleich mit den hochentwickelten und sehr wirksamen Torsionsgeschützen der griechisch-römischen Artilleristen, Heron, Philon, Biton u. a., um deren gut gelungene Rekonstruktion sich bekanntlich General Schramm und der verstorbene Professor Rudolph Schneider so außerordentliche Verdienste erwarben.

Ein großer Teil der nun zu besprechenden Pulvergeschütze, der Lot- und Steinbüchsen verschiedenster Größe und Bestimmung ist bereits in dem vortrefflichen Fundamentalwerk der historischen Waffenkunde, den „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen“ von Essenwein, durch gute klare Abbildungen veranschaulicht. Da indessen dieses teure Spezialwerk sich nur in den Händen weniger Leser befinden dürfte, andererseits unsere Zeitschrift als Archiv zur Sammlung und Aufbewahrung alles waffenhistorisch Interessanten gedacht ist, scheint es mir nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig, auch an dieser Stelle möglichst viele der sehr lehrreichen Federzeichnungen aufzunehmen.

Sehr vielseitig sind die Konstruktionen von Lafetten und Schiefsgestellen für die Terrasbüchsen, die in der Form von Lot- oder Bleibüchsen als leichte Artillerie zur Grabenbestreichung und im Nahkampf bei der Verteidigung von Städten und Burgen auf Basteien, Rondelen und in Streichwehren Verwendung fanden. Diese „Terrasbüchsen“ sind die Vorläufer der „Falkonetleins“, die noch in unserer Zeit als „Flankengeschütze“ fortleben. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß als Terrasbüchsen auch vielfach die bekannten Hinterladungsgeschütze des 14. und 15. Jahrhunderts, die sog. „Kammerbüchsen“ mit auswechselbarer Kammer angewandt wurden.

Während diese ältesten Hinterlader, die aus verschiedenen Gründen zuerst in der Schiffsartillerie auftreten, noch in den Zeugbüchern des Kaiser Maximilians I. beschrieben und abgebildet sind, also in einem viel späteren Zeitraum wie der ist, in dem das Hausbuch entstand, suchen wir sie in der Wolfegger Handschrift vergebens. Es ist allerdings möglich, daß sich ihre Abbildung auf den verloren gegangenen Blättern der Handschrift befunden hat.

Die in den maximilianischen Zeugbüchern den Kammerbüchsen oder, wie sie dort heißen, Kammereschlangen beigegebene Inschrift ist so original und waffenhistorisch interessant, daß ich es nicht unterlassen möchte, sie hier wiederzugeben, obwohl sie ja mit dem Wolfegger Hausbuch in keinem Zusammenhang steht. Sie lautet:

Wiewol wir sein vor langer zeit
Erfunden auf das meer zum streit,
So hat uns doch Maximilian
Der kaiser auch hie haissen stan,
Im zu dienen auf den mauern
Wider die uhehorhsamen paern.
Zwaihundert liegen in dem Haus,
Mit den camern füllt man uns aus.

Doch zurück zu den Terrasbüchsen unseres Hausbuchs. Die Rohre, an denen vielfach schon deutlich die vom 16. bis 18. Jahrhundert übliche Gliederung in Bodenstück, Zapfenstück und langes Feld mit dem Mundkopf zu erkennen ist, sind entweder nach der alten Art durch Bänder in ihren Laden befestigt oder schon durch Balance-Schildzapfen, die mit dem Rohrmittel aus einem Stück bestehen, mit den Schiefsgestellen verbunden. Da die festen Schildzapfen erst unter Karl dem Kühnen von Burgund, etwa um 1474, aufkamen, so bietet ihr Vorkommen in unseren Zeichnungen ebenfalls einen nicht unwichtigen Fingerzeig für die ungefähre Zeitbestimmung der Wolfegger Handschrift.

Die Terrasbüchsen ruhen in bockähnlichen Lafetten, häufig auf niedrigen Blockrädern stehend und mit Einrichtungen versehen, die eine für Geschütze dieser Art besonders notwendige schnelle Veränderung der Richtung ermöglichten. Ihre Geschosse sollten sie von hoher Warte aus in die Sturmkolonnen am Fuße der Mauern und in die Gräben entsenden; daher sind sie durch besonderen Aufbau auch zum Schiefen nach unten eingerichtet, das heißt, die Schiefsgestelle erlauben eine Senkung des Geschützrohres nach Art der sogenannten Depressionslafetten des 19. Jahrhunderts, wie sie auf dem Ehrenbreitstein am Rhein oder auf dem Königstein an der Elbe zur Anwendung kamen.

Zur Erläuterung des von mir für diese Geschützart gebrauchten Namens Terrasbüchse (auch

Tarrasbüchse) sei gesagt, daß einerseits diese Bezeichnung von ihrem Aufstellungsort, von Wallterrasse, herzuleiten sein soll; Boheim indessen bringt den Ausdruck „Terras“ mit dem spanischen *teraca* oder *teraxa* = Schlange in Verbindung. Beide Auslegungen haben entschieden etwas für sich; es scheint mir indessen heute noch verfrüht zu sein, eine endgültige Entscheidung über die Richtigkeit der einen oder anderen Ansicht treffen zu wollen.

Die in Abb. 3 dargestellte Lafette ist außer durch diese Senkungsvorrichtung noch durch die getroffenen Einrichtungen zum schnellen Herumschwenken zwecks Wechsels der Seitenrichtung recht beachtenswert: sie dreht sich um ein Pivot, das sich am Ende des Lafettenschwanzes befindet; die beiden niedrigen Blockräder unter der kreisbogenförmig gebauten Achse laufen im Sinne dieses Kreisbogens. Der Verwendungsort dieses Geschützes ist auf der Plattform eines runden Turmes zu denken; ohne allzugroße Mühe konnte man es schnell nach der vom Feinde bedrohten Seite herumwerfen.

Abb. 4 führt ein aus Ober- und Unterlafette bestehendes, hinten mit einer Schwenkbahn versehenes Schiefsgestell vor. Auch diese Art der Einrichtung, bei der der Drehpunkt vorn in der Mitte der Achse lag, sollte die schnelle ungehinderte Änderung der seitlichen Richtung gewährleisten.

Ähnlich ist die Lafette in Abb. 5 eingerichtet, doch werden hier die Höhen- und Seitenrichtungen mechanisch durch Richtschrauben genommen. Das Sinnreiche der Konstruktion liegt klar auf der Hand. Wir finden also hier schon im 15. Jahrhundert eine vollständige Schrauben-Richtmaschine, allerdings nur aus hölzernen Schrauben bestehend. Dieses frühe, hier und auch noch an anderen Stellen (Münchner Hof- und Staatsbibliothek) dokumentarisch festgelegte Vorkommen der Schrauben-Richtmaschine ist äußerst beachtenswert; die Idee des erfinderischen Meisters, die sich auch an den im Hausbuch abgebildeten Burgunderlafetten, die für den Feldgebrauch bestimmt sind, wiederfindet, wurde vorerst in der Praxis nicht angenommen und ausgebaut. Die hölzernen Schrauben waren zu wenig widerstandsfähig beim Schuss und eiserne von der erforderlichen Größe konnte die Technik noch nicht schaffen. Die Höhenrichtung wurde durch den ganzen Zeitraum von 1500 bis etwa 1800 meist durch Unterschieben von Richt- oder Schufskellen unter das Bodenstück genommen; die preussischen Lafetten erhielten erst 1816 eine an die hier abgebildete Richtvorrichtung erinnernde Schrauben-Richtmaschine zum Nehmen der Höhenrichtung.

Von Streitwagen enthält die Handschrift die beiden in Abb. 6 und 7 gezeigten Konstruktionen. Abb. 6 stellt im großen die zur Herrichtung der

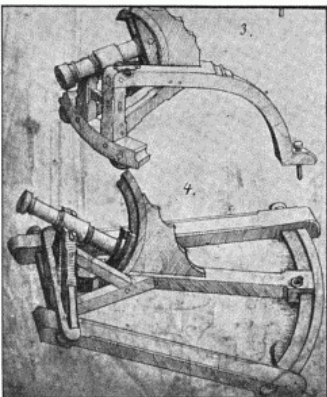


Abb. 3. Terrasbüchse in Schwenklafette, nach Art der Depressionslafette

Abb. 4. Terrasbüchse in Doppellafette mit Gleitbahn

Wagenburg verwendeten vierrädrigen Fahrzeuge dar, die zur Geschütz- und Gewehrverteidigung eingerichtet waren und dicht aneinandergeschoben eine vortreffliche Verteidigungsstellung und Lagerumwallung bildeten. Wir lernten sie schon im

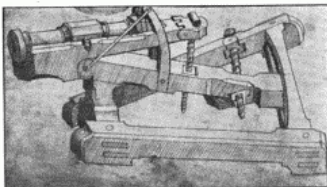


Abb. 5. Terrasbüchse in Doppellafette mit Schrauben-Richtmaschine

kleinen in den Abb. 1 und 6 des ersten Teils meiner Arbeit kennen.

Abb. 7 führt eine etwas phantastisch ausgestattete, auf Rädern ruhende „Katz“ vor. Ähnlichen Entwürfen begegnet man häufig in den alten

italienischen Kriegs-Handschriften, so in den Werken des Marianus und des Valturius, von denen der letzte Schriftsteller die märchenhafte „arabica machina ad expugnationem urbium“, das ist ein riesiger Wandelturm mit Fallbrücke und Geschütz, in Form eines drachenähnlichen Ungetüms, abbildet, während Marianus ein Gerät zum Eindrücken der Tore bringt, das durch hinten angespannte Pferde vorgeschoben wird und als Ersatz des Sturm-

findet sich auf jeder Seite eine verschließbare Lade, in der ein Teil der Munition gleich beim Geschütz mitgeführt werden konnte. In dieser auch heute noch gültigen Idee des Transports von Geschossen unmittelbar am Geschütz lag jedenfalls ein wesentliches Moment zur Erhöhung der Feuerbereitschaft und Feuergeschwindigkeit, das sich aber natürlich nur bei leichten Büchsen durchführen liefs. Ganz ähnliche Entwürfe, die

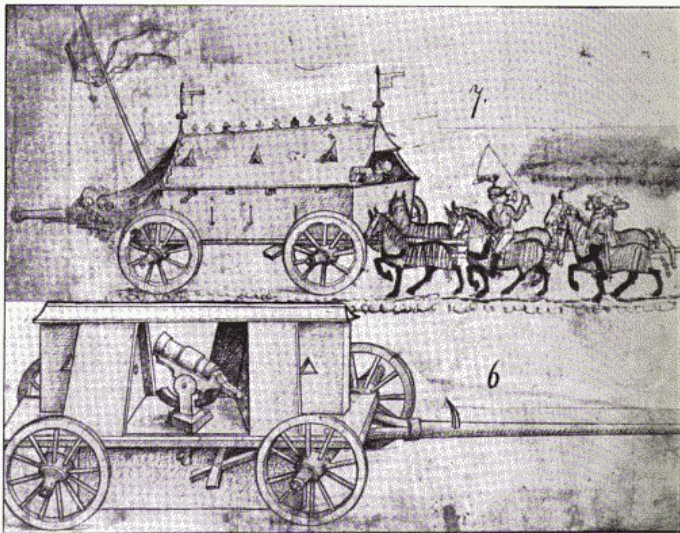


Abb. 6. Streitwagen mit Terrasbüchse zur Verwendung für Wagenburgen

Abb. 7. Katze auf Rädern mit Geschütz und Handfeuerwaffen, von Pferden geschoben

bocks oder Widders gelten darf. Auch unser Wolfegger Hausbuch zeigt diese merkwürdige Art des Transports durch Pferde und ihres Anspanns am hinteren Ende des Fahrzeugs. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob dieser Plan ausführbar war. Jedenfalls scheint mir der mit einer großen Bleibüchse und Hakenrohren bewaffnete, höchst originelle katzenähnliche Streitwagen es wert zu sein, auch in dieser Zeitschrift im Bilde festgehalten zu werden.

Abb. 8 führt eine Art Feldgeschütz, eine leichte Karrenbüchse, vor. Zwischen Rohr und Rad be-

anscheinend sogar unserer Zeichnung als Vorbild gedient haben, finden sich in einigen noch älteren artilleristischen Bilderhandschriften von der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Auf einer dieser Zeichnungen sieht man die eine Lade geöffnet und mit vielen kleinen Bleikugeln gefüllt. Die daneben stehende Inschrift lautet ins Hochdeutsche übertragen folgendermaßen: „Das nennt man eine Rennkarre und wann man ein Kriegsvolk zu eiliger Unternehmung fortschickt, so mag es eine solche Karre mit nehmen. Das Geschütz schieft : 8 Blei.“ Auch

die Wolfegger Büchse war für diese Zwecke bestimmt.

Ungemein reichhaltig und interessant sind ferner die vielen Darstellungen von Büchsen in Blocklafetten. Diese Schiefgeserüste waren in der Hauptsache aus einem oder mehreren massiven Holzblöcken zusammengesetzt, im Gegensatz zur Wandlafette, bei der der Lafettenrumpf aus zwei hölzernen Wänden und den erforderlichen Verbindungsriegeln konstruiert war.

Wir sehen diese Blocklafetten von der einfachen Burgunderlafette mit Richthörnern (Abb. 9), wie sie Karl der Kühne für seine vielen kriegerischen Unternehmungen erdacht und eingeführt hatte, bis zu den kompliziertesten, aber durchaus überlegten und ausführbaren Konstruktionen, die uns die Abb. 10—12 vorführen. Besonders beachtenswert ist an diesen Stücken die Abb. 10, in der sich die Burgunderlafette zu einer Lafette mit Richtschrauben-Richtmaschinen, wie wir sie schon bei den Schiefgestellen für die Terrasbüchsen kennen lernten (vgl. Abb. 5), und aus Ober- und Unterlafette bestehend, in sinnreicher Weise herausgemauert hat. Auch Abb. 12 führt diese eigentümliche Doppellafette vor, die zur Erleichterung der Arbeit der Bedienungsmannschaften wesentlich beitrug. Man denke sich zum Beispiel das schwere Geschütz auf schlechtem morastigen Untergrund oder durchweichem Lehmhoden stehend. Durch den Schuß wühlen sich beim Rücklauf Lafettenschwanz und Räder unter Umständen bis zur Achse in den Boden ein. Seitliche Änderungen der Richtung und überhaupt das ganze Einrichten des Geschützes sind dann bei dem tief eingesunkenen Lafettenschwanz nur mit größter Anstrengung auszuführen, wovon auch der heutige Artillerist mitunter ein Lied singen kann. Diese Doppellafette hingegen stellte die beschriebenen Schwierigkeiten in praktischer Weise ab, indem der Lafettenschwanz und die ganze Unterlafette ruhig in ihrer Lage belassen werden konnten und bei den notwendigen Änderungen der Seitenrichtung bis zu einer gewissen Grenze nur die Oberlafette ohne irgendwelche Schwierigkeit nach rechts oder links geschoben wurde. Die Einrichtung dieses Projekts einer Doppellafette finden wir in der modernen Artillerie erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder, allerdings nur in Form einer Versuchslafette der Firma Krupp, die damals noch nicht zur Einführung gelangte, weil ihre Zeit noch nicht gekommen schien. Die Artillerie-Prüfungskommission bezeichnete sie als zu kompliziert.

Höchst lehrreich ist auch die Einrichtung der Protzen in diesen Zeichnungen. In dieser bereits im 15. Jahrhundert entstandenen höchst einfachen

Form, die sich von dem Vorderwagen der vier-rädrigen Fahrzeuge ableitete, hat sich die Protze durch mehrere Jahrhunderte fast ohne Veränderung erhalten, und unsere deutsche Festungsartillerie hat noch heutzutage eine ganz ähnliche Konstruktion, aus Eisen gefertigt, als sogenannte „Sattelprotze“ im Gebrauch.

Von den schweren Büchsen nach Art der mächtigen „Legestücke“, die als richtige „Mauer-

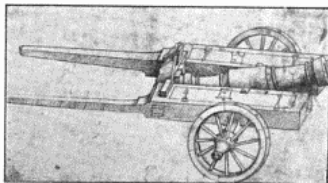


Abb. 8. Streitkarre mit Lothbüchse, Karrengeschütz

brecher“ Steinkugeln im Gewicht mehrerer Zentner schleuderten, und deren markanteste und zugleich bekannteste Vertreter die tolle Grete zu Gent, die im Jahre 1786 durch Zersägen und Einschmelzen zerstörte faule Metze von Braunschweig und die Mons Meg im Schloß von Edinburg sind, bringt uns die Wolfegger Handschrift zwei vortreffliche Abbildungen (Abb. 13 u. 14). Zum „Ge-

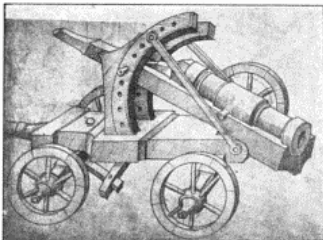


Abb. 9. Einfache Burgunderlafette mit Richthörnern

schlecht der Mauerbrecher“ gehörend, bildeten sie das schwerste Belagerungsgeschütz. Ähnlich könnte auch die sagenhafte „faule Grete“ angesehen haben, mit der nach der Tradition Burggraf Friedrich von Nürnberg im Anfang des 15. Jahrhunderts die starken Burgen des aufässigen brandenburgischen Adels, der Quitzows, Rochows und Putzlitz, niedergelegt haben soll, um sich als

Landesherr Gehorsam zu erzwingen. Die Existenz des letztgenannten Geschützes ist allerdings nicht historisch beglaubigt. Leider werden ja die „Lübecker Kartäune“ und die „Valdrie“ Napoléons III. von den Besuchern des Berliner Zeughauses so häufig kritikklos als „faule Grete“ angesprochen. Da die Technik noch nicht imstande war, Lafetten zu bauen, die haltbar genug gewesen wären, um das schwere Gewicht der massigen Rohre beim Schufs zu tragen, legte man diese Art Büchsen auf hölzerne Unterlagen einfacher Art, mitunter

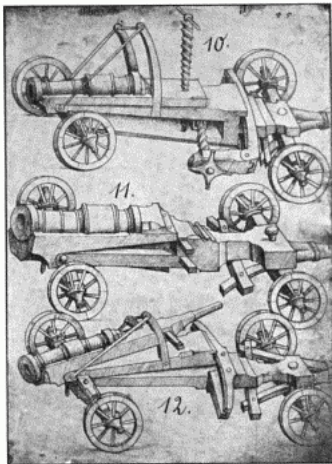


Abb. 10. Lafette mit Schrauben-Richtmaschinen zum Nehmen der Höhen- und Seitenrichtung

Abb. 11. Burgunderlafette mit Richtekeilen zum Nehmen der Höhenrichtung

Abb. 12. Doppellafette nach Art der Burgunderlafette, aus Ober- und Unterlafette bestehend

in früherer Zeit sogar unmittelbar auf den geschossenen Boden. Der Rückstoß des Rohres beim Schufs wurde durch mächtige Verstrebungen aus starken Balken und Bohlen, den sogenannten Ansätzen oder Anstößen, aufzufangen, damit das Geschütz möglichst wenig aus seiner Lage kam. Nach dieser Art der Lagerung führten diese Rohre den Namen „Legestücke“.

Noch weit in Maximilians I. Zeit hinein, dessen berühmte Zeughäuser Graz, Innsbruck, Wien, Breisach usw. nach den alten Inventarbüchern

eine große Zahl dieser Ungetüme beherbergten bediente man sich dieser schwerfälligen Rohre, deren Tagesleistungen allerdings bei der großen Schwierigkeit des Ladens und Richtens nur geringe sein konnten. Man stelle sich allein die Mühe vor, die der Munitionersatz bei diesen riesenhaften Steinkugeln verursachte.

In den Zeugbüchern des Kaisers Max führen diese Geschütze den Kollektivnamen „Hauptstücke“. Außerdem hatte jedes Rohr einen originellen Beinamen, wie das „Waible im Haus“, „Frau Humbserin von Genspübel“ und ähnliche merkwürdige und für uns heute unverständliche Bezeichnungen, die meist dem Söldnerwitz entsprangen. Erst nach Maximilians Tod verschwanden die Hauptstücke aus den Geschützparks. Die im Wolffegger Hausbuch abgebildeten Legestücke zeichnen sich durch die sehr sorgfältig eingerichtete Art ihrer Unterlagen von den sonst üblichen, höchst einfach gehaltenen Laden aus, indem in Abb. 13 das Nehmen der Höhenrichtung wesentlich erleichtert wird, weil die Lade nicht starr und unbeweglich auf dem Erdboden gelagert ist, sondern ihrerseits durch Schildzapfen in einem starken Lager oder Bock drehbar schwebt. Durch Vor- oder Zurückschieben des sichtbaren abgerundeten Querbalkens lassen sich Richtungsänderungen natürlich bedeutend leichter vornehmen wie bei ganz festgelagertem Rohr.

Die Lade in Abb. 4 ist mit vier kleinen Blockrädern versehen, eine Einrichtung, die der Bedienungsmannschaft beim Bewegen des Geschützes ebenfalls große Erleichterung gewährt.

Die Form der Rohre entspricht im übrigen mit dem eigenartig verstärkten Zapfenstück genau der Form der kleineren Lot- und Steinbüchsen, die wir als Terrasbüchsen oder als Feldstücke bereits kennen lernten.

Von dem zum Transport und zu Handhabungsarbeiten erforderlichen Artilleriegerät des Zeitalters zeigt die Handschrift einige Hebezeuge, das sind massiv gebaute bockartige Geräte mit Flaschenzügen und Windevorrichtungen, die zum Anheben der schweren Rohre beim Ein- und Auslegen in die Lafetten und auf die Transportwagen dienten. Mit Rücksicht auf die großen Lasten und die Beschaffenheit der Strafen und Wege mußten die Rohre der schweren Kaliber beim Marsch getrennt von ihren „Gefässen“ oder „Laden“ auf besonderen Fahrzeugen gefahren werden. Sie wurden erst zum unmittelbaren Gebrauch in der ausgewählten Stellung in die Lafetten eingelegt. Das gleiche Verfahren ist ja auch heute noch bei unseren schwersten Geschützen üblich; ebenso gehören die Hebezeuge, natürlich in sehr verbesserter Gestalt, zum modernen Artilleriegerät.

Einen dieser Rohr-Transportfahrzeuge, damals „Blockwagen“ genannt, führt die sehr beachtenswerte Abb. 15 vor. Das Fahrzeug ist nach Art der „Schleppwagen“ gebaut, das Rohr hängt an Stricken schwebend unter den Tragebäumen des Wagens und wird durch eine einfache und praktische Hebeleinrichtung leicht vom Erdboden aus in diese hängende Lage gebracht.

Außer diesen meisterhaften artilleristischen Zeichnungen, die uns die Form und Einrichtung der Geschütze, der Lafetten und eines Teils wichtigen Artilleriegeräts dieses Zeitraums zeigen, enthält das Hausbuch eine nicht unerhebliche Anzahl von sorgfältig angefertigten Abbildungen, die technisch-fachmännisch von besonderem Wert sind, da sie uns ein Bild von den mannigfachen Werkzeugen, Maschinen, Öfen usw. geben, deren man sich im 15. Jahrhundert, also im Zeitalter des „Feuerwerksbuchs“, zur Anfertigung des Pulvers und der Geschütze bediente. Wir sehen eine Stampfmühle und die Art und Weise ihres mechanischen Betriebes; andere Bilder bringen uns Kenntnis von den Apparaten zum Mischen und Können des Pulvers. Eine Zeichnung enthält einen schweren Fallhammer, der mit Hilfe einer Winde zu beträchtlicher Höhe emporgezogen wurde und dann beim Herabfallen durch sein Gewicht den glühenden Eisenblock gehörig durcharbeitete. Schließlich gibt uns eine Reihe von Federzeichnungen einen Einblick in die Einrichtung einer Stückgießerei mit ihren Gießöfen und Gebläsen. Da indessen diese an und für sich recht interessanten Gegenstände und Anlagen mit der historischen Waffenkunde nur in sehr losem Zusammenhang stehen, so können wir auf die Wiedergabe dieser Zeichnungen hier ohne weiteres verzichten.

Von nicht artilleristischem Belagerungswerkzeug und Sturmgerät enthält das Wolfegger Hausbuch ganz im Sinne der anderen poliorketischen handschriftlichen oder gedruckten Werke dieses Jahrhunderts, die ja alle eine außerordentlich nahe Verwandtschaft in dieser Beziehung miteinander zeigen und ihre Wissenschaft zum großen Teil anscheinend aus verloren gegangenen byzantinischen Quellen schöpften, einige Blätter mit Schutzschirmen, Brechwerkzeugen, Katzen, Strick- und Sturmleitern, Steigeisen und dergleichen. Auch diese Geräte sind von geringerer waffenhistorischer Bedeutung, so daß ihre Vorführung im Bilde oder eine eingehende Beschreibung an dieser Stelle nicht erforderlich scheint. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß diese Abbildungen für den Spezial-

forscher jedenfalls eine große Zahl interessanter Einzelheiten enthalten.

Werfen wir am Schluß unserer Betrachtung nochmals einen kurzen Rückblick auf die hier gegebene, gedrängte Übersicht des waffenhistorischen Inhalts im Wolfegger Hausbuch, so erhellt ohne weiteres die große Bedeutung, die diese kunst-

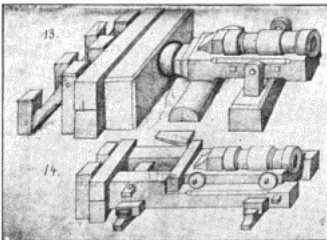


Abb. 13 u. 14. Legestücke oder Hauptbüchsen mit Ansätzen

voll angefertigte Bilderhandschrift auch für den Waffenfreund und Waffenhistoriker in sich birgt.

Wir haben somit allen Grund, dem deutschen Verein für Kunstwissenschaft von Herzen dafür dankbar zu sein, daß er uns mit Hilfe der Herren Bossert und Storck unter der nicht zu unter-

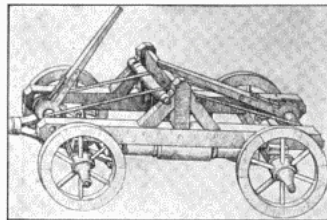


Abb. 15. Schleppwagen zum Transport von Geschützrohren
schätzenden Mitwirkung der Seemannschen Verlagsanstalt das lehrreiche und kostbare Werk des 15. Jahrhunderts durch Neuherausgabe der Federzeichnungen in einer über jedes Lob erhabenen Nachbildung sowie unter Beigabe eingehender kritischer Untersuchungen wieder näher gerückt hat.

Über Fahnen der schwäbischen Kreistruppen

Von R. von Courbiere, Major z. D.

Kaiser Max hatte das Deutsche Reich zu administrativen und militärischen Zwecken in zehn Kreise geteilt. Einer von diesen Kreisen war der Schwäbische Kreis. Derselbe umfaßte an geistlichen Fürstentümern die Hochstifte Konstanz und Augsburg, die gefürsteten Abteien Kempten, Ellwangen, Lindau und Buchau, sowie an weltlichen Fürstentümern das Herzogtum Württemberg, die Markgrafschaften Baden-Durlach, Baden-Baden, die Fürstentümer Hohenzollern, die gefürsteten Grafschaften Thengen und Klettgau, die Fürstlichen Häuser Oettingen und Liechtenstein; außerdem gehörten zum Schwäbischen Kreise mehrere Abteien, verschiedene Grafschaften und Herrschaften sowie einunddreißig freie Reichsstädte. Das Direktorium des Kreises führte Württemberg. Die Truppen, welche der Kreis nach der Reichsmatrikel von 1681 aufzustellen hatte, bestanden aus fünf Infanterie- und drei Kavallerie-Regimentern¹⁾; außerdem verfügte der Kreis über eine Anzahl Geschütze, welche in den Zeughäusern des Kreises, zu Esslingen und Rottweil, untergebracht waren. Die Bedienungsmannschaft für diese Geschütze war in keinem Truppenverband zusammengefaßt und bestand aus den Bürgerwehnen der beiden genannten Städte, die sich freiwillig hierzu meldeten. Die im Anfang des 18. Jahrhunderts vom Kreise aufzustellenden Regimenter waren folgende: die Infanterie-Regimenter Württemberg und Baden-Durlach sowie das Dragoner-Regiment Württemberg wurden von dem evangelischen Teil, die Infanterie-Regimenter Baden-Baden, Rodt und Fürstenberg sowie das Kürassier-Regiment Graf Fugger (später Hohenzollern) von dem katholischen Teil des Kreises aufgestellt: der ersteren Gruppe war das Zeughaus in Esslingen, der letzteren dasjenige zu Rottweil zugeteilt. Die Namen der Regimenter wechselten, wie auch in anderen Armeen, mit dem jeweiligen Regiments-Chef. Bei einer Mobilmachung sollten die Infanterie-Regimenter zu zwei Grenadier- und zehn Musketier- bzw. Füsiliere-Kompagnien, die Kavallerie-Regimenter zu je acht Kompagnien aufgestellt werden, und zwar sollten bei der Infanterie die Musketiere bzw. Füsiliere in zwei Bataillone formiert werden, während die Grenadiere von je zwei Regimentern zu einem Grenadier-Bataillon zusammenzusetzen sollten, eine Einrichtung, wie sie in der preussischen Armee noch bis 1807 bestand. Bei der Kavallerie sollten je zwei Kompagnien zu einer Eskadron vereinigt werden. Im

¹⁾ 1731 wurde ein Infanterie-Regiment, 1732 ein Kavallerie-Regiment aufgelöst.

Frieden waren von diesen Truppen nur geringe Kadres vorhanden, welche in den Gebieten der betreffenden Reichsstädte in Garnison standen und vielfach mit den Haustruppen verschmolzen waren. Der Friedensetat, der häufig wechselte, betrug z. B. 1732 für eine Grenadier-Kompagnie 50 Mann, für eine Musketier- oder Füsiliere-Kompagnie 75 Mann und für eine Kavallerie-Kompagnie 37 Mann mit 8 Pferden. Die Übungen dieser Truppen sollten kompagnieweise stattfinden und es waren hierfür besondere Reglements ausgegeben, so 1712, 1735, 1793 und andere.

Die älteste Nachricht über die Fahnen dieser Kreistruppen findet sich in einem Kreisabschied „de dato Ulm, den 18/28. July Anno 1683“, in dem es u. a. heisst: „Und ist im Übrigen erinnert worden, daß man... 9. die Standarten und Fahnen ein Schild mit einem Kreuz und dreien Löwen, als des Schwäbischen Kreyses Wappen, auszeichnen, die Fahnen selber aber, ohne die Leibfahnen, gelb und schwarz sein sollen“ usw. Es scheint sich hier um Verleihung neuer Fahnen zu handeln als Ersatz für die während der Türkenkriege unbrauchbar gewordenen. Die Leibfahnen waren die den Leib-Kompagnien zugeteilten Fahnen, d. h. denjenigen Kompagnien, deren Chef zugleich der Regiments-Chef war. Die weiße Farbe für die Leibfahne war übrigens auch in der brandenburgischen und späteren preussischen Armee üblich und wurde hier bis nach dem Befreiungskriege beibehalten. Die nächste Nachricht über Kreisfahnen findet sich in einem „Accord mit Johann Jacob Mosler wegen Anfertigung von Fahnen“, vom 24. März 1707, und zwar werden hier erwähnt Fahnen „für fünf Kreis-Regimenter, Baden-Durlach, Reischach²⁾, Erznberg, Rodt und Baden-Baden, je 12 Fahnen“ und weiter: „in allem 55, ordinaire gefärbt, und 4 weiße Leibfahnen; die elf Fahnen von dreyerlei Farben, Daffet, von gelb und schwarz, die dritte dem Regiment beliebig, geflammt, mit einem doppelten Adler, wie gegebenener Rifs, Leibfahne weiße, Die Höhe def Fahnen (d. h. des Tuches) an der Stange 3 Ellen 1 Viertel, die Breite von der Stange hinauswärts, 3³⁾/₄ Ellen, alles von gutem, doppeltem Daffet, dazu Seiden, Fahnenstangen, Nägel, chur-Spitz⁴⁾, Floret-Band⁵⁾, Strumpf von Wachstuch⁶⁾“ usw. Der Preis für alle 60 Fahnen war auf 4260 Gulden festge-

¹⁾ Das Regiment führte bis 1701 und von 1712 ab den Namen „Württemberg“.

²⁾ Fahnen Spitze.

³⁾ Banderoll.

⁴⁾ Überzug.

setzt. Diese neuen Fahnen scheinen während des spanischen Erbfolgekrieges wieder völlig unbrauchbar geworden zu sein, denn 1721 beschloß der Kreis-Konvent zu Ulm die abermalige Verleihung neuer Fahnen an die Infanterie-Regimenter des Kreises, nachdem bereits 1718 dem Regiment Württemberg eine neue Leibfahne verliehen worden war. Die im Jahre 1707 verliehenen Fahnen scheinen nach kaum fünfzehnjährigem Gebrauch allerdings nicht mehr ganz „kriegsbrauchbar“ gewesen zu sein, denn von den Fahnentüchern war nichts mehr vorhanden, und bei einigen Regimentern schien sogar die Erinnerung an ihr Aussehen geschwunden zu sein. Mit der Neubeschaffung der Fahnen wurde der Expeditions-Ökonomie-Rat Waechter beauftragt. Dieser wandte sich, um das Aussehen der alten Fahnen festzustellen mit Anfragen an die Obersten der Kreis-Infanterie-Regimenter. In den gleichlautenden Schreiben wird der Beschluss des Kreis-Konvents bezüglich neu zu verleihender Fahnen mitgeteilt und um Angabe des früheren Aussehens der alten Fahnen gebeten; auch wurden die Regimenter befragt, ob sich das Wappen der Chefs darauf befunden habe; schließlich wird um Zusendung einer entsprechenden Zeichnung gebeten. Außerdem wurde der Seidensticker Le Bret (auch Lebrat geschrieben), der das Fahnenmonopol für den Kreis gehabt zu haben scheint, nach seiner Ansicht über das Aussehen der letzten Fahnen befragt. Hierauf gingen die Schreiben der Regimenter ein, denen Zeichnungen beigelegt waren und die die Wünsche der Regiments-Chefs für die Gestaltung der neuen Fahnen enthielten.

Aus diesen Beschreibungen und den beigelegten, farbigen Zeichnungen ergibt sich nun für das Aussehen der früheren Fahnen im allgemeinen folgendes: Alle Fahnen, mit Ausnahme der Leibfahnen, sind mit farbigen Flammen versehen, deren Spitzen die Ränder des Fahnentuches berühren. In der Mitte des Tuches befindet sich der Reichsadler, doppelköpfig, mit Nimb und darüber schwebender Kaiserkrone; der Adler ist bewehrt mit Schwert und Reichsapfel, bei einem Regiment auch noch mit Szepter; auf der Brust des Adlers befindet sich das Wappen des Schwäbischen Kreises, drei schwarze Löwen im goldenen Felde, im schwarzen Schildeshaupt ein weißes Tatzekreuz (Abb. 1). Im einzelnen ist aus dem eingegangenen Schreiben folgendes zu ersehen: 1. die vom Regiment Württemberg eingesandte Zeichnung zeigt auf gelbem Grunde sechs Doppelflammen, von der senkrechten Mittellinie des Fahnentuches nach den seitlichen Rändern hin verlaufend; die beiden oberen und unteren Doppelflammen schwarz, die dritte von oben weiß, die vierte hellblau. In der Mitte des Tuches der Reichsadler mit des Schwä-

bischen Kreises Wappen belegt und mit Schwert und Reichsapfel bewehrt. Auf dem untersten Flammenpaar sind militärische Embleme angebracht, ein Spangenhelm, Küras, Trommel und



Abb. 1

dergl.; die andere Seite der Fahne zeigt anstatt des Adlers das Herzoglich Württembergische Wappen, ein ovales, gevierteter Schild, im ersten Felde schwarz-goldene Wecken des Herzogtums Teck, im zweiten die Reichssturmfahne, im dritten das Wappen von Mömpelgard und im vierten Felde das Wappen von Heidenheim. Der Herzschild zeigt das Stammwappen der Grafen von Württemberg. Der Schild war bedeckt mit der Herzogskrone und umgeben von der Kette des goldenen Adlerordens (Abb. 2). Die Zeichnung des Seidenstickers Le Bret weicht von der Darstellung des Regiments insofern ab, als alle sechs Flammen schwarz sind, und die unten angebrachten Embleme fehlen. 2. Vom Regiment Baden-Baden berichtet dessen Kommandeur, General von Vauchaux, daß das Wappen des Erbprinzen, des Regimentschefs, nur auf der Leibfahne



Abb. 2

41

wesen sei; nach den beigefügten „Rissen“ sind die Flammen auf gelbem Grunde, schwarz, rot, in der Mitte weiß. Das badische Wappen ist als ovaler, quadrierter Schild dargestellt und zeigt an erster und vierter Stelle das badische Wappen, den roten schrägrechten Balken im goldenen Felde, an zweiter und dritter Stelle das rot-silber geschachte Wappen von Hochberg. Über dem Schilde die Krone. Das Schreiben des Regiments enthält gleichzeitig den Wunsch, in der Fahnen Spitze die „Badische Strafs“, d. h. den Schrägbalken, anbringen zu lassen, und statt der schwarzen, roten und weißen Flammen nur rote und weiße, „wie des Regiments Montur“ (weiße Röcke mit roten Abzeichen), zu führen. 3. Vom Regiment Baden-Durlach wird berichtet, daß sich das badische Wappen auf allen Fahnen, und zwar auf der linken Seite befunden habe, rechts



Abb 3

aber der Reichsadler mit dem Kreiswappen; während nach der vom Regiment angefertigten Zeichnung sich das badische Wappen als ovaler Schild auf der Brust des Reichsadlers befindet, zeigt der vom Markgrafen von Baden-Durlach übersandte Riß das Wappen ohne Adler, in einer Barockverzierung und mit den Greifen als Schildhalter; auch zeigen die Flammen in der letzteren Darstellung eine abweichende Form, indem sie vom unteren Rande des Fahnetuches ausgehen und mit den Spitzen den oberen und die Seitenränder berühren (Abb. 3). 4. Vom Regiment Enzberg berichtet Oberst von Villemain und sendet eine Fahnenzeichnung ein, wonach die Flammen auf gelbem Grunde schwarz, rot und weiß waren, das Schildeshaupt des Kreiswappens, abweichend von allen übrigen Zeichnungen, rot; der Adler führt im rechten Fang Szepter und Schwert. Nach der Zeichnung des Seidenstickers Lebrét sind

die Flammen rot und weiß. 5. Die vom Regiment Rodt eingesandte Zeichnung weicht wesentlich von den übrigen Darstellungen ab: hier zeigt das rechteckige Fahnetuch in der Mitte ein gelbes Rechteck, welches ein rotes Oval enthält; auf diesem ist der Reichsadler mit dem Kreiswappen angebracht, dessen Schildeshaupt rot ist. Der Raum zwischen dem gelben Rechteck und den Rändern des Fahnetuches ist von gelb, blau und weiß geflammt, die Richtung der Flammen senkrecht zu den Rändern. Die Fahnenstange ist schwarz-gelb spiralförmig angestrichen und hat unmittelbar unter der Nagelung eine blau-weiße Quaste (Abb. 4). Nach der Zeichnung des Seidenstickers zeigt die Fahne dagegen auf weißem Grunde vier horizontale blaue Doppelflammen. Auf Grund dieser Eingaben fertigte der Ökonomierat Waechter einen ausführlichen Bericht an, welcher die Unterlage bildete für ein „Protokoll des consilii secreti über das Aussehen der alten Fahnen und Vorschläge für die neuen“ vom 25. April 1722. In diesem Protokoll heißt es u. a.: Die Regimenter versichern, daß das Kreiswappen im Adler gewesen sei. Es wären indessen keine Fahnen mehr übrig. Zugleich werden die Farben beschrieben, „wie bei jedem Regiment die Fahnen geflammt gewesen“. Von der Anbringung des badischen Wappens in den Fahnen der Regimenter Baden-Durlach und Baden-Baden wäre abzusehen, da diese von verschiedenen Werbeständen zusammengestellt würden; beim Regiment Württemberg wäre jedoch eine Ausnahme zu machen, da dasselbe sich außer 24 Mann nur aus Württembergern zusammensetzt; auch wechseln bei den anderen Regimentern die Chefs, was beim Regiment Württemberg nicht der Fall ist, da dasselbe ständig beim Hause Württemberg bleibe⁵⁾. Es wurden folgende Vorschläge gemacht: 1. Die schon 1718 für das Regiment Württemberg angefertigten Leibfahnen sollten bleiben. 2. Das württembergische Wappen ist auf der Fahne der Biedenbachschen Kompagnie des Regiments Württemberg zu lassen. 3. Es sollten die Fahnen nach den Zeichnungen des Seidenstickers Le Bret angefertigt werden. 4. Bezüglich der Anbringung der Wappen der Chefs beruht die Sache, außer bei Württemberg, auf sich und wären die übrigen Wappen zu unterlassen. 5. Es wären durchgehends neue (Lanzen⁶⁾) anzufertigen, und zwar für das württembergische Kreisregiment auf der einen Seite des Hochfürstlichen Hauses Wappen, auf der anderen des Schwäbischen Kreises Wappen; bei den übrigen auf beiden Seiten das Kreiswappen. 6. Es sind

⁵⁾ Das Regiment besteht noch heute als Grenadier-Regiment Königin Olga (1. Württ.) Nr. 119.

⁶⁾ Fahnen spitzen.

keine vergoldeten Fahنشuhe anzufertigen. 7. Beim Regiment Baden sind die Fahnen, wie bei den anderen Regimentern, geflammt zu machen. 8. Die Strümpfe wären aus Wachtuch zu machen usw. Hierauf dekretierte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg d. d. Ludwigsburg, den 6. Mai 1722: „Der Kreis-Rat Waechter ist nach dem Protokoll zu bescheiden. Zu 5. Die Lanzen sind nicht durchbrochen anzufertigen, sondern gravirt.“ Hier nach und nach dem mit dem Kauf- und Handelsmann Christ. Friedrich Schweitzern in Stuttgart abgeschlossenen „Accord“ erhielten die neuen Fahnen folgendes Aussehen: die Höhe des Fahnetuches betrug an der Stange $3\frac{1}{4}$ Ellen, die Länge $3\frac{1}{4}$ Ellen⁹⁾. Das Tuch von doppeltem Taffet, bei den Leibfahnen ganz weiß, bei den anderen Fahnen farbig, meist gelb, mit Flammen von verschiedener Farbe, welche, von der senkrechten Mittellinie des Fahnetuches ausgehend, mit den Spitzen die Ränder des Tuches berührten. Auf allen Fahnen befand sich der Reichsadler mit dem Kreiswappen, beim Regiment Württemberg dagegen auf der einen Seite das württembergische Wappen. Die Fahnenstangen waren von Eschenholz, die Spitzen von im Feuer vergoldetem Messing in getriebener Arbeit. Die Banderolls waren von schwarz und gelber Seide, mit goldenen Quasten (in den Quellen Portepees genannt); zu jeder Fahne gehörte ein wachtuchener Überzug. Der Preis für jede Fahne war auf 83 fl. festgesetzt.

Die Nagelung und Weihe der neuen Fahnen fand am 3. Mai 1723 in Stuttgart statt. Als im Jahre 1732 das Kreis-Infanterie-Regiment Baden-Baden aufgelöst und die Mannschaft unter die übrigen Kreis-Regimenter verteilt wurde, befahl Herzog Eberhard Ludwig unter dem 28. Februar 1732, die zwölf Fahnen dieses Regiments sowie von den Regimentern Baden-Durlach, Rodt und Fürstenberg (bis 1724 Enzberg) je sechs Fahnen in das Zeughaus zu Ulm zur Verwahrung abzugeben, beim Regiment Württemberg sollten die Fahnen jedoch verbleiben. Auf Wunsch des Markgrafen von Baden-Baden wurden die von dem aufgelösten Regiment nach Ulm abgelieferten Fahnen dem Markgrafen zur Verfügung gestellt und in Rastatt aufbewahrt. Am Polnischen Erbfolgekriege nahmen nunmehr die Regimenter des Schwäbischen Kreises, mit Ausnahme des Regiments Württemberg, mit je sechs Fahnen teil. Zu Beginn dieses Krieges wurden auch dem Kreis-Dragoner-Regiment neue Pauken und acht Kompanie-Fahnen, sowie dem Regiment zu Pferde Graf Fugger ein paar Pauken nebst Paukenfahnen sowie acht Eskadrons-Standarten verliehen. Leider haben sich über das Aussehen

der Kavallerie-Fahnen und Standarten und der Paukenfahnen jener Zeit keine Nachrichten gefunden. Das Dragoner-Regiment verlor später in der Schlacht bei Rofsbad eine Standarte, die aber vom Husaren-Regiment Szeeczöni zurückeroberd und vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen dem Regiment wieder zugestellt wurde. Während des Spanischen Erbfolgekrieges scheinen die Fahnen nicht sonderlich gelitten zu haben, wohl aber im siebenjährigen Kriege, denn im Jahre 1761 beschließt der in Ulm tagende Kreiskonvent unterm 28. April für die Infanterie-Regimenter des Kreises neue Fahnen zu beschaffen. Die herzoglichen Befehle zur Beschaffung dieser Fahnen haben sich nicht gefunden, doch ist wohl anzunehmen, daß dem Beschlus des Kreiskonvents entsprochen worden ist; ob dem Antrage des General-Feldzeugmeisters, Markgrafen Carl August von

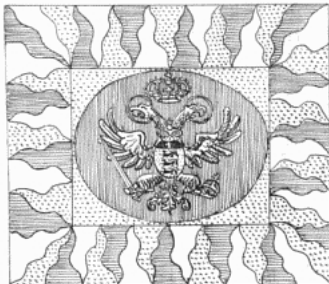


Abb. 4

Baden-Durlach, wieder für jede Kompanie eine neue Fahne zu beschaffen, stattgegeben worden ist, ist ebenfalls nicht festzustellen gewesen. Das Aussehen der neuen Fahnen war scheinbar das der alten, denn in dem Bericht des Kreiskonvents vom 28. April ist wieder von den alten „Rissen“ die Rede, welche von den Regimentern einzufordern wären. Zur Rhein-Campagne scheinen die schwäbischen Kreistruppen ohne Fahnen ausgerückt zu sein, denn der Generalleutnant von Stain bittet von Rastatt aus, am 8. Mai 1793, um „schleunige Übersendung einiger Fahnen und Standarten“ an die ihm anvertrauten Schwäbischen Kreiskorps. Aus einem Bericht des Artillerie-Kommandanten, Majors Bauer, d. d. Efslingen, den 30. März 1800, ergibt sich, daß bereits im April 1793 für die vier Kreis-Infanterie-Regimenter 16 Stück neue Fahnen (40 fl. 6 kr.) und für die beiden Kreis-Kavallerie-Regimenter vier neue Standarten angeschafft worden

⁹⁾ Etwa 185 × 188 cm, nach Württembergischen Ellen.

waren. Ob diese Fahnen und Standarten als Ersatz für unbrauchbare bestimmt waren, oder ob die Zahl derselben bei den Truppen erhöht worden war, ist aus dem Bericht nicht ersichtlich; vermutlich aber das erstere, denn unter dem 1. April 1800 ergeht von der Kreiskanzlei in Ulm an den Major Bauer der Befehl, vier Fahnen an das in Sulgau stehende Regiment Königsegg (früher Rodt) abzugeben und außerdem sechs neue Fahnen anfertigen zu lassen, und davon vier dem Regiment Fürstenberg nach Ulm und Hechingen, sowie zwei Stück dem Regiment Baden nach Ulm zu übersenden. In einem weiteren Schreiben der Kreiskanzlei an den Major Bauer vom 10. April desselben Jahres wird erwähnt, daß für jedes der drei Regimenter, Fürstenberg, Baden und Königsegg, eine Leibfahne von weißem Stoff erforderlich sei, daher bei Bestellung der sechs neuen Fahnen hierauf Rücksicht zu nehmen wäre. Inzwischen scheint auch eine Änderung des Fahnenmusters stattgefunden zu haben, denn in einem früheren Bericht des Majors Bauer wird erwähnt, daß bei der Leibfahne das mittlere Feld von dem neu angekommenen gelben Taffet sein soll. Der Preis der neuen Fahnen wird auf 44 fl. 4 kr. berechnet.

Zufolge herzoglicher Ordre vom 10. Oktober 1801 sollten nach beendeten Kriege die im April des vorhergehenden Jahres den Regimentern Baden, Fürstenberg und Königsegg überwiesenen zehn Fahnen an das Kreiszeughaus in Efslingen zurückgeliefert werden. Die Ausführung dieses Befehls erlitt eine Verzögerung, wie in einer Meldung des Obersten von Raglowich, Kommandeurs des Regiments Fürstenberg, vom März 1802 gesagt ist, „wegen Unkenntnis, aus welchen Mitteln die Kommandos zu bezahlen sind“. Die zum Transport der abzugebenden Fahnen bestimmten Kommandos bestanden jedesmal aus einem Offizier, einem Korporal und sechs Gemeinen. Sehr eilig scheinen es die Fahnen-Kommandos des genannten Regiments nicht gehabt zu haben, denn am 26. September 1802 meldet der inzwischen zum Obersten beförderte Artillerie-Kommandant in Efslingen, daß die Fahnen des Fürstenbergischen Regiments, vier Stück, noch fehlen. Dader Kommandeur des Regiments, Oberst von Raglowich, am 9. April 1802 von Dillingen aus meldet, daß die Fahnen abgegangen seien, so muß das hierzu bestimmte Kommando auf dem zirka 130 km langen Wege von Dillingen nach Efslingen sich ungebührlich lange aufgehalten haben.

Hiermit schliesen die Nachrichten über die Fahnen der schwäbischen Kreistruppen. Im Jahre 1806 wurde das Deutsche Reich aufgelöst, und mit dem Aufhören der Kreiseinteilung hörten auch die Kreistruppen auf als solche zu bestehen. Über die Nagelung und Weihe der Fahnen enthalten die

Exerzierreglements eingehende Bestimmungen. Die Feier sollte bei den Regimentern stattfinden, welche zu diesem Zwecke in Parade aufgestellt wurden. Die neuen Fahnen wurden zunächst mit einigen Nägeln an die Stange geheftet und an den zum Gottesdienst bestimmten Platz gebracht. Nach beendtem Gottesdienst, bei welchem die neuen Fahnen vom Geistlichen geweiht wurden, sollten sie wieder vor das Regiment gebracht werden, wo dann die Nagelung erfolgte. Den ersten Nagel schlug der Priester im Namen „der Hochheiligen Dreifaltigkeit“ ein, dann folgte der Kommandeur, der drei Nägel einschlug, einen im Namen der Fürsten und Stände des Kreises, den zweiten im Namen des kommandierenden Generals und den dritten im Namen des Regiments-Chefs, wenn dieser nicht selbst zugegen war. Geladene Gäste durften vier Nägel einschlagen, und zwar den ersten im Namen des Kaisers, den zweiten im Namen des kommandierenden Generals, den dritten im Namen des Obersten und den vierten im Namen der Kompagnie. Dann folgten die Offiziere des Regiments, und schließlich von jeder Kompagnie zwei Korporale, zwei Gefreite und zwei Gemeine. Als Gäste anwesende Damen durften keine Nägel einschlagen, aber „schöne, reiche Bänder“ an den Fahnen befestigen, welche solange daran verbleiben sollten, „bis sie völlig verdorben“. Nach beendeter Nagelung folgte die Vereidigung der Regimenter auf die neuen Fahnen, wobei die Eidesformel vom Auditeur vorgelesen und von den Mannschaften nachgesprochen wurde. Bei den evangelischen Regimentern fiel der Gottesdienst und die Weihe der Fahnen durch den Geistlichen fort. Die alten Fahnen sollten der Kompagnie oder den Gemeinen gehören, „welche sie ihrem Hauptmann, Regimentskommandanten oder in eine Kirche nach ihrer freien Disposition verehren können“. Wo die Fahnen der einzelnen Kreisregimenter nach deren



Abb. 5

Auflösung verblieben sind, hat sich nicht ermitteln lassen. Einige Exemplare befinden sich in den Vereinigten Sammlungen in Karlsruhe. Die Tücher dieser Fahnen sind fast vollständig zerstört. An den spärlichen Resten derselben sind jedoch deutlich die der Stange zu gekehrten Spitzen der Flammen erkennbar. Die Fahnen spitze ist hier nicht graviert, wie in dem Dekret vom Jahre 1721 angeordnet wurde, sondern von durchbrochener Arbeit, sehr Lorbeerzweig darstellend, welche ein Schild umschließen, auf welchem sich drei Löwen unter einem Kreuze, das schwäbische Kreiswappen, in erhabener Arbeit dargestellt finden (Abb. 5).

FACHNOTIZEN

Neuerwerbungen der Sammlung Engel

1. Ein spätkarolingischer Sporn aus Bronze, schön patiniert. Die Schenkel von dreikantigem



Nr. 1

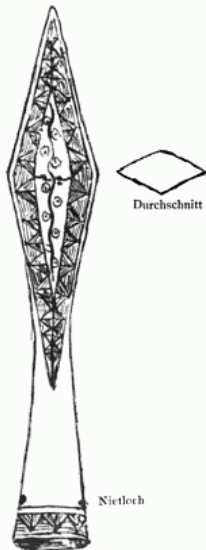


Nr. 2

Querschnitt laufen in viereckige Platten mit je zwei übereinander liegenden Nietlöchern aus, in welchen noch die eisernen zum Befestigen der Lederriemen dienenden Niete stecken. Das interessante an dem Sporn ist der Stachel. Dieser ist geschnitten und zeigt einen spitzbärtigen, menschenartigen Kopf, nur die Ohren sitzen nicht an den Seiten, sondern oberhalb der Augen.

Ein ähnliches Stück ist mir bisher nicht vorgekommen. Auch die reichhaltige ehemalige Zschillesche Sporensammlung bietet nichts derartiges, wie denn überhaupt figurliche Darstellungen aus dieser Zeit (10. Jahrhundert) recht selten sind. Ich erwarb den Sporn aus Paderborn. (Länge 115 mm.)

2. Eine kleine Speerspitze aus massivem Silber mit Vergoldungen. Bei nur 133 mm Länge und 23 mm größter Breite ist das Stück 84 g schwer.



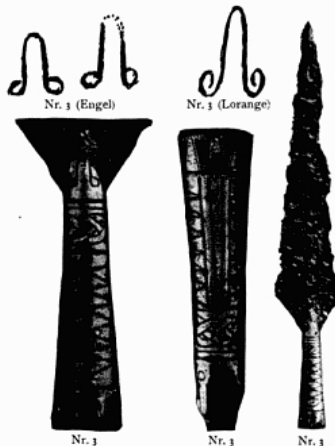
Durchschnitt

Nietloch

Nr. 2

Seinen Mafsen nach könnte man es nur als Wurfspieß ansprechen, das Material ergibt jedoch, daß es sich um eine Prunkwaffe handelt, ebenso die Verzierungen, welche auf beiden Flächen die gleichen sind: der Rautenform des ganzen Stückes folgend ist eine äußere und eine innere Raute eingraviert. Der Zwischenraum ist durch eine Zickzacklinie in Dreiecke geteilt, rechts und links je 13. Die äußeren Dreiecke sind durch eine Anzahl dem äußeren Rande folgender Parallelstriche schraffiert, während die inneren Dreiecke nochmals durch senkrecht auf die Mitte zu laufende

Striche halbiert sind; jede Hälfte ist dann wiederum grätenförmig schraffiert. Die Mittelfläche weist eine senkrechte und eine wagerechte Ranke und eine Anzahl Kreispunkte auf, bei denen die Kreise und Punkte gesondert eingeschlagen sind, wie die Unregelmäßigkeit ergibt. Es sollte wohl eine Ranke mit Beeren dargestellt werden. Diese Mittelfläche ist vergoldet, ebenso der Rand der Tülle, welcher das gleiche Dreieckornament zeigt wie oben. Die nichtvergoldeten Teile haben schöne schwärzliche Patina, an mehreren Stellen haftet auch grüne (Bronze-) Patina. Das Stück ging mir aus Hanau zu.

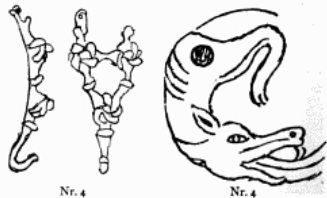


Was nun die Zeitbestimmung anbetrifft, so scheint die Art der Gravierung, insbesondere die schraffierten Dreiecke dafür zu sprechen, daß es sich um ein Stück der Bronzezeit handelt, und offenbar hat das Stück auch zusammen mit Bronzeachen in der Erde gelegen, wie die Patinaspuren beweisen. Auch Kreispunkte kommen in der Bronzezeit vor, aber wohl nicht im Zusammenhang mit derartigen Ranken wie hier. Die Rautenform schließt aber m. E. eine Zuteilung zu jener Frühzeit vollkommen aus, verweist das Stück vielmehr in das 9.—10. Jahrhundert. (Vgl. Koetschau, „Die Verwendung der Metalle zu Wehr und Waffen“, S. 242, in „Der Mensch und die Erde“ und Gefselr, „Die Trutzwaffen der Karolingerzeit vom 8. bis zum 11. Jahrhundert“, S. 40.) Allerdings muß ich ge-

stehen, daß mir ein ähnliches Stück bisher nicht vorgekommen ist. Nur sei erwähnt, daß Kreispunkte zu allen Zeiten als Ornamente vorkommen, bereits auf ganz frühen Knochensachen und ebenso noch um 1500, z. B. auf dem Knochengriff eines Jagdmessers dieser Zeit in meiner Sammlung. Ebenso verbreitet ist das Dreieckornament.

3. Ich führe den Lesern Abbildungen einer 42,7 cm langen eisernen Lanzenspitze vor, deren ganze 95 mm lange Tülle sehr schön mit Kupfer und Silber eingeleigt ist, der untere Teil in Dreieckform. Bemerkenswert ist das Ornament im oberen Teil in Gestalt einer gestreckten Öse (das Mittelstück dieser ist leider abgebröckelt, aber noch erkennbar). Das gleiche Ornament finden wir auf einer Lanzenspitze der Wikingerzeit bei Lorange, „Den yngre jernalders svaerd“, Taf. VII, Fig. 9. In der Texterklärung verweist er auf die Abbildung eines Nürnberger Schwertes in der „Zeitschr. f. Ethnogr.“ IX (1877), Taf. XI, und auf Lorange, „Bergens Museum“, S. 176. Beide Bücher sind mir nicht zur Hand. Die gedachte Taf. VII bringt übrigens in Fig. 1 eine Lanzenspitze, deren Tülle das gleiche verschlungene Bandornament zeigt wie unsere Spitze. Diese ist nicht weit von Gnesen gefunden worden.

4. Der gleichen (Wikinger) Zeit gehört ein aus Danzig stammender bronzener Gürtelhaken an. Gesamtlänge 125 mm, wovon 40 mm auf den eigentlichen Haken entfallen. Dieser endet in einen Tierkopf. Der breite Teil, 85 mm lang, 44 mm breit, ist durchbrochen und zeigt in plastischer Arbeit einen Drachen, von welchem ich eine deutlichere Zeichnung beifüge, und allerlei Schlingwerk. Die Rückseite hat einen Knopf zum Einknöpfen in den Lederriemen. Vgl.



die Seitenansicht. Bei den meisten älteren Gürtelhaken finden wir den Haken nicht wie bei diesem Stück nach oben, sondern nach unten umgebogen. Jedoch fand ich einen wohl der gleichen Zeit an-

gehörigen Gürtelhaken mit Umbiegung nach oben bei Schlemm, „Wörterbuch zur Vorgeschichte“, Berlin 1900, S. 202 Fig. 5 (ohne Herkunftsangabe). Ich setze ihn zum Vergleiche hierher.



Zu Nr. 4. Seitenansicht

5. Der Hallstattzeit angehörig ist ein 15 g schweres menschliches Figürchen, welches 1912 in Kojetein in Mähren bei einer Bachregulierung als Einzelfund zutage trat. Der Kopf hat stark hervortretende gestrichelte Augenbrauen und einen weniger ausgeprägten, das Gesicht umrahmenden Bart. Arme und Beine sind vorgestreckt wie bei einem Reiter. Am Körper ist eine Bekleidung nicht erkennbar, nur der Kopf trägt eine für die Hallstattzeit charakteristische Mütze, wie wir sie auf vielen Gesichtsurnen des westpreussischen Provinzialmuseums in Danzig sehen. Vgl. Conwentz, „Das westpreussische Provinzialmuseum 1880 — 1905“, Taf. 53 — 66, und Henning, „Der Helm von Baldenheim“, Fig. 62. Die Mütze unserer Figur ist aus



fünf keilförmigen (Leder-) Lappen zusammengesetzt, und solche Stückung ist auch bei einer Anzahl der mützenförmigen Gesichtsurnendeckel zur Darstellung gebracht. Bei keinem finden wir aber die Kreispunkte, welche unsere Mütze zeigt. Diese Kreise spreche ich als Bronzeplatten mit Mittellinien an, wie wir sie an dem Hallstatthelm von St. Margarethen in Krain sehen. Vgl. Henning a. a. O. Fig. 25 und S. 65 f. Dort heißt es: „Solche Scheiben oder Platten wurden gewiß nicht bloß auf Holz [die eigentliche Glocke des gedachten Helms besteht aus einem lederüberzogenen Rutengeflecht], sondern auch auf anderem Material

(Leder usw.) angebracht. In unseren Museen sind noch mehrfach entsprechende vorhanden, aber in ihrer Vereinzelung auf ihren Gebrauchszweck hin nicht mehr zu kontrollieren.“

6. Ebenfalls aus Mähren (Kremsier) stammt das bronzene Tierfigürchen. Es stellt offenbar einen Wolf dar. Vgl. den Wolf auf dem Kessel von Gundestrup bei Forrer, „Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer“, Fig. 233 und S. 909 unter „Wolf“. Dort sehen wir auch den lang herabhängenden Schwanz. Das linke Vorderbein meines Wolfes ist abgebrochen. Der Nacken ist scharfkantig, als ob ein Kamm wiedergegeben werden sollte. Die Frage nach der Herstellung und dem Zweck ist schwer zu beantworten.

Der gedachte Kessel entstammt etwa dem 2. Jahrhundert nach Christi. Derselbe Kessel zeigt Kriegerfiguren mit Helmen, welche verschiedene Zierden aufweisen: Hörner, Eber, einen Vogel, allerdings in Mäßen, welche mein Figürchen bei weitem überragen. Auch auf der Helmplatte der späteren Völkerwanderungszeit aus Öland (Forrer a. a. O. Taf. 92 Fig. 6) sind zwei Krieger mit ledergeflochtenen Helmen dargestellt, die überaus große Eber als Zierden tragen. Ich glaube aber, daß



diese Größe nur gewählt ist, um das gewollte deutlich zu zeigen. Der Originalhelm des 7. Jahrhunderts von Monyash (Boeheim, Waffenkunde, Fig. 2) hat einen ganz kleinen Eber als Aufsatz, der meinem Figürchen etwa entsprechen dürfte. Forrer bringt a. a. O. Fig. 165 die Abbildung einer bronzenen Eberfigur, die nur um ein geringes größer ist als mein Wolf. Jene Eberfigur entstammt dem Hradischt bei Stradonic in Böhmen und gehört der Tènezeit an. Meines Erachtens können beide Figuren sehr wohl als Helmzierden gedient haben.

Bernhard Engel, Breslau.

VEREINS-NACHRICHTEN

Hauptversammlung

des Vereins für historische Waffenkunde
1914 in Stockholm

Um den geehrten Herren Mitgliedern des Vereins die Möglichkeit zu geben, ihre Reisedispositionen für 1914 eventuell hiernach treffen zu können, findet bereits jetzt die Bekanntgabe des Programms für die Hauptversammlung (mit Damen) 1914 in Stockholm statt, und zwar — notwendige Änderungen vorbehalten — mit folgender Tageseinteilung:

Dienstag, den 14. Juli

10 Uhr vormittags: Vorstandssitzung im Direktionszimmer des Nordischen Museums.

11 Uhr vormittags: Festsitzung im Auditorium des Nordischen Museums. (Anzug; schwarzer Gehrock.)

1. Begrüßung der Herren Teilnehmer durch Herrn Freiherrn Rudolf Cederström, Direktor der Königl. Leibrückammer, Stockholm.
2. Antwort des Herrn Ersten Vorsitzenden.
3. Festvortrag des Herrn Professors Dr. Erich Haenel, Leiters des Königl. Historischen Museums und der Königl. Gewehr-galerie, Dresden, über: „Prachtharnische der Spätrenaissance in Deutschland und Schweden“. (Mit Lichtbildern.)

12 1/2 Uhr mittags: Gemeinsames Frühstück bei Skansen (Freiluftmuseum).

1 1/2 Uhr nachmittags: Eröffnung der Ausstellung nordischer Waffen im Ausstellungssaal des Nordischen Museums.

2 1/2 Uhr bis 4 1/2 Uhr nachmittags: Besichtigung der Königl. Leibrückammer (im Gebäude des Nordischen Museums) unter Führung des Herrn Freiherrn Rudolf Cederström.

6 1/2 Uhr abends: Begrüßung der auswärtigen Herren Teilnehmer durch die schwedischen Herren Mitglieder. Gemeinschaftliches Festessen im Sommerrestaurant Hasselbacken. (Anzug wie zur Festsitzung. Über die Tischreden wird verfügt.)

Mittwoch, den 15. Juli

10 Uhr vormittags: Versammlung im Auditorium des Nordischen Museums.

1. Vortrag des Herrn Freiherrn Rudolf Cederström über: „Schwedische Lotbüchsen und Schnappschlösser“, mit Diskussion über die Terminologie.

2. Vortrag des Herrn Regierungsrats Dr. Waither Rose, Berlin, über: „König Johann der Blinde von Böhmen und die Schlacht bei Crecy (1346)“.

3. Vortrag des Herrn Dr. Mackeprang, Direktors des Dänischen Nationalmuseums, Kopenhagen, über: „Nordische Axtformen, Waffen oder Werkzeuge“ (mit besonderer Berücksichtigung des dänischen Materials).

12 1/2 Uhr mittags: Gemeinsames Frühstück im Strandhotel.

1 1/2 Uhr nachmittags: Besichtigung des Statens historiska Museum unter Führung des Herrn Antiquars Dr. Arne (Völkerwanderungs- und Wikingerzeit) und des Herrn Antiquars Dr. Janse (Mittelalter).

3 1/2 Uhr nachmittags: Besichtigung des Riesen-St. Georgsbildes Bernt Notkes in der Großen Stadtkirche (St. Nikolaus), der Deutschen Kirche (St. Gertrud), des Ritterhauses u. a.

6 Uhr nachmittags: Gemeinschaftlicher Ausflug mit Eisenbahn nach Seebad Saltsjöbaden. Hier-selbst zwangloses Mittagessen.

Abends: Rückfahrt nach Stockholm. (Züge jede halbe Stunde.)

Donnerstag, den 16. Juli

8 1/2 Uhr vormittags: Ausflug mit eigenem Dampfer nach Schloß Skokloster. (Erstes Frühstück eventuell auf dem Dampfer.)

11 1/2 Uhr vormittags: Ankunft und Besichtigung des Schlosses. Begrüßung durch Herrn Oberst-kammerherrn Grafen Brahe.

2 1/2 Uhr nachmittags: Besichtigung der Rückammer unter Führung des Herrn Freiherrn Rudolf Cederström.

5 Uhr nachmittags: Besichtigung der Gräflin Wrangelschen Grabkapelle.

5 1/2 Uhr nachmittags: Abfahrt. Mittagessen auf dem Dampfer.

8 1/2 Uhr abends: Ankunft in Stockholm. Nach-her gemeinsames geselliges Beisammensein im Restaurant Operaterrassen.

Freitag, den 17. Juli

10 Uhr vormittags: Versammlung im Auditorium des Nordischen Museums.

1. Vortrag des Herrn Dr. phil. Eduard Eysen, Leipzig, über: „Schwedische Kriegsheere bei Leipzig“. (Mit Lichtbildern.)
2. Diskussion über Entstehungsort und -zeit der Tschinken. (Herr Freiherr Rudolf Cederström.)

12 1/2 Uhr mittags: Gemeinsames Frühstück bei Skansen (Freiluftmuseum).

1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags: Hauptversammlung im Auditorium des Nordischen Museums.

I. Ehrung des Herrn Majors F. A. Spak, Stockholm.

II. Geschäftlicher Teil:

1. Geschäftsbericht des Schriftführers.
2. Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters.
3. Entlastung des Schatzmeisters.
4. Wiederwahl und Neuwahl von Vorstandsmitgliedern und Pflegern.
5. Beschlüsse über die zweite Studienfahrt 1915 und den Ort der Hauptversammlung 1916.
6. Anträge aus der Versammlung.

2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags: Besichtigung des Artilleriemuseums unter Führung des Herrn Majors Spak und des Herrn Kapitäns Kuylenstierna.

6 Uhr nachmittags: Gemeinschaftlicher Ausflug mit Dampfer nach den Schären Stockholms. Hierbei kurze Vorstandssitzung (Ämterverteilung). Mittagessen auf dem Dampfer.

Samstag, den 18. Juli

10 Uhr vormittags: Versammlung in der Königl. Artillerieschule.

1. Vortrag des Herrn Majors F. A. Spak, Stockholm, über: „Herstellung und Transport von Eisenkanonen in Schweden“.
2. Vortrag des Herrn Majors H. Sterzel, Berlin, über: „Geschwindstücke (Lederkanonen) König Gustav Adolfs.“

12 $\frac{1}{2}$ Uhr mittags: Gemeinsames Frühstück im Restaurant Dramatiska Teatern.

1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags: Besichtigung der Waffensammlung im Palais des Herrn Grafen von Halwyl.

6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends: Festessen des Vereins im Restaurant Operakällaren. (Anzug wie zur Festsitzung.) Hiernach gemeinsames geselliges Beisammensein auf den Operaterrassen.

Sonntag, den 19. Juli

Nicht offizieller Tag. Näherer Beschlufs bleibt noch vorbehalten, ob gemeinschaftlicher Ausflug:

entweder nach dem Königl. Schlofs Gripsholm (ganzer Tag, interessanter),

oder nach dem Königl. Schlofs Drottningholm (kürzer, schöner).

Anmeldungen zur Teilnahme (auch der Gäste) werden bis spätestens 1. Juni an den unterzeichneten Ersten Schriftführer (Adresse: Berlin W. 15, Kaiser-Allee 16) erbeten, und ist ein möglichst zahlreiches

Erscheinen der geehrten Herren Mitglieder und deren Damen, sowie von Gästen dringend erwünscht.

Es wird ergeben bemerkt, dafs wie bei den früheren Hauptversammlungen auch zu der diesjährigen Tagung Teilnehmerkarten, auf den Namen lautend und streng persönlich, ausgegeben werden und ist der Preis derselben für die Herren Mitglieder bzw. Gäste des Vereins auf je 10 (zehn) Kronen schwed. Währung (ungefähr = 11,20 Mark = 13,20 Kronen österr. Währung = 14 Francs), sowie für die Damen auf je 5 (fünf) Kronen schwed. Währung festgesetzt worden. Der Erlös dieser Karten, welche am Morgen des ersten Sitzungstages im Nordischen Museum vor Beginn der Festsitzung in Empfang zu nehmen sind, dient zur Bestreitung der allgemeinen Kosten der Versammlung (Drucksachen, Lichtbilderapparat und dessen Bedienung, Trinkgelder bei Besichtigung der Sammlungen usw.). Alle sonstigen Ausgaben, insbesondere für die eigene Verpflegung, für die Gedecke bei den gemeinsamen Mahlzeiten, für Eisenbahn-, Dampfer- oder Wagenfahrten usw. sind dagegen nicht inbegriffen.

Indem ich die Ehre habe, im Auftrage des Vorstandes und des Geschäftsführenden Ausschusses die geehrten Herren Mitglieder des Vereins zu dieser Tagung ergebenst einzuladen, verfehle ich nicht, noch auf folgendes aufmerksam zu machen:

1. Die Herren Pfleger sind berechtigt, den Vorstandssitzungen mit beratender Stimme beizuwohnen. Es ist überaus erwünscht, dafs die Herren sich dieser Mühe unterziehen.
2. Das Ausscheiden auch der Herren Pfleger, nicht blofs der Herren Vorstandsmitglieder, erfolgt gemäfs § 7 Abs. 1 der Satzungen.
3. Diejenigen Herren Mitglieder, die an der Teilnahme verhindert sind, werden ergebenst gebeten, Vollmachten zur Abstimmung an ihrer Statt auf ein bei der Versammlung gegenwärtiges Mitglied des Vereins auszustellen und dem dort ihnen gewählten Bevollmächtigten rechtzeitig einzusenden.

Es empfiehlt sich, solche Vertretungsvollmachten in der Form von Sammelvollmachten mit möglichst vielen Unterschriften auf einer Vollmacht auszustellen, um die Stempelnkosten zu vermindern.

4. Die für Stockholm als besonders empfehlenswert in Betracht kommenden Hotels und Pensionen werden unter Mitteilung der von ihnen verlangten, noch näher festzustellenden

Preise, ebenso wie auch die Eisenbahnfahrpreise nach Stockholm, in dem nächstfolgenden Aprilheft dieser Zeitschrift bekannt gegeben werden.

5. Falls mehrere der Herren Teilnehmer den Wunsch hegen sollten, an den Stockholmer Aufenthalt noch eine ca. 14tägige Nordlandreise (bis Bergen) anzuschließen, so ist bei Eingang einer genügenden Anzahl fester Erklärungen der ergebenst Unterzeichneten erbötig, wegen Arrangierung einer dergleichen Nordlandfahrt mit einem Reisebureau in Verbindung zu treten.

Dementsprechende Anmeldungen müßten jedoch wegen der hierzu erforderlichen zeitraubenden Vorverhandlungen möglichst schon bis zum 1. Mai erbeten werden.

Der Vorstand
und der Geschäftsführende Ausschuß
des Vereins für historische Waffenkunde

I. A.:

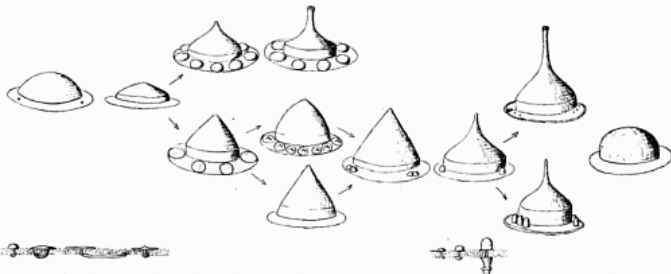
Dr. Walther Rose, Regierungsrat,
Erster Schriftführer.

Dem Verein neu beigetreten sind:

Wanner, Paul, Direktor der Firma H. Dietlin, Mülhausen i. Els.

Richters, Otto, Inhaber der Firma Ohlenrothsche Buchdruckerei und Kunstanstalt, Erfurt, Wielandstr. 3.

Die Hoch- und Deutschmeisterliche Burgverwaltung Burg Busau, Mähren.



Auch sind die Abb. 18 und 19 ebenda miteinander zu vertauschen.

Veränderungen:

Oberleutnant **Della** ist zum Hauptmann und Kompagniechef im 5. Hess. Inf.-Reg. Nr. 168 befördert worden und wohnt in Butzbach.

Oberst z. D. von **Kretschmar** ist nach Dresden-N. 6, Nieritzstraße 3 verzogen.

Major **Meyer**, Helgoland, ist zum Oberstleutnant befördert worden.

Dr. Baron **Potter** wohnt jetzt Wien IV/1, Taubstummen-gasse 15, Stock 3. Tür 11.

Generalmajor **Schramm** ist nach Bautzen, Bismarckstr. 17, verzogen.

Hauptmann **Schumann** ist zum Major befördert und dem Stabe des 13. Inf.-Reg. Nr. 178 in Kamenz zugeteilt worden.

Berichtigung aus Heft 8

Zeitschriftenverkauf betreffend

Major z. D. **Fuack**, Berlin W. 30, Barbarossastraße 24, verkauft:

Bd. II ohne Heft 1—4.

„ III komplett,

„ V ohne Heft 7, 8 und 11.

Berichtigung. In dem Aufsatz von Martin Jahn „Die Bewaffnung der Germanen zur Römerzeit“, Heft 8 S. 159, ist die Reihenfolge der Schildbuckel in Abb. 32 zur Darstellung des entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhanges irrtümlich zerstört worden. Die Abbildung ist durch folgende zu ersetzen:



Abb. 1. Schloß Blankenburg am Harz

Die Braunschweigischen Waffen auf Schloß Blankenburg am Harz

Von Robert Bohlmann

In landschaftlich hervorragend schöner Gegend, auf einem der letzten Ausläufer des Harzgebirges gegen Nordost, liegt der ausgedehnte, schlichte Bau des Herzoglichen Schlosses Blankenburg. Zu seinen Füßen und durch die alte Stadtmauer mit ihm verbunden, dehnt sich das Städtchen gleichen Namens. Von den nahen steilen Erhebungen landeinwärts grüßen die Reste der Heimburg und der Felsenburg Regenstein, und weiterhin sieht man die vieltürmigen Städte Quedlinburg und Halberstadt und viel reiche Dörfer und, bei klarer Luft, noch Magdeburg. Weit leuchtet das Schloß mit seinen gelben Gebäuden ins Land hinein, und es ist leicht verständlich, daß der weiße Kalkfelsen, der „Blankenstein“, schon frühe zur Anlegung einer festen Burg eingeladen hat. Lassen wir auch außer Betracht, was ältere Geschichtsschreiber zu erzählen wissen, so ist doch urkundlich be-

legt, daß ums Jahr 1100 Graf Lothar von Süpplingenburg, der nachmalige Deutsche Kaiser, die Blankenburg besaß, durch dessen Schwiegersohn, Heinrich den Stolzen, die Lehnshoheit über die Grafschaft Blankenburg an das Wolfenhausen fiel. Als Heinrichs Sohn, Heinrich der Löwe, der Reichsachtverfallenwar, da widerstand von allen Harzvesten nur die Blankenburg, „die Alleintreue“, den Feinden des Herzogs. Die Lehns-träger der Herzöge, die Grafen von Blankenburg, starben 1599 aus, und die Grafschaft fiel an Braunschweig zurück. Herzog Ludwig Rudolf, der 1690 als jüngster Sohn die Grafschaft er-

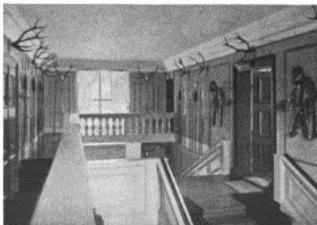


Abb. 2

hielt, baute die Burg zu dem Schlosse um, wie wir es jetzt noch sehen. Der Bergfried wurde niedergelegt, und kleinere Türme und Türmchen beseitigt, mindestens ihre Bedachungen. Als infolge der Verlobung der ältesten Tochter, Elisabeth Christine, mit König Carl III. von Spanien, dem

späteren Kaiser Carl VI. die Grafschaft zum Fürstentum erhoben wurde, da entfaltete sich hier ein reiches Hofleben, das aber 1731 ein Ende

rüstet gewesen, aber davon ist nichts dageblieben. Im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel befinden sich drei Inventare, die über die Waffen

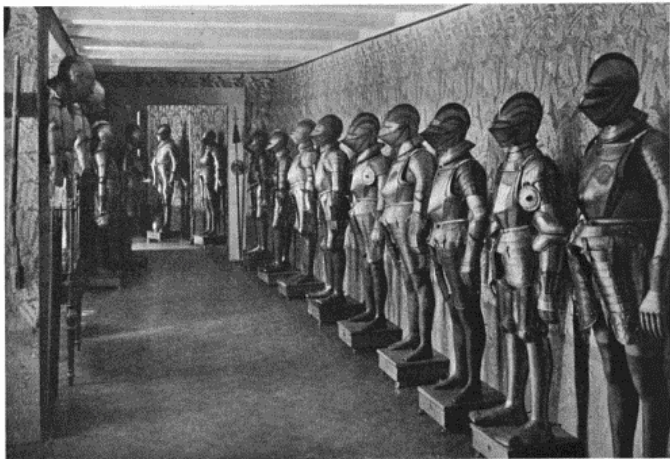


Abb. 3. Der Laubengang im Schloß Blankenburg

fand, als Ludwig Rudolf die Regierungsnachfolge seines verstorbenen Bruders August Wilhelm in Braunschweig antreten mußte. Seitdem hat das Schloß nur vorübergehend zur Sommers- oder zur Jagdzeit fürstliche Hofhaltung, in seinem Innern aber birgt es noch viele Erinnerungen an seine früheren Glanzzeiten.

Zu diesen Erinnerungsstücken gehören nun von den Waffen, die uns hier zumeist interessieren (wir kommen noch später darauf zurück), nur eigentlich zehn Hellebarden mit dem Namenszug von Ludwig Rudolf; die anderen Waffen sind erst 1868 nach Blankenburg überführt worden. Zwar ist die alte Burg der Grafen von Blankenburg mit Harnischen wohl ausge-

auf der Blankenburg das Folgende berichten. Das älteste, der Schrift nach von etwa 1550, meldet unter — „In der kleinen Rüstkapellen:

17 blanke Reuterharnisch mit Henschen und 15 blanken Hauben mit Beinscheeren¹⁾

13 schwarze geetzete Harnisch mit Armbedern²⁾, Sturmhauben, Henschen und Beinscheeren

4 blanke Kürfsharnisch mit aller ihrer Zubehörung

21 gemeine Soldatenharnisch mit Hauben und Henschen

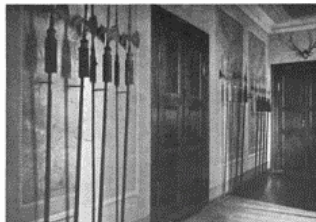


Abb. 4. Vor dem Kaisersaale

¹⁾ Beinscheeren ist der hier zu Lande übliche Ausdruck für Dichelinge, der wohl auf die Ähnlichkeit der Form mit Krebscheren zurückzuführen ist.

²⁾ Mit „Armbedern“ sind vielleicht lange Spangrös gemeint.

- 14 und ein halb Ringharnisch über die Arme
 31 Ringharnisch über die Brust
 12 Ringharnisch über den halben Arm
 9 Ringharnisch über Brust und Arme“.

Wie man sieht, ein ganz ansehnlicher Bestand von Schutz Waffen.

Wie sie, noch nicht 100 Jahre später, gewertet wurden, sagt ein Inventar von 1634:

„Im Zwenger beim Steinfels ein Falkonetstück.

In der kleinen Rüst-Capellen

- 2 Gerüste, darauf Pferde- und Manns-Harnisch
 1 Haufen harnischene, über einander geworfene Stücke, von Manns- und Pferde-Harnisch und alte Sattel“.

Es ist übrigens auch denkbar, daß dieses Durcheinander in der kleinen Rüstkapelle infolge des großen Schloßbrandes 1546, bei dem die Gräfin von Blankenburg selbst verbrannte, entstanden ist. Dann wäre das Inventar, dem leider Titel und Datum fehlen, vor 1546 anzusetzen.

Ein Inventar endlich von 1668 zeigt, daß man das, was nicht mehr genutzt werden konnte, auch nicht aufbewahrt hatte. Von Waffen werden nur noch genannt, unter Artollerey:

- „1 Feuermörser in der großen Hofstube
 1 Feuermörser in der Pfordstube
 1 Feuermörser auf dem Seyer-Thurmb (Uhr-Turm)
 11 vierpfündige Eisenkugeln auf dem Seyer-Thurmb

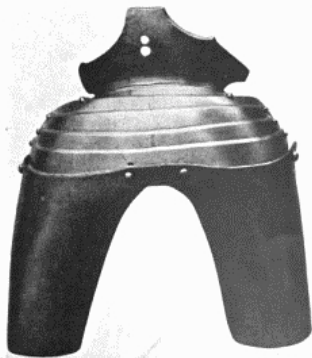


Abb. 5

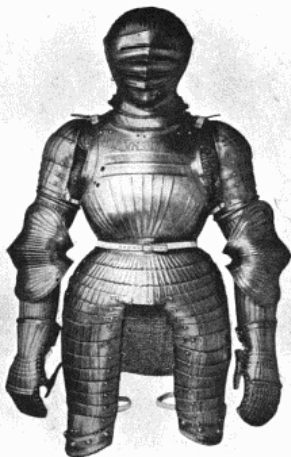


Abb. 6. Harnisch 1

1 großer Doppelhaken vor der weissen Stube.“

Es war also mit derselben Gründlichkeit ausgeräumt worden, die meine lieben Landsleute noch oft betätigt haben bei Beseitigung von nicht gerade mehr notwendigen Dingen, wie z. B. bei Abbruch vieler Schlösser wie auch aller Befestigungen der Städte, der Verschleuderung des reichen Inhalts des Herzoglichen Zeughauses und zuletzt noch beim Abbruche des Zeughauses selbst. Nun befinden sich auf Schloß Blankenburg eine Reihe guter Harnische, sehr reiche Bidenhänder und viele Stangenwaffen, jedoch diese Stücke sind aus dem Braunschweiger Zeughause 1868 dorthin überführt worden. Zwar hatte Herzog Ludwig Rudolf auf Schloß Blankenburg noch eine kleine „Rüstkammer“ unterhalten, diese umfaßte indes eigentlich nur Soldatenflinten, Jagdwaffen und Jagdgeräte, wie aus den Zeughausinventaren von Braunschweig 1776/78 hervorgeht, wo eine Anzahl solcher Sachen als „von Blankenbg. Rüstkammer eingeliefert“ aufgeführt werden. Von diesen Stücken ist, wie es scheint, höchstens eins, eine Doppelflinte mit drehbaren Läufen (ein



Abb. 7. Brust von Harnisch 1



Abb. 8. Rücken von Harnisch 1

Wender), mit einem Batterieschloß, wieder nach Blankenburg zurückgekommen. Die anderen Waffen, die jetzt auf Schloß Blankenburg sind, wurden 1868 aus dem Zeughaus zu Braunschweig ausgewählt, um zur Ausschmückung des Schlosses benutzt zu werden, denn das Zeughaus sollte keine alten Waffen mehr aufbewahren. Nachdem man dem Herzogl. Museum noch ein halbes Dutzend halber Harnische und eine große Zahl Stangenwaffen überlassen hatte, wurde der Rest der Harnische an einen Händler aus Hildesheim verkauft, der 20 Taler für den Zentner zahlte. (In Braunschweig hatte keiner mehr als 15 Taler geben wollen.)

Und das geschah 1868! Dem Umstande, daß einige Offiziere und Beamte des Zeughauses selbst mehr oder weniger Interesse für alte Waffen gewonnen hatten, ist



Abb. 9. Harnisch 1

es zu danken, daß einiges Gute noch im Lande geblieben ist. Mit dem Reste, der einen Möbelwagen füllte, reiste der Händler bald nach England. „Das war das beste Geschäft, das ich gemacht habe“, erzählte er selbst später. Als er die Quittung in der Hand hatte, sagte er dem Zeughausschreiber, auf ein paar zusammengelegte Stücke zeigend: „Hierfür bekomme ich meine Auslagen schon wieder.“

Die nach Blankenburg überführten Stücke waren auf der Fahrt jedenfalls arg durcheinander gekommen und sind dann im Schlosse ohne jede Rücksicht auf etwaige Zusammengehörigkeit aufgestellt und aufgehängt worden, zum Teil so hoch, daß man nur mit dem Fernglaße die geätzten Verzierungen erkennen konnte. Wenn jemand die Aufgabe bekommen hätte, die Einzelstücke

von über 20 Harnischen so bunt wie möglich durcheinander zu würfeln: er hätte es nicht besser machen können, als es hier geschehen war. So hingen an dem prächtigen Brustharnisch Nr. 5 von 1550, Schöße des glatten Harnischs Nr. 21 von ca. 1630, mit Draht befestigt, während die zugehörigen wundervoll erhaltenen geätzten Schöße an einen schwarzlackierten „Hochzeitharnisch“ angeschnallt waren. Dafs auf diesem Prachtharnisch wieder Helm und Schulterstücke von ein-



Abb. 10. Zu Harnisch 1

Bidenhander zu halten gegeben, und zwei besonders gute, fürstliche Harnische trugen neben den großen Schlachtschwertern in der Rechten (aus dem Zeughause der Stadt Braunschweig), Kommandostäbe in der Linken, und an handbreiten mit Messingnägeln beschlagenen Bauchriemen einfache Degen, sogar einen aus dem 18. Jahrhundert. Beim Zerlegen dieser beiden Harnische zeigte sich, dafs die beiden Rücken (durch die zur Be-

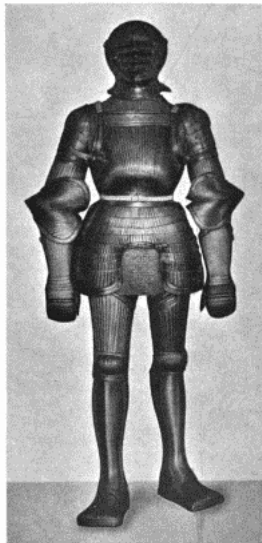


Abb. 11. Harnisch 3

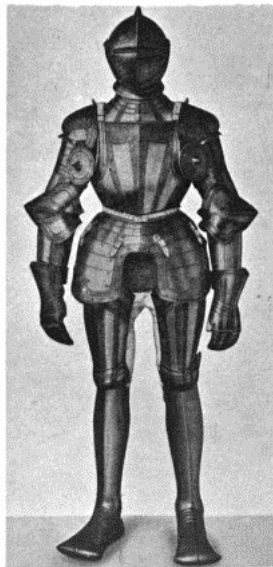


Abb. 12. Harnisch 4

fachen knechtischen Harnischen saßen, entsprach hier der Regel. Ebenso hatte man allgemein den Reiterharnischen knechtische Hellebarden oder

festigung an der Wand, ein großes viereckiges Loch gehauen war) „selbstverständlich“ vertauscht waren, obgleich der eine, wie auch die zugehörige

Brust, die Jahreszahl 1549 deutlich aufwies. Den halben Harnischen hatte man, soweit sie im „Kaisersaale“ auf Puppen (die nach einem Schimpansen gebildet schienen) aufgestellt waren, zu allem Überflus noch fürchterliche Stiefel aus Weißblech „untergeschoben“.

So ungefähr sah der Rest desseinst so reichen, fürstlichen Zeughauses aus, als Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg die Regent-



Abb. 13. Zu Harnisch 4

täglich ergaben, und an denen auch Herzog Johann Albrecht den lebhaftesten Anteil nahm. Es gelang, 20 Harnische wieder zusammenzustellen, die eine Aufstellung in einer Galerie fanden (Abb. 3). Es mußten aber vielfach die alten Niete entfernt und wieder neue nach der Reinigung eingesetzt werden. Auch das Leder mußte fast durchweg erneuert werden, und dabei machte man noch eine recht üble

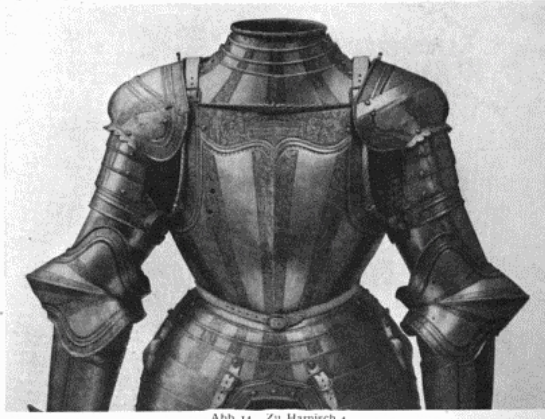


Abb. 14. Zu Harnisch 4

schaft des Herzogtums übernommen hatte und gelegentlich der Jagden auf Schloß Blankenburg residierte. Vor seinem kunsthistorisch und heraldisch geschulten Auge konnten diese bösen Entstellungen nicht bestehen, und bald wurden einigen der besten Ritterharnische wenigstens die Bidehänder abgenommen und ebenso wurden viele Stangenwaffen und Bidehänder sowie Harnischteile in dem einen Treppenhaue besser aufgehängt (Abb. 2). Dafs der Verfasser mit Begeisterung an den ihm von Sr. Hoheit erteilte Auftrag, die Harnische zu ordnen und neu aufzustellen, heranging, das braucht er Waffenfreunden nicht zu versichern. Die Arbeit war die dankbarste durch die Funde, die sich

Erfahrung, die ich mitteilen möchte, um Andere möglichst vor ebensolchen unangenehmen Sachen zu bewahren. Es zeigte sich, dafs ein Teil des verwendeten weifsgaren Leders das Eisen, das mit ihm in Berührung kam, bald dergestalt mit Rost bedeckte, dafs schleunigst überall dies Leder wieder entfernt werden mußte. Eine chemische Untersuchung ergab, dafs das Leder mit Chlor- und Schwefelverbindungen des Natriums und besonders des Magnesiums durchsetzt, also nach dem Gerbeverfahren nicht genügend ausgewaschen war. (Im letzten Jahre hat übrigens unsere Militärverwaltung die gleiche böse Beobachtung gemacht und Schäden durch Zerstörung von Metall-

teilen und sogar von Zeug- und Futterstoffen erlitten, die viele Erneuerungen nötig gemacht haben.) Es empfiehlt sich also, wenn man ganz sicher gehen will, das zu verwendende Leder auf Chlor und auf Schwefelsäure untersuchen zu lassen, was eine sehr einfache Sache ist.

Was nun die jetzige Aufstellung der Waffen betrifft, so darf man bei deren Beurteilung nicht aufser Acht lassen, daß wir uns da nicht in einem Zeughaushaus oder einem Museum, sondern in einem fürstlichen Schlosse befinden, das nicht nur eine von

Reisenden besuchte Sehenswürdigkeit, sondern eine auch oft bewohnte Residenz darstellt. Dennoch wurde die Aufstellung so durchgeführt, daß die Gegenstände, wenn sie auch dem Schlosse zum Schmucke dienen sollen, doch alle, soweit sie von irgendwelcher waffengeschichtlichen oder kunstgeschichtlichen

Bedeutung sind, in bequemer Augenhöhe sich befinden und leicht von allen Seiten betrachtet werden können. Die Harnische stehen alle auf ganz niedrigen

Sockeln mit Rollen und können bequem vorgezogen und gedreht werden. Die einzige Ausnahme machen zwei „Maximilianer“, die im Rittersaale zwei feste Stände einnehmen mußten, an Stelle der zwei geätzten Harnische Nr. 4 und 8, die man dafür jetzt schön von allen Seiten betrachten kann. Die reichsten Zweihänder mit den Wappen der Stadt Braunschweig wurden auf einzelnen „Füßen“ aufgestellt, die anderen geätzten so, daß man sie gut ansehen und leicht drehen kann. Dabei wurden diese Waffen stets mit nach oben gewendeter Klinge aufgestellt, weil nur so Ornament und In-

schriften richtig stehen, und die meist zu findende Aufstellung mit der Klinge nach unten im allgemeinen falsch ist. Die Stangenwaffen, wo sie neu aufgestellt wurden, sind stets lotrecht angebracht und nicht wie früher, mit anderen gekreuzt. So kommt jedes Stück voll zur Geltung. Die schweren Prunkritarisanen oder Hellebarden der Leibwache von 1717 und 1718 wurden in federnden mit Leder überzogenen Haken auf dem Gange vor dem Kaisersaale angebracht, so daß sie wie zum Gebrauche mit einem Griffe heraus-

genommen werden können (Abb. 4). So kann man jetzt alle Stücke, die den Waffenfreunde freuen müssen, aufs beste ansehen, und wir können es dem hohen Herrn, der als Regent unseres Landes diesen alten Schätzen so viel Liebe und Fürsorge zuwendete, nicht genug Dank wissen, daß er die jetzige Aufstellung so eifrig förderte.

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der hauptsächlichsten Stücke zu.

Das älteste und leider auch das einzige

Stück von einem frühen Turnierzeug ist das Magenblech mit vier Bauchreifen und Dichtlingen aus schwerem Eisen (Abb. 5). Es dürfte vor 1500 geschlagen sein und entspricht in Form, Schwere und den Zierlinien un dem Gürtel dem schönen Rennezeuge im Berliner Zeughaushaus. Da dieses aus der Universität Göttingen dorthin gekommen ist, so wird es wohl auch einem Braunschweigischen Herzoge gehört haben, und unser Stück ihm deshalb nahe verwandt sein. Das Gewicht der fest zusammenhängenden Teile beträgt 10 Kilo.

Der älteste Kampfarnisch ist der „geknipte“,



Abb. 15. Zu Harnisch 4

— wie unser Zeughausinventar diese Art Maximiliansharnische nennt. — Nr. 1, von etwa 1510, mit glatten aber schön aufgebogenen Rändern am Halsausschnitt und den Armeinsätzen. Abb. 6 Helm, Kragen, Brust und Rücken zeigen die „Kniffe“ in drei Gruppen geordnet, dazwischen zwei breitere glatte Streifen. Wo die Kniffe oben in die Fläche auslaufen, sind sie durch halbrunde,

eingehauene Bogen begrenzt. Der Helm hat drei bewegliche Nackengeschübe und ein Blasebalgvisier. Von einer „Kannelierung“ kann man bei diesen Stücken eigentlich noch nicht reden, da die Felder zwischen den Kniffen nicht vertieft oder hohl erscheinen, sondern flach der Rundung der großen Flächen folgen. Die Brust hat in der oberen Hälfte zwei vertiefte Querbänder und im glatten Felde darüber ein dem Rande folgendes Band mit dem Anruf: HILF VNS MARIA. Der Rüsthaken fehlt (Abb. 7). Die Bauchreifen, von denen der vierte überhaupt fehlt, sind, wie die viermal geschobenen Beintaschen, die durch anzusteckende siebenfache Folgen zu Schößen verlängert werden können, leider nicht zugehörig, sondern etwas jünger. Es erregte deshalb die größte Freude, als der Harnisch, der

bislang an der Wand festgemacht war, losgenommen wurde, und es sich zeigte, daß der Rücken, der noch seine vier Gesäßstreifen hat, zu der Brust gehörte (Abb. 8). Er hatte am oberen Rande ebenfalls ein Schriftband und darauf: „HILF SANANASVLFD“, dessen Deutung zunächst etwas Schwierigkeiten machte, bis die Lösung so gefunden wurde: HILF SAN(CTA)

AN(N)ASVLFD (RITT). Die im Niederdeutschen gängige Bezeichnung sulfdritt statt des oberdeutschen selbdritt läßt vermuten, daß dieser Harnisch von einem Oberdeutschen, aber in unserer Gegend gearbeitet ist. Ein Niederdeutscher hätte gewiß nicht HILF gesagt oder geschrieben, während andererseits ein Oberdeutscher hier die Hl. Anna (übrigens auch die Schutzpatronin der

Stadt Braunschweig) nur „sante Anne sulfdritt“ oder „moder goddes sulfdritt“ nennen hörte. Der Kragen dieses Harnisches zeigt interessante zweiteilige Schultereinsätze und hat vorn glatte, hinten geknifflige Halsreifen. Die Achseln sind ohne Flügel, aber die Armzeuge zeichnen sich durch ungewöhnlich große und schön geformte Ellenbogenkacheln aus. Die Hentzen sind von der üblichen Form, mit kurzen Stulpen und einem Knöchelwulst, flach „geknifft“. Marken sind nirgends zu finden.

Nr. 2 ist ein schöner „gekniffter“ Harnisch um 1510, alle Teile gleichzeitig, bis auf die Beinröhren (Schienbeine sagen unsere alten Inventare) und Schuhe, die hier und bei dem folgenden Harnisch, der Aufstellung im Ritterssaale wegen, ergänzt werden mußten

(Abb. 9). Der Helm hat niedrigen Kammwulst und ein Visier mit stark vorgeriebenem Atemraum und darin zwölf Längsrielen mit Schlitz (Abb. 10). Arbeit und Erhaltung sind gleich lobenswert. Die fast kugelige Brust hat oben geraden Abschnitt mit dickem Strickwulst, darunter breites glattes Band und drei Querkniffe. Armzeuge mit schöner ziemlich spitz ausgetriebenen Meuseln, die Hentzen mit kurzen



Abb. 16. Harnisch 5



Abb. 17. Zu Harnisch 5

Stulpen. Zierlicher Rüsthaken auf dreilappiger Platte. Alles ohne Marken.

Nr. 3. Dieser schöne Harnisch (Abb. 11) unterscheidet sich von dem vorigen wesentlich durch viel dichtere Kniffe oder Riffelung an allen Teilen, auch auf der Vorderseite des Kragens und durch die sehr langen Stulpender Henzen. Der Helm hat keinen Wulst, dreiteiligen Nackenschutz und ein blasebalgförmiges Visier. Keine Marken.

Es sind noch vier geknifft Helme mit Blasebalgvisieren vorhanden, teils mit, teils ohne Kammwulst. Alle Helme haben auf der Höhe der Glocke Löcher zum Befestigen des Zimiers. Nur ein Helm hat eine un-

deutliche Marke. Diese Marke, die vielleicht eine Hirschgeweihstange darstellt, ist die einzige, die

an den vielen Braunschweigischen Harnischen bis jetzt bekannt geworden ist. Die Plattnerarbeit ist an diesen besprochenen Stücken eine ganz vorzügliche, wie auch bei den folgenden glatten Harnischen, besonders aber bei den geätzten, während die Ätzungen selbst, sowohl in Hinsicht auf die Zeichnung wie auf die technische Ausführung, nicht alle gleichwertig sind.

Ein sehr schönes Stück ist der ganze Harnisch Nr. 4, mit Ätzstreifen und der Jahreszahl 1549 (Abb. 12). Der Harnisch ist zusammengehörig in allen Teilen bis

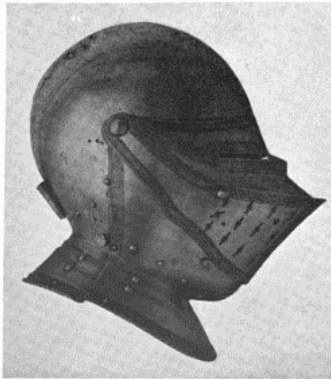


Abb. 18. Zu Harnisch 5



Abb. 19

auf die Beintaschen und die Schwebescheiben, die jetzt ergänzt sind und ein Geschühe auf der linken Achsel, das ältere Ergänzung ist. Der Helm (Abb. 13), dem leider die Kragenreifen fehlen, ist von schöner Form und sehr guter und reicher Ätzung. An beiden Seiten des mittelhohen Kammes zeigt dieser einen Kopf in einem Kranze, ein Motiv, das sich noch öfters am Harnisch wiederholt. Brust und Rücken haben, außer den Randleisten, je fünf Ätzstreifen und oben den bei unseren Harnischen überall gleichartig schön geformten klammerähnlichen Abschluss. Auf der Brust (Abb. 14) finden wir oben quer im Rankenwerk Putten, die eine Tafel halten mit der Inschrift: „WAS . GOT . GIBT . HIFT . KEIN . NIET (Neid) WAS . GOT . NICHT . GIBT . HILFT . KEIN . ARBEIT . 1549.“ Auf dem oben sich verbreiternden Mittelstreifen ist ein stehender König (David), eine kleine Harfe spielend, dargestellt, in den Seitenstreifen kletternde Putten zwischen schön gezeichnetem Blattwerk und Rollwerk, in der Art Aldegrevers. Die Orte sind durch zwei Hohlkehlen begrenzt, deren innere mit geätzten Perlen belegt ist. Die Ränder sind überall sauber geschnürt. Die Achseln, von seltener Form, haben nur kleine Hinterflüge. Man beachte die Abbildungen auch wegen der Formen der Meusel usw.

Sehr interessant ist der Rücken — Abb. 15 —, der früher nicht zu sehen war, weil dieser Harnisch durch einen dicken Eisenbolzen, der durch das Loch unten im Rücken in die Holzpuppe getrieben war, dicht an der Wand festsaß. Der Rücken hat angenieteten Gürtelreifen und drei Gesäßreifen. Alles ist, wie die Vorderseite, schön geformt und reich geätzt. Der unterste Gesäßreif zeigt in der Randleiste Hunde und Hasen im Laubwerk laufend, der Oberrand des Rückens trägt in der Mitte einen Kranz, darin eine Tafel mit 1549. Das Interessanteste aber zeigen die drei mittelsten Streifen des Rückens, nämlich je einen Krieger in antiker Tracht mit einem Schild und Waffen geschmückt, auf einer Schrifttafel stehend, die diese Krieger als drei von den „neun Helden“, oder „neun Besten“ bezeichnen, und zwar als die heidnischen. Die Inschriften lauten: links — HECTOR · VA · DROI (Troja), mitten — GROS · ALEXANDER und rechts — JVLIVS · CESAR.

Diese Entdeckung der drei Heiden auf unserem Rücken war deshalb von besonderem Werte, weil ein Harnisch mit den drei christlichen „Besten“ in der Literatur schon bekannt gegeben ist, und eine sehr große Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß diese zwei Harnische zusammen gehören, ja sogar, daß ein dritter Harnisch mit den drei Juden: „Josua, David und Judas Macc.“ auch existiert hat und sich vielleicht gar noch in irgendeiner weniger bekannten Sammlung befindet.

Der erwähnte zweite Harnisch ist bei Rockstuhl und Gille, Musee de Tzarskoë-Sélo, Petersburg 1835—1855 beschrieben und auf Taf. CIX abgebildet. Die Inschrift auf der Brust: „Gots Gnad min Trost“ läßt auf Niederdeutschland schließen, während die drei Krieger, die durch



Abb. 21. Zu Harnisch 6

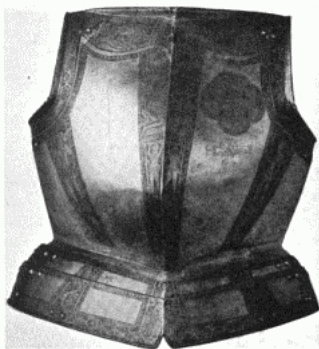


Abb. 22. Zu Harnisch 6

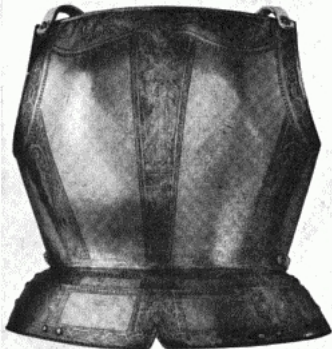


Abb. 23. Zu Harnisch 6

die beigeetzten Namen: „Carolu(s) Godt(fried v. Bouillon) und Artu(s) als die drei besten Christen sich selbst nennen, diesen Harnisch zu unserem Braunschweigischen in Beziehung bringen. Gilles Meinung, das hierin der Name des Plattners zu finden sei, widerspricht sich von selbst, wenn man die Bedeutung der neun Helden seit dem ausgehenden Mittelalter kennt⁷⁾.

Dieser hier beschriebene Harnisch Nr. 4 ist von mittlerer Größe und schlanker Gestalt; sein Gürtelumfang beträgt 83 cm.

Demgegenüber ist der halbe Harnisch Nr. 5 (Abb. 16) mit 115 cm Gürtelmaß und entsprechender Höhe, von einer ganz ungewöhnlichen Größe; dabei ist die Plattnerarbeit ganz vortrefflich, die Ätzverzierung aber unübertrefflich schön. Die haar-

feinen Ranken und die nadelscharfen Pünktchen stehen so sauber auf dem tiefgeätzten geschwärzten Grunde, das man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: den sicheren Auftrag des Ätzergrundes oder die saubere tiefe Ätzung, bei der

ein Unterfressen des Ätzwassers gänzlich vermieden wurde. Dazu ist die Erhaltung von Kragen, Brust mit Schößen und Rücken die allerbeste. Auf dem oberen Abschluss der Brust (Abb. 17) sind im Rankenwerk Kriegstrophäen und mittenein heraldischer Löwe dargestellt. Auf dem Mittelstreifen ein Mann, der eine Keule schwingt und auf einer geflügelten Kugel steht. Der Harnisch dürfte um 1550 anzusetzen sein. Die Armzeuge sind gleich-



Abb. 24. Zu Harnisch 7

zeitig, aber von einem anderen kleineren Harnisch, wie auch der Helm (Abb. 18), der auch sehr gut geätzt ist, einem anderen Harnische aus der Zeit

immer angenehmer habe — Braunschweigisch ist es ferner, das er unserem Blankenburger Nr. 4 zugehört. Es wäre natürlich noch sehr wichtig, wenn festgestellt werden könnte, auf welchem Wege und wann der Harnisch nach Rußland gekommen ist.

⁷⁾ Wegen einer Erkrankung des Herrn von Lenz ist es mir leider nicht möglich gewesen, die zur Feststellung nötigen größeren Photographien von Teilen des in Petersburg jetzt befindlichen Harnische zu bekommen. Vorläufig halte ich aber an der Meinung fest, das jener Harnisch — was ich nach der Abbildung bei Gilles schon

von 1550 angehören dürfte. Der Rücken zeigt mitten im oberen Abschnitt einen Doppeladler, daneben römische Krieger in Kampfstellung, umgeben von Musikinstrumenten. Im Mittelstreifen einen Herkules oder Simson mit dem Löwen, in den Seitenstreifen Flöten blasende Engel. Im Saume des Schoßreifens fällt ein liegender Flug auf, ein Zeichen, das manche für einen Hinweis auf Flötner Werkstatt ansehen wollen. Man sollte aber meinen, daß ein solcher Harnisch, wenn er in Nürnberg geschlagen wäre, auch Marken und Beschauezeichen von dort tragen würde, was bei unseren geätzten Harnischen jedoch nicht zutrifft: sie sind alle ohne eine Marke.

Unter Nr. 6 bis 9 kommen jetzt vier halbe Harnische zur Betrachtung, die alle auf der linken Brust ein Zeichen gemeinsam haben (Abb. 19): in einem Vierpaß eine Darstellung des David in der Löwengrube, von einem Schriftrand umgeben, der so oder ähnlich lautet: ACH · HER · MEIN · GOT · BEHVT · MICH · NICHT · MER · DAN · SEL · ERE · VND · LEIB · IVLIVS · H · Z · B · V · L. Das ist: Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Unter dem Vierpaß befindet sich das Monogramm des Herzogs Julius und seiner Gemahlin, Hedwig von Brandenburg, H und I, neben einander gestellt und durch den verlängerten Mittelstrich des H bis zum I hin verbunden (Abb. 20.) Auf den Har-

nischen ist dieser Verbindungsstrich sehr lang und belegt mit einer Darstellung, die man wohl auf eine Hochzeitsfeier deuten

kann, zu der diese Harnische angefertigt sein müßten, nämlich: ein gekröntes Herz und rechts und links davon zwei sich fassende Hände. Die Hochzeit des fürstlichen Paares wurde am 15. Februar 1560 in Berlin mit Stechen und Fusturnieren (die im Saale stattfanden) gefeiert, und unsere Harnische sind der Form und der Auszierer wegen schon früher in diese Zeit verwiesen. In Blankenburg sind noch zwei einzelne Brustharnische mit diesen „Hochzeitszeichen“, im ganzen also sechs, und noch sechs weitere sind bekannt geworden, und zwar zwei im Schlosse zu Dessau, einer in Hannover im Welfen-Museum, einer in Petersburg, einer in Breslau im Altertümer-Museum und einer beim Verfasser. Danach ließe sich annehmen, daß ein Dutzend gleich ausgezierter Harnische für die Fusturniere bei der Hochzeitsfeier angefertigt wurden, aber wo und für wessen Rechnung? — Über diese Frage hat sich der Verfasser schon ausgelassen in dem Aufsätze: „Braunschweig-Brandenburgische Hochzeits-Harnische etc.“ in Heft 6 des „Deutschen Herold“ von 1913. Wenn der Harnisch in Petersburg, beschrieben bei Cornelius Gurliät, „Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner, Dresden 1889“, unter Nr. 21, den



Abb. 15. Zu Harnisch 7



Abb. 16. Zu Harnisch 7

Harnisch in Petersburg, beschrieben bei Cornelius Gurliät, „Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner, Dresden 1889“, unter Nr. 21, den

Namen des Herzogs Julius wirklich nicht tragen sollte, so ist doch ganz sicher das gekrönte (nicht ein flammendes) Herz und das Monogramm



Abb. 20

H—Vorhanden, wenn auch das I in der Abbildung nicht zu erkennen sein mag. Es handelt sich also auch dort ohne Frage um einen Braunschweigischen Hochzeitsharnisch, und was Gurlitt aus der „nicht häufig vorkommenden Darstellung des Daniel“ folgert: Zugehörigkeit zu Daniel von Rantzau usw. dürfte durch das verhältnismäßig oft nachzuweisende Auftreten der Daniel-Darstellung gerade auf Braunschweigischen Harnischen schon widerlegt sein. Denn außer diesen zwölf Harnischen mit dem „Daniel“ im Vierpaß kennt man noch einige mit derselben Darstellung, auch auf der linken Brust, aber in einem Kreise, jedoch ohne das „Hochzeitszeichen“. In Windsor ist der schöne Harnisch mit dem „Daniel“ im oberen Teile des Mittelstreifs (bei Laking beschrieben und auf Pl. 14 abgebildet), auffallenderweise nicht als sicher Braunschweigisch erkannt, obgleich er die Initialen I · H · Z · B · V · L



Abb. 27. Harnisch 8

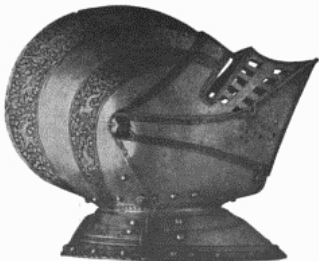


Abb. 28. Zu Harnisch 8

und auf der Brustseite die gekrönten I und H trägt, und die Überlieferung dahin gewiesen hatte. Der Spruch ist hier etwas verändert: ACH · GOT · BEWAR · NICHT · MERE · DAN · LEIB · SELE · GVT · VND · ERE · Das „Hochzeitszeichen“ ist nicht vorhanden, natürlich (!), denn der Harnisch ist 1563 datiert. Bemerkenswert ist noch bei diesem, daß die Beinröhren nicht dazu gehören, wie auch die Hochzeits-harnische alle „halbe“ sind, bis vielleicht auf den in Petersburg, wenn dort das Beinezeug zugehörig sein sollte. Aufser diesem in Windsor sind mit „Daniel“ in einem Kreise und dem Spruch des Herzogs Julius zweihalbe Harnische im Welfen-Museum und einer in Burg Flechtingen bekannt geworden. Von den ersteren hat der eine die Umschrift: „ACH · GOT · BEWAR · NICHT · MERE · DAN · LEIB · SELE · VND · GVT · VND · ERE · I · H · Z · B · V · L“ in schöner Antiquaschrift, der andere: „ACH · GODT · MEIN · HER · ICH · BEITH · BEWARE · SELE · LIB · VND · ERE · 1562 · MEIN · LEVEN · VND · ENDE · STE (HEN) · IN · GOT (TES) · HEN (DEN)“. Schrift und Ornament zeigen hier eine viel un-

*) Im Führer durch das Prov.-Mus. Hannover 1910 ist der Spruch falsch gelesen.

geübtere Hand, der Name des Herzogs feht auf dem zweiten Harnisch.

Noch mag erwähnt werden, daß vor einigen Jahren ein angeblich ganzer und zusammengehöriger Harnisch im Handel auftauchte, von dem aber nur einige Stücke gezeigt wurden. Da die Brust neuerdings mit Säuren behandelt war, so war die Feststellung dessen, was darauf unzweifelhaft alte Ätzung sein konnte, schwierig. Zutaten der Ätzung waren sicher neu, aber es lagen auch geätzte alte Harnischteile vor, die zu unseren Braunschweigischen Stücken wohl paßten. Das Beizeug blieb ungesehen.

Endlich ist noch eine interessante schöne Brust zu nennen, die in Blankenburg gefunden wurde und dadurch wichtig ist, daß sie das Vorbild für die Ausschmückung der Hochzeitharnische abgegeben hat. Sie trägt das Sinnbild des Daniel, des furchtlosen und tapferen gottesfürchtigen Mannes, in einem Vierpaß, jedoch nicht das Hochzeitszeichen und auch nicht den Namen von Julius, sondern nur den Spruch: ACH · GOT · BEHVETH · NICHT · MER · DAN · SELE · GVDT · VND · EHR · ANNO DOMINI o 56 (!) Dieser Harnisch, der weiter keine Ätzung trägt, scheint also der älteste zu sein, den man Herzog Julius zuweisen kann, und gerade der

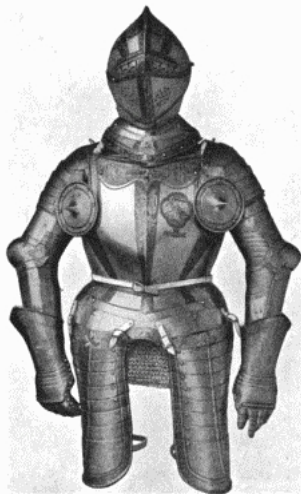


Abb. 29. Harnisch 9



Abb. 30. Zu Harnisch 9

Umstand, daß der Harnisch so wenig soust geziert ist, spricht dafür, daß Julius hier das Sinnbild, das er später so häufig anwendete, schon anbringen liefs und nicht sein Vater. Denn dieser, Heinrich der Jüngere, hielt seinen Sohn, wie bekannt ist, so knapp, namentlich bis zu dessen 1560 erfolgter Verheiratung, daß er nicht daran denken konnte, sich einen reicher ausgestatteten Harnisch zu bestellen. Daß Julius, der erst 1568 an die Regierung kam, schon vorher soviel Harnische machen lassen oder wenigstens deren Ätzung beeinflussen konnte, ist ja auffällig, erklärt sich aber wohl aus der großen Freude, die Vater wie Sohn an schöner Kampfrüstung hatten. Beweis hierfür sind die alten Zeughausinventare — auf die vielleicht später einmal eingegangen werden kann — und zahlreichen Waffen, die man in allen großen Sammlungen antrifft, wenn sie auch noch nicht überall als Braunschweigische Stücke bezeichnet oder erkannt sind.

„Ein Inventarium von Seren. Rüstkammer in Wolfenbüttel“ von 1732 zählt unter „Harnische Nr. 11“ auf: „12 aufgestellte von Herzog Heinrich Julius blanke geätzte Harnische ohne Schienbeine (an dem einen fehlen die Henschen), welche meistens übereinkommen, auf der Brust ein Sinn-

bild mit einer Devise". Es ist kein Zweifel, daß hiermit die zwölf oben aufgezählten, noch erhaltenen Hochzeitsharnische gemeint sind, wenn auch der Schreiber das H—I (Hedwig—Julius) fälsch-

die Initialen seines Wahlspruches: M(in) T(id)t I(n) V(n)uh). Darum ist anzunehmen, daß alle bis jetzt erwähnten Harnische mit dem Sinnbild des Daniel in der Löwengrube und dem oberdeutschen Spruche auf Herzog Julius von Braun-

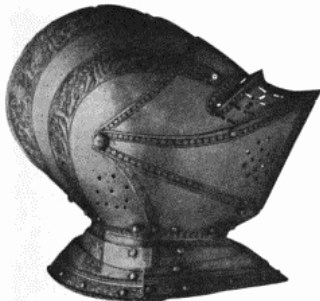


Abb. 31. Zu Harnisch 9



Abb. 32

lich Heinrich Julius gelesen hat. Also 1731 waren noch die zwölf Harnische im Zeughause, 1868 nur noch sechs; wann mögen die anderen sechs herausgekommen sein? Die Zeughausakten sagen nichts darüber. Noch ein Umstand muß erwähnt werden: Julius wendet auf den Harnischen, wie überall, die oberdeutsche Sprache an, denn er war ein Anhänger der Reformation und deshalb auch mit seinem Vater, den Luther in seiner Streitschrift „Wider Hanns Worst“ auch nicht eben zart behandelte, zeitweilig zerfallen. Heinrich der Jüngere (Heinz von Wolfenbüttel) war ein treuer Anhänger der alten Kirche; er haßte Luther und die Sprache, die durch ihn sich in Niedersachsen verbreitete und die schöne heimische Mundart verdrängte. Auf seinem halben Harnische in Wien steht darum der niederdeutsche Psalm: HERE · MINE · TIDT · STEIT · IN · DINEN · HENDEN usw. und auf der Dolchscheide denselben Fürsten in der Dresdner Sammlung stehen

schweig zurückzuführen sind, wenn sie auch zeitlich unter die Regierung Herzog Heinrichs des Jüngeren fallen. Ja, weiter ist sehr wahrscheinlich, daß ein Harnisch mit dem Spruch: „GOT · BEHT · NICHT ·

MEHR · DEN · LEIB · SEHL · VND · ER.“ wie ihn der bei Gurliitt unter Nr. 20 besprochene, dem Heinrich von Rantzau zugeschriebene halbe Harnisch in Wien trägt, auch dem Herzog Julius von Braunschweig zugeteilt werden muß. Hierfür sprechen außerdem sowohl die Formen der Plattnerarbeit wie die geätzten Ornamente, und blau angelauften, wie der sog. Harnisch des Heinrich von Rantzau noch ist, waren auch unsere Hochzeitsharnische, was sich beim Reinigen noch vielfach unter den Geschützen nachweisen liefs⁹⁾. Das Monogramm HR auf Heinrich

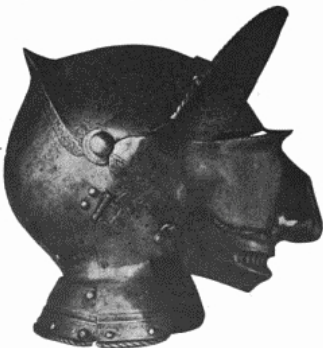


Abb. 33

⁹⁾ Durch die Güte des Herrn Dr. Camillo List kam der Verfasser in Besitz größerer Photographien, die die Verwandtschaft des Wiener Harnichs mit den Blankenburgern bestätigten.

von Rantzau zu deuten, dürfte jedenfalls nicht mehr angängig sein.

Auf die Verwandtschaft des schönen unvollständigen Harnischs Nr. 73 und des Rückens von Nr. 75 (bei Diener-Schönberg) auf der Wartburg mit unseren besten Stücken sei noch hingewiesen, ebenso auf den bei Gullitt unter Nr. 9 beschriebenen Rücken mit „HANS·HOVN“ (beim Verfasser). Auch im Zeughaus zu Berlin wurde neuerdings

kleine Muscheln. Die grossen Schöfse sind von einem schlichten Harnisch. Die Ätzung ist etwas flach, die Zeichnung derselben aber meisterlich. Die Borden sind mit Mauresken in der Art Flötner's geziert, der hohe Kamm des Helms (Abb. 21), beiderseits mit der gleichen Darstellung geschmückt: vor einem Zelte sitzt mit gespreizten Beinen ein Faun und hält mit gestreckten Armen Bratspieße, auf denen ein großer Vogel und ein



Abb. 34. Harnisch 10

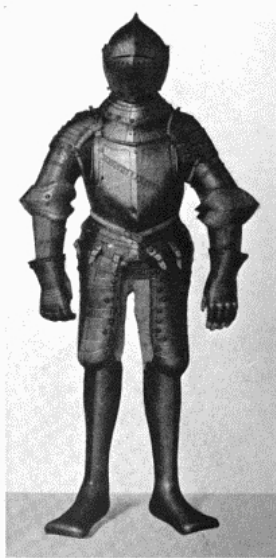


Abb. 35. Harnisch 11

ein halber Harnisch zusammengestellt (Nr. 127), der fraglos unseren Braunschweigischen ganz nahe steht und so werden sich höchstwahrscheinlich anderswo — namentlich in England und Paris — noch Harnische oder Teile davon finden, die zu unserer Gruppe gehören.

Es dürfte nun an der Zeit sein, die Hochzeits-harnische selbst zu betrachten. Nr. 6 ist fast so groß wie Nr. 5, mit 1,05 m Gürtelweite. Der Helm, Brust und Rücken sind zusammengehörig, Kragen, Spangröls und Armzeuge von einem anderen Harnisch aus dieser Reihe. Geschlossene Armzeuge,

gespickter Braten stecken, über Flammen, die hinter dem Zelte aufsteigen. Von rechts und links kommen auf Fabeltieren Vermummte geritten, die eine Fackel unter den Braten halten und sich mit dem Mantel scheinbar die Nasen zuhalten. Ein großer Vogel sucht von dem Braten etwas zu rauben. Vielleicht findet einer der Leser eine Deutung. Die Seitenstreifen enthalten liegende nackte Männer, die sich an einen Zierschild mit Löwenmaske anlehnen. Die Brust (Abb. 22) zeigt im oberen Abschnitt links (vom Beschauer aus) die Erschaffung Evas und rechts den Sündenfall. Im

Mittelstreif einen Simson oder Herkules, den Löwen bezwingend und Putten in reichen Ranken; im Seitenstreif links Luna auf einem Haupte stehend, rechts Saturn. Der Rücken (Abb. 13) hat oben links die Blendung des Simson, rechts drei nackte Frauen: Venus, Juno, Minerva (?). Im Mittelstreif eine Minerva unter einem Baldachn, im linken Seitenstreif wie im rechten je eine weibliche Figur mit einem Blashorn. Auf der linken Brust ist das Hochzeitszeichen unter dem Vierpaß mit dem Spruch

einem Fabeltiere gefesselt und ein Kind hochhaltend; der Mittelstreif ist mit einem Simson, die Seiten mit Faunen geschmückt. Der Titel des Herzogs hat auch hier nur ein H. Die Henzen haben am Stulprande je ein geflügeltes Herz. Der rechte Krebs ist neue Ergänzungs. (Es würde zu weit führen, wenn überall die Rücken und Kragen beschrieben würden, deshalb soll hier nur Erläutert werden, was die Abbildungen zeigen.)

Harnisch 8 (Abb. 17). Der Helm (Abb. 28)



Abb. 16 Harnisch 12

und Namen: IVLIVS · H · Z · B · V · L · Es muß dies eine H hier hervorgehoben werden, weil auf den meisten Harnischen steht: H · H · Z · B · V · L. Der Harnisch ist, wie die Abbildung zeigt, mit gutem Geschmack geformt und verziert.

Der Harnisch 7 hat mittlere Größe und ist in den Formendem vorigen ähnlich. Der Helm (Abb. 14) ist an den Orten mit Perlenbändern eingefasst, der Saum des Helmkragens wird durchreiches Rankenwerk belebt. Auf den Seiten des Kammes sieht man einen Jäger mit Spieß und Hunden Hirsch und Hasen in ein Netz treiben, auf den Seitenstreifen fängt der Jäger einen Bären ab. Eine Federhülle ist hinten erhalten. Die Brust (Abb. 15) hat im Querstreif auf jeder Seite eine Frau auf

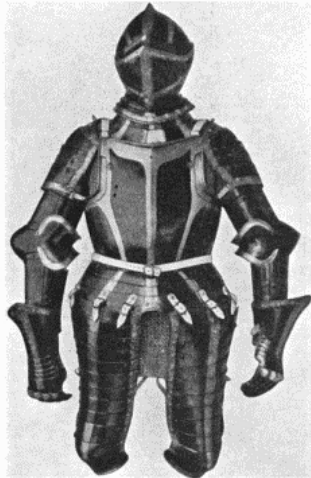


Abb. 37 Harnisch 17

zeigt an den Orten einen zierlichen Laubfries, während Kamm und Streifen von Hasen und Hunden, die durch flott gezeichnetes Rankenwerk und Blumen sich tummeln, belebt sind. Die Brust zeigt oben eine Hasenjagd: ein Jäger treibt mit Hunden Hasen nach links in ein Netz. Auf Mittel- und Seitenstreifen sind Faune und Knaben in breiten Bandornamenten kletternd angebracht. Die Armeinsätze tragen die schönen Mauresken wie Harnisch 6, während sonst auf allen Borden sich die Hasenjagd fortsetzt. Dieser Harnisch ist der am vollständigsten erhaltene der Reihe. Die Abbildung läßt die schönen Formen gut erkennen, den geraden Abschnitt der Brust, den schönen Schwung des darunter klammerförmig

abgeschlossenen Querfrieses, die geschlossenen Armzeuge mit kleinen Muscheln, die sich ohne Wulste oben drehen, sodafs man die Spangröls beliebig weit

darüber schnallen kann und Form und Abschluß der Schöfse, die ohne Kniekacheln sind. Der Rücken (Abb. 29) zeigt im oberen Abschnitt wie auf den Borden Jagdtiere und auf den Streifen Faune.

Der folgende Harnisch Nr. 9 (Abb. 29), ist nicht vollständig. Sein Helm (Abb. 31) ist ähnlich dem von Harnisch 7 mit Jagdszenen versehen. Die Brust ist sehr schön geätzt, oben rechts mit dem Sündenfall und mit der Austreibung aus dem Paradiese links. Der Mittelstreif ist mit Faunen, die Seitenstreifen mit nackten Mädchen in reichem



Abb. 30 Harnisch 30

Schleieren in reichem Laubwerk geschmückt; Armeinsätze und alle Borden haben die Hasenjagd. Der schöne Rücken (Abb. 30) trägt oben eine Jagdauf Sauen mit Spiefs und Hunden. Der breite Mittelstreif trägt eine geflügelte Frauengestalt mit drei Kindern. Auch die Seitenstreifen sind mit Engeln belebt. Die Schöfse gehören nicht hierzu, sondern dürften nach dem Ornament zu dem noch zu erwähnenden Helm von 1539 passen. Statt des fehlenden Spangröls sind kleine Braunschweigische Achseln ohne Vorderflüge verwendet

und Schwesbescheiben angehängt. Diese kleinen Achseln sind hier durchweg zu finden. Außer diesen vier mehr oder weniger vollständigen halben Harnischen sind noch zwei Brustharnische mit

dem „Daniel“ und dem Hochzeitszeichen sowie einige Armstücke in Blankenburg. Die Brustharnische tragen beide oben den Jagdfries und wie



Abb. 39. Harnisch 31

Harnisch 8 u. 9: I·V·L·I·V·S·H·H·Z·B·V·L. — Im Anschluß an die geätzten Harnische mögen hier

erst noch zwei geätzte Helme erwähnt werden. Zunächst ein geschlossener Helm (Abb. 31) von sehr schöner Form mit abschlächtigem aus einem Stück stark vorgetriebenem Visier, mit Schirm statt des Stirnstulps, schön geätzten Borden und der Jahreszahl 1539. Die Glocke ist zu einer leicht nach hinten gebogenen vierkantigen Spitze ausgezogen. Ähnlich war die Burgunderhaube (Abb. 33) mit Wangenklappen, der ein Zeug-

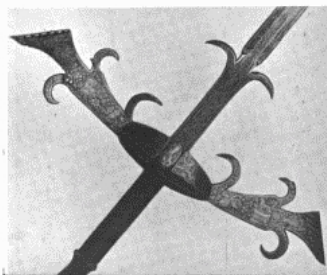


Abb. 40

hau schmied das großartig getriebene Schembartvisier von einem geätzten Maximilianshelm angefleckt hat.

Damit ist die Reihe der geätzten Schutzaffen

zu Ende, und wir betrachten nun noch einige gute glatte Harnische.

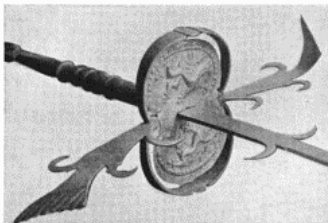
Nr. 10 und 11 sind zwei blanke Harnische (Abb. 34 u. 35), die die Flächenzerteilung wie bei unseren geätzten Harnischen, aber nur durch eingehauene breite Linien tragen. Mit demselben gerundeten Eisen ist als eigenartiger Schmuck eine große Kette, von der rechten Schulter über Brust und Rücken fallend, eingehauen. Unter den Nietköpfen befinden sich überall sechsteilige

Rosetten aus Messingblech. An die schön geformten Stiefel mit schwachen Kuhmäulern sind

mit einer Kette — es gibt übrigens noch zwei solcher Rücken in Braunschweig — verziert sind, so ist in gleicher Arbeit der halbe Harnisch

Nr. 12 (Abb. 36) mit einem gedrehten Tau geschmückt, das von einer Schulter zur anderen über die Brust hängend eingehauen ist. Der Harnisch hat ebenfalls Messingrosetten und noch eine Eigentümlichkeit: kleine nur etwa $2\frac{1}{2}$ cm hohe Brechränder auf den Achseln. Nr. 13 ist ein ganzer Harnisch, der auf den Achseln und auf den

Abb. 41



Schößen Doppelreihen von Messingrosetten trägt. Die Harnische 14 und 15 sind ähnlich wie

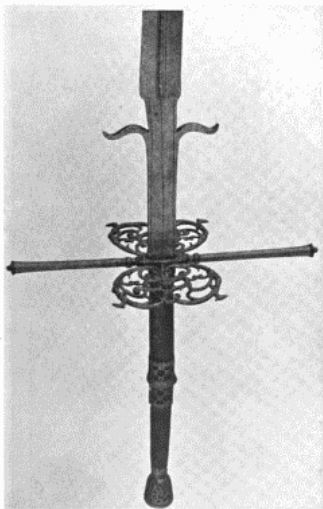


Abb. 42

lange etwas abwärts gebogene Sporen angenietet. Die Arme haben ganze Meusel und Fausthenzen. Im oberen Brustabschnitt befindet sich ein Bolzen für einen Feldbart. Wie diese zwei Harnische

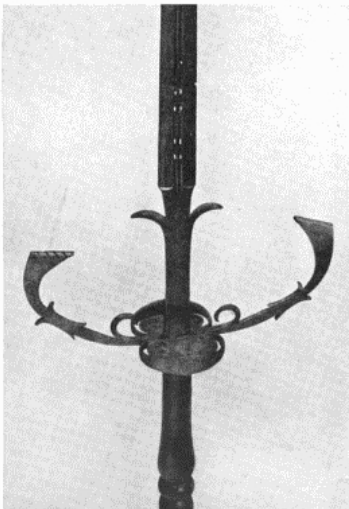


Abb. 43

die letzterwähnten, nur dafs unter den Nietköpfen Rosetten aus gegossenem Zinn sich befinden. Rüsthaken sind hier vorhanden. Die halben Harnische 17, 18 und 19 (Abb. 37) sind



Abb. 44



Abb. 45

geschwärzt bis auf die breiten Bänder, die den Ätzstreifen auf den reicheren Harnischen entsprechen und weiß geschliffen sind. Unter den Nieten sind Zinnrosetten. Die einfacheren Harnische zeigen, wenn sie Zierlinien haben, diese genau in den Formen wie die geätzten Harnische, so daß man meinen kann, sie müßten aus derselben Werkstatt hervorgegangen sein. Auffällig ist auch oft eine schiefe Ausführung der Helmvisiere bei den einfacheren Harnischen, besonders stark bei Abb. 38 zu sehen, und immer kommt dabei die rechte Seite des Mannes zu kurz, während die den Hieben mehr ausgesetzte Quartseite an Fläche ge-

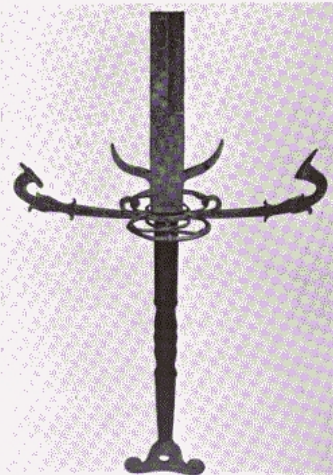


Abb. 46

winnt. Merkwürdigerweise zeigen die gleiche Schiefheit schon die meisten Blasebalgvisiere bei unseren Maximilianshelmen (Abb. 6).

Nr. 10 (Abb. 38) ist eine Kostümfigur im Haupttreppenhaus, die wieder aufgestellt werden sollte und eine sehr schöne Brust mit besonders verzierten Wulsten und Schößen sowie Spangeröls und Fingerhutzen hat. Die Hände stützen sich auf eine merkwürdig große Streitaxt mit dem Monogramm H I des Herzogs Julius im Blatt. Abb. 39 (Nr. 11) ist ein guter, sehr großer blanker halber Harnisch aus der Zeit um 1620.

Außer diesen sind noch mehrere unvoll-

ständige Harnische da, die zur Dekoration der Wände benutzt wurden.

Wir kommen nun zu den Angriffswaffen, den Blankwaffen. Eine große Zahl stattlicher Bidenhänder ist zu betrachten. Zunächst sechs gleiche besonders reich geätzte große Prachtstücke (Abb. 40). Die Klinge ist zu fast ein Drittel, Parierstange und Schutzbügel sowie der eigenartig geformte, breite, flächige Knauf ganz mit zierlichem Ornament aus der Zeit um 1550 bedeckt. Verstreut kommen Tiere und Reiter vor, namentlich aber an den Bügeln und der Stange die Wappen der fünf Weichbilde der Stadt Braunschweig. Das Vorkommen dieser Wappen ist wichtig gewesen für die Entscheidung der Frage, ob diese Wappen schon früher geführt seien oder ob sie der Phantasie eines fleißigen Ortsgeschichtsschreibers des letzten Jahrhunderts entstammten, wie der verdiente Stadtarchivar Hänselmann annahm. Durch diese Bidenhänder war dargetan, daß wirklich diese Wappen im 16. Jahrhundert geführt wurden, wenn man auch sonst keinerlei urkundliche Nachricht darüber hatte. Merkwürdig ist noch an diesen ungewöhnlich großen Stücken, daß die Bügel durch ein in Messing getriebenes Blech ausgefüllt werden, auf dem ein Löwe und ein Greif dargestellt sind (Abb. 41). Das städtische Zeughaus, dem diese Stücke entstammen, kam 1671, als Herzog Rudolf August die Stadt eingenommen hatte, in fürstlichen Besitz.

Ein Bidenhänder mit zierlicher Klinge (und Scheide) muß jetzt erwähnt werden wegen der schü-

nen Fassung des Griffholzes und des Knaufs und der Parierstange mit vergoldeter Bronze (Abb. 42). Weil vor vielen Jahren ein Schalk auf die eine

Stange die Inschrift: „HENRICVS · LEO · DVX“ eingegraben hat, so wurde bis vor kurzem den gläubigen Besuchern des Schlosses in dieser Schauwaffe des 16. Jahrhunderts das „Originalschwert Heinrichs des Löwen“ vorgezeigt! Auf der Klinge steht auf jeder Seite in einer Rinne: „JOANNES · AOLLIGS“ und daneben als Marke ein Hirschgeweih (Hans Ohlig in Solingen).

Abb. 43 ist ein reich geätzter Zweihänder mit 1599 datiert. Auf beiden Bügeln ist ein Wappen, ein Herz mit herauswachsendem (russischem) Doppelkreuz, daneben L—R enthaltend, dargestellt. Neben dem Wappenschilde ist rechts und links ein Monogramm aus L, R und S geätzt. Das Wappen war noch nicht zu bestimmen, auch nicht durch die freundlichst gewährte Hilfe von Herrn Professor Hildebrandt vom Deutschen Herold. Auf der Klinge und den breiten Lappen der Parierstange sind Landsknechte dargestellt, auf den aus der Stange herausgeschmiedeten Lappen, die fast die Parierbügel ausfüllen, Doppeladler. Die Klinge hat zwei Hohlschiffe und in dieser zehn Durchbrechungen.

Abb. 44 zeigt einen anderen ähnlich reich bezetzten Bidenhänder, der auf der Klinge jederseits einen Doppeladler trägt.

Abb. 45 zeigt ähnliche Form der Parierstange und der Klinge wie die vorigen. Die kleinen Parierhaken sitzen von der Parierstange entfernt da, wo die Klinge dachförmig wird und sich etwas



Abb. 40



Abb. 43

verbreitert. Auf der Parierstange, die nur durch den Meißel etwas verziert ist, sind fünf vergoldete Löwenköpfe aus Bronze jederseits angebracht, die lose Ringe im Maule tragen. Es ist dies keine allein-stehende Spielerei, denn im Berliner Zeughaus findet sich ein sehr ähnliches Stück.

Abb. 46 zeigt den eigentlichen Typ der Braunschweigischen Bidenhänder, von denen zwei Unterarten sich durch den Knauf unterscheiden.

Die Klinge ist besonders groß und schwer, dachförmig, gleich breit wie das flache Ansatzstück. Die zwei großen, flammenartig gebogenen Parierhaken sitzen ziemlich tief, so daß man nicht mit

dorn befindet sich die Schmiedemarke, hier ein fünfspitziges Rad. Es kommen aber auch andere Marken vor. Interessant ist noch der Knauf: der hier aus einem Stück Eisen geschmiedet und mit

dem Meißel verziert ist. Besonders trägt er beiderseits lange In-schriften, teils in Ab-kürzungen. Am äufseren langen Saume steht: „I H · Z · B, V · L. — ALIIS · IN · SERVI · ENDO · CONSV · MOR · ANNO · 1573“. Um die Öffnung in der Mitte steht,

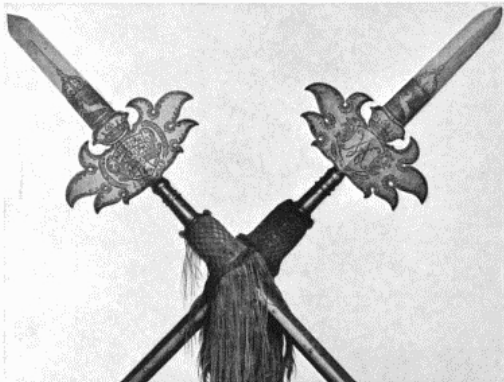


Abb. 50

„O · H · B · M · N · M · D · S · L · V · E“ also: „O Herr, behüt mir nicht mehr, denn Seel', Leib und Ehr“, der gute alte Spruch, der allerdings, namentlich auf den Harnischen, oft etwas verstellt vorkommt.

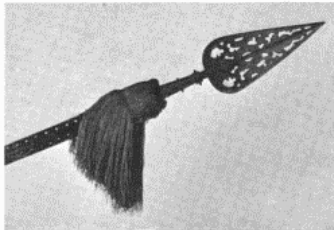


Abb. 51

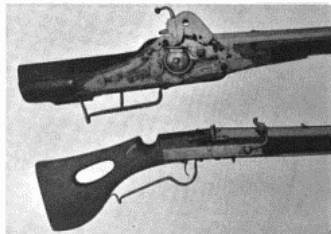


Abb. 52 a u. b

der Hand dahinter greifen konnte. Deshalb brauchte man den Ansatz auch nicht mit Leder zu überziehen, benutzte aber die große Fläche dazu, um das Zeichen des Herzogs Julius unter einer Krone (Abb. 47), ferner die Jahreszahl (1573) und eine Nummer anzubringen. Auf dem einen Parierhaken oder



Abb. 47

Die andere Art der Knäufe ahmt die Form der geschmiedeten nach, ist aber kastenartig aus hartgelötetem Eisenblech gebildet und mit halbrunden Meißelheben etwas roh verziert. Jedoch erkennt man auf jeder Seite zwei Löwenmasken und Blumen. Die Parierstange ist bei unseren Braunschweigischen

Zweihändern in der aus der Abbildung gut zu erkennenden Weise gebildet, viel weniger gekrümmt als sonst üblich und an den Enden stark verbreitert. Die Flächen sind in kecker Form scharf zurückgebogen und ihre Spitzen etwas eingerollt. Die Stange ist durch den Meißel verziert (stets mit zwei Delphinen). Besonders reich sind die Parierbügel mit kreuzweisen Verstrebnungen und einem Daumenring, alles vierkantig und mit vierkantigen profilierten „Bunden“ umlegt.

Waffen dieser Art finden sich in den meisten Sammlungen, in Wien, Berlin, Antwerpen, Hannover, Münster und vielen Orten. Da die Klingen alle mit einer Nummer versehen sind und vom Verfasser bis zu Nr. 292 verfolgt werden konnten, so ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß der Fürst eines so kleinen Landes in drei Jahren an 300 Schlachtschwerter fertigen liefs.

In Bd. I, S. 63 dieser Zeitschrift hat nun Boehm einen Braunschweigischen Zweihänder aus der Wiener Sammlung abgebildet, aber scheinbar ohne dessen Herkunft aus Braunschweig zu kennen. Er nennt ihn: „Deutscher Zweihänder, steirischer Typ.“ Warum wohl? Dem Verfasser sind einige Dutzende dieser Art bekannt, aber alle tragen das Zeichen des Herzogs Julius. Nichtbraunschweiger von diesem Typ sind ihm dagegen noch nicht vorgekommen.

Natürlich können mancher Vertauschungen von einzelnen Teilen mit fremden sich finden, die sich aber unschwer feststellen lassen. — Anschliessend an die Schlachtschwerter sind nur wenige Degen zu nennen, die noch nicht einmal alle die ursprüngliche Klinge haben. Auf unserer Tafel (Abb. 48) ist der zweite Degen von rechts dadurch interessant, daß er das Zeichen des Herzogs Julius und 1570 trägt.

Von Stangenwaffen ist wohl eine große Zahl vertreten, aber besonders gute ältere Stücke findet man nicht; es lohnt nicht, hier sich dabei aufzu-

halten. Erst aus dem 18. Jahrhundert kommen auffallend große Stücke von feiner Ätztechnik vor. Zunächst sind zehn sehr

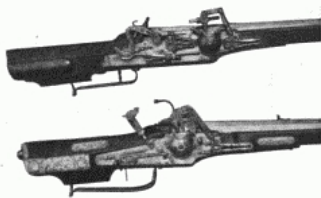


Abb. 53a u. b

große Hellebarden der Leibgarde des Herzogs Ludwig Rudolf von 1717 zu nennen. Das Eisen ist dunkel angelassen und darin stehen die in der Abb. 49 gut erkennbaren Ornamente in Gold und Silber. Beide Seiten sind hier gleich. Die grossen Prunkpartisanen des Herzogs August Wilhelm sind blank gewesen, die geätzten Ornamente vergoldet (Abb. 50). Die eine Seite des Blattes zeigt das Monogramm des Herzogs und seinen Wahlspruch: „Parta tueri“; die andere Seite das große Wappen und den Titel des Herzogs und 1718. Auf der Klinge ist jederseits das springende Rofs unter einer Krone auf mattem Grunde angebracht.

Von diesen schweren Waffen waren im Zeughaus zu Braunschweig im Jahre 1773 noch 67 Stück; nach Blankenburg sind nur 27 gekommen. Also müssen die anderen 40 sich noch in Sammlungen finden. Einige sind schon noch bekannt, weitere Vorkommen zu erfahren, wäre für den Verfasser von Interesse.

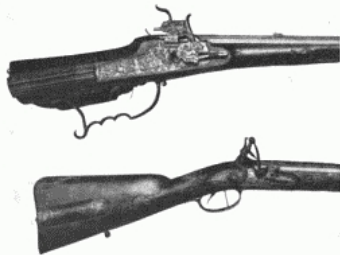


Abb. 54a u. b

Zwei interessantere Spontons mögen noch erwähnt werden, ein größeres mit breitem durchbrochenem Blatt, bis auf die Spitze vergoldet (Abb. 51) und ein kleineres, das nach einer alten

Inschrift daran der Prinz August Ferdinand getragen hat, als er am 2. Juli 1704 in der Schlacht bei Donauwörth die Braunschweigischen Truppen zum Sturm auf den Schellenberg führte und seinen Tod fand.

Feuerwaffen sind nicht zahlreich in Blankenburg vorhanden, immerhin sind verschiedene Typen gut vertreten. Abb. 52 zeigt eine Lutenflinte mit durchbrochenem Schafte, 52a eine Büchse mit großem Radschloß- und kleinen Lutenhahn. Abb. 53a stellt eine Büchse dar mit zwei Schloßern (Schnapp- und Radschloß) sowie zwei Zündlöchern

und zwei Pfannen übereinander, zum Verfeuern von zwei Ladungen nacheinander aus demselben Rohre. Diese Waffe dürfte auch auf Herzog Julius zurückzuführen sein, der in einer Eingabe an den Kaiser solche Gewehre für die Bewaffnung der Reichsarmee empfahl und zugleich auch den Vorschlag machte, ein einheitliches Kaliber möchte eingeführt werden: ein weitausschauender Gedanke, der erst in unseren Tagen verwirklicht worden ist.

Abb. 53 b stellt nochmal eine schwere Büchse dar, mit großem Radschloß und einem Luntenhahn für dieselbe Zündpfanne. Zeit um 1570.



Abb. 56

Abb. 54 a ist etwas jünger, eine Jagdbüchse von Jo. Heintz, dem Hofbüchsenmacher des Herzogs August Wilhelm in Wolfenbüttel, also bald nach 1700 gearbeitet und trägt das Monogramm des vorgenannten Herzogs über einem Schilde mit laufendem Rofs. Abb. 54 b ist eine Jagdbüchse vom Ende des 18. Jahrhunderts mit Batterieschloß und reichem Eisenschmuck.

Auf Schloß Blankenburg sind dann noch eine Anzahl Faustrohre einfacher Art, eine sog. Kombinationswaffe, ein Sauspieß (hier Fangeisen genannt) mit zwei Radschloßrohren daran, zwei alte Kommandostäbe von etwa 1600, zwei große Armbrüste mit vielen Bolzen und eine große Anzahl Stangenwaffen meist einfacher Art.

Bemerkenswert sind noch die zweierlei Arten von Patronenbüchsen mit dem Zeichen des Her-



Abb. 55

zogs Julius (Abb. 55), die einen in schwarzem Eisen hochgetrieben (Abb. 56) und mit Nummer und Jahreszahl versehen (1572—73) und die anderen glatt, blank, mit geätzten und geschwärzten Verzierungen (Abb. 57) und den Buchstaben: G(ottes) V(orsehen) M(ufs) G(eschehen) J·H·Z·B·V·L. Hier ist das Eisen durchbrochen und zeigt schwarzen Samt

und unten schwarze Fransen. — Zum Schluß sei noch ein besonders reich und zierlich geätzter Luntenspieß abgebildet (Abb. 58), der durch den schreitenden Löwen sich als ein Stück aus dem Zeughaus der Stadt Braunschweig erweist, von derselben reichen



Abb. 58



Abb. 57

Auszierung wie die genannten großen Bienenhander. Damit haben wir den Gang durch die alten Waffen auf Schloß Blankenburg beendet und dabei manch schönes Stück

alter Waffenschmiedekunst kennen gelernt. Dankbar mußten wir dabei des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg gedenken, der durch die bessere Aufstellung uns die Stücke näher gebracht hat.

Aber der hohe Herr würde gewiß auch damit zufrieden sein, wenn der junge Herzog des Landes, der jetzt in Blankenburg größere Umbauten ausführen will, den Waffen seiner Ahnen in der wiederhergestellten „alten Rüstkapellen“ eine noch bessere Aufstellung geben wollte, als dies in den bis jetzt vorhandenen Räumen möglich war. Wert wären es wohl diese schönen Reste der einst ganz erstaunlich reichen Harnischkammer von Wolfenbüttel.

Das letzte Rennen des Kurfürsten August von Sachsen

dargestellt in der Königlichen Gewehralerie zu Dresden

Von **Wolfgang Pagenstecher**

Assistent der Königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf

Die Königliche öffentliche Bibliothek im Japanischen Palais zu Dresden bewahrt jene drei famosen Original-Turnierbücher der sächsischen Kurfürsten Johann und Johann Friedrich und August, welche Erich Haenel im Auszuge der Öffentlichkeit zugänglich machte. Er wählte von den mit Wasserfarben auf Pergament gemalten Blättern, welche Rennen, Stechen und ein Turnier darstellen, diejenigen zur Wiedergabe aus, welche ihm geeignet erschienen, ein deutliches und charakteristisches Bild jenes ritterlichen Sportes in der Zeit von 1487—1566 am sächsischen Hofe zu geben. Das letzte Blatt des dritten Buches, welches ausschließlich die fünfundfünfzig Rennen des Kurfürsten August enthält, stellt auch zeitlich das letzte abgebildete Rennen dieses Fürsten im Februar 1566 zu Dresden an der Fastnacht dar. Haenel hat das Bild in seiner genannten Veröffentlichung nicht gebracht und in der Tat zeichnet es sich auch durch keine Besonderheit vor den anderen Darstellungen aus. Wie die meisten Rennen, so ist auch dieses zu Gunsten des ritterlichen Kurfürsten entschieden, denn sein Gegner stürzt abgerannt vom Pferde. Die Gäule, soben durchpariert, scharren schnaubend den Boden, die Decken flattern noch von der Bewegung des Galopps, glatt stürzt der Gegner des Fürsten, seinen Rennspieß fallenlassend, hinterwärts vom Pferde, während der Kurfürst selbst mit noch eingelegetem Spieß ruhig im Sattel sitzt und nur wie üblich die rechte Hand hoch hält. Dieses Blatt ist also durch nichts von den vorhergehenden ausgezeichnet, es sei denn dadurch, daß es als letztes Blatt die Jahreszahl seiner Entstehung, nämlich 1584, und die Initialen des Verfertigers, Hans Göding aus Braunschweig, trägt. Für den Kenner der sächsischen Geschichte und Freunde der Waffenkunde ist allerdings noch der Umstand interessant, daß der Abgerannte Herr Hans Dehn ist, Oberrüstmeister des Kurfürsten August, und von diesem selbst wegen seiner Liebe

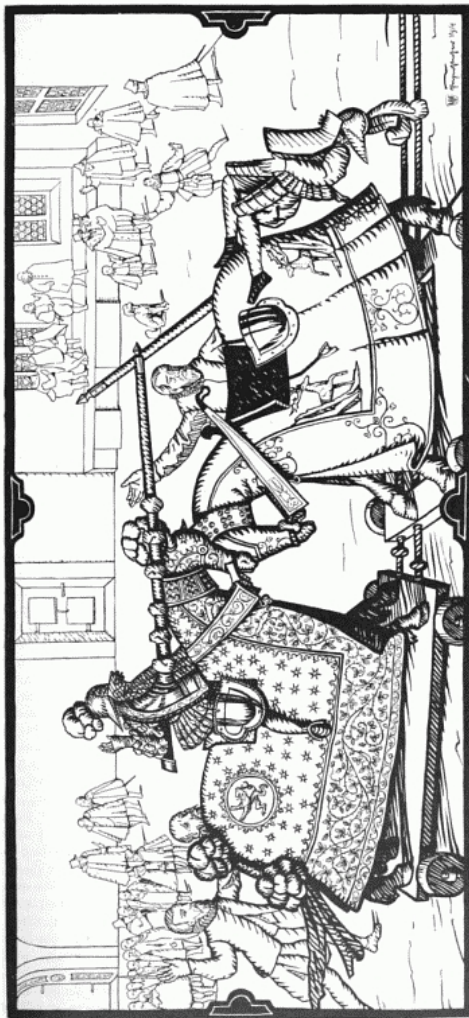
zum Waffenhandwerk und zu Ritterspielen hochgeschätzt. Karl V. erneute dem Hans Dehn, jedenfalls auf Betreiben des Kurfürsten, im Jahre 1549 den alten Adel mit der Bestimmung, einen offenen Helm zu führen und sich von Dehn-Rothfelsen, Dammhirsch vom roten Felsen, zu nennen. Das würde alles sein, was uns an dem genannten Blatte interessieren könnte. Nun hat aber der Maler Hans Göding auch jene neunundzwanzig Ölbilder in der Gewehralerie in Dresden gemalt, welche den Kurfürsten August in der Ausübung der Rennen der Nachwelt verewigen. Diese neunundzwanzig Bilder wiederholen mit geringen Abweichungen jene der fünfundfünfzig Rennen des Turnierbuches, welche dem fürstlichen Auftraggeber vielleicht die wichtigsten schienen und sind, obwohl weit größeren Formates, doch eigentlich getreue Wiederholungen jedes einzelnen Rennens. Sie sind nur insofern eine Bereicherung, als sie nicht nur wie die Temperamalereien die beiden Gegner in der Silhouette auf weisem Grunde zeigen, sondern sich bemühen, die Situation des Platzes mit den Schranken und umgebenden Häusern samt Griefswärteln und Zuschauern tatsächlich vorzuführen. Die Bilder der Turnierbücher mit ihrer verschnörkelten, ornamentalen Schrift erheben das Geschehnis zum Monument, diese Ölmalereien aber wollen die lebendige Wahrheit schildern, soweit dies die Kunst des Malers vermochte.

Das sehr dunkel gehaltene Bild, welches das Rennen des Kurfürsten August mit Hans Dehn darstellt, ist in der reichen Folge charakteristischer Schilderungen dasjenige, welches uns hier ganz besonders interessiert, da es durch eine Besonderheit unter allen neunundzwanzig Darstellungen zur Merkwürdigkeit wird. Bei näherer Betrachtung der bewegten Szene zeigt es sich nämlich, daß die Pferde, so naturalistisch der Maler sie auch darzustellen bemüht war (was sich trotz der wurmartigen Köpfe und nufsnackerartigen Mäuler, die ihm besser nur bei wenigen

Pferden gelangen, besonders in den langbehaarten Fesseln und den Hufen zeigt), so lebendig die ganze Situation auch aufgefasst ist, daß diese Pferde nur ausgestopfte Holzperde sein können, denn sie stehen auf Brettern mit niedrigen aber festen Rädern aus einem Stück, sind ein Mechanismus, eine Rennmaschine! Eine photographische Wiedergabe würde das sehr dunkle Bild nur schwach vorführen können, aber die beigegebene Abbildung, welche ich nach einer genauen Pause gezeichnet habe und die sich genau, ohne jede sogenannte Verbesserung, an die Umrisse des Originals hält, zeigt deutlich, wie der Mechanismus beschaffen war. Das Pferd des Kurfürsten steht auf einer sehr dicken Holzplatte, welche auf vier Rädern ruht, von denen drei sichtbar sind. Das Pferd des Gegners dagegen ist auf einem breiten und starken Holzrahmen befestigt, welcher ebenfalls auf vier Rädern läuft, von denen auch drei sichtbar sind. Beide Gestelle werden an der Schmalseite von zwei in ziemlicher Entfernung voneinander angebrachten runden Löchern durchstoßen und zwar das Rahmengestell Dehns an Vorder- und Rückseite, das des Kurfürsten nur an der Kopfseite. Durch diese Löcher laufen parallel zueinander zwei starke gewundene Taus, deren Verlauf man von ihrem Austritt aus dem Gestell des fürstlichen Pferdes durch das Kopfbrett des Dehnschen Pferdes, unter diesem selbst weg durch die Leiste der Rückseite bis zu ihrem Verschwinden rechts am Rahmen verfolgen kann. Die Löcher, durch welche die straff angezogenen Seile führen, sind grade so weit, daß die Taus durchlaufen können. Zwischen den Kopfgestellen beider Maschinen befinden sich um die Taus gewickelte, enganschließende hanfene Ringe; der am vorderen Seil befestigte näher zum Fürsten, der andere am zweiten hinteren Seile befestigte näher zu Dehn hin. Der ganze Apparat diene offenbar dazu, beide Fahrgestelle wie richtige Pferde im schnellen Tempo des Galoppes gegeneinander zu bewegen und mag in der Weise wie folgt gehandhabt worden sein. Zunächst muß man sich klar machen, daß die beiden Seile, welche wir sehen, tatsächlich nur ein einziges sind, jedoch bleibe ich, wo es zum besseren Verständnis dienen kann, bei der Benennung „erstes“ oder „zweites“ Seil. Das zweite Seil, das im Bilde weiter rückwärts liegende, denke man sich mit seinem Ende auf einer drehbaren, aber mit dem Boden unverrückbar verbundenen Rolle aufgewickelt. Da, wo es durch die hintere Leiste des Dehnschen Pferdes durch das Rahmengestell eintritt, denke man sich einen Knoten, der auf der Abbildung weil er verdeckt ist, nicht sichtbar ist und welcher ein Durchziehen des Seiles nach vorne unmöglich

macht. Im weiteren Verlaufe durchstößt das Tau, wie ersichtlich ist, die Kopfleiste. Der jetzt folgende Ring umschliefst zwar das Seil eng, ist aber dennoch verschiebbar. Nun durchstößt das Tau vermutlich in langer Bohrung das Gestell des anderen Pferdes und läuft wahrscheinlich über ein im Gestell liegendes flaches Rad, tritt aus dem Gestell in einer parallel zur ersten Bohrung liegenden zweiten aus, läuft durch einen zweiten ebenfalls verschiebbaren Ring und läuft als erstes Tau entgegen der ersten Richtung, aber parallel zu ihr ungehindert durch das Gestell des Dehnschen Pferdes hindurch. An sein Ende muß man sich ein oder mehrere Pferde gespannt denken, welche zum Galopp angetrieben beide Holzperde gleichmäßig in Bewegung setzen. Beide Fahrgestelle rollen nun, indem sie ein wenig schlenkern, wozu die Abbildung den Beweis liefert, gleichmäßig oder auch ruckweise, je nach der Bodenbeschaffenheit gegeneinander. Die Hanfringe, je einer vor jedem Gestell, werden durch den starken Druck vorgeschoben und dienen im Momente des Zusammenstreffens als Puffer, um die Gestelle vor Beschädigung zu bewahren. Dächte man sich die Ringe ganz fest und unverrückbar, dann wäre nur eines der Gestelle, in diesem Falle das des Fürsten, zu bewegen, und zwar so, daß an beiden Enden des Taus gleichmäßig gezogen würde. Das entspricht aber nicht dem Comment, weil dann doch derjenige, der unverrückbar feststeht, allein den furchtbaren Stofs auszuhalten hätte, und erscheint auch hier schon deswegen nicht wahrscheinlich, weil die Decken beider Pferde gleichmäßig flattern, also beide Pferde als in Aktion gewesen dargestellt und gedacht sind. Auch müßte das Dehnsche Pferd am Boden befestigt sein, und warum durchstoßen die Taus das Kopfgestell des fürstlichen Pferdes? Eine Befestigung aufsen an gewundenen Haken wäre jedenfalls praktischer. Da ich meine Vermutungen an einem kleinen Modelle, und zwar mit Erfolg, praktisch erprobt habe, darf ich sagen, daß die hier von mir abgegebene Erklärung der Maschine durchaus möglich ist.

Der Katalog der Gewehralerie vom Jahre 1900 nennt dieses Rennen einen Fastnachtsscherz. Diese Vermutung liegt zunächst nahe, wenn man die Gelegenheit berücksichtigt, bei der das Rennen stattfand. Die Inschrift, welche über dem Bilde angebracht ist und welche ebenso laute wie die zum gleichen Bilde im Turnierbuch, sagt: „ein Rennen mit Hanffs Dehnen gethan, der ist alleine gefallen Anno 66 im Februar zu Dresten an der Fastnacht!“ Also ein Rennen zur Fastnachtzeit. Der Umstand ist aber auch der einzige, welcher auf etwas Närrisches hindeuten könnte. Nun fanden aber sehr häufig an der Fastnacht Rennen



Ein Reisen mit Hansis Döhnen gehen der ist alleine gefallen. Ao 46 im Februar zu Dresden an der Fasnacht
Zeichnung nach einem Bilde von Hans Göding in der Gewerhgalerie zu Dresden

statt, und gerade das Turnierbuch des Kurfürsten August und die Bilder der Gewehr-galerie bringen mehrere zu der Zeit, und keines zeigt andere als natürliche Pferde. So sehen wir auf Blatt 54, also dem vorletzten des Turnierbuches des Kurfürsten, ein Rennen mit Hans Kaspar von Ruxleben ebenfalls im Februar 66 zu Dresden an der Fastnacht abgebildet. Das Rennen fand, wie das Bild in der Gewehr-galerie zeigt, vor einer hinter Schranken zurückgehaltenen dichtgedrängten Menschenmenge statt. Im Hintergrunde ist ein zweites Rennen abgebildet und sechs Fanfarenbläser mit schwarz-gold gestreiften Trompetentüchern blasen schmetternde Fanfaren. Auch hier ist nichts anders wie bei anderen Rennen, jedoch führt der Fürst auf seiner grauen mit schönen silbernen Ornamenten und den Initialen A.V. gemusterten Decke vier paarweise voneinander knieende mit Stricken am Halse gefesselte goldene Narren. Ruxleben trägt eine prachtvolle von Silber und Rot geschachte Decke mit den Initialen V.R.V. und R. H. G. oder C., also nichts von Narretei. Auch die Zurüstung der Holzperde bei dem Rennen Augusts gegen Dehn ist durchaus würdig. Der Fürst trägt eine schwarze Decke mit goldenen sechsstrahligen Sternen bestickt, am Rande eingefasst von einem breiten goldenen Fries, welcher Rosen- oder Dornenranken in schöner Verschlingung zeigt. Dieser Fries ist nach oben hin von dem Ornament der Rautenkronen abgeschlossen. Kreisrund umgibt dasselbe Ornament auf der Hinterhand des Pferdes einen nach rechts gestellten goldenen Löwen, das Wappenbild von Meissen. Diese Decke, mit geringen Abweichungen, welche vielleicht auf das Konto des phantasie-reichen Malers zu setzen sind, führt der Fürst auch in mehreren anderen Rennen, wie es denn üblich war, dieselbe Decke mehrfach zu zeigen, wie die Abbildungen in den drei sächsischen Turnierbüchern beweisen. Die Tartsche trägt gleichfalls goldene Sterne und einen mit Ranken bestickten Rand. Der Fürst hat schwarze Hosen und gleiche gesteppte Rennschuhe und ein mit gelbseidenen Bauschen geschmücktes Röckel und ebensolche Ärmel mit halben schwarzen Handschuhen angelegt. Das Zügelband ist ebenfalls mit Ranken reich bestickt. Das Pferd trägt weiter ein schwarzes goldbesticktes Schellenhalsband mit goldenen Schellen und auf dem Kopfe sowie am Schwanzansatz und -ende große Büsche von orangegelben Straußenfedern. Ein gleicher Busch ziert den Rennhut des Fürsten. Außerdem ist der Roffschweif mit einem schwarzen, goldbestickten Banden umwickelt, von dem lange orangegelbe Seidentücher abflattern. Die Rennstange ist mit schwarzem Stoff bezogen und mit sechs Bauschen geschmückt. Die Satteldecke ist

schwarz. Die beiden Griefswärtel des Fürsten, bereit, ihren Herrn aufzufangen, tragen orangegelbe seidene Röcke, Hosen und Strümpfe, schwarze ärmellose Überwesten und schwarze Schuhe. Das Pferd Dehns trägt schwarze Satteldecke und eine von breitem, mit silbernen Arabesken besticktem blauen Rande eingefasste weiße Decke, in deren beiden Ecken an Vorder- und Hinterhand das Dehnsche Wappen, der Dammhirsch, hinter dem roten Felsen angebracht ist. Das Pferd trägt ein schwarzes Halsband mit silbernen oder stählernen Schellen. Beide Pferde sind gelbend, jedoch ist bei dem Pferde Augusts durch einen Goldstreifen das Rund des Auges markiert. Dehn hat schwarze Schuhe, blaue Strümpfe, Tartschendecke derselben Farbe und schmutzviolettblaue Pumphosen und Ärmel. Den Rennhut schmückt eine blaue und eine weiße Straußenfeder. Sein Griefswärtel hat blaue ärmellose Weste und weißseidene Ärmel. Im Hintergrunde eilt ihm noch ein zweiter Griefswärtel in den schwarz-goldenen Farben des Fürsten zu Hilfe. Alle Griefswärtel tragen breite Halskrausen und auch bei den beiden Herren sind solche sichtbar. Die Rennstange Dehns ist braunes Naturholz. Die Bewaffnung ist die übliche, jedoch tragen beide Herren, entgegen der Abbildung im Turnierbuch, wo der Fürst wenigstens einen goldenen Sporn trägt, keine Sporen; sie wären ja auch überflüssig. Ebenso fehlt hier die Rofsrinne, welche im Turnierbuche bei dem Pferde des Fürsten verzeichnet ist.

Ich glaube, der Umstand allein, daß beide Herren ihr Wappen führen und die Griefswärtel in ihre Farben gekleidet sind, berechtigt zu der Annahme, daß ein Fastnachtscherz keineswegs vorlag. Wer ein Wappen führt, hütet sich, es lächerlich zu machen. Die Farben der Decken sind durchaus harmonisch und vornehm, sie bringen keine von den grellen Farben, die sonst häufig damals beliebt waren, wie sie z. B. Hans Burgkmaier d. J. in seinem Turnierbuch notiert hat, und wie wir sie heute noch an den Kostümen Fastnachtsfreudiger bemerken, die keinen Geschmack haben oder aus Narretei nicht haben wollen. Hätte der Kurfürst einen Mummenschanz vorführen wollen, so würde er wohl eine andere Decke gewählt haben als gerade die, welche er bei anderen Gelegenheiten schon vorgeführt hatte. Auch das Gebahren der Griefswärtel und der in Gruppen umherstehenden Zuschauer ist würdevoll und ernsthaft. Die Gruppen der Kavaliere, unter denen ergraute Männer mit spärlichem Haar und langen weißen Bärten herrschen, sind alle in dunkler schwarzer Kleidung, zum Teil mit Pelz verbrämt, tragen goldene Ketten und Degen und sehen dem Rennen bei ernsthaften Reden gelassen zu. Ein Wächter mit

Hellebarde steht Posten; jedoch scheint er überflüssig, denn von einer Zuschauermenge wie auf den anderen Bildern, hinter Schranken zurückgehalten und Kopf an Kopf sich drängend, kann nicht die Rede sein. Kaum dreißig Menschen sehen dem Spiel zu, davon nur vier auf einem langen kastenartigen Podium, welches den Hintergrund rechts abschließt und den Durchgang zwischen den Häusern sperrt. Dieses Publikum scheint nur aus geladenen Auserwählten zu bestehen. Die Narren, die sich so oftmals bei Darstellungen anderer Rennen oder Stechen finden (ich erinnere nur an ein deutsches Gesteck des Marx Walther von Augsburg, bei dem eine ganze Schar von Narren ihr Spiel treibt) fehlen hier ganz und wären doch mit ihren Schellenohren, Schellenbändern und bunt gestreiften Pritschen recht am Platze, wenn die ganze Veranstaltung ein närrischer Scherz hätte sein sollen. Es fragt sich auch noch, ob ein Fürst von der Bedeutung Augustus zum Abschluss dieser ritterlichen Sportlaufbahn, welche ihn immer auf der Höhe gezeigt hatte, in seinem vierzigsten Jahre diese Laufbahn damit beschließt, dafs er ein Rennen als Mummenschanz ausführt. Um mich eines heutigen zeitgemäfsen Sportausdruckes zu bedienen, möchte ich sagen: Kurfürst August war Meisterschaftsrenner, zum mindesten hatte er die Meisterschaft von Sachsen, war Champion. Schlägt aber einer die Meisterschaft so gering an? Dazu mag ihm dieses Rennen besonders sauer angekommen sein, nicht nur, weil er korruptel geworden war, wie die Vorsatzstücke seines von Rosenberger geschlagenen Zeuges beweisen, sondern auch, weil er schon im Jahre 1564 zum Vater Hans von Schweinichen nach seinem Rennen mit diesem sagte, es solle sein letztes Rennen sein. Da der Bericht des Ritters Hans von Schweinichen so charakteristisch und lebendig ist, lasse ich ihn hier im Wortlaute ungekürzt folgen.

„Es hat Kurfürst August im Reinzuge mit meinem Herrn Vater, welche beide gute Renner und Stecher gewesen, ein Treffen miteinander getan, jedoch gar heimlich und still, dafs es niemand als die kur- und fürstlichen Personen gewußt. Ihre Kurfürstliche Gnaden haben meinem Vater den Küras selbst angelegt und gesehen, dafs er wohl verwahrt werde. Wie sie nun zusammenkommen, treffen sie beide einander wohl als gute Renner. Da aber der Kurfürst so einen schweren Spiels führt, den ihrer zwei dem Kurfürsten nicht wohl einlegen konnten, hat der Spiels den Kurfürsten elichermäfsen überwogen, auch half der Stofs, den Ihre Kurfürstliche Gnaden von meinem Vater bekommen, dafs also Ihre Kurfürstliche Gnaden fielen. Als mein Vater, der ungeachtet, dafs der Kurfürst ihn auch nicht fehlte,

wohl hätte sitzen bleiben können, sah, dafs der Kurfürst lief, fiels er sich auch fallen, damit es das Ansehen hätte, Ihre Kurfürstliche Gnaden hätten ihn heruntergerannt. Es ist dies dem Kurfürsten eine sonderliche Freude gewesen, auch sagte er, dies solle sein letztes Treffen sein, und verehrte meinem Vater eine Kette für siebzig Gulden mit dem kurfürstlichen Bildnis, verhiels ihm grofse Schätze und bot dem Vater an, er solle um etwas bitten, es solle ihm unversagt sein. Der Vater aber bat nicht mehr als: „er solle sein gnädiger Kurfürst sein und bleiben!“ Weil ich bei allem diesem auch gewesen, verehrte mir Ihre Kurfürstliche Gnaden einen Doppelfloren.“

Ist diese Schilderung in ihrer Einfachheit und Geradheit nicht außerordentlich bezeichnend für den Ernst, mit dem der Fürst, wenigstens für seine Person, den Rennsport betrieb? Es war dem Fürsten „eine sonderliche Freude“, noch einmal günstig abgeschnitten zu haben, und da er fühlen mochte, dafs er das Glück zukünftig nicht mehr mit dem früheren Erfolge in die Schranken fordern dürfte, will er mit diesem Rennen seine Sportlaufbahn beschließen. Tatsächlich blieb dieses Rennen für das Jahr 1564 sein einzigstes und auch im Jahre 1565 stieg er nicht mehr in den Rennsattel, rannte aber dann 1566 an der obengenannten Fastnacht zweimal, nämlich gegen Rükleben und Dehn. Dafs diese beiden Rennen an ein und demselben Tage stattgefunden haben, ist durch das Datum bewiesen. Merkwürdig ist, dafs die bei dem Rüklebenschens Rennen abgebildete Menschenmenge und die Schranken sowie die Fanfarenbläser bei dem Rennen gegen Dehn fehlen. Das Dehnsche Rennen macht den Eindruck als ob es wie dasjenige mit Schweinichen, von dem wir übrigens keine Abbildung kennen, gar heimlich und still, nur mit Wissen kur- und fürstlicher Personen abgehalten worden sei. Jedoch mag sich bezüglich der Umgebung der Maler, um Abwechslung zu bieten, Freiheiten erlaubt haben.

Jedenfalls ist es für einen Untertanen eine Auszeichnung, gegen seinen Landesfürsten in die Schranken reiten zu dürfen. Wäre es aber nicht eine schlechte Auszeichnung für den verdienten Oberrüstmeister gewesen, wenn das einzige Rennen, welches ihn als Gegner seines Herrn zeigt, ein Narrenstreich sein sollte? Warum zum Schluß zeigt das Turnierbuch dieses Rennen mit natürlichen Pferden, warum läfst der Maler die Maschine fort? Wollte damit der Besteller des Turnierbuches, eben jener Kurfürst August, nicht ausdrücklich bestätigen: „auch dieses Rennen ist vollkommen einem solchen mit richtigen Pferden ebenbürtig und gleich zu achten?“ Denn ein Zufall, ohne Wissen und Willen des Fürsten,

kann dieses Fehlen der Fahrgestelle nicht sein, denn wir sind durch einen Brief Augusts an seinen „lieben Getreuen“, den Maler Göding, darüber unterrichtet, daß der damals achtundfünfzigjährige Fürst sich zwei Jahre vor seinem Tode um das Zustandekommen der Turnierbücher kümmerte und selbst Angaben machte! Warum aber diese Maschine? Wir finden häufig, daß die Herren „wegen der Geule“ zu keinem Treffen kamen. Wie ärgerlich für die kampfbereiten und kampfbegierigen Herren, unverrichteter Sache, nur weil die Tiere störrisch waren, wieder abzusetzen und abzurüsten. Wir wissen, daß besonders kampflustige Gegner dann hie und da zu Fuß gegeneinander rannten. Es war ihnen um den Genuß dieses sportlichen Vergnügens bitter ernst. War es nicht besser und der Situation entsprechender, auf gemachten Pferden in den eigens zum Feste angefertigten Decken gegeneinander loszuziehen? Man hatte doch gerannt, das Training vorher war nicht nutzlos gewesen, man war besiegt oder Sieger, man hatte die schönen Decken gezeigt, das in Erwartung harrende Publikum war nicht enttäuscht — kurz, der Durst war groß und jedermann zufrieden! Vielleicht diente die Maschine ursprünglich dazu, den Neuling zu trainieren; nicht nur darin, den Stofs richtig zu führen und dabei besessen zu bleiben, sondern auch das Fallen zu lernen, denn alles, auch das will gelernt sein. Wer einmal in dem überaus schweren Zeug geritten hat, die etwa dreifüßig Pfund schwere und über drei Meter lange

Stange unter dem Arm, der weiß, wie übel dieses Reiten zunächst ist, wie gänzlich hilflos man sich fühlt, und wie ernsthaft das Training betrieben werden muß. Ein gut geführter Stofs vermag einen Unachtsamen im weiten Bogen durch die Luft zu schleudern und hat für den Neuling etwas Unheimliches. Oft geschah es auch, wie die Abbildungen im Freydal und den oben genannten Turnierbüchern beweisen, daß einer „mitsammt dem Pferde über einen Haufen gerannt wurde“. Da mag es denn ein angenehmes Bewußtsein gewesen sein, zunächst einmal von einem Holzpferde, dessen Tempo man in der Hand hatte, abzufallen, ohne fürchten zu müssen, daß man geschlagen oder getreten wurde. Auch scheint mir der ganze Apparat, der, wie die späteren Typen der sächsischen Zeuge, eine besondere Eigenheit des kursächsischen Hofes gewesen sein mag, zu vorbedacht und sinnreich, als daß man ihn nur zu diesem einen Fastnachtszweck baute. Wenn wir ihn auch nur dieses eine Mal (vielleicht, weil des Kurfürsten Pferd nach dem Rennen gegen Rückleben nicht mehr wollte), abgebildet und in Tätigkeit sehen, so ist deswegen doch die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß er dem Training junger Herren häufig diente und auch vielleicht mehr als einmal bei Rennen verwandt wurde und nur deswegen nicht immer abgemalt wurde, weil eben auch ein Rennen auf ihm als vollkommen ernsthaft aufgefaßt werden sollte, da ja der Effekt derselbe war.

FACHNOTIZEN

Eine silberne Speerspitze. In Heft 9 S. 327 vorliegender Zeitschrift publiziert Herr Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Bernhard Engel, Breslau, die Zeichnung einer silbernen Speerspitze; das Original aus massivem Silber mit Vergoldung, 133 mm lang und 84 g schwer, wurde dort mit einiger Schwierigkeit in das 9.—10. Jahrhundert versetzt. Genau dasselbe Stück liegt vor mir, ebenso graviert und mit derselben Patina; zu demselben „Fund“ gehören noch zwei spätrömische Ringe. Das Ganze wurde mir vor wenigen Wochen angeboten; ich hielt die Dinge zurück, weil ich die Ringe, einer war aus Gold, der zweite aus Bronze, sofort als Fälschungen erkannte. Das Zutrauen zur Echtheit der Spitze nahm stark ab, als auch mir „Hanau“ als Fundort dieser Kostbarkeiten genannt wurde. Es ist seit längerer Zeit bekannt, daß dort ein sehr geschickter Goldschmied vor allem merowingische Goldfibeln in Filigran auf Bronzeunterlagen, Ringe usw. raffiniert fälscht, aber auch spätmittelalterliche kunstgewerbliche

Arbeiten seiner Hand sind mir in den letzten Jahren öfters vorgekommen, so z. B. eine in Kupfer getriebene vergoldete Tabernakeltüre, im Stile des 14. Jahrhunderts, ein goldenes romantisches Kästchen und eine große Adlerfibel, all diese Stücke fanden ihre Käufer. Daß die Lanzenspitze falsch ist, geht aus der Identität des Breslauer und des vor mir liegenden Stücks, ferner aus der Gleichheit des „Fundorts Hanau“ mit Sicherheit hervor. Dazu kommt, daß silberne Lanzenspitzen weder zweckmäßig, noch in dieser Form durch Parallelstücke irgendwo beglaubigt sind. Der Stil der Gravierung weist ins 3.—4. Jahrhundert, vgl. spätrömische Elfenbeinkämme im römisch-germanischen Museum zu Mainz; die Form der im Durchmesser so starken und sonst so schmalen Spitze kommt erst bei spätmittelalterlichen Pfeilspitzen vor.

Dr. M. J. Binder.

Die Arbeit an dem Stück ist derartig gut, daß ich mich dadurch habe täuschen lassen. Das Angebot einer gleichen Spitze erweist allerdings die Unechtheit; zudem hat mein Verkäufer sich ohne weiteres zur Zurücknahme gegen Erstattung des Kaufpreises bereit erklärt. Engel.

VEREINS-NACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind:

- Fischler**, Gustav, Fabrikdirektor, Heidenau (Bez. Dresden), Dresdner Str. 39.
Prommel, Dr. Carl, Kgl. preuß. Geheimer Regierungsrat, Charlottenburg 3, Carnerstr. 11.
Hauth, Arthur, Weingroßhandlung, Düsseldorf, Bilkerstr. 7.
Monfort, Adolf, Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen (K. Brandenburgisches) Nr. 64, Prenzlau (U. M.), Stettiner Str. 40.

Spak, Fredrik Adolf, Kgl. schwed. Major a. D., Mitglied der Kriegswissenschaftsakademie, Stockholm, St. Eriksgatan 23.

Verein Deutscher Eisenhüttenleute, Düsseldorf, Breite Str. 17.

Veränderungen:

- Dr. phil **Eyßen** wohnt jetzt Frankfurt a. M., Schumannstr. 19. Oberstleutnant **Meyer** ist in die 1. Ingenieurinspektion versetzt worden, Mitglied des Ingenieurkomitees und wohnt Berlin-Wilmersdorf, Bartsch, 28, III.
Pflich ist zum Königl. ung. Honvéd-Major ernannt worden und wohnt Budapest VIII, Ludovéumgasse 4.
 Reg.-Rat Dr. **Rose** ist zum Geheimen Regierungsrat ernannt worden und wohnt Berlin W. 15, Hohenzollerndam 3.
 Dr. jur **Wilbrand** ist nach Darmstadt, Dieburger Str. 199, verzogen.



Rüstkammer
Hoslar ^{1/2} Schreiberstr. 10
 liefert an Sammler und Museen
Schutz- u. Trutzwaffen
 Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
 Orient, Indien, Japan.
 Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.
 Prima Referenzen!

Echte, alte Waffen

74 Nrn.: Flinten, Büchsen, Pistolen (meist mit Steinschlossern und irgendwie verziert), alte bronz. Kanonenrohre und ebensolche Kanonenmodelle, alte Pfeile und Bolzen, Hirschfänger, Dolche, Bergmannsparadekete, Spontons und Lanzenspitzen usw. am liebsten im Ganzen abzugeben.
 Off. unter R. Fr. an die Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. I.

Bei Einkäufen, Bestellungen oder Anfragen

bitten wir die geehrten Leser, sich auf die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ beziehen zu wollen.

Aus dem Kriege 1870/71.

1 franz. kriegsbrauch. Mousquet-Mitrailleuse n. 300 Schuß, R. 800 —; 1 prov. Feuertage-Casemate-Geschütz, Kasarr. 06, n. 218 —; 1 schweiz. Zündnadelwaffen d. verschied. Truppengattungen, Zündnadelbüchse, Zündnadelpatronenbüchse, Landwehrbüchse u. v. a. prov. Ausrichtungs- franz. Chassepot-Gewehr n. Karabiner Yatagan, Tschakos, Helme, Kürasse, Säbel d. Kavallerie u. Artillerie, Handföhre u. Kartuschen d. versch. Truppsorten, div. franz. Uniformen Z. 1870 — 1881, ferner dater. Gebirgsgeschütze, Cal. 8 cm, Mod. 90, komp. m. Truppl. usw., kriegsbrauch. A. R. 400 —; div. Tschakos, Waffen, Ausübungsstücke, Z. d. Freiwillig. u. 1 Jahr. Krieg, sehr preisw. abzugeben.
 Bei Anfragen bitte ich anzugeben, für welche Epoche besonders Interesse vorhanden ist und diese ich dann mit ausführl. schriftl. Angeboten.
 G. LOLL, Grünberg i. Schlesien 51
 Lieferant vieler staatlicher Museen, öffentlicher und privater Waffensammlungen.

Den Inseratenanhang der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ empfehlen wir der regen Benutzung unserer Mitglieder. Der Anhang soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Verkäufen und Auktionen historischer Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche über Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz usw.

Wir bitten unsere Herren Mitglieder, den Anhang im vorstehenden Sinne zu benutzen.
 Insertions-Preise: Die dreigespaltene Petitzelle oder deren Raum im Text 35 Pfg.
 Die dreigespaltene Petitzelle auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:
 Dr. Rose, Geheimer Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die
 Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. I.
 Waisenhausstraße 34.

Handgranaten oder Quecksilbergefäße?

Von E. Lenz

Im I. Bande dieser Zeitschrift, unter den Fachnotizen auf S. 258, wurde ein im Graben der Zitadelle von Damaskus gefundenes Tongefäß mit konisch zugespitztem Bodenstück (jetzt im Berliner Zeughaus, Inventar-Nr. 00290) publiziert und als irdene, von den Sarazenen im Kampfe gegen die Kreuzfahrer verwandte Handgranate angesprochen.

Die zahlreichen, in der kaiserlichen Eremitage und anderen russischen, sowie auch ausländischen Museen vorhandenen Exemplare derartiger „Handgranaten“ veranlaßten Schreiber dieser Zeilen, der Frage nach der Bestimmung solcher Gefäße näher zu treten und die Resultate seiner Untersuchung in einem im Jahre 1904 der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft vorgetragenen Referate niederzulegen. Unser geschätztes Mitglied des Vereins für historische Waffenkunde, Major Meyer, hatte die Liebenswürdigkeit, im III. Bande S. 303 dieser Zeitschrift der erwähnten Arbeit eine kurze Besprechung zu widmen, doch blieb diese Anzeige offenbar unbeachtet, denn in dem VI. Bande derselben Zeitschrift wurde neuerdings von dem geschätzten Vereinsmitgliede Oberst v. Kretschmar ein gleiches, aus Mehdined el Fayum in Mittelägypten stammendes Tongefäß als „mittelalterliche Handgranate“ publiziert, ohne daß der Verfasser auf die Resultate der erwähnten Untersuchung Bezug genommen hätte.

Da bei der ungemainen Häufigkeit solcher Funde das Auftauchen weiterer Handgranaten schwer voraussehen ist und deren Existenz von der einzigen Fachzeitschrift stillschweigend sank-

tioniert wird, so muß die fortgesetzt unangefochtene Bestimmung solcher Tongefäße als „Handgranaten“ allmählich Bürgerrecht erwerben und einer durchaus irrthümlichen Ansicht über deren ursprüngliche Verwendung eine feste Basis schaffen.

Diese Erwägungen veranlassen den Verfasser, seine Untersuchung vom Jahre 1904, entsprechend vervollständigt, hier zu veröffentlichen und auch denjenigen Lesern zugänglich zu machen, die der russischen Sprache nicht mächtig sind.

Die Frage nach der fast allerorten in mohamedanischen Gebieten vorkommenden kleinen Tongefäßen mit konisch zugespitztem Bodenstück ist bereits mehrfach sowohl von westeuropäischen als auch russischen Fachgelehrten behandelt worden, doch gehen die Ansichten über diese rätselhaften keramischen Produkte bis in die jüngste Zeit so weit auseinander, daß die Akten über den Fall noch nicht als geschlossen angesehen werden können. Wir wägen uns nicht an, das letzte Wort in der Angelegenheit sprechen zu können, glauben aber bestimmt, durchsorgfältige Zusammenstellung und kritische Sichtung des Materials nachweisen zu können, in welcher Richtung die Lösung des Rätsels zu suchen ist und welche Hypothesen als haltlos fallen gelassen werden müssen.

Das Material der Gefäße ist gebrannt, je nach der Zusammensetzung verschiedenfarbiger Ton: grauer von allen Schattierungen, sandfarbener, bläulicher, ziegelroter, brauner in verschiedenen Abstufungen bis zu tiefschwarz. Die Form ist nicht immer gleich, doch bestehen die fast ausnahmslos allen Exemplaren eigenen Kennzeichen in einem kurzen, dicken Halse, einer annähernd sphärischen Gestalt des oberen Theiles und einem in mehr oder weniger stumpfen Konus verlaufenden Bodenstück. Die Oberfläche ist entweder glatt oder ornamentiert, wobei das Muster bald in die noch weiche Tonmasse vor dem Brennen eingedrückt, bald erhaben in Hohlformen gepreßt ist. Einige Gefäße sind mit Glasur überzogen, viele tragen eingedrückte Stempel oder nach dem Brande eingeritzte Zeichen, Buchstaben und Hausmarken.

Anmerkung der Schriftleitung: Fast an einem und demselben Tage gingen mir die nachfolgenden beiden Aufsätze zu, die eine in diesen Heften schon mehrfach behandelte Frage im entgegengesetzten Sinne zu lösen versuchen. Da die Verfasser sich nach Kenntnisnahme der jeweiligen gegnerischen Ansicht nicht veranlaßt sahen, ihre Stellung zu dem Problem zu ändern, so muß es den Lesern überlassen bleiben, sich aus der Zweisheit der Meinungen selbst ein Urteil zu bilden. Die Gegenüberstellung der Beweise, wie sie zwei in ihrem Fach anerkannte Forscher hier führen, ist für den Freund wissenschaftlicher Methodik sicherlich nicht ohne Reiz. H.



1



2



3



4



5



6



7



8



10



9



11



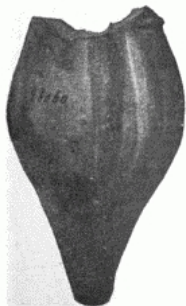
12



13



14



15



17



16

Die hier abgebildeten Exemplare befinden sich: Nummern 1—9, 13 und 17 in der Abteilung für Mittelalter und Renaissance der Kaiserlichen Eremitage, die Nummern 10—12 im Museum der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie in Kasan, die Nummern 14—16 im Historischen Museum zu Moskau, Nummer 18 im Rumjanzew-Museum selbst.

Die Nummern 1—3 sind von dunkelbrauner Farbe (Nummer 1 glasiert), die Nummern 4—8 grau, in verschiedenen z. T. bläulichen Schattierungen, Nummer 9 hellgrau, die Nummern 10—12 schwarzgrau, Nummer 13 dunkelziegelrot, Nummer 15 mit türkis-grünlicher Glasur bedeckt.

Die Wandungen der Gefäße, wie an dem zerbrochenen Exemplare Nummer 4 zu sehen ist, haben, besonders im unteren Teile, eine bedeutende Stärke, weshalb auch das Gewicht ein verhältnismäßig beträchtliches ist. So z. B. wiegt das Fragment Nummer 4 $\frac{3}{4}$ russ. Pfund = 307 g, Nummer 10 — 1 Pfund 28 Solotnik = 329 g, das große Gefäß Nummer 13 sogar 5 Pfund 81 Solotnik = 2,393 kg.

Soweit mir bekannt, schenkte der Franzose Vivant Denon zuerst diesen keramischen Erzeugnissen Aufmerksamkeit; in seinem im Jahre 1802 herausgegebenen Werke „Voyage dans la basse et haute Egypte“ bringt er die Abbildung eines solchen Tongefäßes, beschränkt sich aber dabei leider auf die Bemerkung, daß wegen ihrer geringen Kapazität und engen Halsöffnung solche Gefäße für einen praktischen Gebrauch überhaupt nicht tauglich waren.

Sodann erschien im Jahre 1871, herausgegeben von der englischen Palästina-Gesellschaft¹⁾, ein Aufsatz von J. Chester, in welchem sechs Fragmente und ein unversehrtes Exemplar derselben Form beschrieben wurden; eingehende Untersuchung ergab in dem intakten Stücke mikroskopisch kleine Quecksilberkügeln und an der Innenfläche der Wandungen eine dünne Schicht halb zersetzten Waxes, woraus die Folgerung gezogen wurde, daß derartige Gefäße zum Transport von Quecksilber gebraucht und mit Wachs verschlossen wurden.

Gegen diese Behauptung trat im Jahre 1874 F. de Saucy in einem „Note sur des projectiles à main, creux et en terre cuite, de fabrication arabe“²⁾ betitelten Artikel auf; der Verfasser beschreibt sechzig in der syrischen Stadt Tripolis unter dem Fundamente eines alten Gebäudes gefundene Tongefäße der bekannten Form, deren

eines den Stempel „bi-Hama“ trägt. Nach eingehender Behandlung der Frage kommt Saucy zum Schluß, daß diese Gefäße als mit Brand- oder Explosivsatz gefüllte Handgranaten dienten, die in der Zeit der Kreuzzüge, vornehmlich im Belagerungskriege, von den Sarazenen gebraucht wurden. Die enge Halsöffnung ist durch ihre ausschließliche Bestimmung, dem Luntenzünder Durchlaß zu gewähren, genügend erklärt. Die ungewöhnliche Wandstärke diene dazu, die Explosion zu verstärken; die Wachsschicht an der Innenseite des Hohlraumes sollte den Brandsatz vor heftigem Anschlag an den Wänden bewahren und die Quecksilberkügeln schließlich sind, nach der Meinung des Verfassers, wahrscheinlich Überreste der Fulminatfüllung³⁾.

Die Ansicht Saucy's wird von den Gelehrten Schlumberger⁴⁾, Perrot und Chipiez⁵⁾ geteilt.

Eine ganz andere Erklärung für unsere Gefäße hat W. A. Kasarinow in seiner Beschreibung der Biljarsker und Baransker Ruinen⁶⁾. Die hier gefundenen vier Fragmente und ein unversehrtes Exemplar hält er für architektonische Verzierungen, welche auf eiserne Spitzen an Torbögen, Zinnen, Türmen u. dgl. m. gesteckt werden konnten; zugunsten dieser Annahme spricht, nach Ansicht des Verfassers, der Umstand, daß solche Gegenstände vorherrschend an Stellen des Ruinenfeldes gefunden wurden, welche Spuren von Ziegeln und Kalk aufweisen, d. h. an Orten, wo die Wohnstätten der mehr begüterten Bewohner vermutet werden müssen. Auf dem intakten Gefäß und zwei Fragmenten sieht man „Zeichen und Thamgi“ (Hausmarken ähnliche Figuren); auf einem Fragment sind „irgendwelche Zeichen“, von oben nach unten verlaufend, zu sehen.

Noch eine neue Erklärung schlägt A. F. Lichatschew vor, der den „Rätselhaften Gefäßen von sphäro-konischer Gestalt“ eine eingehende Untersuchung widmet⁷⁾. Die Voraussetzungen von Chester, de Saucy und Kasarinow für unbegründet erklä-

¹⁾ Ohne die Ansicht de Saucy's über die Bestimmung des Wachsüberzuges zu teilen, kann ich auch Chester hinsichtlich des Verschlusses mittelst Wachsprofen nicht bestimmen. Wenn die Gefäße für den Transport einer Flüssigkeit bestimmt waren, so liegt es näher, anzunehmen, daß die Wachsschicht dazu bestimmt war, den Inhalt vor Verunreinigung durch abblöckende Partikel und Staub von den oft schwach gebrannten Wandungen des Gefäßes zu schützen.

²⁾ Un empereur byzantin au X siècle, S. 59.

³⁾ Histoire de l'art dans l'antiquité, Tome IV, S. 455, 805.

⁴⁾ Nachrichten der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Kaiserlichen Universität Kasan¹⁾, Bd. III, 1880—1881, S. 111.

⁵⁾ Arbeiten des IV. Archäologischen Kongresses in Kasan, Bd. I S. 34—65. Atlas, Lief. 8. Nrn. 1—4, 6.

¹⁾ The Recovery of Jerusalem, S. 479.

²⁾ Mém. d. l. Soc. des Antiq. de France, Tome XXXV, S. 18—34, mit zwei Abbildungen.

rend, entwickelt der Verfasser den Gedanken, dafs in Anbetracht der äufsersten Verschiedenheit des Materials, der Größe, Form, Ausstattung und Preislage, welche die Absicht zutage treten läßt, jedem Geschmack und jeder Kaufkraft gerecht zu werden, diese Gefäße nahe an den Begriff des „Hausrates“ heranreichen. Das Massive der Geshirre zeugt von der Absicht, sie möglichst dauerhaft zu machen; die dicken Wandungen liefen kein Durchsickern des flüssigen Inhaltes zu, die enge Halsöffnung verhinderte ein Verdunsten der Flüssigkeit, die Ornamentierung bezeugt, dafs der fragile Gegenstand zum Schmucke der Wohnstätte diene. Alle diese charakteristischen Eigenschaften passen sich einer bestimmten Art von Hausrat an, und zwar den aus Ton gebrannten Lampen. Dem widerspricht zwar, allem Anscheine nach, der Mangel an Stabilität derartiger Gefäße und das Fehlen von Brand- und Fußspuren, doch mißt der Autor diesem Umstande wenig Bedeutung bei, da drei Tongefäße seiner Sammlung deutliche Spuren von Ruß zeigen; was ferner die für eine Lampe höchst unpraktische Form des spitzen Bodenstückes anbezieht, so konnte eine solche Gestaltung durch den Wunsch bedingt sein, der Hand einen festeren Halt beim Herumtragen der Lampe zu gewähren; außerdem befindet sich in der Sammlung des Verfassers ein Ring aus gebranntem Ton, welcher wahrscheinlich als Gestell für derartige Gefäße gedient hat; es konnten ja auch solche aus Holz gefertigte Gestelle im Gebrauche gewesen sein, die sich natürlicherweise nicht erhalten haben. Vielleicht wurden derartige Lampen auch ohne Gestell gebraucht, indem sie in ad hoc gemachte Vertiefungen im festgestampften Boden der Jurten gestellt wurden. Endlich suchte man der Unzulänglichkeit der spitzen Bodenform auch dadurch zu begegnen, dafs deren konische Gestalt mehr abgerundet wurde. Den auf den Außenflächen der Gefäße eingeritzten Zeichen (Kreuzen, Swastika u. dgl.) mißt der Autor talismanische Bedeutung bei.

Am Schlusse seiner Untersuchung führt A. F. Lichtschew zur Bekräftigung seiner Hypothese noch den Umstand an, dafs die von Saucly beschriebenen, in der Stadt Tripolis gefundenen sechszig Gefäße unter dem Fundamente eines alten Gebäudes, in Form eines Kreises, mit einem großen Gefäße als Mittelpunkt, angeordnet waren. Nach Ansicht des Verfassers sind diese Behälter selbstverständlich nicht mit der Absicht, sie in Gebrauch zu nehmen, unter das Fundament eines Gebäudes gelegt worden, sondern nur in ihrer Eigenschaft als glückbringende Talismane. Der Kreis, oder, wie hier, das Rad, ist das Sinnbild der Sonne; das Sinnbild der Sonne aber wird dar-

gestellt durch Leuchten, welche an den Urquell des Lichtes erinnern, d. h. durch Lampen*).

Die Bemühungen des geschätzten Gelehrten, seine Hypothese durch weit hergeholt erklärenden und symbolistische Spekulationen überzeugend zu gestalten, müssen, von anderweitigen Bedenken abgesehen, an der sich immer und überall gleich bleibenden konisch zugespitzten Form des Bodenstückes solcher Gefäße scheitern. Ist es denkbar, dafs durch viele Jahrhunderte in Ägypten, Kleinasien, Armenien, im Kaukasus, in der Türkei und im Wolgagebiete Lampen angefertigt wurden, die ihre Gebrauchsfähigkeit erst durch ein besonders hergerichtetes Fußgestell erhielten? War es nicht einfach zwingend naheliegend, den Boden eines solchen Gefäßes abzuplatten, statt überall Ton- oder Holzringe mitzuführen oder Löcher in das Erdreich des Zeitbodens zu graben? Dafs nur einzelne der vielen Hunderte von intakt oder in Scherben erhaltenen Gefäßen Brand- und Fußspuren an der Halsöffnung aufweisen, spricht ebenfalls entschieden gegen die Erklärung Lichtschews.

In jüngerer Zeit sind noch drei, alle als Explosivgeschosse angesprochene Tongefäße veröffentlicht worden: zwei von ihnen wurden bereits oben erwähnt (in Damaskus und in Mehined-el-Fayum gefunden und in dieser Zeitschrift publiziert); das dritte wurde von dem Direktor des Russischen Archäologischen Instituts in Konstantinopel F. J. Uspenski im Berichte über seine wissenschaftliche Expedition nach Syrien beschrieben*).

Das dem genannten Institute zum Geschenk dargebrachte Gefäß ist, wie aus der dem Berichte beigegebenen Abbildung zu ersehen, stark lädiert: der Hals ist ganz weggebrochen und der Boden durchgeschlagen; aus diesem rein zufälligen Umstande folgert nun Uspenski, dafs das eine Ende des Gefäßes auf eine Flamme gesetzt wurde und aus dem anderen die Stange des Brandsatzes hinausgeschlug. Zur Bekräftigung dieser Voraussetzung beruft sich der Autor auf verschiedene kriegsgeschichtliche Werke, die Strategie des Nicophoros und die Poliorketik des Heron, in denen Handfeuerwaffen (*χειρομάχων, χειροβόλων, σφαιλιον ἤ χειρίδιον πυροβόλον*) Erwähnung finden, von deren

* Es sei hier darauf hingewiesen, dafs in einem von Professor Marr in der alten armenischen Stadt Ani aufgedeckten Grabe außer einem Tongefäß mit konisch geformtem Bodenstück (vgl. Abb. Nr. 9) auch eine Lampe gewöhnlicher Form aus gebranntem Ton gefunden wurde, was doch darauf hinzuweisen scheint, dafs das erstgenannte Stück eine andere Bestimmung hatte.

* Nachrichten des Russischen Archäologischen Institutes in Konstantinopel 1902, Lief. 1—3 S. 102.

Form wir aber gar nichts wissen; der Hinweis endlich auf ein dem unserigen „gleiches“ Gefäß, welches wir in dem Werke von Wescher „Poliorketik“ finden¹⁹⁾, trägt nichts zur Klärung der vorliegenden Frage bei, da dieses Gerät (vgl. die Abbildung 18) absolut nichts Gemeinsames mit unseren Tongefäßen hat.

Wir halten es nicht für überflüssig, hier noch zu Nachprüfungs Zwecken eine kurze Übersicht



über die in verschiedenen Museen des In- und Auslandes befindlichen Gefäße mit konisch geformtem Boden zu geben: 1. Das Berliner Zeughaus besitzt sieben Exemplare von den (s. oben) im Zitadellgraben von Damaskus gefundenen, darunter zwei mit dem Stempel „bi-Hama“; 2. das Pariser Armeo-Museum zählt drei Stücke, darunter eines mit dem Stempel „bi-Hama“; 3. das Museum der National-Manufaktur in Sévres zwei Stücke, von denen eines mit unbekanntem Stempel; 4. das Zionskloster in Jerusalem²⁰⁾ — siebzehn Stücke, teils unversehrte, teils fragmentierte Exemplare, darunter zwei mit Stempeln; 5. das Nationalmuseum in Kairo — zwei Stücke, darunter eins mit dem Stempel „Mohammed“²¹⁾; 6. die Kaiserliche Archäologische Gesellschaft in St. Petersburg erhielt im Jahre 1901 ein derartiges Gefäß aus der Umgegend von Samarkand vom Prof. N. J. Wesselowski, welcher bei dessen Demonstrierung erklärte²²⁾, daß sich Scherben von

solchen Geschirren in Turkestan in großer Menge vorfinden, und daß nach Angabe der Indigenen diese Tongefäße zum Transport von Quecksilber gebraucht wurden²³⁾; 7. in der Kaiserlichen Eremitage sind im ganzen 36 Exemplare aus Ägypten, Turkestan, Armenien, Kasan und Sarai; 8. das Historische Museum in Moskau besitzt drei Stücke aus den Ruinen von Bolgary; 9. in den Museen der Stadt Kasan befinden sich über 100 Exemplare, darunter ein im Spasskibezirk des Kasanschen Gouvernements gefundenes Stück mit Quecksilberresten; 10. im Rumjanzow-Museum in Moskau wird ein zusammen mit Handschriften des 14. Jahrhunderts gefundenes, etwa bis zur Hälfte noch mit Quecksilber gefülltes Gefäß bewahrt²⁴⁾ (Abb. 19); 11. im Ethnographischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg liegen 21 in Sarai gefundene Exemplare, von denen eins mit dem Stempel „Es-Salik“ und ein anderes mit Sirenenfiguren (s. weiter unten) geschmückt; 12. zwei Exemplare im Ethnographischen Museum in Taschkent sind von Ch. E. de Ulfvaly de Merö-



¹⁹⁾ Wescher, *Poliorkétique des Grecs*. 1847, S. 262. Fig. Cl.

²⁰⁾ „Das Heilige Land“, Organ d. deutschen Vereins vom Heiligen Lande. 56. Jhrg. 1912. Heft 1, „Mittelalterl. palästinensische Granaten“ von P. Cornelius Kniel. Der Verfasser verweist hier u. a. auf das Werk des Barons Key: *Les colonies francaises en Syrie* (A. Picard, Paris 1883), in welchem erzählt wird, daß bei der Einnahme des Hafenschlosses von Alexandrien durch die französischen Truppen im Jahre 1798 eine Anzahl solcher Gefäße gefunden wurden, darunter eins, das mit dem alten Sprengsatz in verlorbenem Zustande gefüllt war. Weiterhin wird die Monatschrift „Jerusalem“ (1905, I S. 117) herangezogen, wo in dem Artikel von Germer-Durand „Cruces de Syrie. L'Artillerie au temps des croisades“ eine Granate mit dem Fabrikstempel „al Komahleh“ erwähnt wird.

²¹⁾ Hertz, *Catal. du Musée Nat. de l'art arabe*. 1895, S. 144. Nr. 15, 16.

²²⁾ Vgl. Schriften der Orientalischen Sektion der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft. Bd. XIII Lief. 4 S. 31. Bei Behandlung dieser Frage hat mein hochverehrter Kollege, der Ober-Konservator der Kaiserlichen Eremitage J. I. Smirnow sowohl durch Literaturnachweise als auch durch manche andere wertvolle Angaben das Zustandekommen des vorliegenden Referates in reichem Maße gefördert, wofür ich auch an dieser Stelle Gelegenheit nehme, ihm meinen wärmsten Dank auszusprechen.

²³⁾ Der Künstler S. M. Dudin, welcher unsere mittelasiatischen Gebiete mehrfach bereist hat, bestätigt vollkommen die von Prof. Wesselowski gemachten Angaben. Die Einwohner des Landes (Turkestan), so berichtet Herr Dudin, behaupten, daß diese Gefäße zum Transport von Quecksilber gedient haben, und nennen sie „Simip-Kuaschi“ (Quecksilber-Krüglein); jetzt werden sie zu diesem Zwecke nicht mehr gebraucht. Auf den aus blauem Ton geformten Exemplaren findet sich häufig ein aufgedrucktes Muster, wogegen die aus rotem Ton gebrannten gewöhnlich nicht verziert sind. Gefunden werden diese Geschirre meist im Rayon der Festungswerke, so z. B. im alten Wall von Taschkent. Andere Indigene behaupten, daß in diesen Gefäßen Pulver aufbewahrt wurde.

²⁴⁾ Ich hatte leider nicht die Möglichkeit, mir eine Photographie dieses interessanten Stückes zu verschaffen, und bin um so mehr dem weil. Konservator des Moskauer Historischen Museums W. J. Saisow für die beistehende Zeichnung nach dem Original verpflichtet. Das Stück wurde beim Umbau des Kremli-Palais in der Erde neben einem, der Form nach orientalischen Gefäße gefunden, in welchem sich Handschriften aus der Zeit des Großfürsten Dmitri Donskoi befanden. Alles zusammen lag in einem mit Schluff angefüllten Schacht oder Brunnen.

Köresd als „Bombes à feu grégeois“ publiziert worden¹⁹⁾.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle von den obengenannten Gelehrten vorgebrachten Erklärungen unserer Tongefäße als Quecksilberbehälter, Handgranaten, architektonische Zieraten oder Lampen eingehend untersuchen; es dürfte genügen, hier nur auf die Erklärung einzugehen, welche sowohl in der besonderen Bauart dieser Gefäße, als auch durch die bis auf unsere Zeit erhaltenen Inhaltsreste einzelner unter ihnen einige Begründung erhält. Um an diese Hypothese, welche die Tongefäße mit konischem Boden als Quecksilberbehälter anspricht, möglichst ohne Voreingenommenheit heranzutreten, wäre es angezeigt, sich vorerst mit den Gegenbeweisen, welche besonders von de Saulcy und Lichtschew vorgebracht werden, bekannt zu machen, und darauf diejenigen Erwägungen zu würdigen, welche der von uns bevorzugten Erklärung als Stütze dienen.

Die beiden genannten entschiedenen Gegner der Quecksilbertheorie führen folgendes an:

1. Für immer gleichbleibende Bestimmung unterscheiden sich die Gefäße von einander viel zu sehr durch Größe, Form und Ausstattung.

Diesem Einwande können wir keine Bedeutung zusprechen. Die Größe der Gefäße mußte sich selbstverständlich nach dem Quantum des aufzunehmenden Inhaltes richten, etwa wie auch heute Flaschen für $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und 1 Liter gemacht werden. Die Form bleibt in den Grundzügen immer die gleiche: oben sphärisch, unten mehr oder weniger spitz zulaufend, und was endlich die Ausstattung anbetrifft, so erklären rein lokale Gründe, Handwerksusus, Preislagen, gröfsere oder geringere Handfertigkeit des Produzenten, zur Genüge den allerdings vorhandenen verschiedenen Grad der Vollkommenheit in Ausführung und Ornamentation. Ziehen wir als Parallele die Transport- und Aufbewahrungsgefäße für Wein heran, so finden wir, daß Schläuche, Tonnen, irdene und gläserne Geschirre der verschiedensten Art sich nicht nur durch Größe, Form und Ausstattung, sondern sogar durch Verschiedenheit des Materials voneinander unterscheiden und dennoch einem und demselben Zwecke dienen.

2. Das einmal gebrauchte Gefäß wurde nach der Entleerung fortgeworfen, folglich wäre seine Ornamentierung sinnlos.

Die — übrigens durchaus nicht ständig vorhandene — Ornamentierung dürfte doch eher darauf hinweisen, daß derartige Gefäße eben nicht nur zum Transport, sondern auch zur Auf-

¹⁹⁾ Expédition scientifique française en Russie, en Sibirie et dans le Turkestan. Vol. II S. 144. Vol. VI Atlas archéologique pl. XXII.

bewahrung ihres Inhalts dienten, und in diesem Falle hätte eine immerhin recht bescheidene Verzierung solcher, wie bekanntlich auch anderer Apothekergefäße nichts Auffälliges. Jedenfalls lag aber mehr Sinn darin, derartige Emballagestücke zu verzieren, als Handgranaten, die doch zur vollständigen Vernichtung bestimmt waren.

3. Der Mangel an Stabilität, bedingt durch das konisch geformte Bodenstück.

Dieser Einwand entkräftigt unserer Meinung nach eher die von de Saulcy und Lichtschew vorgebrachten Erklärungen. Sowohl das Brennmaterial einer Lampe wie der Brandsatz einer Handgranate mußten bei horizontaler Lage des Gefäßes verschüttet werden, da in beiden Fällen die Halsöffnung nicht luftdicht geschlossen werden konnte; dagegen liefs sich die Ausflußöffnung eines mit Quecksilber gefüllten Geschirres zubinden, verkorken oder verschmieren und, einmal luftdicht verschlossen, konnte ein solches Gefäß unbeschadet in beliebiger Lage gehalten werden.

Daß unsere Gefäße aller Wahrscheinlichkeit nach zugebunden und nicht verkorkt oder verschmiert wurden, darauf deutet die am Halse der meisten erhaltenen Gefäße (vgl. Nummern 3, 4, 6, 9, 10, 13, 14) sichtbare Einkerbung oder Rille, welche offenbar die Bestimmung hatte, ein an dieser Stelle zusammengeschnürtes Stück Leder, einen Lappen oder eine ähnliche Verschlusskappe festzuhalten und nicht nach oben abgleiten zu lassen. Auf dieselbe Vermutung können auch diejenigen Gefäße bringen, welche anscheinend mit dem Verschlusse zusammen abgeformt sind (vgl. Nummern 7, 8, 15), dessen grob angedeutete Falten den Hals umschließen, während die umgebundenen Schnüre bis an das untere Drittel des Gefäßes hinreichen.

4. Quecksilber wurde nur in einem einzigen der erhaltenen Gefäße gefunden.

Dagegen muß bemerkt werden, erstens, daß außer dem de Saulcy bekannten, noch zwei Gefäße mit Quecksilberresten (in Moskau und Kasan) gefunden wurden; zweitens sollte aber berücksichtigt werden, daß bisher solche Inhaltsreste nur zufällig zutage traten und die Frage offen bleibt, ob nicht nur deswegen in der großen Mehrzahl der Tongefäße mit konischem Boden kein Quecksilber gefunden wurde, weil niemand überhaupt danach gesucht hat?

5. Auf einem der syrischen Gefäße ist der Stempel „bi-Hama“ eingedrückt, folglich ist es in dieser Stadt hergestellt worden; über einen Fundort von Quecksilber in dieser Gegend ist aber nichts bekannt.

Dieses beweist natürlich noch nicht, daß auch vor 600—700 Jahren hier kein Quecksilber

gefunden werden konnte. Aber selbst von dieser wenig wahrscheinlichen Voraussetzung abgesehen, will es uns scheinen, als wäre die Herstellung beliebiger irdener Gefäße in lokaler Hinsicht nicht sowohl durch Fundstellen ihres präsumptiven Inhaltes, als durch das Vorhandensein des zu ihrer Herstellung notwendigen Materials, d. h. zu diesem Zwecke tauglicher Tonerde, bedingt.

6. Der anscheinend schwerwiegendste Einwand — das vollständige Fehlen solcher Tongefäße mit konischem Boden in Europa — erweist sich bei näherer Betrachtung auch nicht als entscheidend. Aus dem Umstande, daß in Spanien und Frankreich, bei lebhaftem Exporthandel mit Quecksilber, derartige Gefäße nicht vorkommen, ziehen de Saulcy und Lichtschew den Schluß, daß dieses Geschirrl überhaupt nicht zum Transport von Quecksilber verwandt wurde und folglich auch im Orient nicht diese, sondern eine beliebig andere Bestimmung gehabt haben mußte. Diese Schlußfolgerung ist fehlerhaft, denn aus dem angeführten Umstande läßt sich, logisch gedacht, nur folgende Deduktion machen: wenn im Orient zum Transport von Quecksilber Gefäße mit konischem Bodenstück dienten, so müssen im Westen, wo solche Gefäße nicht im Gebrauche waren, andere Vorrichtungen zu diesem Zwecke angewandt worden sein. Dieser Schluß entspricht vollkommen den Tatsachen und findet, abgesehen von dem Faktum, daß Verpackung, Transport und Lagerung einer und derselben Ware bei verschiedenen Völkern ganz verschiedenartig bewerkstelligt wurde, eine weitere Stütze noch in der Erwägung, daß der Export von Quecksilber aus Frankreich und Spanien bis zu den östlichen Häfen des Mittelmeeres auf dem Wasserwege, die Weiterbeförderung ins Innere des Landes aber durch Karawanen vor sich ging, die Bedingungen des Transportes sich also mit der Verladung der Ware auf den Kamelstrucken wesentlich änderten.

Gerade über den Transport von Quecksilber finden wir bei einem Florentiner Autor des 14. Jahrhunderts, Francesco Balducci Pegolotti, in seinem „La pratica della mercatura“ betitelten Werke, interessante Daten; Pegolotti war im Laufe mehrerer Jahre als Handelsagent auf der Insel Cypern tätig, und von ihm erfahren wir, daß Quecksilber zu den Exportartikeln des Hafens von Famagosta gehörte; weiterhin belehrt er uns, wie die Tara eines mit Quecksilber gefüllten Gefäßes berechnet wurde. Hier seine Worte¹⁷⁾:

Argento vivo puoi ragionare, che a uno barchile d'ariento vivo che pesa da ruotoli 22 e mezzo di Cipri lordo, e di tara puote avere in somma da ruotoli 2 e occhie 5 di Cipri, cioè: per gli 2 cuoj in che l'argento vivo e legato, da occhie 2 per cuoj, monta occhie 4. E per lo vaxello della terra che s'appella barchile, in che egli e messo dentro legato l'argento né detti due cuoj da ruotoli 1 e occhie 7. E per le strambe di giunchi con che il detto vaxello e magliato fasciato d'intorno da occhie 6.“

Aus dieser Beschreibung geht hervor, erstens, daß das Quecksilber, welches im 14. Jahrhundert von der Insel Cypern ausgeführt wurde, nicht unmittelbar in irdene Gefäße eingefüllt, sondern, wie es auch heute noch in gewissen Fällen geschieht, in Ledersäcken verpackt wurde, und zweitens, daß das irdene Gefäß, welches zwei solcher Säcke oder Säckchen umschloß, eine Form besaß, die nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den orientalischen Tongefäßen mit der engen Halsöffnung hatte.

Nach dieser kurzen Übersicht kann man zu dem Schlusse gelangen, daß die von den Gegnern der Quecksilberhypothese ins Feld geführten Beweise wenig überzeugend sind.

Zu der mindestens unpraktisch zu nennenden konischen Bodenform unserer Tongefäße übergehend, hoffen wir nachweisen zu können, daß auch diese Eigenheit mit der Bestimmung dieser Geschirre zum Transport von Quecksilber zu dienen, durchaus nicht im Widerspruch steht, sondern, im Gegenteil, eher gerade durch diese Bestimmung hervorgerufen und ihr zweckmäßig angepaßt worden ist. Das konisch zugespitzte, jede Stabilität ausschließende Bodenstück ist für ein auf flüssigen Inhalt berechnetes Gefäß derart unzuweckmäßig, daß sein Vorhandensein nur dann zu verstehen wäre, wenn sich diese Form eben nicht umgehen ließe; eine solche zwingende Unumgänglichkeit aber wäre nur dadurch erklärlich, daß ein Bodenstück jeder anderen Form, besonders ein flaches, dem Gewichte der Flüssigkeitssäule zu geringen Widerstand entgegenzusetzen und dadurch die Haltbarkeit des ganzen Gefäßes in Frage stellen würde. Diese Voraussetzungen treffen, wie uns scheinen will, am besten zu, wenn wir als präsumptiven Inhalt der Gefäße eine Materie von dem Gewichte des Quecksilbers annehmen. Der flache Boden eines zylindrischen, vier- oder vielkantigen Behälters hätte dem Drucke einer Quecksilbersäule von der häufig nicht unbeträchtlichen Höhe dieser Geschirre schwerlich auf die Dauer widerstanden, besonders bei den während eines Landtransportes unvermeidlichen Erschütterungen und Stößen. Zur Vermeidung von Bruchschaden und damit verbundenen ge-

¹⁷⁾ Herausgegeben bei Pagnini: Della decima e delle altre gravezze, della moneta e della mercatura da Fiorentini fino al secolo XVI. T. III. Lisboa e Lucca 1766. Vgl. auch Mitrowitz: Cipro nella storia medioevale del commercio Levantino. Trieste 1894.

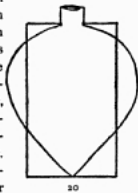
schäftlichen Verlusten, mußte also entweder durch Verdickung der Tonmasse die Haltbarkeit des Gefäßes verstärkt, oder aber durch Reduzierung seiner Kapazität die Belastung verringert werden. Da jedoch beide Prozeduren eine höchst unvorteilhafte Vergrößerung der Tara nach sich gezogen hätten, so blieb zur Umgehung aller dieser Schwierigkeiten nur ein praktisch durchführbarer Ausweg: die gewöhnlich für Flüssigkeitsbehälter angemessene Gefäßform mußte dahin abgeändert werden, daß ohne merkliche Verringerung der Kapazität und ohne ins Gewicht fallende Verstärkung des Bodenstückes, das Geschirr gegen den hohen Druck einer so schwerwiegenden Materie, wie es das Quecksilber ist, widerstandsfähig gemacht wurde. Diese Aufgabe lösten die orientalischen Töpfer auf die Art, daß sie, wie bestehende schematische Zeichnung zeigt (Abb. 10), den oberen Teil des Gefäßes zu sphärischer Rundung erweiterten, das Bodenstück aber durch konische Abschragung der Wandflächen vollständig eliminierten, wodurch, bei annähernd gleichem kubischen Inhalt, der Druck der Quecksilbersäule fast ganz auf die Seitenwandungen der unteren Gefäßhälfte verteilt wurde.

Das Prinzip der Druckverteilung auf eine konisch gestaltete Bodenfläche ist ja übrigens auch im Westen bekannt und wird u. a. noch heute bei der Fabrikation unserer Flaschen in Anwendung gebracht, nur mit dem Unterschiede, daß der Orientale, zugunsten der größeren Kapazität, auf die Stabilität des Gefäßes verzichtend, die konisch geformte Spitze des Bodenstückes nach außen hervortreten ließ, während unsere Glasbläser diese den Druck verteilende Spitze des Bodenstückes in das Innere der Flasche hineinragen lassen.

In der Reihe der Daten, welche für die Quecksilbertheorie sprechen, sei endlich noch darauf hingewiesen, daß in allen — freilich sehr vereinzelt — Fällen, wo in den fraglichen Geschirren sich noch Reste des Inhaltes nachweisen ließen, diese Reste immer nur Quecksilber gewesen sind.

Zum Schlusse müssen wir noch einige Einwände berücksichtigen, welche in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten gegen diese Hypothese geltend gemacht worden sind. Dahin gehört vor allem die Erwägung, daß die ungeheuer große Zahl von intakt und in Scherben erhaltenen Tongefäßen mit konischem Boden schwer mit dem immerhin beschränkten Quecksilberverbrauche jener Zeiten in Einklang zu bringen sei. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich leicht auf, wenn in Betracht gezogen wird, daß nach der heute noch stellenweise, so z. B. in Turkestan, lebendigen Erinnerung an solche im Handel kursierende

Quecksilbergefäße zu urteilen, diese noch vor ca. 100 Jahren in Umlauf gewesen sein müssen, so dafs, selbst wenn wir die oben angeführte Erwähnung des Pegolotti als terminus a quo rechnen, sich ein Zeitraum von über einem halben Jahrtausend für die Existenz dieser Geschirre ergibt. Zieht man dabei noch die außergewöhnliche, dem atmosphärischen Einfluß so gut wie unzugängliche Haltbarkeit des Materiales in Betracht, das noch dazu, besonders in Scherben, absolut wertlos war, so läßt sich eine massenhafte Ansammlung dieser Objekte an einzelnen Punkten wohl erklären. Über die Dimensionen des Quecksilberhandels im Orient werden sich schwerlich auch nur annähernd präzise Daten finden lassen, doch geben schon die wenigen, von Schaub¹⁹⁾ für die Zeit bis zum Ende der Kreuzzüge gesammelten Angaben Veranlassung zur Vermutung, daß die Ausfuhr dieses Artikels aus den Mittelmeerbäfen recht bedeutend war. So wird unter den Nachrichten über den Marseiller Handel mit Syrien in drei



Fällen das aus Spanien stammende Quecksilber genannt, und zwar einmal mit einem Quantum von $7\frac{1}{2}$ Zentnern; an anderer Stelle wird über die Ausfuhr von Quecksilber in Quantitäten von 175 und 510 Pfund aus Marseille nach Sizilien berichtet.

Es sei schliesslich noch auf die Auskunft eines turkestanischen Indigenen hingewiesen, welchem einer unserer bekanntesten Orientforscher die Frage stellte, wie sich die große Masse der erhaltenen Quecksilbergefäße erklären lasse? Der Bescheid lautete: „Wir brauchen auch sehr viel Salbe um uns das Ungeziefer vom Leibe zu halten!“ So trostlos weit diese graue . . . Theorie auch von der Romantik der sarazenischen Geschosse mit Granatapfel-Muster entfernt ist, so nahe tritt sie, wie es scheint, an die reale Wirklichkeit heran!

Ein anderer Einwand stützt sich auf das häufige, ja fast ausschliessliche Vorkommen dieser Gefäße an Orten, welche durch Mauerreste oder sonstige fortifikatorische Anlagen als Festungen gekennzeichnet werden. Daraus wird die Zugehörigkeit solcher Tongeschirre zum Kriegsmaterial — also etwa Explosivkörper oder Brandzeug — gefolgert. Erklärt sich der erwähnte Umstand

¹⁹⁾ A. Schaub. Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebietes bis zum Ende der Kreuzzüge 1906. §§ 152, 261, 394.

nicht zur Genüge aus der Tatsache, daß in jenen Zeiten keine von handel- und gewerbetreibenden Bürgern bewohnte Stadt, von den größeren und größten Handelszentren ganz abgesehen, ohne den Schutz von Mauern und sonstigen Verteidigungsanlagen existenzfähig war?


Aus den obigen Ausführungen ergeben sich folgende Schlüsse:


1. Die Form der besprochenen Tongefäße mit konisch geformtem Bodenstück steht in keinem Widerspruch mit der Bestimmung zum Transport und Aufbewahrung von Quecksilber.

2. Die bisher gegen obige Voraussetzung angeführten Gegenbeweise sind nicht überzeugend.

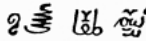
3. Das tatsächliche Beweismaterial, d. h. die in vereinzelt Fällen gefundenen Reste des Inhaltes solcher Gefäße, so wie die noch heute in Turkestan lebendige Tradition weisen auf die hier angenommene Bestimmung solcher Gefäße hin.

Das schwer zugängliche und bisher noch ungenügend erforschte Material läßt ein definitiv abschließendes Urteil in dieser Frage noch nicht zu und nur die sorgfältigste Untersuchung neuentdeckter Exemplare auf Inhaltsreste sowie die Deutung der auf vielen Gefäßen vorhandenen Zeichen und Stempel können absolut überzeugende Beweise liefern. In betreff dieser letzteren stellen wir den Lesern der Zeitschrift für historische Waffenkunde als Kern einer hoffentlich rasch anwachsenden Sammlung alles Material zur Verfügung, was uns bisher gelang in dieser Richtung zu sammeln:


 „bi Hama“, auf einem der 60 in der syrischen Stadt Tripolis von Saucly gefundenen Gefäßen. Jetzt im Armeemuseum in Paris.


 Das erste Zeichen — bi Hama¹⁹⁾ ist in den ungebrannten Ton eingedrückt, das zweite, noch nicht gedeutete, nach dem Brande eingekratzt. Auf dem im Zitadellengraben der Stadt Damaskus gefundenen Gefäß, (Berlin, Zeughaus, Inv. Nr. 290.


¹⁹⁾ Lesung des Oberkonservators der Kaiserlichen Eremitage, A. K. Markow.


 bi resm el maali²⁰⁾. Auf einem der fünf vom Oberkonservator der Kaiserlichen Eremitage G. von Bock in Ägypten, erworbenen Gefäße. Renaissance-Abteilung der Kaiserlichen Eremitage.


4. „Mohammed“ — ausgeschrieben, auf zwei Gefäßen im Nationalmuseum zu Kairo. Cf. Hertz l. c.


 Die armenischen Buchstaben a und o, mit der Zahlenbedeutung 1 und 600, auf einem von Prof. Marr in Ani gefundenen Gefäßs. Renaissanceabteilung der Kaiserlichen Eremitage (Abb. 9).


 Auf einem Gefäßs aus Sarai. (Ebendasselbst.)


 Auf fünf von A. Lichatschew im Gebiete der Wolga-Bolgaren gefundenen Gefäßs. Museum zu Kasan.


 Auf sechs Gefäßs des städtischen Museums in Kasan.


 Auf drei der Kasanschen Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie gehörigen Gefäßs in demselben Museum.


 Auf einem Gefäßs aus dunkelgrauem Ton mit eingedrücktem Schuppenmuster. Nach Lesung des Oberkonservators, A. K. Markow, lautet die Inschrift „Es-Salih“. Ethnographisches Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

 Am Oberteile eines hellgelben Tongefäßs, welches mit einer ganzen Reihe solcher in den ungebrannten Ton eingeringelten Figuren geziert ist. (Ebendasselbst.)

 Nach Lesung des Oberkonservators, A. K. Markow: „Auf Allerhöchsten Befehl.“ Das dritte Zeichen unbestimmt, vielleicht eine Zahl bedeutend.

 Nach Lesung des Oberkonservators, A. K. Markow: „Auf Allerhöchsten Befehl.“ Das dritte Zeichen unbestimmt, vielleicht eine Zahl bedeutend.

 Nach Lesung des Oberkonservators, A. K. Markow: „Auf Allerhöchsten Befehl.“ Das dritte Zeichen unbestimmt, vielleicht eine Zahl bedeutend.

 Nach Lesung des Oberkonservators, A. K. Markow: „Auf Allerhöchsten Befehl.“ Das dritte Zeichen unbestimmt, vielleicht eine Zahl bedeutend.

Handbrandgeschosse aus Ton

Von W. Gohlke

Im Band I S. 258, III S. 303 und VII S. 229 dieser Zeitschrift sind Tongefäße behandelt, deren Zweck noch nicht aufgeklärt ist. Solche Gefäße befinden sich in nicht unbedeutender Anzahl in staatlichen und privaten Sammlungen¹⁾; ihre Fundorte sind besonders Syrien, Ägypten, doch auch Tripolis, der Kaukasus, Turkestan u. a. O. Besonders reich war der Fund in Damaskus, wo sie in einem verlassenen, halbverschütteten Raum der dortigen Zitadelle, wahrscheinlich einem Munitionsgelände, ausgegraben wurden²⁾. Aus diesem Funde und aus sonstigen Erwerbungen des Herrn Professors Dr. Moritz in Kairo, die aus Baalbeck stammen und anderenteils im Handel von Bagdad bis Assuan erworben sind, rühren die meisten Stücke der Berliner Sammlungen und die auf der Ausstellung im Jahre 1910 in München aufgestellten Gefäße her.

Im Bande III S. 302 dieser Zeitschrift hat E. v. Lenz in St. Petersburg aus der Literatur über diese Tongefäße verschiedene Ansichten über deren Zweck zusammengestellt. Darnach sollten sie 1. zur Aufbewahrung und Versendung von Quecksilber gedient haben, oder 2. als Handgranaten, oder 3. als einfacher Zierat für Pfeiler, Torwege, Türen usw., oder 4. als Lampen.

Zweck dieser Studie ist, zu prüfen, welche dieser Ansichten die zutreffende oder wahrscheinlichste ist.

Bevor die verschiedenen Ansichten über den Zweck dieser Gefäße geprüft werden, ist es nötig, die einzelnen Gefäße zu beschreiben, die dieser Prüfung zugrunde gelegen haben. Die Mehrzahl besteht aus braunem, einige aus hellem, scharf gebranntem Ton, zum Teil sind sie glasiert, ihre Form ist meistens die eines Granatapfels, einige sind vasen- und zitronenförmig gestaltet. Auf der Mitte des oberen, flach gewölbten Teils befindet sich ein eingeschnürter konischer Ansatz,

ein Hals, durch dessen Achse eine enge Öffnung in die innere Höhlung führt. Die Mantelfläche ist durch Verzierungen gerauht. Oft sind sie mit buckelförmigen Ansätzen, Noppen, bedeckt, die aus der noch weichen Masse herausgestoßen sind; bei einigen scheinen diese Noppen auch vor dem Brennen aufgesetzt zu sein (Kunstgewerbemuseum in Düsseldorf, siehe Tabelle), wie man an einigen abgestoßenen zu erkennen vermag. Die Zieraten bestehen meistens aus Spitzflächen, die sich wie ausgebreitete Blätter über den Apfel legen. Sie sind von Strichen oder Doppelstrichen umrahmt und mit Kreisen, Halbmonden oder Figuren besät. Den Hals umschließt häufig eine Perlschnurverzierung. Das Mundloch erweitert sich meistens nach der Höhlung hin.

Zur Prüfung stand mir ein reiches Material zur Verfügung, von kundiger Seite sind mir wertvolle Notizen und Anregungen gegeben worden, namhafte Chemiker haben den Inhalt, der sich noch in einigen Gefäßen befand, untersucht, und da die Originalgefäße zu Spreng-, Haltbarkeits- und Zündungsversuchen nicht zur Verfügung standen, so ist eine Anzahl Gefäße hierfür nach dem Muster der ursprünglichen Gefäße von einem werkverständigen Töpfer in denselben Abmessungen, Formen und Verzierungen durch freundliches Entgegenkommen der Firma Polte, Armatoren- und Patronenfabrik in Magdeburg-Sudenburg, geformt und gebrannt worden.

Von den zur Ansicht gestellten Tongefäßen geben die Figuren 1 bis 5 ein Bild und die nachstehende Tabelle die Abmessungen, Größe der Höhlungen, das Gewicht und die Herkunft, soweit sie sich feststellen ließen.

Zu der Tabelle sind noch einige Bemerkungen hinzuzufügen: '00—290 der Zeughaussammlung trägt drei kreisrunde Stempeldrucke mit Namenszug, der als M'hammad³⁾ gelesen wird und außerdem oberhalb einer Zierspitze eine schlingenartig gestaltete flache spätere Einkratzung, deren Bedeutung noch nicht erkannt ist. Siehe Fig. 2.

An '99—14 und '00—286 fehlt der Hals, ebenso an Nr. II der Rathgenschens Sammlung.

¹⁾ So im Musée d'Artillerie Paris, Katalog 1899 unter 409, 410, 414, 416, ferner im Museo d'Artilleria Madrid, Katalog I 1911 u. a.; im übrigen siehe Tabelle.

²⁾ Nach Mitteilung des Herrn Professors Dr. Moritz, damals in Kairo.

Besitzer	Königliches Zeughaus in Berlin					Kaiser-Friedrichs-Museum in Berlin					Professor Dr. v. Schlegel in Berlin	Generaleutnant Rathenow Straßburg, Eis.		Kant.-Gemeinschaft am Disament-Curt	Oberst v. Strechmar a. d. holländ. Handelskammer Bd. 6 Heft 7	Versteigerung Magdeburg	Museum des Altertumsvereins Straßburg, Eis.									
	Granat- apfel	Vase	Granatapfel			Granat- apfel	Vase	Granatapfel				Granat- apfel	Zi- tronsapfel					Granat- apfel	Granat- apfel	Granat- apfel	Granat- apfel	Museum des Altertumsvereins Straßburg, Eis.				
Figur	Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3 Fig. 4 Fig. 5 Fig. 6																									
Bezeichnung	Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3 Fig. 4 Fig. 5 Fig. 6																									
Form	Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3 Fig. 4 Fig. 5 Fig. 6																									
Größte Höhe cm	9,22	11,65	14,45	9,23	12,43	12,50	11,16	11,43	12,00	11,60	11,40	12,60	8,3	12,60	10,40	12,75	14,00	11,00	11,00	12,30	12,00	13,50	13,70	12,80	11,40	12,00
Bauchweite cm	9,14	9,35	10,20	8,15	8,51	8,38	9,11	8,78	8,60	8,90	8,60	9,40	7,80	8,20	8,00	13,40	10,40	10,00	8,40	6,60	10,00	9,20	9,50	12,80	11,40	12,00
Höhe des Halses cm	—	2,22	3,0	—	1,64	2,14	2,30	1,78	2,40	2,60	2,40	2,20	—	1,20	3,20	3,30	3,00	—	2,70	1,30	—	2,5	3,10	ohne ohne ohne	—	—
Mundweite oben cm	1,20	0,85	0,65	—	—	—	0,45	1,17	0,30	—	—	—	—	—	1,20	0,40	1,00	—	1,20	0,45	—	1,3	0,70	2,00	1,75	1,75
Mundweite unten cm	—	—	—	1,25	0,86	0,78	1,0	—	—	—	—	2,0	—	—	—	—	1,00	—	—	—	—	—	0,90	2,00	2,00	2,00
Wandstärke cm	1,6	—	—	—	—	—	0,90	0,95	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1,5	und	1,5
Gewicht leer g	490	413	972	420	315	530	468	405	635	770	495	625	295	655	410	500	815	—	420	340	—	515	650	1090	1030	890
Gewicht mit Wasser gefüllt g	625	635	1160	565	—	—	642	545	875	870	700	875	400	915	520	650	1020	—	640	450	—	—	770	1490	1260	1235
Gewicht mit Naphtala gefüllt g	598	591	1122	534	—	—	607	517	835	850	659	825	379	865	498	620	979	—	596	428	—	—	—	—	—	—
Gewicht mit Quecksilber gefüllt g	2325	3430	3510	2150	—	—	2834	2318	4024	2128	3382	4021	1759	4191	1995	2839	3562	—	3212	1665	—	—	—	—	—	—
Herkunft	Darmstadt Kleinsteden Konia																									
	mit Behälter gefüllt																									
	1450 1337 1200																									
	Berlin Königl. Museum in Straßburg ausgegraben																									
	Fa- yenne																									
	Orient																									

Hier wurde bei einer späteren Verwendung in die Öffnung eine mit Schlangenhaut überzogene Handhabe gesteckt, so daß eine Streitkeule entstanden ist, Fig. 4. Auch Nr. III des Kaiser-Friedrich-Museums trägt drei Rundstempel mit Namenszug, der Ishak⁷⁾ gelesen wird. Bemerkenswert ist der Stempel auf Nr. II desselben Museums; er wird Schekh Paschá gedeutet. Sollte dieser rein mili-

fäße waren leer, die in einigen aufgefundenen Reste wurden chemisch untersucht. Herr Professor Rathgen, der sich freundlichst der Mühe unterzog, sie zu untersuchen, fand keine Spur von Quecksilber. Der wenig lösliche Inhalt hatte einen asphaltähnlichen Geruch und muß als Asphalt, mit Harz vermengt, angesprochen werden. Außerdem befanden sich Pflanzenfasern und Ge-

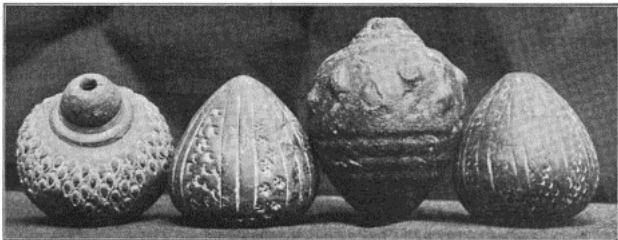


Fig. 1

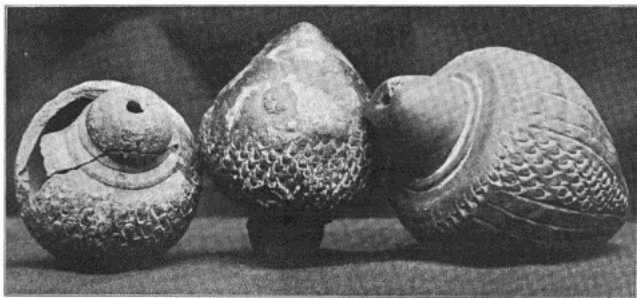


Fig. 2

tärische Titel auf einen militärischen Zweck des Gefäßes schließen lassen?

Bei den stattgefundenen Versuchen wollte ich zunächst ermitteln, ob die Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transport von Quecksilber geeignet haben könnten.

In diesem Falle war es möglich, noch Reste dieses Metalls in den Gefäßen zu finden. Die Mehrzahl der zur Untersuchung verfügbaren Ge-

⁷⁾ Nach v. Lenz und nach Herren des Orientalischen Seminars in Berlin ist statt M'hamud und Ishak bi Hama zu lesen.

treidekörner darin, die Herr Professor Wittmark von der landwirtschaftlichen Hochschule als sechszeitige Gerste erkannte. Diese Körner sind wohl nur zufällig in die Höhlung des Gefäßes geraten, was dadurch erklärlich, daß die Orientalen die Gewohnheit haben, wie Herr Professor Moritz, Kairo mitteilte, ihre Getreidevorräte in alle Zimmer zu schütten, so daß Munition und Proviant leicht in demselben Raum untergebracht gewesen sein konnten. Der Inhalt der Rathgenschen Gefäße Nr. I und IV wurde vom Militärversuchsam Berlin untersucht, Quecksilber liefs sich trotz sehr empfind-

licher Methoden nicht nachweisen, die Reste bestanden aus Sand und Ton, organischen Bestandteilen (Holz), und etwa 1 Prozent salpetersaure Salze (Kalk-, Natrium- und Kali-Salpeter).

Hätten sich aber selbst Reste von Quecksilber in den Gefäßen nachweisen lassen, wie es bei den von Lenz beschriebenen vorgekommen ist, so könnte daraus noch kein schlagender Beweis gegen den Gebrauch derselben zu Kriegszwecken gefunden werden; denn dieses Metall ist lange Zeit hindurch von den Feuerwerkern mit Vorliebe als Bestandteil für Sätze der Ernst- und Luftfeuerwerkerei verwandt worden. Diese merkwürdige metallische Flüssigkeit erschien den Alchimisten als die flüchtigste aller Substanzen. In einem alten chinesischen Feuerwerksbuch aus dem 13. Jahrhundert heißt es in einem Rezept für weißes Feuer in der Übersetzung nach Amiot: *on y ajoute encore du mercure*¹⁾. In Bellifortis von Konrad Kjeser (1405) wird in mehreren Rezepten zu Feuerwerksätzen empfohlen, Quecksilber hinzu zu tun²⁾. Im ältesten Feuerwerksbuch (15. Jahrhundert) wird bei Herstellung einer Wurfkugel, „die groß Volk ertönen soll“, dem Satze „Küch-silber“ beigefügt³⁾, und zur Verbesserung des Schwefels soll man zu je „1 Pfund Schwebel ain lot kecksilber“ nehmen⁴⁾ usw.

Über den Transport des Quecksilbers äußert das Meyersche Konversationslexikon, es werde in doppelten Beuteln aus sämischgarem Hammelfell oder in schmiedeeisernen, zugeschraubten Flaschen, von China aus auch in mit Harz verschlossenen Bambusröhren verschickt. Ein Berliner Geschäftshaus, das mit Quecksilber handelt, kennt nur die Versendung in eisernen Flaschen. Eine Anfrage bei der Königlichen Bergakademie in Berlin, wie der Transport des Quecksilbers im Altertum wohl vor sich gegangen sei und wozu dieses Metall damals Verwendung gefunden, wurde dahin beantwortet, „dafs nach der ihr bekannten Literatur sich kein Anhalt dafür vorfindet, dafs (immerhin zerbrechliche) Gefäße aus Ton zum Transport und zur Aufbewahrung von Quecksilber gedient hätten“. Letzterer Einwand ist nicht unberechtigt, denn bei den angestellten Versuchen erhielt das Gefäß, als es aus der Hand auf den Boden fiel, Risse und zersprang beim nächsten Fall in Stücke.

Die Form der Gefäße scheint für Transportzwecke nicht recht geeignet. Bei Zusammenstellung mehrerer Gefäße ergibt sich eine große Raumverschwendung; denn jedes Gefäß braucht wegen

der großen Bauchweite den Raum eines Prismas, dessen Seite der quadratischen Grundfläche gleich der Bauchweite z. B. beim Gefäß, Zeughaus 00—289 9,11 cm ist; es faßt bei 11,43 cm Höhe 2,36 kg Quecksilber; ein zylindrisches Gefäß bei gleicher Höhe und Füllung brauchte nur eine Grundfläche von 3,81 cm, dabei würde dies Gefäß in der Verpackung viel fester stehen. Noch praktischer erscheint mir die oben Genannte in doppelten Lederbeuteln.

Es lag die Frage nahe, ob jene Gegenden, wo eine große Zahl der in dieser Studie in Betracht kommenden Gefäße gefunden wurden, zur Zeit der Kreuzzüge, aus der jene Gefäße stammen sollen, einen ergiebigen Ertrag an Quecksilber geliefert haben, oder ob der Transport dieses Metalles aus den Häfen des Mittelmeeres seinen Weg über diese Gegenden nahm? Die Königliche Bergakademie in Berlin, um Äußerung gebeten, antwortete: Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden in Spanien (Almadén) und in Krain (Idria) bedeutende Mengen Quecksilber gewonnen, während alle früher bekannten Vorkommen nur geringe Ausbeute lieferten. Ausgeschlossen sei nicht, dafs in Turkestan zu irgendeiner Zeit Quecksilbererze gefunden und in mehr oder weniger primitiver Weise nutzbar gemacht worden sind. Bestimmtes hierzu sei nicht zu ermitteln. Im Altertum wurde das schon Theophrast (300 v. Ch.) bekannte Quecksilber hauptsächlich zur Herstellung des Zinnober gebraucht, auch hat es Anwendung zur Feuervergoldung auf Silber und Gold gefunden. Im Meyerschen Lexikon wird als Herkunft des Quecksilbers in Asien nur China, im Brockhaus auch Japan und der Ural erwähnt. Hiernach sind die Gegenden, aus denen die betrachteten Gefäße stammen, keine Ausbeutegebiete des Metalles; sie könnten also nur als Empfangs- oder Karawanenpunkte in Betracht kommen. Auffallend ist es nun, dafs aus den Hafenorten, wo das Umpacken für den Transport ins Hinterland stattfand, keines der Gefäße herkommt, wogegen sie in Orten des Hinterlandes in Damaskus, Balbeck, Tripolis, in Syrien, in Turkestan in größeren Mengen gefunden wurden. Nach Schaubes Handelsgeschichte der roman. Völker des Mittelmeergebietes, 1906, sollen zur Zeit der Kreuzzüge Vers Schiffungen von 75 Pfund bis 7 1/2 Zentner nach den Mittelmeerhafen aus Spanien usw. stattgefunden haben. Räumlich betrachtet ist diese Gewichtsmenge nicht bedeutend. Sie füllt nur 6,9 und 18,7 Litergefäße (1 span. Pfund = 340 g, spez. Gew. des G. 13,6).

Die Gründe, die gegen den Gebrauch der Gefäße als Verzierung von Pfeilern usw. und als Lampen sprechen, sind in dem vorstehenden v. Lenzschen Aufsatz so eingehend erläutert, dafs

¹⁾ v. Komocki, Geschichte der Sprengstoffchemie usw. I. 1895, S. 52.

²⁾ Derselbe S. 158—160, 170.

³⁾ Derselbe S. 189.

⁴⁾ Derselbe S. 185.



Fig. 3

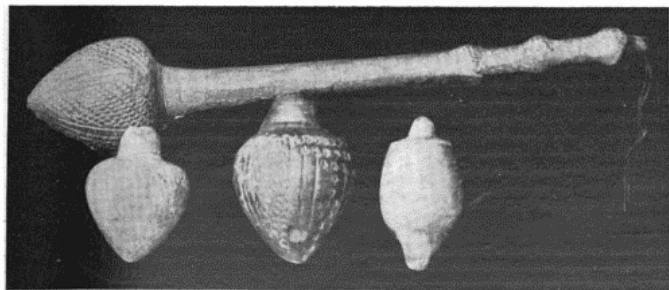


Fig. 4

ich, um Wiederholungen zu vermeiden, zur Beantwortung der Frage übergehen kann, ob diese Gefäße als Geschosse üdigen haben können.

Hierfür ist aus den geschichtlichen Nachrichten zu ermitteln, wann diese Verwendung zuerst auftritt und wie lange sie gedauert hat; welche Füllung und Zündung hierbei angewendet wurde, wie die Kampfweise mit diesen Gefäßen stattfand, und zu prüfen, ob unsere Gefäße den Anforderungen entsprechen, die man damals an solche Feuerwerksgegenstände stellte.

Die Verwendung von Gefäßen, die mit Brandsätzen gefüllt waren, um die Deckungen des Angreifers oder des Verteidigers, sowie deren Maschinen durch Feuer zu zerstören, ist ural und andererseits noch bis in die neueste Zeit nach-

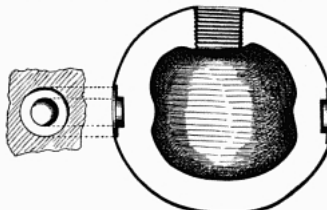


Fig. 5. Museum des Altertum-Vereins Straßburg Eis. Die Geschosse unterscheiden sich nur durch die verschiedenen Mundlochweiten

zuweisen. Die Gefäße bestanden aus mancherlei Material; hier sollen zunächst nur die Gefäße aus Ton in Betracht gezogen werden⁹⁾.

Der Dichter der Ilias kennt noch keine künstlichen Mittel, die Schiffe der Achäer in Brand zu setzen. Er widmet der Art, wie dies geschah, keine weitere Schilderung, obgleich er bei anderen sinnreichen Kriegskünsten mit Vorliebe verweilt; das Inbrandstecken geschah hier also wohl nur durch brennende Scheite. (Gesang XV).

Die Annalen des himmlischen Reiches berichten, daß man bereits tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung beim Heere Blitzwagen mitführte, die Feuertöpfe und Feuerballen schleuderten.

Bei den Griechen kommen schon bei der Belagerung von Plataiai (426 v. Chr.) und Delion (424 v. Chr.) und in den Kämpfen Alexanders des Großen gegen Poros (327 v. Chr.) solche Kampfmittel vor.

⁹⁾ Diese und die folgenden Daten nach v. Romoeki, Geschichte der Explosivstoffe, Berlin 1895, I. Jähns, Entwicklungsgeschichte der alten Truzwaffen, Berlin 1899. Favé Études sur l'Artillerie, Paris 1862, III, und einige andere besonders angeführte Werke.

Aineias der Taktiker (360 v. Chr.) beschreibt Brandsätze, die aus Feuertöpfen geschleudert wurden, und nach Theophanes richtete Kaiser Konstantin Pogonatas (671 n. Chr.) seine Flotte mit Feuertöpfen und Siphonen aus, und bekämpfte mit ihnen die Araber. Auch Kaiser Konstantin Porphyrogenetos verdankte i. J. 941 die Rettung Konstantinopels, das von den Russen angegriffen wurde, diesem Kriegsmittel. Die Siphone waren höchstwahrscheinlich Druckspritzen, die das „flüssige Seefeuer“, bekannter unter dem Namen „griechisches Feuer“, auf die Feinde spritzte. Nach neueren Ansichten bestand dieses Feuer aus Erdöl und ungelöschtem Kalk, der sich bei Berührung mit dem Wasser oder an einer an der Spitze des Rohrs angebrachten Flamme entzündete. Ein Rezept für solche selbstentzündliche Brandsätze mit gebranntem Kalk befindet sich schon in den „Kesten“, einem „Wunderbuch“, das vier Jahrhunderte früher der Bischof Julius Afrikanus von Emaus begonnen hatte und das um diese Zeit abgeschlossen wurde.

Im 12. Jahrhundert zeichnen sich Chinesen und Araber durch ihre Kunst, Brandsätze zu laborieren und sie als Kriegsfeuer zu benutzen, besonders aus. Die Chroniken dieser Zeit, sowohl die der arabischen als der christlichen Schriftsteller, berichten uns von den Erfolgen der durch Maschinen oder mit der Hand geschleuderten Brandtöpfe der Araber und Ägypter in den Belagerungen von Jerusalem (1099), bei Akkon (1091), wobei ein Mann aus Damaskus (dem Ort, wo eine große Menge der in Frage stehenden Gefäße herstammt) sich durch das Werfen von mit Naphtha und anderen Brandstoffen gefüllten Gefäßen auszeichnete. Besonders Damaskus und Baalbek wurden im Mittelalter durch ihre Kriegstechnik berühmt; der mongolische Khan Kablai liefs sich für die Belagerung von Fan-tschung und Siang-yang, 1268 und 1273, von dort die Ingenieure Abu-Bekr, Ibrahim und Mohammed kommen. Jähns, Handbuch der Geschichte des Kriegswesens, berichtet S. 71 über das Geschützwesen der Perser: Zum Belagerungspark gehörten auch Gefäße mit dem in Persien häufigen Erdöl, das flüssig als Naphtha und zäh als Bitumen vorkam. Die Gefäße wurden gegen Tore und Pallisaden geworfen, die so mit Öl durchtränkten Holzteile wurden alsdann mit Feuerpfeilen in Brand gesteckt.

Vom Herzog Albrecht von Österreich berichtet die bayrische Chronik: Von Schwefel ein Feuerwerk warf er hinauf mit der Rutten (Wurfhebel). Der deutsche Orden verwendete im Kriege gegen die Polen (Belagerung von Brzong 1331/32) ebenfalls Feuertöpfe.

Im Feuerbuch von Marcus Graecus (etwa 1250) und im Bellifortis von Konrad Kyser (etwa 1405) werden Feuerwerksätze und Gefäße und Geschosse erwähnt; ebenso in dem Feuerwerksbuch des 15. Jahrhunderts. Aus einer Rechnung der Stadt Amiens von 1418 geht hervor, daß die Brandsätze in Tongefäße (terrines) oder in Beutel aus Hammelfellen gestopft wurden, und daß sie noch keinen Salpeter enthielten⁹⁾.

Im 16. Jahrhundert werden in den Werken der Grafen Reinhard von Solms, von Lienhard Frönsperger und Schmidlap von Schorndorf irdene Brandtöpfe (Sturmhäfen), Krüglein und Flaschen mit Brandsatz erwähnt. Der letztgenannte Schriftsteller zeigt im „künstlichen und rechtschaffenen Feuerwerk“, 1561, einen Mann, der im Begriff ist, eine Handgranate, nachdem er sie mit der rechten Hand in Brand gesetzt hat, mit der linken fortzuschleudern.

Im 17. Jahrhundert kommen nach und nach an Stelle der Tongefäße eiserne, bronzene und gläserne in Aufnahme, daneben werden jedoch noch in den Feuerwerkskapiteln der Werke von Boillot, Simienowicz, Lavater u. a. Sturmhäfen, Sturmkrüge, Sturmflaschen, von Töpfern gefertigt erwähnt und auch Angaben zum Fertigmachen und Werfen dieser Geschosse gemacht. 1638 lagen im bürgerlichen Zeughaus zu Wien zum Gebrauch als Handgranaten Sturmhäfen aus tönernen mit Pergamentpapier zugebundenen Töpfen bereit¹⁰⁾. Im Jahre 1686 vor Ofen wurden von den Brandenburgern unter andern auch sogenannte Topfgranaten mit der Hand geworfen. Es waren mit Brandsatz gefüllte Töpfe mit vier Henkeln, die außerdem eine, mit Sprengladung gefüllte kleine Granate aufnehmen, die verhindern sollte, daß man feindlicherseits Löscharbeiten vornahm¹¹⁾. Im 18. Jahrhundert verschwinden die Tongefäße allmählich, Fleming, im „Vollkommen deutschen Soldaten“, 1726, sagt: die gläsernen und irdenen Handgranaten sind abgeschafft; Geisler im „Neuen curiösen und vollkommenen Artilleristen“, 1708, empfiehlt noch Pottgranaten gegen die Leiterersteigung, um den Kerl auf der Leiter damit übel zu traktieren.

Selbst im 19. Jahrhundert sind die tönernen Handgeschosse noch nicht ausgestorben. Bei Kanalarbeiten in Straßburg am Kronenburger Ring wurde eine Anzahl dergleichen Geschosse (mindestens 20 Stück) ausgegraben, die wahrscheinlich während der Belagerung i. J. 1870 zum Schutze der Bresche dienen sollten; sie hatten

im Mundloch ein Gewinde, das bei einigen für den französischen Zünder dieser Zeit paßte. Sie kamen wahrscheinlich nicht zur Verwendung, weil bei Zerstörung der Zitadelle die Zündervorräte vernichtet waren¹²⁾ und ein Sturm der Werke nicht stattfand. Endlich verwendeten noch im Jahre 1884 die Engländer im Sudan Handgeschosse aus gebranntem Ton oder Steingut, die mit Schießbaumwolle und drei Magnesiumsternen, diese für Beleuchtungszwecke, gefüllt waren¹³⁾.

Wie aus Vorstehendem sich ergibt, spricht alles für die Annahme, daß unsere Tongefäße wohl zu Kriegszwecken benutzt sein könnten und die geschichtlichen Daten beweisen, daß derartige Gefäße zur Zeit der Kreuzzüge, der man die in Damaskus gefundenen Granatäpfel zuweisen will,

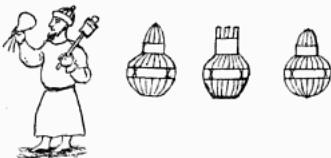


Fig. 6

als Brandgeschosse im Gebrauch waren. Diese Form entspricht zudem den Abbildungen in einem im asiatischen Museum in Petersburg befindlichen Manuskript „Sammlung der verschiedenen Zweige der Kunst“, das vermutlich Schems-Eddin-Mohammed (geb. 1292, gest. 1350 in Damaskus) zum Verfasser hat (Fig. 6).

Es wird daher zu prüfen sein, wie sich die Einrichtung unserer Gefäße den Zwecken anpaßt, die in der Zeit der Kreuzzüge mit ähnlichen Gefäßen erreicht werden sollten. Welche Füllung und welche Zündung hatten jene Gefäße? Ein Gebrauch von salpeterhaltigen Feuerwerksätzen im mohammedischen Orient läßt sich vor dem Jahre 1248 nicht nachweisen, und auch in China wird der Salpeter erst im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts bekannt oder nahm erst damals eine Bedeutung an, die die Aufmerksamkeit der Araber auf ihn lenkte. Alle Feuerwerksätze dieser Zeit waren nicht explosiv, konnten also auch keine Sprengwirkung hervorbringen; sie dienten nur zum Inbrandstecken.

Der Hauptbestandteil dieser Sätze ist das Naphtha, Oleum incendiarium, nach Plinius von den Griechen auch Medeaöl genannt, und gleich-

⁹⁾ Favé Études III S. 125.

¹⁰⁾ Meynert, Geschichte des Kriegswesens usw. III, S. 19.

¹¹⁾ v. Malinowsky, Geschichte der Brandenburg-Preuß. Artill. II S. 385.

¹²⁾ Siehe Fig. 5 und Tabelle auf S. 378.

¹³⁾ Dr. Villaret, Die Handgranate, 1908, S. 15, nach dem Wiener Armeblatt von J. v. Karst, Nr. 57, 1906.

bedeutend mit Petroleum¹⁴⁾. Dieses Öl, schon bei 40 Grad Celsius leicht entzündlich, entwickelt mit der Luft Dämpfe, die explosiv erscheinen, die aber ohne Beimischung von Salpeter nicht instande sind, die mit ihnen gefüllten Gefäße so zertrümmern und den Feind durch Splitterwirkung zu beschädigen. Diese Wirkung gelang erst im 16. Jahrhundert und kam erst im 17. Jahrhundert zur allgemeineren Anwendung. Die Franzosen lernten die Bomben, die dies bewirkten, erst durch den Engländer Malthus 1634 bei der Belagerung von Lamotte kennen. Gegen Schiffe fanden sie sogar erst im Anfange des 19. Jahrhunderts durch die Bombenkanonen von Paixhans Anwendung.

In der Destillation der Öle hatten die Alten bereits große Geschicklichkeit; es gab nicht nur natürliches, sondern auch künstliches: weißes, blaues, rotes, schwarzes, persisches Naphtha und solches von Colzom.

Dem Öl wurden in den Brandsätzen gewöhnlich Werg, Harz, Schwefel, Kalk, Erdharz hinzugefügt; diese besonders bei Brandpfeilen; bei den aus der Hand oder mit Wurfmaschinen geschleuderten Geschossen blieb das leicht flüssige leicht entzündliche und mit höchster Wärme sich entwickelnde Öl, das sich beim Ausfließen schnell über weite Flächen ausbreitete, die Hauptsache. Das verhältnismäßig enge Mundloch unserer Geschosse, in das feste und dickflüssige Massen nicht leicht einzubringen sind und aus dem solche Stoffe auch schwer hinausfließen, wird kaum gestattet haben, jene Mischungen aufzunehmen und die Füllung auf leichtflüssiges Öl beschränkt haben. Schwierig war die Entzündung des Inhalts der Gefäße. Ein angezündeter Docht liefs die Flamme nicht in die Höhlung schlagen, ebensowenig taten dies Schwefelfäden und selbst durch moderne Zündschnur war dies nicht zu erreichen. Die Chinesen hatten bereits wirksame Zünder, wobei wahrscheinlich schon der Salpeter eine Rolle spielte, als die westlichen Völker dessen explosive Wirkung noch nicht kannten. Die Araber stellten sich Zündungen aus Hanf oder Wolle her, die

mit Harzen und Ölen getränkt unserer Lunte gleichen, die aus gesponnenen Hanffäden besteht, welche in einer Auflösung von essigsaurem Bleioxyd getränkt sind. Diese wird zuerst im Jahre 1378 erwähnt¹⁵⁾. Alle diese Zündungen vermögen jedoch die Füllung in der Höhlung nicht in Brand zu setzen, da es dort an dem nötigen Sauerstoff fehlt. Wie die hiesigen Versuche gezeigt haben, wird das ausfließende Öl erst durch den Zünder in Brand gesetzt. Anders ist die Wirkung bei den mittelalterlichen Topfgeschossen auch nicht eingetreten, wie die nachstehenden Berichte jener Zeit bezeugen.

Eine Handschrift der Pariser Nationalbibliothek (1127 ancien fonds und 643 fonds Asselin) enthält Abschriften eines arabischen Kriegsbuchs, dessen Verfasser ein gewisser Hassan Alrammah (etwa 1180) sein soll. In demselben ist von Vorrichtungen die Rede, die der Verfasser als Töpfe bezeichnet, die aus Ton und anderen Stoffen bestehen und mit Brandsatz gefüllt sind. Ist die Hülle zerbrechlich, so sollen die Töpfe geworfen oder an der Spitze einer langen Stange auf das Ziel geschlagen werden¹⁶⁾, auseinandergehen und den flüssigen Inhalt auseinanderfließen lassen. Zur Entzündung bedient Hassan sich mit Brandsatz gefüllter Röhren (Ikrikh), deren Einrichtung er leider nicht beschreibt.

In einer anderen in der Universität von Leyden befindlichen Handschrift vom Jahre 1215, Abhandlung über Kriegslisten, von Angriff der Städte und von der Verteidigung der Defleen usw. heißt es: „Wenn du ein Schloß, eine Mauer oder einen andern Bau zerstören willst, sei er von Stein oder einem andern Material, so heifs den Arbeitern in Naphtha dieses in der Weise zubereiten mit Schwefel, Marcassite (Schwefelkies), Wein und Weissig und lafs es auf den zu zerstörenden Gegenstand werfen . . . darauf sende andere Leute mit Feuer und Naphtha vor. Das Naphthafeuer, sobald der Dunst der Flüssigkeit aufsteigt, entzündet sich, breitet sich aus, nimmt an Stärke zu und verursacht ein grofs Getöse mit einem erschrecklichen Gezisch Bleiben noch Reste oder Trümmer übrig, die nicht verbrannt sind, so lafs andere Feuerwerker mit der angerichteten Flüssigkeit und mit Naphtha vorrücken, schnell wird sich das Naphtha entzünden und das, was übrig ist, verzehren Beschränkt ihr euch darauf, die Verteidiger aus dem Schlofs zu vertreiben, so häuft Holz vor dem Tore an, wartet bis der Wind gegen das Tor weht und befiehlt den Naphthafeuerwerkern, die angesetzte Flüssigkeit auf das Holz zu giefsen.

¹⁴⁾ V. Malinowsky, Geschichte der Brandenburg-Preufs. Art. II S. 185.

¹⁵⁾ Vgl. Fig. 6, den Naphthafeuerwerker.

¹⁴⁾ Vegetius IV, 8 (Ende 4. Jahrh.). (Phalarica) inter tubum et hastile stuppa, resina, sulphure, bitumine convolvitur infusa oleo, quod incendiarum vocant. Albertus Magnus im Opus de mirabilibus mundi: Ignem graecum sic facies: Recipe sulphur vivum, tartarum, sarco callam picolam, sal coctum, petroleum et oleum commune . . . etc.

Marcus Graecus (etwa 1260). Rezept für Brandsatz: Recipe balsami sine petroleo libram I est. Ferner für flüssiges Feuer: Compositio inextinguibilis facilis et experta: Accipe sulphur odvum, colophonium, asphaltum est. Haec pulverisa subtiliter petroleo ect; für griechisches Feuer: Recipe sulphur vivum, tartarum, sarcocollam et picem, sal coctum, oleum petroleum et oleum gemmae . . . etc.

Ist das Tor des Schlosses von Eisen, so laßt die Flüssigkeit auf dasselbe werfen und dann mit dem Naphtha vorgehen, das Tor wird zerbrechen, in Stücke fallen und in einer Stunde vernichtet sein, wenn es Gott gefällt.“

Die Wirkung, die hervorgerufen wird, die Erschütterung der Steinblöcke, ihr Zusammenstürzen, die giftigen Dünste, die entstehen, und die Zerstörung des Eisens innerhalb einer Stunde, wie weiter geschildert wird, all dies ist wohl nicht frei von orientalischer Übertreibung und dürfte wohl nur eintreten, wenn es Gott gefällt.

Bemerkenswert in dieser Schilderung ist, daß die Entzündung erst bewirkt wird, nachdem das Geschofs das Ziel erreicht hat, daß also Zünder im Gefäß selbst nicht angebracht waren. Aus der bereits erwähnten Belagerung von Akkon, 1191, berichten arabische Geschichtsschreiber¹⁷⁾, daß ein Mann aus Damaskus in Akkon erschien und sich erbot, die Belagerungstürme der Christen zu verbrennen. Er kochte Naphtha und andere Stoffe zusammen und warf zuerst, um die Christen zu täuschen, Töpfe und andere Stoffe in nicht entzündetem Zustande, welche gar keine Wirkung hervorbrachten, da fassen die Christen Mut, erstiegen das höchste Stockwerk des Turms und überschütteten die Gläubigen mit Spottreden. Während dessen wartete der Mann aus Damaskus, bis der Stoff in den Töpfen gut geschmolzen war. Als der Augenblick gekommen, schleuderte er von neuem einen Topf, der gut entzündet war. Sogleich griff das Feuer überall um sich

und der Turm wurde zerstört. Die Feuersbrunst war so heftig, daß die Ungläubigen nicht einmal Zeit hatten, hinunterzusteigen, Menschen, Waffen, alles wurde verbrannt¹⁸⁾. (Fig. 7.)

Durch welche Mittel sich der Topf entzündet hatte, ist leider nicht gesagt. Darüber, wie dies geschehen konnte, gibt uns eine Anleitung von 1565 aus Frönspergers Kriegsbuch Auskunft. Ob-

gleich bei seinen Tongeschossen schon Pulver als Füllung dient und seit langer Zeit langsam brennende Zünder bestehen, läßt er diese Geschosse nicht durch Sprengstücke, sondern nur durch Inbrandstecken wirken. Hiernach soll ein Stück Lunte in das enge Halslein des Kruges gesteckt werden, das ein Zwerchen Finger noch über das Pulver ausgeht“. Darnach wird es an dem äußeren Ort angezündet. Und wenn nun solche Krügelein in einem Auslauf oder Sturm gebraucht und über den Graben oder Mauern unter die Feinde geworfen, alsdann zerbricht das Krügelein und

geht das Pulver von dem Zündstrick an und verbrennt alles was es trifft¹⁹⁾.

Auch Schreiber im „Büchsenmeister Diskurs“, 1656, verordnet, gute lockere Lunte kreuzweise über und um den Topf zu binden, daß etliche Zipfel daran frei hängen, die man dann zur rechten Zeit anbrennen kann. Schreiber gibt auch eine Anweisung, wie man die Handgranaten

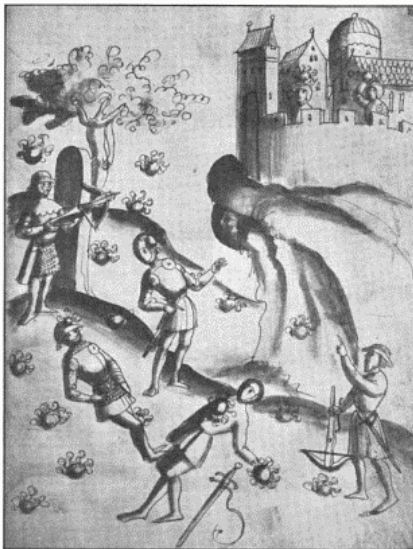


Fig. 7. Aus Nr. 265 des Wunderbuches der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar (cod. fol. 328)

¹⁷⁾ Boha- eddin und Ibn Alatir nach Reinaud, Extraits des historiens arabes des croisades, angeführt in Favé III, S. 53, und v. Romocki I, S. 27.

¹⁸⁾ Also keine Wirkung durch Sprengstücke.

werfen soll: „Wenn man nun einen solchen Handgranaten werfen will, so soll man ihn so lange in die Hand schwingen bis man funfzehn gezählt hat, alsdann bald aus der Hand in die Höhe werfen und nicht schieben, wie die Bauern die Kegeln gegen der Erden hinausschieben, sonst schlagen sie nicht am rechten Ort ein.“

Die im 17. Jahrhundert auftretenden, zum Werfen von Handgranaten ausgebildeten Grenadiere hatten in den weiter oben erwähnten Naphthafeuerwerkern ihre Vorgänger. Im Jahre 1917 rüstete Apaoki, der Khan der Kitan-Tataren, eine kleine, aber ausgewählte Truppe aus, mit der er das ihm vom Herrscher des Reiches Wu geschenkte „Öl des heiligen Feuers (Meng-huó-yu)“ werfen lassen wollte.

Als der Khan Hulaga im Jahre 1254 auszog, um seine Waffen bis nach Afrika zu tragen, nahm er, wie Raschid-eddin erzählt, 1000 chinesische Feuerwerker mit.

Wie M. Jähns a. a. O. S. 521 mitteilt, hatten schon die abassidischen Kalifen ein eigenes Korps der Naffatyn (Naphthafeuerwerker), dessen Mitglieder angeblich mit feuerfesten Gewändern bekleidet waren, die ihnen gestattet, durch brennende Trümmer und dergl. vorzudringen; nach Mitteilung des Professors Moritz in Kairo bestand in ägyptischen Heere von der späteren Mamelukkenzeit, (14. Jahrhundert), bis in die erste Türkenzeit (ca. 1550) eine Infanterietruppe: Naffata, die Geschosse in Granatapfelform warfen.

Rezepte, Gewänder feuerbeständig zu machen oder sich sonst gegen Verbrennung zu schützen, sind in den meisten der angeführten Feuerwerksbücher zu finden. Bei Markus Graecus sind die Hauptbestandteile dieser Mittel: der Abfall, den man in dem Trog des Schmelofsteins findet, Pappelsaft und Kalk in reinem Brunnenwasser aufgelöst, bei Hassan Abrammah: Ton und Talkum. M. Jähns a. a. O. S. 67 erwähnt die 10000 Unsterblichen (Doryphoren) der Perser, Schwerträger, die am Fuß der Speere als Gegengewicht der Klängen vergoldete oder versilberte Granatäpfel trugen. Köhler, Entwicklung des Kriegswesens in der Ritterzeit V. 544 erzählt von der Belagerung von Akkon im Jahre 1190, dafs der Kalif von Bagdad dem Sultan Saladin Naphthawerfer und verschiedene Kriegsmittel übersandt habe. Auch Deutschland hatte im Mittelalter Leute zum Brandstiften für kriegerische Zwecke, sie hiefsen Fur-schützen, Feuerschützen, ignis sagittarius, so: 1326 vor Barth und Demmin, 1344 vor Aschaffenburg, 1366 vor Hammerstein u. a. a. O.

Hassan schreibt seinen Feuerwerkern vor: „Wenn du in den Kampf ziehst, so hefte vier von

deinen Geschossen an den Gürtel!¹⁹⁾“ Es war aber nicht immer nötig, Feuerwerker zu dem gefährlichen Handwerk in den Bereich des Feindes vorzuschicken. Man warf die Geschosse mit Wurfmaschinen und zündete das ausfließende Erdöl mit Brandpfeilen an.

Um zu prüfen, ob die in Frage stehenden Gefäße jene Wirkung erzielen können, die in den historischen Darstellungen von den Brandgeschossen vor Erfindung des Pulvers geschildert worden sind, haben folgende Versuche mit den von der Firma Polite hergestellten Tongefäßen stattgefunden.

Zunächst wurden einige von ihnen einer Druckprobe unterworfen. Sie gingen erst bei einem Druck von 1200 und 1300 kg zu Bruch. Das Gefäß mit 1200 kg Druck war nicht vollständig braun durchgebrannt, so dafs die inneren Wandteile heller erschienen als die dunkelbraune Oberfläche, das andere war durch und durch braun und von gleichem Ansehen wie die Bruchstücke einiger Originalgefäße; die Abmessungen waren, wie die Tabelle auf S. 378 zeigt, nahezu dieselben wie die der Originale. Einige Gefäße wurden mit Petroleum gefüllt und ein dünner Docht von Baumwollfäden durch das Mundloch in die Höhlung geführt und angesteckt, die Flamme schlug nicht durch, sondern brannte wie in einer Lampe, aber stark rufsend weiter. Beim Anprall an die Wand nach dem Wurf zerschellte das eine Gefäß; das sich schnell ausbreitende Erdöl wurde von dem brennenden Docht sofort entzündet und war nur schwer zu ersticken. Ein zweites Gefäß blieb nach dem Falle ganz, fiel jedoch so, dafs das Öl auslief und sich ebenfalls an dem Dochte entzündete; ein anderes Gefäß fiel so, dafs nicht der volle Inhalt auslaufen konnte. Nachdem sich der Rest im Gefäß aber in dem schon ausgeflossenen, brennenden Öl erhitzte, drückten die im Innern entstandenen Dämpfe das Petroleum, in heftigem Sprudel lebhaft Feuer fangend, neben dem Dochte ins Freie²⁰⁾. Die brennende Masse breitete sich schnell aus und brannte so heftig, dafs sie in allen Fällen Holzwerk leicht in Brand setzen und Menschen arg gefährden würde, besonders wenn zahlreiche Geschosse geworfen werden. Dies war damals aber sehr wahrscheinlich, da, wie bereits erwähnt, der Naffata mit vier dem großen Vorrat entnommenen Geschossen in den Kampf zog.

¹⁹⁾ Auch die Grenadiere des 18. Jahrhunderts trugen vier Granaten in der Tasche.

²⁰⁾ Auch Kyeser (Bellifortis) kannte diese Erscheinung. Ein starkes Gefäß mit enger Öffnung, mit Terpentin und Weingeist gefüllt und erhitzt, läßt den Dampfstrahl hindurchdringen, der angezündet eine lange Stichtamme bildet.

Ein Entzünden des Inhalts im Gefäß durch Schwefelfäden und Zündschnüre ist nicht gelungen, auch ein Wirken durch Sprengstücke, durch den Druck der sich entwickelnden Dämpfe, konnte nicht beobachtet werden. Wenn man, wie die alten Büchsenmeister empfehlen, die ihre Wissenschaft meistens aus den ältesten Quellen schöpfen, mehrere Zündfäden mit Schwefel und Harzen durchtränkt, in die Rille des Halses der Gefäße bindet und sie vor dem Werfen anzündet, so wird die Entzündung des ausfließenden Öls noch mehr gesichert und zugleich durch Verlegung des Geschossschwerpunktes nach vorn der Ausfluß des Brandsatzes erleichtert werden. Durch das Bindematerial könnte weiter eine Schlinge gebildet werden, die als Schleuder dienen und dem Feuerwerker das Mitführen mehrerer Geschosse am Gürtel ermöglichen konnte.

Durch das Ergebnis der praktischen Versuche ist somit der Beweis geliefert, daß die Gefäße die in den Berichten aus den Kreuzzügen beschriebene Wirkung zu leisten vermögen. Sie

beschränkte sich auf das Inbrandstecken; eine Splitterwirkung wie bei den späteren, mit Pulver gefüllten Granaten fand nicht statt. In den Berichten aus den Kreuzzügen wird auch nie erwähnt, daß durch diese Geschosse eine Tötung direkt erfolgte, wohl aber, daß jeder, der vom griechischen Feuer ergriffen wurde, dem martervollsten Feuertode verfallen sei.

Meine Ansicht ist daher: Die im Orient viel verbreiteten, eingangs beschriebenen Tongefäße haben Kriegszwecken gedient; es sind Brandgeschosse, eine Splitterwirkung hatten sie nicht. Sie wurden mit der Hand oder durch Wurfhobel geschleudert, zerschellten beim Auftreffen auf harte Gegenstände, die flüssige Masse verbreitete sich rasch auf dem getroffenen Ziel, wurde durch den brennenden Zündfaden am Geschos entzündet und übte eine sehr intensive Brandwirkung aus. Die ausgeflossene Brandmasse konnte auch durch nachgesandte Feuerpeile oder bei Ausfällen durch den Feuerwerker direkt entzündet werden.

Zum Kapitel der Dolchgraffiti an Kirchen¹⁾

Von R. Forrer

Rascher als zu hoffen war, hat sich meine Vermutung, daß die Schlettstädter Dolchgraffiti Dolchmase darstellen, bestätigt gefunden. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich das bestätigende Dokument schon früher hätte finden und gleich meinen Graffito-facsimiles hätte beifügen können. Zufälligerweise las ich vor ein paar Tagen bei F. X. Kraus „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen“ (Straßburg 1876) unter „Hagenau, St. Georgskirche“ S. 83 folgenden Hinweis: „am Aufsern der Kirche links vom Eingang, unten, sind Mäse angebracht; desgl. ein Dolch, Mäfs der zu Ende des 14. Jahrhunderts gestatteten Waffen (Hagenauer Statutenbuch)“. — Ich habe daraufhin bei meinem Freunde Stadtbibliothekar Gromer nach dem betreffenden Statutentext gefragt und erfahren, daß derselbe in dem von Hanauer und Kléle, Hagenau 1900, herausgegebenen „Das alte Statutenbuch der Stadt Hagenau“ S. 145 abgedruckt ist. Danach lautet derselbe wie folgt:

Messer Zeichen zu sant Jerg²⁾.

Anno Dni M^oCCC^o LXXIII circa Epiphaniam Dni (1373 Januar 6.), koment überein der Meister und der Rat: wer ein Messer treit das lenger ist dann dz messe dz an ste Gergen gotteshuse gezeichnet ist I) one gewerde, oder eine scheidt do ein messer Inne ist, die lenger ist dann dz vorgnt zeichen der bessert VI ß. es sie by tage oder by nacht. Und sol man die teilen dem Schultheissen dem Rate und dem Meister glich. Und wer der pfennige nit enhat, der sol also lange den burgbau Rünen untze er die Pfennige gewynnet und git. Und sullent es die württ oder Ir gesinde den Geste den sagen; dünt sū dz nit, so bessert der württ VI ß. J. Und sullent dis gebot halten alle die unfers burger sint und mengelich, ohne allein die unfers Rates sint unwe und alt, des Ratsknechte, die büttel und unfers Herren des lantfougts gesinde und unfers Schultheissen knechte die Ir müfs und brotessen

¹⁾ Vgl. R. Forrer, Mittelalterliche Dolch- und Reitergraffiti an elsassischen Kirchenportalen (Zeitschr. f. hist. Walfenkunde 1913 S. 239ff. und S. 240 und 241).

²⁾ Die für uns besonders wichtigen Stellen habe ich hier im Abdruck sperren lassen. R. F.

und naht und tag in Iren Herbergen sint und nit unsere burger sint. Und sullen dz rügen Meister und Rat und die Hantwerk meister gemeinlich unserm stette Schriber by dem eide. In wellichs mannes oder frowenhüse sü sint, sü sint wüerte oder nit, geste kommen mit langen messern. Die sullen In sagen, dz sü Ire messer abelegen. Deten sü des nit züstunt, so sullen sü sü und Ire pferde ufslagen und sullen In selber, noch Iren pferden weder zeessende noch zetrinkende geben. Und wer dz überfür dz er das messer niht hies

Mafsien in Fig. A verkleinert bei. Dazu ist noch zu bemerken:

Auch dieses Mafs ist wie die Schlettstädter vertieft, und zwar in Manneshöhe in den roten Sandstein sorgfältig eingemeißelt. Gegenüber den Schlettstädter Dolchmafsien ist das Hagenauer insofern von noch präziserer Ausgestaltung, als an der Dolchspitze und bei der Parierstange je eine $\frac{3}{4}$ cm starke eiserne Zunge eingesetzt ist, die über die Mauerlinie vorspringt und ersichtlich den Zweck hatte, einen ganz genauen Mafsansatz zu ermöglichen, sowie jedem

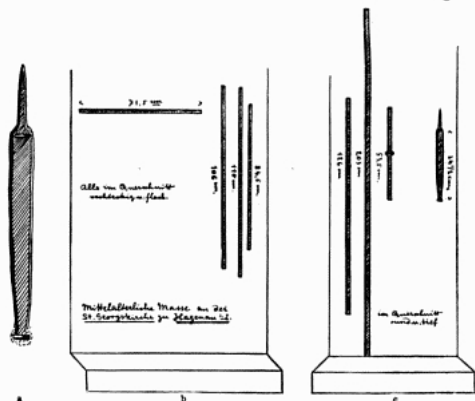


Fig. A. Dolchmaße und andere Längenmaße an der St. Georgskirche zu Hagenau i. Els.

- Das Dolchmafs von Fig. c größer dargestellt
- Die Maße nach der linken Pfeilerseite
- Die Maße an der Frontseite des Pfeilers, dabei rechts das Dolchmafs

abelegen und die parsonen und Ire pferd nit usser sinere gewalt dete gon, der bessert von Jeder person VI β . f.

Item were dz Jenem angriffen wurde von eines langen messers wegen, wil der sweren dz er umb dis vorgeschriben gebott nit wisse, so sol es lidig sien. (fol. XVIIIa.)

Dazu bemerken Hanauer und Kléié: „Dieses Zeichen, sowie jene verschiedenen Maße sind heute noch auswendig an der St. Georgskirche, an der zweiten Widerlage von der Sakristei ab eingemeißelt.“

Ich bin daraufhin nach Hagenau gefahren, um mir auch dieses Dolchmafs zu facsimilieren und füge hier dieses nebst den benachbarten

Mifsbrauch des Mafses durch nachträgliches Verlängern des Steinbildes vorzubeugen. Sollte ein Dolch auf seine Länge nachgemessen werden, so stellte man die Spitze auf die untere Metallzunge und wenn nun das Klingende an der Griff die obere Metallzunge überstieg, war der Träger als straffällig erwiesen. Da nur das Klingende in der angedeuteten Weise durch Metall präzisiert ist, war allem Anschein nach nur die Länge der Klinge genau vorgeschrieben, während man es für die Länge des Griffes weniger streng gehalten zu haben scheint. Damit harmoniert die mehr nur andeutungsweise Einzeichnung der Griffzunge bei dem Schlettstädter Dolchmafs Fig. 6 S. 240. Hier wird man dem Verfertiger

bzw. dem Besteller einen der natürlichen Handgröße und den verschiedenen großen Händen angemessenen Spielraum gelassen haben.

Unser Schlettstädter Dolchmaß zeigt $34\frac{1}{2}$ cm für die Klinge, 46 cm als Totalmaß an. Vergleicht man die verschiedenen Klingennaße:

Schlettstadt	Abb. 5	38	cm
"	"	6	31
"	"	7	28
Hagenau	" A	$34\frac{1}{2}$	"

so fällt zunächst auf, daß Hagenau ein anderes vorschrieb als Schlettstadt, daß also die Maße keine einheitlichen waren, sondern von Stadt zu Stadt variierten. Die unangenehmen Folgen, welche das für reisende Träger solcher Waffen haben konnte, sind leicht auszumalen. — Die Kontrolle wird im Hagenauer Stadtrecht den die Reisenden beherbergenden Wirten aufgelegt. Auch die Wächter an den Stadttoren mögen angewiesen gewesen sein, auf diese Dinge zu achten.

Hin und wieder sind mir in öffentlichen und privaten Sammlungen gotische Dolchmesser aufgefallen, welche ersichtlich statt ihrer ursprünglichen Spitze eine verkürzte aufwiesen. Ich hatte bisher stets angenommen, daß es sich um Dolche handle, die im Kampfe oder durch Zufall ihre Spitze verloren hatten und in verkürzter Form neu her-

gerichtet, neu zugespitzt worden waren. Heute bin ich überzeugt, daß manche jener Dolchklingen ihre Verkürzung dem in den verschiedenen Städten verschieden langen Maximalmaße verdanken.

Ich habe die Schlettstädter Maße ins 15. Jahrhundert datiert. Nach dem Beispiel des noch der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörigen Hagenauer Dolchmaßes ist vielleicht auch das eine oder andere der drei verschiedenen Schlettstädter Maße noch in das 14. Jahrhundert zurückzusetzen. Welches das älteste, welches das jüngste ist, wage ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Ist das Maximalmaße im Laufe der Jahre gestiegen oder gesunken? Sind die größeren oder die kleineren die älteren? Sind alle drei Schlettstädter verschiedenartige Maximalmaße ein und derselben Waffe oder sind es da bloß die zwei kleineren Dolche Fig. 6 und 7, derjenige von Abb. 5 aber eine einer anderen Bevölkerungsklasse zukommende Kurzwehr? Die Beschaffung weiterer Materialien aus anderen Städten kann da zweifellos einst Licht in diese Fragen bringen⁵⁾.

⁵⁾ In Fig. B reproduziere ich bei diesem Anlaß noch einen Reitergraffito, den ich an der St. Georgskirche in Hagenau links neben den unter Fig. 2 S. 239 der Zeitschrift abgebildeten gefunden habe. Reste eines noch roher und noch fragmentarischer erhaltenen befinden sich an derselben Kirchenseite noch weiter links.



Fig. B. Zweiter Reitergraffito an der St. Georgskirche zu Hagenau i. Els.

Ein Augsburger Trabharnisch

Von Graf K. von Rambaldi

Wie die Abbildungen auf Tafel 31 und 32 des Werkes „Die Waffen der Wartburg“ von A. Diena-Schönberg ersehen lassen,

fiel in die Zeitperiode von 1550—60 die Mode, die Harnische mit einem vor einem Kreuze im Gebete knienden Ritter nach der Manier (Aldegrevers¹⁾) zu schmücken²⁾.

Wenn obenerwähnte Harnische mit der Angabe „Vielleicht Augsburger Arbeit“ bezeichnet werden, so gibt uns der hier abgebildete blanke Trabharnisch, der sich in meiner Sammlung befindet, die Gewisheit, daß wir es mit einer Augsburger Arbeit zu tun haben. Derselbe trägt am oberen Ende des Rückteiles die Augsburger Beschaumarke und ein allerdings etwas undeutliches Meisterzeichen. Ich halte letzteres für den dreifach laufenden Fuß Peffenhausers. Ebenfalls befindet sich der Augsburger Pinienapfel oder das sogenannte Stadtpyr oben auf der Brust.

Der Helm ist ein Burgunderhelm mit vorn niederem, hinten hohem Kamm. Das Visier besteht aus Stirnstulp, Visier und Kinnreif, die in einer Welle aufschlänglich sind, Hals und Nacken-

¹⁾ Aldegrever Heinrich, deutscher Maler, Goldschmied und Kupferstecher, geb. 1402 zu Soest (oder Paderborn), bildete sich nach Albrecht Dürer, dessen Zeichnungen er besonders in seinen zahlreichen Kupferstichen nachahmte. Er starb 1558.

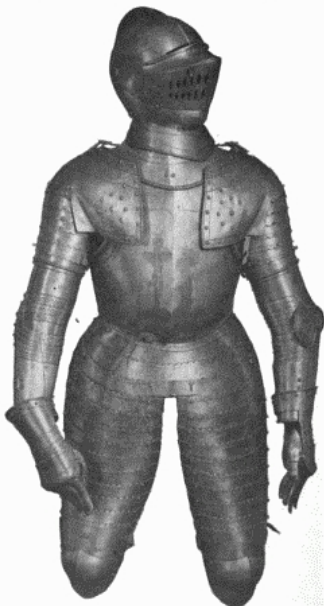
²⁾ Nach Fahrnbacher und Feistle: „Das Münchner kurfürstliche Zeughaus“, Zeitschrift für historische Waffenkunde

reifen, welche wie das Visier in eine Springfeder einschnappend sind. Über dem Stulp befindet sich ein beiderseitiger Schspalt. Das Visier hat rechts

zwei senkrechte Schlitzlöcher in der Mitte und drei runde Löcher und links zwanzig zu einer Rosette vereinigte und außerdem sechs etwas größere Durchlöcher; hinten im Nacken befindet sich eine Federhülse. Der Halsberg mit starkem Wulste hat drei Geschiebe und Riemen für das Armzeug. Die Brust mit scharfem Mittelgrat und besonders schön ausgebildetem spitzen Tapul, welcher unter der Mitte scharf abgetrieben ist, hat starken Schnurrand, wie er sich auch an den beweglichen Einsätzen der Armausschnitte befindet. Auf dem mit eingraviertem Leistenornament versehenen Brustschilde befindet sich links die Figur eines knienden Ritters, rechts das Kreuz, zu dem der Ritter betet. Beide sind auf einem Untergrunde mittelst Vergoldung hervorgehoben. Über dem Ritter befinden sich in

einem Spruchband die Buchstaben KVBR. Diese Inschrift, die mit Sicherheit aufzulösen nicht möglich ist, kann etwa lauten: Recte vite bene

Band V, S. 255, zeigen die in der Löwenburg bei Kassel verwahrten Harnische des lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. auch auf der Brust den vor dem Kreuze betenden Ritter.



rego oder Respice, vide, bene reges oder Recht und beharrlich regiere. An der Brust befinden sich zwei Bauchreifen, woran die zehnmal geschobenen Krebschwänze mit Kniekacheln mittelst drehbaren Schlüsselbolzen befestigt sind. Die zweimal geschobenen Kniebuckel sind mit halben Muscheln versehen. Der Rücken hat entsprechend dem Vorder- teil zwei Schosfreifen. Die Verbindung mit der Brust bilden am Rückenteil angenietete Riemen mit Schnalle.

Das Armzeug mit dreimal geschobenen großen Vorder- und Hinterflügen ist an den Halsberg angeschnallt.



Die Oberarmröhre, fünfmal von oben nach unten geschoben, ist durch einen Drehzapfen und Schnallriemen mit dem mit einer herzförmigen Muschel versehenen Mäusel verbunden. Die Unterarmröhren sind sechsmal geschoben und in einem Scharnier zu öffnen.

Die Fingerhandschuhe mit Knöchelschutz, kurzem Stulp und geschnürtem Ort sind am Handrücken fünfmal, an den Fingern sechsmal geschoben, und an den Seiten mit Messingknöpfen geziert. Die Daumen hängen an Scharnieren.

Die vielen Messingknöpfe und der Mangel des Rüsthakens sind charakteristisch für die Rüstzeuge des 17. Jahrhunderts.

FACHNOTIZEN

Das Ulfberhtschwert von Marin. Von den Schwertern, welche zu der sogenannten Ulfberht-Inschriftgruppe gehören, sind in Deutschland Bodenfunde verhältnismäßig selten, in der Schweiz sogar nie vorgekommen. Um so erfreulicher war kürzlich die Erwerbung einer solchen Waffe durch das Schweizerische Landesmuseum. Es sei an dieser Stelle erlaubt, auf das diese Schwerter genau behandelnde Werk von Lorange und auf die Ausführungen von Wegeli hinzuweisen¹⁾.

Während im allgemeinen diese Schwerter noch der Karolingerzeit angehören und meist nur in Skandinavien zu finden sind, bildet das im nachfolgenden zu beschreibende Stück eine Ausnahme. Der

Griff erscheint als eine regelrechte Weiterbildung der karolingischen Spatha und zeigt die typischen Formen des 11. Jahrhunderts, die Klinge hingegen

ist völlig identisch mit den bis jetzt gefundenen Ulfberhtschwertern aus der Karolingerzeit, wie sie aus dem fränkischen Reich nach dem Norden importiert wurden. Da die Technik der Einlegearbeit des Namens Ulfberht auf der Klinge, Eisen in Eisen, bei allen diesen Stücken die gleiche und nach Wegeli als die Arbeit eines fränkischen Waffenschmieds Ulfberht anzusprechen ist, während die Ingelredgruppe von verschiedenen Händen zu stammen scheint, muß die Klinge älter wie der Griff sein; eine treffliche alte Klinge ist daher in späterer Zeit neu gefast worden. Es gelang auch dem Verfasser nicht, irgend welches neue Material über diese Ulfberhtschwerter beizubringen. Immerhin ist durch den Fund einer solchen Waffe in der Schweiz dargetan, daß diese Schwerter nicht nur im Norden vorkamen und eine spezielle Waffe der Vikinger gewesen sind,



Abb. 1. Fundzustand

Abb. 2

¹⁾ Lorange, den yngre Jernalders Svaerd, Bergen 1899. Wegeli, Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen, Zeitschrift f. hist. Waffenk. Bd. III, S. 177 ff.

sondern dafs sie sich in dem Gebiet des ehemaligen fränkischen Reiches selbst zeigen (Abb. 1).

Das Schwert wurde in einem arg verrosteten Zustand mit anhaftenden Kieselsteinen und Kalksinter aus dem Neuenburger See bei Marin gezogen. Von der Inschrift waren nur ganz schwache Spuren erkenntlich. Das Stück wurde darauf in der Konservierungswerkstätte des Schweizerischen Landesmuseums in Arbeit genommen und mit vieler Sorgfalt restauriert (Abb. 2).

Der hutförmige, unten gerade abgeschnittene Knauf ist sehr schwer und massiv, er bildet ein



Abb. 3

wohlabgewogenes Gegengewicht zur Klinge. Die Griffangel ist ziemlich kurz und erinnert an die der karolingischen Spata⁷⁾. Sie verjüngt sich gegen den Knauf zu. Das Gehilze fehlt. Die Parierstange ist gerade, von rechteckigem Querschnitt, sie wird gegen die abgerundeten Enden etwas schmaler. Die Klinge ist wurmbunt, und besteht aus einem Damast von ziemlich roher und



Abb. 4

grober Struktur. Sie ist zweischneidig, flach dachförmig geschmiedet und verjüngt sich gegen den Ort; leider ist dieser abgebrochen, so dafs nicht sicher zu entscheiden ist, ob am Ende eine Spitze oder eine Abrundung war, die stärkere Verjüngung scheint auf eine Spitze hinzuweisen. In der Mitte der Klinge zieht sich ein breiter Hohlsliff bis zur Spitze hin. Im ersten Drittel finden wir eine Inschrift in breiten lateinischen Majuskeln eingelegt, aber nur auf der einen Seite, sie ist bei dem stark zerfressenen Zustand der Klinge schwierig zu lesen, immerhin ist mit Sicherheit zwischen zwei Kreuzen VLFBERHT zu lesen (Abb. 3). Die Buchstaben sind teilweise miteinander ligiert, das Kreuz am Schlusse verbindet sich mit dem HT. Auf der anderen Seite befindet sich eine einfache Verzie-

⁷⁾ Über diese vgl. Die Trutzwaffen der Karolingerzeit vom 8. bis zum 11. Jahrh. von E. A. Gefsler, Basel 1908, Geering.

rung, welche aus verschlungenem Bandwerk besteht und von je drei vertikalen Balken flankiert ist. (Abb. 4).

Diese Tauschierung der Klinge geschah durch eine Einlage von Eisen, diese stand wagrecht zum senkrechten Verlauf der Struktur der Klinge. Die Mafse des Stückes sind die folgenden:

Gesamtlänge 91 cm,
Klingenlänge 76 cm,
Klingenbreite oben 5,5 cm,
Klingenbreite unten 3,5 cm,
Knaufhöhe 4 cm,
Knauflänge 7 cm,
Knaufdicke 4 cm,
Länge der Angel 7 cm,
Parierstangenlänge 14 cm,
Parierstangenhöhe 1 cm,
Parierstangenbreite 1,5 cm.

Es wäre im höchsten Grade wünschenswert, wenn es einmal gelänge, die Gruppe der Ulfbertschwerter genauer zu bestimmen und ihre Entstehung zu lokalisieren; allein mit dem bis heute vorhandenen Material läfst sich nichts sicheres feststellen.

Beiträge zum altschweizerischen Geschütz-wesen. Ein Falkonet zu Stein am Rhein von 1526. In der bürgerlichen Waffensammlung im Rathaus des alten Rheinstädtchens wird eine kleine Feldschlange, ein Bronzerohr auf originaler Lafette, aufbewahrt, welche zu den ältesten vorhandenen laffettierten Feldgeschützen des 16. Jahrhunderts gehört, und es verdient einmal ausführlich behandelt zu werden.

Das Geschützrohr aus Bronzezugufs verjüngt sich vom Bodenstück bis zur Mündung und weist ausen und innen eine Trennung auf. Ausen ist es in acht Seitenflächen gegliedert und von acht-eckigem Querschnitt. Innen hingegen ist es glatt und wurde später mit rohen Zügen versehen, die jedoch nicht bis hinten reichen (Abb. 1).

Das hintere Feld hat einen Stofsboden mit Querstulzgliederung, dessen vorderer, niedriger Rand profiliert; der hintere aber erhöht ist und einen Schlitz als Absehen eingefleht hat. Nach hinten geht das Rohr an Stelle einer Traube in einen Spitzkegel mit abgestumpftem Ende über, dieser ist achteckig und von achteckigem Querschnitt. Das runde Zündloch mit Pfanne ist von einer schwach erhabenen runden Umrahmung begrenzt; die Bohrung verläuft senkrecht. Vor dem Zündloch ist ein erhabener, nachziselierter, etwas nach links gerichteter Pfeil zu sehen. In der Mitte des Hinterfeldes treffen wir zwei gegen-einander gekehrte, stumme Tartschenschilder, sie sind mit einem Einschnitt versehen und unten abgerundet. Davor steht die Jahreszahl 1526, eben-

falls gegossen und nachiseliert. Die Schildzapfen sind zylindrisch, ohne Verdickung, sie liegen nicht in der Mitte des Rohres, sondern vor dem Ende des zweiten Viertels. Das Rohr geht vom Hinterfeld ohne Absatz in das längere Vorderfeld über; dieses ist gleichfalls glatt und ohne Dekor.

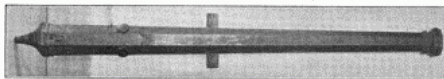


Abb. 1

Bei der Mündung wird der Abschluss des Vorderfelds durch einen halbrunden Querwulst gebildet und leitet darauf in die verstärkte Mündung über; diese steigt vom Rohr steil in dreifacher Querwulstgliederung, die mittlere Partie davon ist erhöht, die Wulste zeigen einen rechteckigen Quer-

aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, eine Wandlafette aus Eichenholz (Abb. 2).

Die hölzerne Achse hat zuerst einen viereckigen und dann einen runden Querschnitt. Die große Radnabe ist mit schmiedeiserner Bänderfassung versehen, daran sind Hauszeichen (Mei-

stermarken) eingeschnitten. Die niederen Räder mit schmiedeisernem Beschlag haben im Innern zehn roh geschnittene Speichen. Die Verpflockung der Achse geschieht durch Holzkeile. Die schweren Lafettenwände verlaufen in der Länge des Rohres parallel wagrecht, im ersten Drittel be-

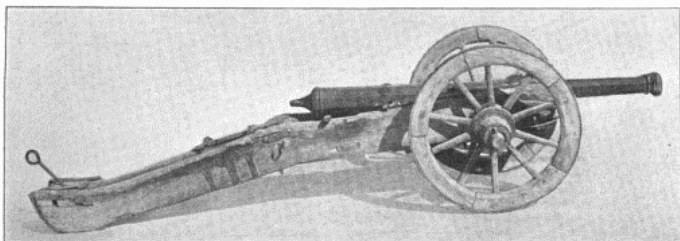


Abb. 2

schnitt, auf dem Oberteil sitzt das Korn. Die Maße sind folgende:

Rohrlänge	174 cm,
Länge der Traube	12 cm,
Länge vom Stoßboden bis an die Schildzapfen	66,5 cm,
Entfernung der Jahrzahl vom Stoßboden	40 cm,
Länge der Schildzapfen	5,5 cm,
Umfang „ „	16 cm,
Durchmesser der Schildzapfen	5 cm,
Umfang des Rohrs beim Stoßboden	40,5 cm,
„ „ „ „ Mittelstück, Schildzapfen	34 cm,
„ „ „ bei der Mündung vor der Verstärkung	25 cm,
„ „ „ bei der Mündung mit der Verstärkung	34,7 cm,
Höhe der Mündung	10,3 cm,
Seeenlänge	156 cm,
Kaliber	5,8—5,8 cm.

Die Lafette gehört ursprünglich zum Rohr, sie ist die typische Lafette für leichte Feldgeschütze

findet sich das verdeckte und versenkte Schildzapfenlager. Beim Stoßboden des Rohres erfolgt eine Abbiegung in einem schwachen Winkel nach unten, um in den Schwanz überzugehen. Beim Beginn und am Schwanz werden die Wände durch Querbretter zusammengehalten. Die ganze Garnitur bestand aus Schmiedeisen und war ehemals rot gestrichen. Die Randleisten der Wand sind oben mit Eisenbändern bedeckt. An den Seitenwänden ist je ein Zughaken mit Beschlag in Gestalt einer Schlange mit Schlangenkopfen angebracht. Das Schildzapfenlager wird durch ein breites Eisenband verschlossen, dieses ist durch vier Schrauben mit viereckigen Muttern und zwei Ösen mit Stellfeder gehalten. Der eiserne Richtkeil, eine flache, kurze Eisenstange von rechteckigem Querschnitt, ist an einer Kette befestigt. An den Wänden auf der Höhe des Hinterfelds des Rohres sind Spuren einer ehemaligen Schutz-

bedachung, welche zum Verhüten des Nafswerdens des aufgeschütteten Zündlochpulvers dienen. Beim Anfang des Lafettenschwanzes zwischen den Wänden befand sich ehemals ein Kästchen mit aufklappbarem Deckel zur Aufbewahrung für die Kugeln; davon sind das Scharnier, die Bänder sowie ein Deckelstück noch erhalten. Am eisenbeschlagenen Schwanz sehen wir einen Eisenpflock mit Griff zur Befestigung der Lafette an der Protze.

Die ganze Lafette war ehemals in den Stadtfarben von Stein, blau und rot, bemalt; die Ränder nebst den Speichen rot, die Radnaben blau, dann die Wände außen rot, innen blau, die Beschläge rot.

Gesamtlänge	162 cm.
Länge des vorderen Teils	135 cm,
" " Schwanzes	127 cm,
Breite vorn	23,5 cm,
" in der Mitte	27,5 cm,
" am Schwanz	26,3 cm,
Breite der Wände vorn	6,5 cm,
Höhe der Achse	36,5 cm,
Länge " " " " " "	108 cm,
Höhe der Räder	75 cm
Länge der Naben	30,5 cm.

Das interessante Stück stand ehemals auf dem die Stadt überragenden Schlosse Hohenklingen. Leider war es mir nicht möglich, über die Herkunft des Geschützes etwas Näheres zu erfahren, auch der Gießerei konnte nicht mit Sicherheit aussfindig gemacht werden. Der Pfeil neben dem Zündloch ist wahrscheinlich die Gießermarke der Füsälischen Gufswerkstätte in Zürich. Die berühmte Gießereifamilie führte den Pfeil als Meistermarke, jedoch sind diese Pfeile, wie wir sie auf noch erhaltenen Geschützen des 17. Jahrhunderts finden, von diesem auf dem Steinerrohr von 1526 abweichend. Auf den beiden stummen Schilden war jedenfalls einst das Stadtwappen angebracht gewesen.

Das Falkonet von Stein am Rhein ist das fröheste völlig erhaltene Stück aus dem 16. Jahrhundert, welches auf unsere Zeit gekommen ist, ähnlich oder gleich haben wir uns die leichte Artillerie der Eidgenossen in den Mailänderfeldzügen zu denken. Das Städtlein Stein mit der dazu gehörigen Burg Hohenklingen hatte sich schon 1459 mit der Stadt Zürich verbündet und begab sich am Ende des 15. Jahrhunderts vollständig in den Schutz dieser Stadt. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß dieses Falkonet von Zürich nach Stein geschafft worden wäre, Rohre mit dem Gufdatum 1526 sind im Züricher Zeughaus vorhanden gewesen. Aus den Inventaren wissen wir, daß sowohl im Amthaus als auch im

Kloster zu Stein im 17. Jahrhundert Falkonete in Stellung gebracht waren, welche aus dem Zeughaus in Zürich ausgegeben waren.

Dr. E. A. Gefsler, Zürich.

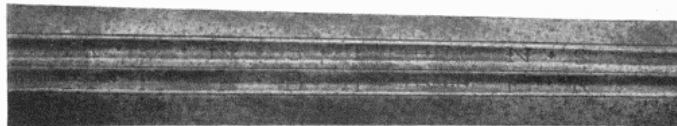
Zwei Prunkschwerter aus dem 16. Jahrhundert. Den Ausführungen des mit E. H. gezeichneten Artikels in Band VI Heft 7 S. 252 schließe ich mich gerne an und bin hierfür dankbar, dagegen kann ich mich zu den Erklärungen der eingeschlagenen Buchstaben auf meinem Prunkdegen durch Herrn Dr. Stöcklein absolut nicht bekennen, so gerne ich auch möchte, da ja das Stück als nachgewiesene Arbeit des Andreas Munsten nur an Wert gewinnen würde.

Jedenfalls müßte dieser Munsten ein sehr kapriziöser Herr gewesen sein, insofern er den Buchstaben „E“ seines Namens eine solche Abneigung entgegenbrachte, daß er ihn einfach unterschlug und durch eine verhältnismäßig ziemlich Raum in Anspruch nehmende Ziergravierung (Zierschnörkel) ersetzte. Seine Vaterstadt Solingen hat er anscheinend auch wenig geachtet, da er ihr nicht mehr gönnte, als das an den Buchstaben N angehängte S. Eine derartige Eigentümlichkeit der Solinger Meister, das E in ihren Namen wegzulassen, kann als solche nicht bestanden haben, denn die Wifsberg, Klein, Koller, deren Klingen vielfach in den Münchner Waffensammlungen vertreten sind, gestatten sich diese Unterschlagung nicht, sie schrieben ihren Namen glatt aus, verzichteten auch durchwegs auf das angehängte S, bringen aber, wo sie bestand, die Firmenmarke an. Warum dieser Andreas Munsten sein Zeichen, den „Wilden Mann“ oder den „Wolf“, den er zuweilen führte, just auf meinem Degen wegließ, fehlt in den Erklärungen des Herrn Dr. Stöcklein.

Völlig zurückweisen muß ich aber die Deutung der unteren Buchstabenlinie. Die Buchstaben sind, wie die Abbildung ersehen läßt, deutlich geschlagen und völlig umverehrt und geben zu keiner falschen Lesung Anlaß.

Ein Andreis, meint er, möchte sich daraus entpuppen. Gerade so gut könnte er sich einen Abolon oder Abraham daraus entziffern. Was er entziffert, ist lediglich ein ohne jeden Untergrund abgegebenes Urteil, zu dem er nicht gekommen wäre, wenn er die Freundlichkeit gehabt hätte (er wohnt doch mit mir im gleichen Stadtviertel) mich aufzusuchen und an Ort und Stelle sich gewissenhaft über den Stand der Dinge zu informieren.

Was ferner die Behauptung Dr. Stöckleins anbelangt, daß die Erklärung der Inschrift AHIB als „Albrecht Herzog in Bayern“ schon aus dem



Grunde ausgeschlossen ist, daß sich abgekürzte Namensbezeichnungen niemals auf Blutrinnen befinden, möchte ich auf Band VI, Heft 10, S. 357 dieser Zeitschrift hinweisen, wo ein Degen der Braunschweigischen Sammlung auf Schloß Blankenburg am Harz in ähnlicher Weise das Zeichen des Herzogs Julius von Braunschweig, welches nur in den Abkürzungen I·V·L·I·V·S·H·Z·B·V·L oder H·H·Z·B·V·L vorkommt, trägt.

Die in der Königl. Staatsbibliothek in München befindlichen Einbände des Herzogs Albrecht V., Sohnes Wilhelms IV., geb. 29. Febr. 1528, † 24. Okt. 1579 sind mit den Initialen A·H·I·B gezeichnet. Siehe Katalog der Wittelsbacher Ausstellung im Fürstensaale der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek, München 1911, bearbeitet von Georg Leidinger.

K. Graf von Rambaldi.

LITERATUR

Friedrich Deters, Die englischen Angriffswaffen zur Zeit der Einführung der Feuerwaffen (1300 bis 1350), Heidelberg 1913. Anglistische Forschungen ed. J. Hoops, Heft 38. XVI und 150 S.

Dies Buch, das auf Grund englischer, in erster Linie literarischer Quellen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts das gesamte Gebiet der Angriffswaffen bei einer Dreiteilung in Nah-, Fern- und Belagerungswaffen behandelt, an dieser Stelle anzudeuten, habe ich mich nur zögernd entschließen können. Die Arbeit ist zu sehr auf dem Boden einer andern Disziplin erwachsen, um Maßstäbe zu finden, mit denen die Wissenschaft von den Waffen allein messen darf. Problemstellung sowohl wie Resultate lassen die Waffenkunde nur als Hilfswissenschaft der Philologie erscheinen, die jetzt erfreulicherweise beginnt, Literaturdenkmäler auch sachlich zu interpretieren und den Bedeutungswandel eines Wortes durch eindringendes Sachstudium verstehen zu lernen.

Hier erfolgt die Sachinterpretation nach dem üblichen Schema, die gesammelten literarischen Belege in den von vornherein fertigen Zusammenhang, wie ihn die bekanntesten Waffenhandbücher bieten, mosaikartig einzuordnen, woraus der Waffenkunde nur mittelbar ein Vorteil erwachsen kann. Derartige lexikographische Sammelarbeiten aus dem Gebiet der romanischen Philologie hat Ch. V. Langlois im Anhang seines Buches *La société française au XIII^e siècle d'après dix romans d'aventure* (Paris 1904) zu einer lehrreichen Liste von 133 Nummern zusammengestellt, die in der Einleitung im allgemeinen treffend charakterisiert werden. Leider sind jedoch die aufgestellten Forderungen nicht konsequent durchgeführt, sonst hätte weder A. Schultz' Höfisches Leben als nachahmenswertes Muster empfohlen werden können, noch würde sich Langlois selbst mit der Nacherzählung charakteristischer Epen, d. h. einer Aufreihung idealistisch gefärbter Kulturbilder begnügt haben unter dem ausdrücklichen Verzicht selbständig historischer Quellenforschung mit eigener Fragestellung.

In den einleitenden Ausführungen meiner Schrift *Zur Geschichte von Speer und Schwert im 11. Jahrhundert*, die mein Rezensent an dieser Stelle (Bd. VI, 213 f.) kurz resümiert hat, wollte ich der archäologischen Durchforschung mittelalterlicher Epen neue Richtlinien ziehen und versuchte die Richtigkeit meiner theoretischen Beweisführung durch angelegte Beispiele zu erhärten. Den dort von mir kritisierten Gegenbeispielen muß nun auch diese Arbeit von Deters angereiht werden, deren methodische Mängel ich also nicht noch einmal zu begründen brauche: Historische Quellenwertung und Quellenkritik sucht man auch hier vergeblich, wie denn überhaupt die Fälle, in denen sich D. der älteren französischen oder lateinischen Vorlage einer me. Dichtung erinnert, überaus selten sind.

Da D. die Waffenform aus Dichtungen unmittelbar erschließen will, erkennt er selbst auf Schritt und Tritt den geringen Illustrationswert seines überreichen literarischen Materials, woraus dann der Zwang erwächst zu archäologischen oder bildlichen Beispielen zu greifen. Denn zahlenmäßige, wenn auch z. T. übertriebene Maßangaben eines Schwertgriffs zu anderthalb Hand — nicht Bidenhändergriff (S. 9) — oder einer Lanze (S. 40 f.) gehören nur einmal in Denkmälern der schönen Literatur ganz naturgemäß zu den größten Seltenheiten.

Daß sich die höchst bezeichnenden Wendungen wie über die Form . . . erfahren wir also nichts aus unseren Texten. Auf Grund bildlicher Zeugnisse verzeichnet Hewitt folgende Formen . . . (S. 14) gerade über den ersten Teil so zahlreich verstreut finden (siehe S. 10; 14; 50; 61; 70; 79), erklärt sich aus der verschiedenen Fundierung der einzelnen Teile: Der erste Teil von den Nahwaffen schöpft vor allem aus Denkmälern der schönen Literatur, während im zweiten Teil englische Dichtungen hinter historiographischen Dokumenten zurücktreten und damit philologische Textinterpretation hinter archäologischer Sachforschung, eine Kursänderung, zu der auch die vielbenutzten Spezialarbeiten von Longman, Walrod und Payne-Galloway beigetragen haben, deren Attribut „glänzend“ nicht jeder unterschreiben wird, s. E. Haenels durchaus zutreffende Besprechung (Bd. III, 218). So verleitet die kriegsgeschichtlichen Arbeiten der Delbrückschen Schule über die Schlacht bei Crécy (i. J. 1346) und Azincourt (i. J. 1415) zur Überschreitung des ges. jann

Rahmens. Denn Rüstung und Taktik der englischen Bogenschützen werden um ihrer selbst willen behandelt und nicht im Verhältnis zur Fernwaffe, um etwa ein tieferes Verständnis der Bogenföhrung und Schußwirkung zu erzielen. Und an die zeitlichen Grenzen (ca. 1300—1350) fñhlt sich der Verfasser auch in der sonstigen Quellenwahl nicht gebunden, obwohl seine deskriptive Arbeitsweise von der Voraussetzung einer Zeitlichkeit ausgehend die Innehaltung dieser Schranken notwendig fordert.

Von der philologischen Gesamtfragestellung abgesehen sind aber auch im einzelnen waffenkundliche Interessen sprachlich philologischen untergeordnet, davon zeugen zahlreich aufgefñhrte, für die Sachforschung völlig gleichgültige Dialektparallelen und unfruchtbare Etymologien, zumal dann, wenn es sich um fertig dem Romanischen entlehnte Termini in sekundärer Bedeutung handelt. Jedenfalls wären die etymologischen Ausführungen zeitlich zu sondern, je nachdem sie in die eigentliche Untersuchung gehören oder in die vorausgeschickte Einleitung, die über die Entwicklung jeder einzelnen Angriffswaffe von der normannischen Eroberung bis etwa zum Jahre 1300 orientieren will. Gerade diese Mängel in der Anordnung zeigen besonders deutlich, wie wenig Wort- und Sachforschung ineinander aufgehen, wenn auch von einer bewußten Trennung in antiquarian und philological investigation, wie sie M. L. Keller in ihren Anglo-Saxon weapon names vornimmt, glücklicherweise keine Rede ist. Wie Sach- und Wortforschung vereint zum Ziele führen, zeigt die von Meringer, Idg. Forsch. 17, 118 ff. ankündigende Erklärung von *soket* 'scharfe' Lanzenspitze' durch *soe* 'Scharforn eines Hakenpflugs' (S. 48) wie auch die tiefer scharfenden Kapitel über *gisarme*, 'Axt' und 'Hellebarde' (S. 81 ff.; vgl. dazu Jordan, Bezeichnungen der Angriffswaffen im Französischen S. 181.) und über *fauchoin* 'Schwert mit gekrümmter Klinge von kurzer oder längerer Form' (S. 26 ff.). Aus den verschiedenen Bedeutungen von *anelae*: 'Dolch' und 'Stachelorn an der Rofestirn' und aus der etymologischen Verwandtschaft mit nhd. *Ahle* (S. 71 f.) erschließen wir freilich keine mehrschneidige Waffe, sondern den Priemdolch, der darum mit dem *knif*-Messerdolch in bewußter Differenzierung zusammen genannt wird¹⁾. Auf Grund archäologischer Sachforschung wird S. 109 f. Niethe (Schlacht bei Azincourt S. 39 f.) gegenüber eingeworfen, daß es sich bei der Bogenschützenaufstellung *à manière d'une herse* um keilförmige Schlachordnung handeln kann, weil die mittelalterliche *herse*-Egge vielfach dreieckig war (Reallexikon der germanischen Altertumskunde S. 498).

Schließlich mag noch auf die einleitenden Ausführungen über die Armbrust hingewiesen werden, die sich auf einen ausgezeichneten, wenig bekannten Aufsatz von Joh. Hoops: Die Armbrust im Frühmittelalter (Wörter u. Sachen III, 45 ff.) stützen, der im Reallexikon der germanischen Altertumskunde S. 123 vom Verfasser selbst in Kürze wiedergegeben ist. Die Armbrust, die seit der Römerzeit auch in den nordalpinen Provinzen ein ununterbrochenes Dasein führte, war den Angelsachsen nach dem Zeugnis des 24. Rätsels des Exeterbuches im 8. Jahrhundert wohl bekannt und wurde nationalsprachlich als *boga* bezeichnet. Der deutsche Name *Armbrust* weist ebenso wie *vox* arbaliste auf römischen Ursprung, denn *armbrust* ist eine volksetymologische Umdeutung des mlat. *arbalista*, *arcubalista*; daran darf trotz aller Einwürfe, die gerade an dieser Stelle erhoben sind, nicht gezweifelt werden. Das Wort *arcubalista*, dessen erweiterte Bedeutung sich auch auf leichtere Schußwaffen erstreckte, sollte durch die ganz unfachmännische Substi-

¹⁾ Auf das Verhältnis des ma. Priemdolches zum Messerdolch werde ich in allernächster Zeit zurückkommen.

tution *Armbrust* keineswegs sachlich erklärt, sondern nur durch bereits bekannte, ähnlich klingende Laute wiederzugeben werden.

In diesem Buch, das von englischen Waffen handelt, hätten auch die allgemein orientierenden Einleitungen die wenig zahlreichen, sicher greifbaren Fälle, in denen spezifisch Englisch vom Kontinentalen abweicht, besonders stark betonen müssen. So wäre die ritterliche Streitart dieser Zeit in scharfen Gegensatz zu deutsch-französischen Waffenbrauch zu stellen gewesen, wie er sich z. B. in einem bisher noch nicht berticksichtigten literarischen Zeugnis des 12. Jahrhunderts trefflich widerspiegelt: Im lateinischen Gedicht von der Vision des irischen Ritters Tundalus, das ein irischer Mönch, auf irische Quellen gestützt, ums Jahr 1159 in Regensburg verfaßte, heißt es von dem ritterlichen, durchaus höfisch erzogenen Helden, daß er vor seinem vermeintlichen Tode der Gattin des Freundes seine Streitart anvertraut. Dem Regensburger Priester Albero, der das Gedicht etwa vierzig Jahre später in mhd. Verse übertrug, mußte es als Deutschem überaus seltsam erscheinen, daß als Hauptwaffe eines Ritters seine Streitart genannt wird, und er fügte darum V. 237 hinzu *die* (d. h. *barten*) *trant genowz di' eir swert*: dazulande pfeigt man nämlich Äxte an Stelle von Schwertern zu tragen.

Der dritte Teil unseres Buches über Belagerungswaffen geht nirgends über die gesicherte Grundlage hinaus, die R. Schneiders gewichtige Arbeiten geschaffen haben. Im Schlußkapitel über Pulvergeschütze knüpft D. nur an Jähns, Trutzwaffen an, leidet ohne sich mit Jacobs, Aufkommen der Feuerwaffen am Niederrhein auseinanderzusetzen. Der Titelzusatz unseres Buches zur Zeit der Einführung der Feuerwaffen wird durch diese drei Seiten langem Ausführungen, die z. T. noch durch Skeats Etymologie von *gun* gefüllt werden, keineswegs gerechtfertigt, da ja von einem Einfluß der Feuerwaffen auf die übrigen Angriffswaffen in dieser Zeit noch keine Rede ist. Daß trotz P. Sixts eindringenden Studien gerade das erste Stadium der Feuerwaffen noch sehr der Klärung bedarf, lehrt schon ein Blick auf Byzanz, wie ihn uns Schneider Bd. V, 83 ff. eröffnet.

Alle Einzelheiten wie z. B. die unklaren Anschauungen des Verfassers über die Gläse (S. 63) hier richtig zu stellen, kann nicht meine Aufgabe sein. Für den Abschnitt über *fente* (S. 54 ff.), dessen übertragene und etymologisch nicht mehr verständene Bedeutung auch nach Einführung des Rüsthakens weiter fortbesteht, darf ich auf meine Ausführungen a. a. O. S. 34 f. verweisen.

Mir diene die vorliegende Arbeit, deren ehrliche, über dem Durchschnitt gleichartiger Versuche stehende Leistung ich nicht verkenne, als Schulbeispiel, um daran das Fehlerhafte der ganzen Gattung nochmals klarzulegen und von neuem das paradoxe Verhältnis von Aufgabestellung und Quellenmaterial zu explizieren. Auf Aussagen literarischer Quellen, die systematisch nur auf dem Gebiet der schönen Literatur ausgebeutet und durch Bildquellen aller eklektisch ergänzt wurden, läßt sich eben keine beschreibende Darstellung der Angriffswaffen aus der Zeit von 1300—1350 aufbauen. Auch die umfassendsten Sammlungen poetischer Berichte über Waffenformen ergeben ein einseitig verkerrtes und im günstigsten Falle lückenhaftes Bild, das dauernd zu ergänzenden und berichtigenden Anleihen aus waffenkundlichen Handbüchern²⁾ zwingt. Nur die Frage-

²⁾ Koetschus methodisch klar gegliederte und vielfach wegweisende Schrift 'Verwendung der Metalle zu Wehr und Waffen' wird von diesen Spezialuntersuchungen leider fast nie zu Rate gezogen.

stellung nach Gebrauch und Handhabung einer Waffe, der Verzicht auf das Befragen poetischer Stilmittel und die Nutzbarmachung der epischen Handlung kann hier zum Ziele führen. Dafs wir den nackten epischen Bericht über eine Waffenaktion wirklich als realisierbar hinnehmen dürfen, das z. B. Hartmann v. Aue, Iwein V. 5337f. und 7077f. eine tatsächlich mögliche Speerführung vorgeschwehrt hat, deren durch die Zeit des Übergangs bedingte Singularität ich übrigens a. a. O. S. 34 mit allem erdenklichen Nachdruck betont habe, werde ich bei Gelegenheit den Zs. VI, 155 erhobenen Einwüfen gegenüber nicht nur aus der leichteren Lanzensform und dem notwendigen Brustschutz (a. a. O. S. 35) wahrscheinlich machen, sondern auch durch gleichzeitige Miniaturen direkt belegen. Ebendann denke ich auch für die intime Waffenkenntnis der Herrad noch eine Lanze zu brechen.

Da nun aber die bisherigen Sammlerarbeiten über Zweck und Gebrauch einer Waffe keine genügende Auskunft geben, die waffenkundliche Durchforschung mittelalterlicher Dichtungen noch einmal unter den neu aufgestellten Gesichtspunkten vorgenommen werden. Die Durchführung dieser Arbeit als einer der wichtigsten Voraussetzungen der langersehten Geschichte mittelalterlicher Bewaffnung würde durch das Vorhandensein einer waffenkundlichen Bibliographie, die als notwendiges Rüstzeug wissenschaftlicher Forschung nicht energisch genug gefordert werden kann, wesentlich erleichtert. Diese Bibliographie, die uns bei weitgehender Arbeitsteilung vor unnötigen Wiederholungen bewahren würde, hätte auch verhindert, dafs nach verwandte Spezialuntersuchungen wie Wegner, Angriffswaffen der Angelsachsen (1899); Keller, Anglo-Saxon weapon names (1906) und Geisler, Trutzwaffen der Karolingerzeit (1908) völlig unberührt nebeneinander stehen, und zwar die beiden letzteren Arbeiten, ohne eine der in den Jahren 1903—1908 erschienenen archäologischen Besesselfstudien des Schweden Knut Sjörna zu kennen. Möchte sich wenigstens vorläufig die Zeitschrift für historische Waffenkunde entschließen, künftighin ihren Literaturberichten die Titel aller nennenswerten Neuerscheinungen ohne Rücksicht einer eventuellen späteren Besprechung anzufügen; des Dankes und der Unterstützung ihrer Leser darf sie von vornherein sicher sein.

J. Schwietering.

Franz Weinitz, Berlin: Der Erzgiefser Johann Jacobi.

Im Verlag von Karl Curtius erschien jüngst eine Arbeit unseres Vereinsmitgliedes Professor Dr. Weinitz über den Metallgiefser Jacobi, die das Ergebnis eines sorgfältigen Studiums zuverlässiger Quellen ist. Die hochinteressante Schrift schildert das Leben und die Arbeiten des Meisters, der sich besonders durch den Gufs des Denkmals des Grofsen Kurfürsten auf der Kurfürstenbrücke in Berlin und der 100pfündigen Riesenkanoë Asia (besprochen von Weinitz in Bd. III, Heft 8 dieser Zeitschrift) einen geachteten Namen schuf. Jacobi, der lange Jahre als Gehilfe bei den berühmten Giefsern Gebrüder Keller in Paris gearbeitet hatte, war vom Jahre 1697 im Giefshaus des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg als Kunst- und Artillergiefser in Berlin tätig. Hier fertigte er auch die prächtigen, unter dem Namen „die zwölf Kurfürsten“ bekannten Kartausen, deren eine, das Rohr Albrecht Achilles, sich noch in der Sammlung des Königlichen Zeughauses befindet.

Die Weinitzischen Feststellungen sind für die historische Waffenkunde von grossem Interesse und können allen Waffenfreunden bestens empfohlen werden. Die ansprechende Arbeit, ausgestattet mit dem Porträt des Meisters und vortrefflichen Abbildungen seiner Hauptwerke, ist zugleich eine wohlverdiente Ehrenrettung Jacobs. Schönring läfst ihn nämlich infolge einer bedauerlichen Verwechslung in den „Historisch-biographischen Nachrichten zur Geschichte der Brandenburgisch-Preussischen Artillerie“ am Trunke sterben, während Weinitz an der Hand des Totenbuchs der Friedrich-Werderschen Kirche einwandfrei feststellt, dafs Jacobi als Inspektor der Giefserei anno 1726 im Alter von 67 Jahren einem Schlagfuhs erlegen ist. Sterz el.

Veränderungen:

Baron Armin von Engelhardt ist zum Sekretär beim Kais. Russ. Konsulat in Buenos Aires (Argentinien) ernannt worden. Dr. jur. Graf Lambert von Oberdorff ist nach München, Amalienstr. 77/III verzogen.

Frau Oberstleutnant L. Bieuler-Rohr, Gampeln bei Bern, Schweiz, verkauft gut erhalten: Bd. I—V vollständig, Bd. VI die drei ersten Hefte der Zeitschrift für historische Waffenkunde. — Preis pro Band 20 Mark.

General der Infanterie Géza Baron Fejervary

† 25. April 1914

In dem berühmten ungarischen General und Staatsmann, der nach dreieundsechzigjähriger Dienstzeit, nach einer an soldatischen und politischen Erfolgen und Ehrungen überreichen Laufbahn im Alter von einundachtzig Jahren gestorben ist, dem Kanzler und einem letzten Ritter des Militär-Maria-Theresia-Ordens, betrauert der Verein für historische Waffenkunde eines seiner ältesten Mitglieder, eine Persönlichkeit, die durch den Glanz ihres Namens auch dem Verein zur höchsten Zierde und Ehre gereichte. R. I. P.



Rüstkammer Boglar ^{a. 5.} Schreiberstr. 10

liefert an Sammler und Museen

Schutz- u. Trutzwaffen

Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
Orient, Indien, Japan.

Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.
Prima Referenzen!

Echte, alte Waffen

74 Nrn.: Flinten, Bleehen, Pistolen (meist mit Steinschließern und irgendwie verzert), alte bronz. Kanonenrohre und ebensolche Kanonenmodelle, alte Pfeile und Bolzen, Hirschfänger, Dolche, Bergmannsparadekte, Spontons und Lanzen spitzen usw. am Liebsten im Ganzen abzugeben.

Off. unter R. Fr. an die Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.

Bei Einkäufen, Bestellungen oder Anfragen

bitten wir die geehrten Leser, sich auf die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ beziehen zu wollen.

Je 2. Waffenröcke

von 5. und 6. Inf.-Reg. Zeit Jerome Napoleon I. M. 90.—; 2 versch. franz. Grenadier-Waffenröcke 1803 & M. 90.—; 2 Waffenröcke der Sonn. Garde 1805 & M. 78.—; 1 bayr. hohe Trommel mit groß gemalt. Wappen von 1812 M. 88.—; 1 sächs. Ehrenkleid, fein ausgef. F. A., Krone, M. 38.—; 1 Offizierswädel, Koppel-Portepötte v. Muckelsh. Prinz Carl-Hausen 1813, M. 48.—; 1 franz. Generalehmel mit Eisenhegriff I. Kaiser, M. 48.—; 1 pers. Küras Seyditz Kür.-Reg., 7 Jähr. Krieg, M. 125.—; 1 pers. Offiziersküras mit Nannozing, F. R. und Krone, 7 Jähr. Krieg, M. 175.—; 1 sächs. Küras mit Nannozing F. A., Karlstädtkrone, 7 Jähr. Krieg, M. 150.—.

G. LOLL, Grünberg i. Schl. 51.

Den Inseratenanhang der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ empfehlen wir der regen Benutzung unserer Mitglieder. Der Anhang soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Verkäufen und Auktionen historischer Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche über Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz usw.

Wir bitten unsere Herren Mitglieder, den Anhang im vorstehenden Sinne zu benutzen.

Insertions-Preise: Die dreigespaltene Petitzelle oder deren Raum im Text 35 Pfg.

Die dreigespaltene Petitzelle auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:
Dr. Rose, Geheimer Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die
Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.
Waisenhaustraße 34.

Bericht über die 10. Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde

in Stockholm, 14. bis 18. Juli 1914

Erste Vorstandssitzung

Dienstag, den 14. Juli, vormittags 9^{1/2} Uhr

In Direktionszimmer des Nordischen Museums versammelten sich vom Vorstände die Herren: Geheimrat Dr. Rose, Direktor Baron Rudolf Cederström, Coltman-Clephan und Major Lofsnitzer; von den Pflegern die Herren: Korvettenkapitän von Haeseler und Prof. Dr. Weinitz, außerdem Herr Major Funck.

Herr Geheimrat Rose teilt mit, daß der erste Vorsitzende, Herr Oberst von Kretschmar, zu seinem größten Bedauern durch ärztliche Verordnung behindert sei, nach Stockholm zu kommen und daß er daher, da auch der zweite Vorsitzende, Herr Oberburghauptmann von Cranach, leider nicht erscheinen könnte, ihm als ersten Schriftführer die Leitung der Hauptversammlung übertragen habe.

Dementsprechend eröffnet Geheimrat Rose die Sitzung, spricht zunächst Herrn Baron Cederström den herzlichsten Dank des Vereins für die liebenswürdige Einladung aus, und verliest die eingegangenen Begrüßungstelegramme des Herrn Oberst von Kretschmar und des Herrn Oberburghauptmanns von Cranach.

Durch Beschlufs der Versammlung wird hierauf Herr Major Funck an Stelle des ebenfalls am Erscheinen verhinderten zweiten Schriftführers, Herrn Dr. Diener-Schönberg, zum Protokollführer für die Dauer der gesamten Tagung ernannt.

1. Geheimrat Rose gibt sodann als erster Schriftführer den Geschäftsbericht. Hiernach hat der Verein zur Zeit einen Bestand von 287 Mitgliedern. Da bei der letzten Hauptversammlung 1912 auf der Wartburg die Mitgliederzahl 285 betrug, so hat sich dieselbe somit auf der gleichen Höhe gehalten. Dies ist aber um so höher zu

bewerten, als der Verein gerade in diesen letzten beiden Jahren überaus schwere Verluste durch den Tod zahlreicher Mitglieder erlitten hat. Denn außer dem Heimgange des hochverehrten Herrn Ehrenvorsitzenden und langjährigen ersten Vorsitzenden, Sr. Exzellenz Generallieutenants von Ussedom (Rudolstadt), ist auch das Hinscheiden folgender Herren Mitglieder zu beklagen: Exzellenz Graf Vincent Baillet de Latour (Wien), Oberstleutnant Gotthart Bleuler (Bern), Exzellenz Freiherr Karl von Bonde (Eriksberg bei Katrineholm), Ingenieur Max von Dieskau (Dresden), Exzellenz Baron Géza Fjérváry de Komlos-Keresztes (Wien), Regierungsassessor Siegfried von Gersdorff (Oppeln), Direktor Dr. Josef Hampel (Budapest), Hofmedailleur Max von Kawaczynski (Berlin), Colonel Louis Perrier (Neuchâtel), Sir Charles Robinson (Swanage), Georges Stalin (Beauvais) und Frau Louise Schulz geb. Preuß (Berlín).

Die anwesenden Herren ehrten das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von ihren Plätzen.

Als ein besonders erfreuliches Ereignis in den letzten beiden Vereinsjahren ist der Beitritt Sr. Hoheit Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg auf Schloß Wüligrad bei Schwerin zu verzeichnen.

Die große Wichtigkeit und Notwendigkeit des Werbens neuer Mitglieder wird hervorgehoben und den Herren Pflegern des Vereins besonders ans Herz gelegt.

2. Geheimrat Rose verliest hierauf in Vertretung des gleichfalls am Erscheinen verhinderten Herrn Schatzmeisters Michelly den Rechenschaftsbericht. Derselbe lautet:

A. Einnahmen:

Kassenbestand Juni 1912	Mk. 2629,13
Beiträge	„ 7652,55
Erlös aus Heften	„ 1052,50
Zinsen	„ 62,15
Überschüsse (Hauptversammlung 1912 und Studienfahrt 1913)	„ 128,40
	Mk. 11524,73

B. Ausgaben:

Kosten der Zeitschrift	Mk. 9272,14
Verläge	„ 545,17
Porti	„ 201,27
Kassenbestand Juni 1914	„ 1506,15
	Mk. 11524,73
	S. w. o.

Der Herr Schatzmeister Michelly schreibt hierzu Folgendes:

„Wie Sie bemerken werden, meine Herren, ist die Summe der Beiträge, entsprechend der Erhöhung des Jahresbeitrags von 10 Mk. auf 15 Mk., in diesen zwei Jahren um etwa 2000 Mk. gestiegen, während leider der Erlös aus Einzelheften trotz der Erhöhung des Preises von 4 Mk. auf 5 Mk. nicht unwesentlich zurückgegangen ist. Andererseits sind auch die Kosten der Zeitschrift um mehr als 2000 Mk. gestiegen und es wäre doch zu bedenken, ob wir auf diesem Wege weiter fortschreiten dürfen. Ich bin der Ansicht, dafs sich die Kosten der Zeitschrift nicht höher stellen dürfen als etwa 900 Mk. für das Heft, da wir anderenfalls unvorhergesehenen Ausgaben vielleicht nicht gerecht werden könnten.“

3. Der Vorstand nimmt diese Ausführungen zur Kenntnis und beschliesst, den Rechenschaftsbericht — vorbehaltlich des noch rechtzeitigen Einganges des Entlastungsantrages seitens der ernannten beiden Herren Rechnungsprüfer — der Hauptversammlung am 17. Juli zur Entlastung vorzuschlagen.

4. Hinsichtlich der Wiederwahl bzw. Neuwahl der nach § 7 Abs. 2 der Satzungen ausscheidenden Herren Mitglieder vom Vorstände und von den Pflegern teilt Geheimrat Rose mit, dafs auf Vorschlag des Geschäftsführenden Ausschusses des Vereins gemäfs § 6 der Satzungen die Ernennung der Herren Major Spak (Stockholm), Exzellenz Graf Wilczek (Wien) und Coltman-Clephan (Tynemouth) wegen ihrer hervorragenden Verdienste um die historische Waffenkunde zu Ehren-

mitgliedern des Vereins der Hauptversammlung zur Beschlussfassung unterbreitet werden soll. Dieser Vorschlag wird allseitig mit lebhaftem Beifall begrüfst. Um den Wünschen der schwedischen Herren Mitglieder Rechnung zu tragen, wird nach bereits zuvor eingeholtem Einverständnis der sämtlichen zur Hauptversammlung erschienenen bzw. durch Vollmacht vertretenen Mitglieder des Vereins beschlossen, Herrn Major Spak das Diplom seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede schon in der sich an diese Vorstandssitzung anschließenden feierlichen Eröffnungssitzung dieser Tagung zu überreichen. In der Hauptversammlung am 17. Juli soll dann der formelle Beschluss hierzu nachgeholt werden.

5. Der Vorstand nimmt ferner Kenntnis von dem Schreiben des Herrn Professors Dr. Koetschau, d. d. Düsseldorf, 8. Juni 1914, wonach derselbe wegen andauernder Arbeitsüberlastung in seiner jetzigen Dienststellung das ihm seinerzeit übertragene Ehrenamt eines wissenschaftlichen Beirates des Vorstandes niederzulegen wünscht. Mit dem Ausdruck grössten Bedauerns über diesen Entschluss wird der Vorstand hiervon der Hauptversammlung Mitteilung machen.

6. Da die auf der Wartburger Tagung 1912 beschlossene Veranstaltung besonderer waffengeschichtlicher Studienfahrten in den Zwischenjahren allgemeinen Beifall gefunden hat, wie dies die 1913 bereits stattgehabte Bereisung der Harzstädte bewiesen, wird für die Studienfahrt 1915 der Besuch der Sammlungen in Schlofs Erbach und in Darmstadt in Vorschlag gebracht.

7. Der Vorstand begrüfst ferner mit lebhaftem Danke die erneute liebenswürdige Einladung des Herrn Grafen Trapp sowie des Herrn Professors Dr. Erben, die Hauptversammlung des Vereins 1916 auf Schlofs Churburg (Tirol) bzw. in Innsbruck abzuhalten. Diese Einladung soll ebenfalls der Hauptversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden.

Einso wird auch von der Einladung der Stadt Düsseldorf zur Abhaltung der Hauptversammlung gelegentlich der Grofsen Ausstellung 1915 daselbst mit wärmstem Danke Kenntnis genommen, zumal die dortige überaus gastfreundliche Aufnahme des Vereins bei der Hauptversammlung 1902 noch unvergessen ist. Eine Annahme dieser gütigen Einladung ist jedoch deswegen nicht möglich, weil nach § 21 der Satzungen die Hauptversammlungen nur alle zwei Jahre, und zwar nach dem bisherigen regelmäfsigen Turnus stets in den geraden Jahren abgehalten werden.

Hauptversammlung

Freitag, den 17. Juli, nachmittags 1 $\frac{1}{2}$ Uhr

Auf allgemeinen Wunsch findet im Anschluß an das gemeinsame Essen auf Skansen die Hauptversammlung ebendasselbst statt.

Anwesend sind 12 Mitglieder, außerdem durch Vollmacht vertreten 28, die Versammlung ist also beschlußfähig.

Herr Geheimrat Dr. Rose begrüßt die Versammlung, verliest die eingegangenen Telegramme des Herrn Oberst von Kretschmar und des Herrn Oberburghauptmanns von Cranach, und entrichtet die brieflichen Grüsse der Herren: Schatzmeister Michelly, Notar Buttin, Major Gohlke, Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier, Professor Dr. Koetschau und Professor Dr. Haenel.

1. Geheimrat Rose gibt sodann als erster Schriftführer den Geschäftsbericht (siehe Protokoll der ersten Vorstandssitzung). Auch die Hauptversammlung ehrt das Andenken der verstorbenen Herren Vereinsmitglieder durch Erheben von den Plätzen. Die große Wichtigkeit des andauernden Werbens neuer Mitglieder, worin sich namentlich Herr Professor Dr. Bashford Dean in besonders dankenswerter Weise hervorgetan, wird allseitig anerkannt und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Herren Pfleger des Vereins auch in Zukunft hierauf ihr ganz besonderes Augenmerk richten werden.

2. In Vertretung des Herrn Schatzmeisters Michelly gibt Geheimrat Rose ferner den Rechenschaftsbericht desselben (siehe Protokoll der ersten Vorstandssitzung). Nach dem inzwischen eingetroffenen Schreiben der satzungsgemäß ernannten beiden Rechnungsprüfer, der Herren Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier und Major Gohlke, sind die Bücher und Belege des Vereins von ihnen geprüft und in allen Teilen in Ordnung befunden worden. Nachdem beide Herren dieses bereits im Kassabuche vermerkt haben, beantragen sie, dem Herrn Schatzmeister Michelly Entlastung zu erteilen.

3. Im Hinblick hierauf spricht die Hauptversammlung einstimmig die Entlastung des Herrn Schatzmeisters aus, gibt ihrem Dank für dessen rege Tätigkeit Ausdruck und erklärt sich auch mit seinen Ausführungen zum Rechenschaftsbericht einverstanden (siehe Protokoll der ersten Vorstandssitzung).

4. Die Hauptversammlung erteilt nunmehr auf Grund des § 6 der Satzungen der bereits bei Beginn der Tagung am 14. Juli mit allseitigem Einverständnis vorweggenommenen Ernennung des Herrn Majors Spak (Stockholm) zum Ehrenmitgliede des Vereins auch die formelle Zustimmung. Eben-

so findet der Vorschlag, auch Se. Exzellenz Herrn Grafen Hans Wilczek und Mr. Robert Colman-Clephan (Lynemouth) wegen ihrer hervorragenden Verdienste um die historische Waffenkunde zu Ehrenmitgliedern des Vereins zu ernennen, einstimmig die freudigste Annahme.

5. Ferner wird der Entschluß des Herrn Professors Dr. Koetschau, das ihm seinerzeit übertragene Amt eines wissenschaftlichen Beirates des Vorstandes wegen Arbeitsüberlastung in seiner jetzigen Dienststellung niederzulegen, mit aufrichtigem Bedauern zur Kenntnis genommen und beschlossen, Herrn Professor Dr. Koetschau bei seinem Scheiden aus diesem Ehrenamte den herzlichsten Dank des Vereins für die jahrelange, ebenso tatkräftige wie erfolgreiche Mithilfe auszusprechen und hierbei der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß sein wertvoller Rat in Angelegenheiten des Vereins den Mitgliedern desselben auch fernerhin nicht vorenthalten bleiben möchte.

6. Es folgt hierauf die Wiederwahl bzw. Neuwahl von Vorstandsmitgliedern und Pflegern. Satzungsgemäß scheidet von dem Vorstande aus die Herren: Oberst von Kretschmar, Oberburghauptmann von Cranach, Dr. Rose, Dr. Diener-Schönberg, Professor Dr. Koetschau, Direktor von Bezold, Dr. List, Prinz Odescalchi, Direktor Dr. Wegeli. Neuwahlen sind erforderlich für Exzellenz Rathgen und den verstorbenen Herrn Professor Hampel (Budapest).

Die ausscheidenden Herren Vorstandsmitglieder werden einstimmig durch Akklamation wiedergewählt, neu hinzugewählt werden die Herren Direktor Dr. Dregler und Notar Buttin.

Von den Pflegern scheidet aus die Herren: Hauptmann Müller-Hickler, Prof. Dr. Weinitz, Kammerherr von Kutzschenbach, Hauptmann Dr. Kuhr, Geheimrat Engel, Direktor Frauberger, Exzellenz von Lenz, Dr. Angst und Professor Dr. Bashford Dean.

Als Pfleger werden wieder- bzw. neu gewählt die Herren: Hauptmann Müller-Hickler, Prof. Dr. Weinitz, Apothekenbesitzer Bohmann, Dr. Eysen, Hauptmann Richter, Exzellenz von Lenz, Dr. Angst und Professor Dr. Bashford Dean.

So weit anwesend erklären die Herren die Wahl anzunehmen¹⁾.

¹⁾ Herr Dr. Angst (Zürich) hat aus Gesundheitsrück-sichten gebeten, von seiner Wiederwahl als Pfleger für die Schweiz Abstand zu nehmen, und hat hierfür das Vorstandsmitglied Herrn Direktor Dr. Wegeli (Bern) in Vorschlag gebracht. Letzterer hat sich zur Übernahme dieses Amtes freundlichst bereit erklärt.

7. Für die Studienfahrt 1915 wird der Besuch der Sammlungen in Schloß Erbach und in Darmstadt beschlossen.

8. Betreffend die Hauptversammlung des Vereins 1916 wird die außerordentlich liebenswürdige Einladung des Herrn Grafen Trapp-Churburg, sowie des Herrn Professors Dr. Erben-Innsbruck mit allseitigem lebhaften Danke angenommen und dementsprechend als Ort der Hauptversammlung 1916 einstimmig Innsbruck gewählt.

Herr Direktor Dr. John vom k. und k. Hausmuseum in Wien schlägt hierzu vor, die Hinfahrt

über Wien zu wählen, um bei dieser Gelegenheit auch die reichen Waffenschätze Wiens in Augenschein zu nehmen. Dieser Vorschlag wird mit Beifall begrüßt und soll in Erwägung gezogen werden.

Nachdem hierauf zum Schlusse von allen Teilnehmern den schwedischen Herren, insbesondere aber Herrn Baron Rudolf Cederström und der Frau Baronin, der herzlichste Dank für die in so liebenswürdiger Weise gewährte Gastfreundschaft ausgesprochen worden, wird die Hauptversammlung 1914 mit dem Wunsche eines frohen Wiedersehens 1916 in Innsbruck geschlossen.

Zweite Vorstandssitzung

Freitag, den 17. Juli, nachmittags 4^{1/2} Uhr

Zufolge Vereinbarung findet die zweite Vorstandssitzung im Anschluss an die Hauptversammlung gelegentlich des gemeinsamen Ausfluges nach Näsby auf dem Dampfer „Gustav Wasa“ statt.

Anwesend sind die Herren wie bei der ersten Vorstandssitzung.

Der Vorstand beschließt folgende Ämterverteilung:

Erster Vorsitzender Oberst von Kretschmar.
Zweiter „ Oberburghauptmann von Cranach.

Erster Schriftführer Geheimer Regierungsrat Dr. Rose.

Zweiter „ Dr. Diener-Schönberg,
Schriftleiter Professor Dr. Haenel.
Schatzmeister Herr Michelly.

Nach Beendigung dieser Vorstandssitzung wird die getroffene Ämterverteilung allen anwesenden Herren Vereinsmitgliedern bekanntgegeben.

Major Funck,
als Protokollführer.

Äußerer Verlauf der Tagung

Dienstag, den 14. Juli

In hervorragender Weise, die den aufrichtigen und herzlichsten Dank aller Teilnehmer sich erworben hat, hatten sich die Stockholmer Herren, insbesondere aber der Direktor der Kgl. Leib-
rústammer, Herr Baron Rudolf Cederström, in langwieriger mühsamer Vorarbeit um die Veranstaltung der Versammlung verdient gemacht und keine Mühe gescheut, die berühmte schwedische Gastfreundschaft im glänzendsten Lichte zu zeigen.

Es war daher sehr zu bedauern, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der auswärtigen Mitglieder dem freundlichen Rufe nach Stockholm Folge leisten konnte. Da überdies mehrere derselben noch im letzten Augenblicke wegen Krankheit und unvorhergesehener Hindernisse ihrer vorherigen Zusage nicht hatten nachkommen können, so beschränkte sich die Zahl der Teilnehmer, aufser den bereits im Protokoll der 1. Vorstandssitzung

Genannten und einigen Damen, nur noch auf die Herren: Major Ströhler (Spandau), Direktor Dr. John vom K. und K. Heeresmuseum in Wien, Direktor Dr. Mackeprang vom Dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen und Kapitän Stöckel vom Kgl. Zeughause ebendasselbst.

Die Erschienenen wurden bei Beginn der Tagung von den Stockholmer Herren Vereinsmitgliedern: Baron Rudolf Cederström, Major Spak und Kapitän Kuylenstierna, dem früheren und dem jetzigen Chef des Kgl. schwedischen Artilleriemuseums, und Graf Arvid Posse in liebenswürdigster Weise empfangen.

Nach Beendigung der 1. Vorstandssitzung (s. das Protokoll) versammelten sich um 10 Uhr Vormittags alle Teilnehmer zu der feierlichen Eröffnungssitzung in der mit reichem Blumenflor geschmückten großen Halle des Nordischen Museums, woselbst unter der Kolossalstatue Gustav Wasa

ein besonderer Platz für den Vorsitzenden errichtet war. Zu dieser Festsetzung waren außer zahlreichen Ehrengästen und einem größeren Damenflor auch die Spitzen der schwedischen Kunst- und Gelehrtenwelt erschienen, darunter neben dem Herrn Kultusminister Staatsrat Westmann namentlich die Herren: Oberintendant Dr. John Böttiger, die Reichsantiquare Dr. Oskar Montelius und Dr. Bernhard Salin, Kriegsarchivar D. T. I. Petrelli, Direktor der Kunstakademie Baron Gustav Cederström, die Intendenden (Direktoren) Dr. Sune Ambrosiani, Nils Keyland und Torsten Mårtensson (Helsingborg), Professor Sigurd Curman, Dr. Meinander (Helsingfors), Docent Johnny Roosval, Direktor Carl Lamm (Näsby), die Majore G. Hammarström, Jonas Ingeström und G. Peyron, die Kapitäne C. G. Leuhusen und A. Fählman u. a. m.

Nachdem der Unterzeichnete in Vertretung des durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Herrn I. Vorsitzenden die Versammlung eröffnet und in Namen des Vereins für die liebenswürdige Einladung desselben gedankt hatte, bewillkommnete Herr Baron Rudolf Cederström die Erschienenen mit herzlichen Worten, indem er gleichzeitig auf den hohen Wert der historischen Waffenkunde als einer wirklichen Wissenschaft und eines wichtigen Teiles der Kulturgeschichte hinwies und die beachtenswerten Bestrebungen des internationalen Vereins für historische Waffenkunde in dieser Hinsicht hervorhob.

Der Unterzeichnete nahm hierauf erneut zur Tagesordnung das Wort, und überreichte im Auftrage des Geschäftsführenden Ausschusses des Vereins Herrn Major Spak in Würdigung seiner großen Verdienste um die historische Waffenkunde das kunstvoll ausgestattete Diplom seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereins. Diese Ehrung wurde mit allseitigem lauten Beifall begrüßt, und sprach Herr Major Spak seinen wärmsten Dank hierfür aus.

Auf Vorschlag des Herrn Barons Rudolf Cederström wurde sodann unter allgemeiner freudiger Zustimmung zum Vorsitzenden für die wissenschaftlichen Sitzungen der Tagung Herr Reichsantiquar Professor Dr. Montelius gewählt, dessen ruhmvoller Name von internationaler Bedeutung somit auch dem wissenschaftlichen Charakter dieser Tagung ein besonderes Gepräge verlieh. Herr Professor Montelius hatte überdies die hochanzuerkennende Liebenswürdigkeit, an Stelle des in letzter Stunde durch einen Unfall am Erscheinen verhinderten Herrn Professors Dr. Haemel (Hrudenten) den Festvortrag selbst zu übernehmen.

Um 11 Uhr Vormittags versammelten sich daher alle Teilnehmer in dem mit herrlichen alten Gobelins aus der Sammlung der Kgl. Leibrüst-

kammer geschmückten Auditorium des Nordischen Museums, um den hochinteressanten Ausführungen des auf dem Gebiete der Praehistorik als Autorität anerkannten Forschers über „Ältere Schwedische Waffen“ zu folgen. In diesem, durch zahlreiche Lichtbilder von Gegenständen aus dem Nationalmuseum auf das wirkungsvollste unterstützten Vortrage gab Herr Professor Montelius einen umfassenden Überblick über die Entwicklung und den überraschend hohen Grad der schwedischen Waffenschmiedekunst, nicht nur der bei bekannteren Wikingerzeit (800—1050 n. Chr.), sondern auch in den älteren Perioden der Eisenzeit (550 v. Chr. — 800 n. Chr.), der Bronzezeit (1800—550 v. Chr.), und sogar schon in der ältesten Periode der Steinzeit (vomersten Auftreten des Menschen bis 1800 v. Chr.). Denn wie schon die zahlreich gefundenen wohl erhaltenen Waffen und Werkzeuge aus dieser Steinzeit, insbesondere die prächtigen Dolche, Speer- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, sowie die Steinäxte und Streithämmer beweisen, gibt es nirgend wo anders in ganz Europa so vollendet schöne Formen in Verbindung mit einer solchen künstlerischen Behandlung des Materials wie im Norden, und selbst die in Ägypten gefundenen, ebenso geschickt gearbeiteten Feuersteinarbeiten aus der jüngsten Steinzeit stehen an Schönheit der Form diesen nach.

Für die fortschreitende hohe Entwicklung des schwedischen Kunsthandwerkes zeugen des Weiteren die Äxte und Schwerter der älteren Bronzezeit (1600—1300 v. Chr.), die namentlich bei einem Vergleich mit den gleichzeitigen Erzeugnissen der anderen europäischen Völker den Beweis liefern, daß die Einwohner des germanischen Nordens alle anderen Bronzezeitvölker Europas, abgesehen von den Griechen, an Geschmack und in der Geschicklichkeit des Bronze-gusses übertroffen haben.

Zu wahren Prachtstücken aber entwickelten sich die Waffen, namentlich die Schwerter, in der Eisenzeit, und ein ganz besonderes Interesse erweckt auch der reichhaltige Fund von Wendel (im nördlichen Uppland) aus der ersten Hälfte des 7. bis Ende des 10. Jahrhunderts, bei welchem die Toten mit ihren sämtlichen Waffen, darunter vier prächtigen Helmen, ihren Werkzeugen, Pferden und anderen Haustieren in einem großen Boote unverbrannt bestattet waren.

Dieser äußerst lehrreiche Vortrag wurde von der Versammlung mit lebhaftem Beifall und Dank begrüßt.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen auf Skansen, zu welchem die schwedischen Herren ihre Gäste freundlichst eingeladen hatten, kehrten die Teilnehmer gegen 1 1/2 Uhr wieder in das

Nordische Museum zurück, um der Eröffnung der besonderen Ausstellung nordischer Waffenformen aus der Neuzeit beizuwohnen.

In fesselnder Weise erläuterte hier Herr Direktor Rudolf Cederström die verschiedenen Schutz- und Trutzwaffen, sowie Jagdwaffen ausschließlich schwedischer Provenienz, deren charakteristische Typen hier vereinigt waren. Unter diesen interessierten namentlich ein blanker ganzer Feld- und Turnierharnisch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, prächtige Schwerter mit der Marke des berühmten Waffenschmieds David Kohl (1628—1685), eine Serie eigentümlich geformter Stangenwaffen und die verschiedenen Entwicklungsformen der Armbrust von dem Holz- und Hornbogen des 14. Jahrhunderts an, sowie insbesondere eine Zusammenstellung aller Typen der Handfeuerwaffen vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit, die gerade im Nordischen Museum durch überaus zahlreiche Prachtstücke vertreten sind.

Unter derselben sachkundigen Führung erfolgte sodann die Besichtigung der Kgl. Leibbrüstkammer selbst, deren wunderbare Schätze in ihrer erstaunlichen Reichhaltigkeit und Schönheit die Freude aller Waffenfreunde erregten.

Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr fand hierauf das feierliche Festessen des Vereins zu etwa 40 Personen auf Hasselbecken statt, dem durch die Anwesenheit der Spitzen der schwedischen Staats- und Gelehrtenwelt eine ganz besondere Ehre erwiesen wurde. Auch zu diesem Festessen hatten die schwedischen Herren die auswärtigen Teilnehmer eingeladen und somit einen erneuten Beweis ihrer außerordentlich liebenswürdigen Gastfreundschaft gegeben, der auch in den mehrfachen Begrüßungs- und Tischreden wiederholt zum Ausdruck kam. Der Genuß dieses Abends wurde noch erhöht durch die herrliche Aussicht vor dem hochgelegenen Festsale auf das malerisch gelegene nordische Venedig, das in der hellen Sommernacht bei der elektrischen Beleuchtung einen märchenhaften Eindruck machte.

Mittwoch, den 15. Juli

Nachdem sich um 10 Uhr vormittags die sämtlichen Mitglieder unter dem Vorsitz des Herrn Reichsantiquars Professor Dr. Montelius im Auditorium des Nordischen Museums wieder versammelt, hielt Herr Baron Rudolf Cederström seinen angekündigten Vortrag über: „Schwedische Lotbüchsen und Schnappschlösser.“ Unter Beigabe einer großen Anzahl vorzüglicher Lichtbilder, welche die Fülle und Mannigfaltigkeit der in der Kgl. Leibbrüstkammer befindlichen Typen mit voller Deutlichkeit zur Geltung brachten, gab der Redner zugleich mit der Charakterisierung der einzelnen Merkmale dieser Handfeuerwaffen nicht nur einen umfassenden historischen Überblick, sondern lieferte auch auf Grund seiner reichen Kenntnisse und langjährigen fleißigen Studien den wichtigen Nachweis für die Entwicklung und das Aufblühen einer einheimischen Industrie zu Beginn des 17. Jahrhunderts, welche insbesondere einen eigenen schwedischen Typ der Lotbüchsen geschaffen hat.

Da die hochinteressanten Ausführungen und das umfangreiche Beweismaterial allseitig überzeugend wirkten, wurde von einer Diskussion über die Terminologie Abstand genommen.

Im Anschluß hieran sprach Herr Direktor Dr. M. Mackeprang vom Nationalmuseum in Kopenhagen über: „Ältere Axtformen in Dänemark“, ebenfalls unter Vorführung zahlreicher Abbildungen und vortrefflicher Lichtbilder. Die bedeutsamen Resultate, zu denen der Vortragende

zufolge vergleichender Untersuchungen des ihm zu Gebote stehenden großen Materials gelangte, sind um so höher zu bewerten, als bekanntlich gerade bei einer so einfachen Waffenform, wie die Axt sie darstellt, die Bestimmung nach Zeit und Herkunft zu den schwierigsten Aufgaben des Waffenhistorikers gehört.

Beide Redner erneten den lauten Beifall der dankbaren Versammlung, und es wurde dem allgemeinen Wunsche und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß diese für die historische Waffenkunde so wichtigen Vorträge demnächst in der Zeitschrift des Vereins veröffentlicht werden möchten.

Nach einem gemeinsamen Essen in Dramatiska Teaterns Restaurant besichtigten die Teilnehmer um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr mittags unter der gütigen Führung des Herrn Professors Dr. Montelius das im Erdgeschos des Nationalmuseums befindliche Historische Museum, um somit die in seinem Vortrage bereits in Lichtbildern gezeigten Waffenschätze nunmehr im Original kennen zu lernen¹⁾.

Schon die erwähnten Feuersteindolche mit ausgearbeiteten Handgriffen lassen in ihren regelmäßigen Formen einen erstaunlichen Grad der Zweckfertigkeit erkennen, zumal die Bearbeitung dieses so spröden Materials in Ermangelung von Werkzeugen lediglich durch Abschlagen mittels

¹⁾ Cf. auch Oscar Montelius: „Das Museum Väterländischer Altertümer in Stockholm. Beschreibung der wichtigsten Gegenstände.“ 3. Auflage. Stockholm 1912.

eines anderen härteren Steines erfolgen konnte. Und trotzdem zeigt bei einzelnen Exemplaren das breite Blatt der Klinge nicht nur eine Mittelrippe, sondern auch gleichförmige Auskehlungen am Handgriffe, und auf letzterem zur besseren Handhabung noch strickwulstartige Einkerbungen!

Ebenso ausgezeichnet sind auch die Waffen der Bronzezeit, die alle gegossen und mit gepunzten Ornamenten verziert sind, einzelne Schwerter sogar schon mit Gold belegt, und zwei große Bronzeäxte, welche Symbole der Götter darstellen, zeigen Verzierungen mit Goldplatten und Bernstein.

Einen besonders prächtigen Eindruck aber machten die schon genannten Prunkwaffen der Eisenzeit. Denn hier finden sich Schwerter, deren Griffe teils mit Silber oder Bronze inkrustiert, teils ganz aus massivem Silber bestehend, mit Golddraht umwickelt oder ebenso wie die Scheiden mit Gold beschlagen sind, während die massiv goldenen Knäufe sich durch ihre Verzierungen mit Gold-Filigran und grünen Email, namentlich aber durch mosaikförmig eingelegte hellrote Granaten („verroterie cloisonnée“) als wahre Meisterstücke der Gold- und Waffenschmiedekunst erweisen.

Überhaupt ist der Reichtum des in dieser Zeit in den verschiedensten Gegenden Schwedens gefundenen reinen Goldes ein überraschend hoher, beträgt doch allein bei einem einzigen Funde das Gesamtgewicht der goldenen Beschläge für Schwertgriffe und Scheiden, sowie der sonstigen goldenen Schmucksachen mehr als 12 kg! Da dieser Goldreichtum insbesondere in dem 5. Jahrhundert n. Chr. erscheint, dürfte er höchstwahrscheinlich von dem ungeheuren Goldtribut herrühren, welchen mehrere oströmische Kaiser, deren Münzen man hierbei gefunden, an die an der Donau seßhaften Goten zahlen mußten, zumal man sogar noch die Wege verfolgen kann, auf welchen diese Goldschätze bis zu den Goten in Schweden und den mit ihnen verwandten Völkern an der Ostsee wanderten.

Donnerstag, den 16. Juli

Dieser Tag war dem Besuche des berühmten Schlosses Skokloster gewidmet, wohin die Vereinsmitglieder in liebenswürdiger Weise von dem Schloßherrn, Herrn Oberstkammerherrn Grafen Brahe, eingeladen worden waren, den der Verein ebenfalls zu seinen Mitgliedern zu zählen die Ehre hat.

Wegen der weiten Entfernung von Stockholm erfolgte die Abfahrt schon um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens

Nachdem sich die Mitglieder von Herrn Professor Dr. Montelius mit herzlichem Danke für die hochinteressanten Erklärungen verabschiedet, besuchten sie gegen 3 Uhr nachmittags die imposante Storkyrka, um deren Hauptsehenswürdigkeit, den großen holzgeschnitten St. Georg mit dem Drachen, das Werk des Lübeckers Bernt Notke, in Augenschein zu nehmen.

Als bester Kenner dieses, von dem schwedischen Reichsverweser Sten Sture dem Älteren nach der siegreichen Schlacht am Brunkeberge (1471) gestifteten Denkmals, hatte Herr Docent Dr. Johnny Roosval die Güte, die herrliche Schönheit desselben in einer formvollendeten Rede den Anwesenden näher zu erläutern^{*)}. Dabei würdigte er gleichzeitig auch den bis ins kleinste Detail durchgebildeten prachtvollen gotischen Harnisch aus der Blüte der Waffenschmiedekunst vom Ende des 15. Jahrhunderts, dem vermutlich ein Originalharnisch des Sten Sture selbst zum Vorbilde gedient zu haben scheint, und machte ferner auf die realistische Gestalt des stachelgepanzerten und zu diesem Zweck überdies noch mit Elchgeweihen besetzten Drachens aufmerksam, der in dieser Form vollständig der uralten Darstellung des chinesischen Drachens gleich.

Die geistvollen Ausführungen des Vortragenden wurden von allen Mitgliedern dankbar begrüßt und man schied mit dem Bewußtsein, eins der schönsten Denkmäler dieses ritterlichen Heiligen, wenn nicht das schönste selbst, kennen gelernt zu haben.

Der weitere Nachmittag und Abend wurde zu einem gemeinsamen Dampferausflug nach dem beliebten Seebade und Villenvorort Saltsjöbaden benutzt, woselbst auch das Abendessen eingenommen wurde.

^{*)} Cf. auch Johnny Roosval: „Die St. Georges-Gruppe der Stockholmer Nikoläikirche im historischen Museum zu Stockholm“. (Abhandlung im Jahrbuch der Kgl. Preuss. Kunstsammlungen. Berlin 1906, 27. Band, Seite 106—117. (B. 382).

mit dem Dampfer Saga, da man somit gleichzeitig die eigenartigen Schönheiten des inselreichen Mälarsees kennen lernen konnte. Es tat daher dem Genusse dieser Fahrt auch keinen Abbruch, daß bei dem niedrigen Wasserstande infolge der großen Hitze der Dampfer in dem engen Sunde von Almare-Stäket geraume Zeit stecken blieb, so daß die Ankunft in Skokloster sich bis 3 Uhr nachmittags verzögerte.

Hier wurden die Mitglieder von dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin persönlich empfangen und nach der Vorstellung zunächst in den sonst nicht gezeigten Privatsalons des Schlosses an einem fürstlichen Büffet bewirtet. Nachdem für diese hervorragend gastliche Aufnahme Herr Professor Montelius dem ehrerbietigen Danke der Gäste Ausdruck gegeben, fand die Besichtigung des Schlosses und seiner reichen Kunstschatze statt.

Seinen Namen hat das Skokloster nach dem gegen Mitte des 13. Jahrhunderts gegründeten Cistercienser-Nonnenkloster, „das Kloster in der waldigen Gegend“, und das mit dem Kloster verbundene Gut Sko ging nach mehrfachem Besitzwechsel zu Anfang des 17. Jahrhunderts an den estländischen Adelsmann Hermann Wrangel über. Dieser setzte die niedergebrannten Klosterbauten und die Kirche wieder in Stand, neben welcher er 1639 seine reichausgeschmückte Grabkapelle errichten ließ. Nach seinem Tode 1643 vererbte sich das Skokloster an seinen Sohn, den Reichsfeldherrn Graf Karl Gustav Wrangel, und von diesem 1676 an die mit dem Reichsvizeadmiral Graf Nils Nilsson Brahe vermählte Erbtöchter Margarete Juliana. Letztere machte 1701 das Schloß zum Fideikommiß der zu den höchsten Würdenträgern der Krone Schwedens gehörenden Familie der Grafen Brahe, in deren Besitz es sich noch heute befindet⁹⁾.

Unter Karl Gustav Wrangel wurde 1654 der Bau des jetzigen Schlosses durch den deutschen Architekten Nicodemus Tessin dem Älteren begonnen, aber erst 1679, drei Jahre nach dem Tode des Grafen, vollendet. Macht schon beim Eintritt das schöne Vestibül mit seinen acht Pfeilern von weißem Marmor einen großen Eindruck, so steigert sich derselbe beim Durchschreiten der zahlreichen Säle zu wahrhafter Bewunderung. Denn alle diese noch heute wohlhaltenen Prachträume bergen die kostbarsten Kunstwerke aller Art, die aber nicht, wie oft angenommen, lediglich aus der Kriegsbeute der schwedischen Feldzüge in Deutschland, Dänemark und Polen herrühren, sondern ausweislich der noch vorhandenen Rechnungsbüchlein des Wrangelschen Archivs auch zu einem großen Teil für die eigene Rechnung des Feldherrn bestellt und ausgeführt worden sind.

⁹⁾ Cf. auch den Führer: „Skokloster“. Förlag C. G. Planting-Bergloof, Södertälje.

Hierher gehören insbesondere zahlreiche historische Portraits, antike Kunstmöbel und ganze Serien farbenprächtigter Brüsseler Gobelins von Anfang des 16. Jahrhunderts, prachtvolle goldene und silberne Prunkgeräte von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, sowie ein wertvolles Archiv nebst einer Bibliothek von ca. 3000 Bänden, durchweg in Schweinsleder gebunden.

Das größte Interesse der Besucher aber fesselte die Rüstkammer, nicht nur wegen ihres Besizes an kostbaren Stücken, zu denen der Kaiser Karl V. zugeschriebene, 1648 bei Prag erbeutete Prunkschild, ebenso wie der silbervergoldete Schild des polnischen Reichskanzlers Zamojski gehören, sondern auch wegen des in keiner anderen Sammlung sonst zu findenden reichen Studienmaterials der Feuerwaffen, die hier drei Viertel des 2000 Nummern zählenden Gesamtbestandes ausmachen. Als bester Kenner dieser Waffenschätze hatte Herr Baron Rudolf Cederström die Führung übernommen, dessen sachkundige Erklärungen der einzelnen Stücke somit gleichzeitig die Ausführungen seines vorerwähnten Vortrages über die schwedischen Lotbüchsen und Schnappschlösser an Hand der Originale befestigten.

Diese Fülle des Gesehenen, die das vollständige Bild eines Magnatenhauses aus der Zeit der Großmacht Schwedens gewährte, machte daher auf alle Besucher einen tiefen Eindruck und rechtfertigte die allgemeinen Anschauung, die das Skokloster als „das Kleinod des Reiches“ bezeichnet.

Nachdem sich die Mitglieder mit aufrichtigem Danke für die so ehrende und gastfreie Aufnahme von dem hohen gräflichen Paare verabschiedet, erfolgte gegen 6 1/2 Uhr nachmittags die Abfahrt mit dem Dampfer Saga, auf dem auch das gemeinsame Mittagessen eingenommen wurde. Und da ein tragikomisches Geschehach auch bei der Rückfahrt den Dampfer wieder an derselben ominösen Stelle auf Grund geraten ließ, so dafs die Ankunft in Stockholm erst gegen 1 1/2 Uhr morgens erfolgte, so lernte man auf diese Weise auch noch die wunderbare Helligkeit einer nordischen Sommernacht kennen, die selbst zu einer solchen frühen Stunde schon das Lesen einer Zeitung gestattet.

Freitag, den 17. Juli

Trotz der Anstrengungen des vorangegangenen Ausfluges versammelten sich die Mitglieder auch an diesem Tage bereits um 10 Uhr vormittags

wieder im Auditorium des Nordischen Museums, woselbst zunächst der Unterzeichnete seinen Vortrag hielt über „König Johann der Blinde von

Böhmen und die Schlacht bei Crécy (1346)*. Der Lebenslauf dieses vom Rittergeist der alten Zeiten besetzten glänzenden Kriegers, Turnierhelden und Staatsmannes ist insbesondere für die historische Waffenkunde um so interessanter, weil vermutlich schon in seinem Kriege gegen die Stadt Metz (1324—1327) Feuegeschütze in Anwendung gekommen sind. Nach mehrfachen historischen Zeugnissen gilt dies aber als sicher für die Schlacht bei Crécy (1346), in der der bereits erblindete König an der Spitze seiner getreuen Luxemburgischen und Böhmisches Ritter in wahrhaft heroischer Weise sein Leben opferte.

Und außer diesem ersten Auftreten von großen Feuegeschützen in offener Feldschlacht kommt an dem Tage von Crécy auch der alte Wettstreit zwischen den beiden mittelalterlichen Fernwaffen durch den Sieg der unübertrefflichen englischen Bogenschützen über die berühmten genuesischen Armbruster endgültig zum Austrag. Geradezu epochemachend aber waren die Folgen dieser Schlacht namentlich für die allgemeine Taktik im Kriegswesen des ganzen nächsten Jahrhunderts, denn in all' den zahlreichen Schlachten des hundertjährigen englisch-französischen Krieges, ebenso auch bei Roosebeke (1382) und bei Nicopolis (1396) stieg von nun an die Hauptmasse der französischen schweren Reiterei nach englischem Vorbilde bei Beginn des Gefechts vom Pferde, um zu Fulse zu fechten, eine Taktik, die auch für die österreichische Ritterschaft in der Schlacht bei Sempach (1386) bestimmend wurde.

Nach dem lebhaften Beifall der Versammlung äußerte sich noch Mr. Coltman Clephan in englischer Sprache eingehend zu dem ersten Auftreten der Feuegeschütze im Heere König Eduards III. und insbesondere in der Schlacht bei Crécy, wobei er den Ausführungen des Vortragenden beitrug.

Hierauf sprach Herr Kapitän Stöckel vom Kgl. Zeughause in Kopenhagen in französischer Sprache „über die Ausgabe eines internationalen Meister- und Markenlexikons“. Die Vorschläge des Redners zur Verwirklichung dieses ständigen Wunsches aller Waffen-Sammler und -Freunde erwiesen sich als höchst beachtenswert, und mit Hilfe der von ihm entworfenen außerordentlich praktischen Formulare wohl geeignet, dem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen. Denn diese nach Meister und Marken verschiedenen Formulare enthalten in übersichtlicher Anordnung kennzeichnende Rubriken für die nähere Bestimmung. Insbesondere sind hierbei hinsichtlich der Meister drei einzelne Muster entworfen, nämlich 1. für Hieb-, Stich- und Stangenwaffen, 2. für Gewehre und Pistolen, sowie 3. für Metall- und

Eisenkanonen und anderes Artilleriematerial, während das einheitliche Muster hinsichtlich der Marken außer einer näheren Angabe derselben nach Bedeutung, Jahreszahl und genauer Stelle der Anbringung, auch noch die Bezeichnung anderer Stempel auf denselben Waffen vorsieht. Da sich diese Formulare bei allen Sammlungen mit Leichtigkeit ausfüllen und bei einer geeigneten Zentralstelle zu einem Zettelkataloge zusammenstellen lassen, der bei der Reichhaltigkeit des Materials eine erschöpfende Übersicht gewähren kann, so dürfte hiermit das langersuchte Ziel eines umfassenden Lexikons in absehbarer Zeit zu erreichen sein.

Es war daher im Sinne aller Anwesenden gesprochen, als Herr Baron Rudolf Cederström dem Redner den Dank für seine höchst praktischen Anregungen ausdrückte und hieran den Vorschlag knüpfte, im Interesse eines allgemeinen Einverständnisses in dieser für alle Sammler so wichtigen Frage auch noch die Äußerungen der hiermit besonders vertrauten Herren Exzellenz von Lenz (Petersburg) und Macoir (Brüssel) einzuholen, da dieselben am persönlichen Erscheinen zu dieser Tagung leider verhindert waren.

Im Anschluss hieran erläuterte noch Herr Baron Rudolf Cederström mit Hilfe ausgezeichneter Lichtbilder den berühmten, König Karl IX. von Schweden (1599—1611) zugeschriebenen Prunkharnisch aus der Sammlung der Leibbrüstammer. Nach genauem Studium der Ornamente und Technik dieses Harnisches, die in den wesentlichen Teilen mit dem Prunkharnisch König Gustav Wasas (1523—1560) auf dessen Grabdenkmal von Villem Boy (Guillaume Boyen) und ebenso auch mit dem erwähnten gleichaltrigen Prunkschild Kaiser Karls V. (1519—1556) in der Sammlung des Skokklosters völlig übereinstimmen, kommt der Vortragende zu dem hochinteressanten Schluß, daß der fragliche Harnisch der Leibbrüstammer jedenfalls nicht Karl IX. sondern schon einem Herrscher der früheren Epoche angehört haben müsse.

Nach dem darauf eingenommenen gemeinsamen Essen auf Skansen fand nunmehr gegen 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags ebendort die Abhaltung der Hauptversammlung des Vereins statt, über deren Verlauf und die dabei gefassten Beschlüsse das Protokoll näher berichtet (s. das Protokoll).

Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr begaben sich sodann die Mitglieder unter der Führung der Herren Professor Dr. Montelius und Baron Rudolf Cederström nach dem Gräflich von Hallwyl'schen Palais, einem 1898 errichteten Prachtbau, um unter den reichen Schätzen desselben auch die schöne wissenschaftlich geordnete Waffensammlung zu besichtigen. Letztere enthält viele wertvolle Stücke vom An-

fang des 16. Jahrhunderts an, unter denen namentlich ein Paar vorzügliche Radschloßspistolen mit Elfenbeineinlagen das allgemeine Interesse erregten. Aber auch die Prunksäle mit getäfelten Decken, und eine reiche Bildergalerie alter holländischer Meister mit einem echten Rembrandt, fanden allseitige Bewunderung. Aufrichtiger Dank gebührt daher der Gräflichen Schloßherrschaft, die in liebenswürdiger Weise trotz ihrer derzeitigen Abwesenheit den Zutritt zu diesen Sehenswürdigkeiten dem Verein gestattet hatte.

Hierauf erfolgte um 4 Uhr die Abfahrt mit dem Dampfer Gustav Wasa nach dem idyllisch in den Schären gelegenen Schloß Näsby, dessen Besitzer, Herr Direktor Carl Robert Lamm, die Güte gehabt hatte, den Verein zu einem 5-Uhr-Tee einzuladen. Nachdem die Mitglieder dort von dem Schloßherrn und seiner Frau Gemahlin im Kreise seiner Familie empfangen und zunächst an einem opulenten Büffet in dem herrlichen Parke mit der größten Gastfreiheit bewirtet waren, gab Herr Direktor Lamm ausführlich Auskunft über die Historie des Schlosses. Hieran stammt der alte Herrensitz Näsby bereits aus dem 12. Jahrhundert, an dessen Stelle Graf Per Larsson Sparre 1665 das jetzige Hauptge-

bäude nach Zeichnungen des Nicodemus Tessin d. Ä. errichten liefs. Der 1731 von Johann August Meyerfeldt erweiterte Bau wurde 1897 durch eine Feuersbrunst teilweise zerstört, aber 1904 von dem jetzigen Besitzer wieder neu aufgebaut und zu einem prächtigen Familienheime und Horte seiner in langen Jahren gesammelten Kunstschatze umgewandelt. Wertvolle Brüsseler Gobelins und altorientalische Teppiche, geschnitzte Möbel, gefüllt mit wunderbarem Silberzeug, eine stattliche Galerie alter Bilder mit einem echten Van Dyck und einem Romney, sowie ein eigener Anbau für die zahlreichen modernen Bilder, insbesondere aber eine reichhaltige und systematisch geordnete Sammlung europäischer und orientalischer Waffen nahmen das Interesse der Besucher andauernd in Anspruch. Dem Danke derselben für die freundliche Aufnahme und die bereiteten Genüsse gab daher Herr Professor Montelius beredten Ausdruck.

Die an diesen Besuch sich anschließende weitere Rundfahrt in den berühmten Stockholmer Schären, mit einem gemeinsamen Abendessen auf dem Dampfer, liefs die Stimmung Aller aufs höchste steigen und bildete den Abschluß dieses überaus genussreichen Tages.

Sonnabend, den 18. Juli

Dieser offiziell letzte Tag der Hauptversammlung vereinigte um 10 Uhr vormittags die Mitglieder auf dem Vorplatze des Kgl. Artilleriemuseums, woselbst dessen derzeitiger Chef, Herr Kapitän Kuylenstierna, nach Begrüßung der Gäste einen sehr interessanten historischen Überblick über „die metallischen Trophäen des Schwedischen Staates“ gab, die vor dem Eingang des Museums in Gestalt einer überraschend großen Anzahl erobert und reihenweise nach Nationalitäten geordneter Kanonenrohre eine der imposantesten Sammlungen Europas darstellen. Neben den beiden ältesten Stücken, zwei Dänischen Schlangen mit den Jahreszahlen 1542 und 1543 von der Festung Varberg, erregte namentlich die sächsisch-polnische Kriegsbeute von 15 prächtig ciselirten Kanonen, die in der Schlacht bei Clissow (1702) König August dem Starken abgenommen waren, allgemeine Bewunderung, ebenso wie auch eine Anzahl russischer Geschütze aus den Feldzügen von 1790 resp. 1808/09 herrührend, und einige französische Kanonen mit der Namensschiffe Napoleons I. eine Kriegsbeute aus der Schlacht bei Leipzig (1813).

Unter der Führung der Herren Major Spak und Kapitän Kuylenstierna schritt man hierauf zu einer

Besichtigung der außerordentlich zahlreichen anderen Schätze an Kanonen, Fahnen und Uniformen im Innern des Museums, deren mustergültige Aufstellung und systematische Anordnung dem hervorragenden organisatorischen Talente der beiden genannten Herren zu verdanken ist. Aufser der berühmten 1606 eroberten sog. Radziwillkanone und einem, noch von der Belagerung Wiens (1683) herrührenden und ebenfalls bei Clissow (1702) eroberten türkischen Prunkzelte, interessierte die Mitglieder insbesondere auch ein dem Archiv des Museums angehöriges illustriertes Werk von 1706—1714 in drei großen Foliobänden. Dieses schöne Werk, das in den ersten beiden Bänden die zum Teil noch vorhandenen Trophäen Karls XII. aus den Jahren 1700—1702 bzw. 1703—1706 darstellt, enthält in seinem dritten Bande die Trophäen von 1598—1679 samt der Siegesbeute Stenbocks bei Helsingborg (1710), sowie Stiche von noch älteren schwedischen Metallkanonen und Mörsern, so dafs es mit seinen genauen Abbildungen von schwedischen, deutschen, russischen, polnischen und dänischen Artilleriestücken vom 16. Jahrhundert an ein höchwichtiges Studienmaterial für alle Waffenhistoriker bildet.

In dem Saale der Artilleriehochschule sprach

hierauf zunächst Herr Dr. K. K. Meinander vom Museum in Helsingfors über „Finnische Fahnen vor 1808“, von denen sich außer in dem dortigen Museum noch mehrere in den Sammlungen der Kgl. Leibrüstkammer in Stockholm, in Kopenhagen und in Petersburg erhalten haben. Die sehr lehrreichen Ausführungen des Vortragenden wurden durch die Beigabe zahlreicher farbenprächtiger Aquarellbilder, welche die einzelnen Formtypen veranschaulichten, auf das Beste unterstützt.

Als nächstfolgender Redner hielt ferner Herr Major Spak einen auch vom artilleristischen und technischen Standpunkte aus höchst interessanten Vortrag über „Herstellung von Eisenkanonen in Schweden für Landesbedarf und für Export“, wobei er ein umfassendes Bild der Entwicklung dieser einheimischen Industrie von 1600 an entwarf, die schon damals nicht nur die Deckung des eigenen Landesbedarfs, sondern sogar einen ausgebreiteten Export nach den Nachbarländern ermöglichte.

Beide Vorträge fanden den lebhaften Beifall der Versammlung.

Nachdem hiermit das offizielle Programm der wissenschaftlichen Sitzungen dieser Hauptversammlung beendet war, sprach zum Schlusse derselben Herr Professor Montelius mit anerkennenden Worten für das vortreffliche Gelingen der Tagung den Erschienenen wärmsten Dank aus, worauf namens der letzteren der Unterzeichnete der aufrichtigen Freude aller Gäste über die ihnen in so hervorragender Weise dargebotenen geistigen und leiblichen Genüsse Ausdruck gab.

Um 12 1/2 Uhr fand sodann im Grand Hotel Royal ein von den auswärtigen Mitgliedern zu Ehren ihrer liebenswürdigen schwedischen Gastgeber veranstaltetes gemeinsames Essen statt, bei welchem gleichzeitig der großen Verdienste des

Herrn Barons Rudolf Cederström und des Herrn Reichsantiquars Professor Dr. Montelius um das so erfolgreiche Zustandekommen dieser Hauptversammlung, sowie auch der Frau Baronin Cederström wegen ihrer unermüden gütigen Fürsorge für die Damen der Gäste mit herzlichen Dankesworten gedacht wurde.

Hierauf erfolgte gegen 3 1/2 Uhr die Besichtigung des Kgl. Schlosses, wobei der Herr Oberintendant Dr. John Böttiger selbst die große Güte hatte, die Führung durch die Prachträume dieses, von Nicodemus Tessin dem Jüngeren und dessen Sohne Karl Gustav errichteten Monumentalbaus zu übernehmen und dessen grandiose Schätze näher zu erläutern.

Im Anschluss hieran statten die noch verbliebenen Mitglieder auch noch der aus den Jahren 1636—1642 stammenden, nach dem Brande von 1878 durch den Berliner Dombaumeister Raschdorff erneuerten Deutschen Kirche (St. Gertrud) einen Besuch ab, über deren reiche Sehenswürdigkeiten der deutsche Pastor Herr Johann Matthes freundlichst Auskunft erteilte.

So hat die diesjährige Hauptversammlung die längste seit dem Bestehen des Vereins, einen glücklichen Verlauf genommen, und wenn auch das umfangreiche Programm derselben bei der damals herrschenden abnormen Hitze nicht ganz ohne Anstrengungen zu bewältigen war, so werden doch diese schönen und für die Förderung unserer edlen Waffenwissenschaft so wertvollen Tage sicherlich allen Teilnehmern unvergesslich sein.

Als ein hochehrreiches Zeichen ist es ferner zu begrüßen, daß auch die sämtlichen hochangesehenen Stockholmer Zeitungen über alle einzelnen Tage der Versammlung in der ehrenlichsten und anerkennendsten Weise eingehend berichtet haben.

Dr. Rose, Geh. Reg.-Rat.
I. Schriftführer.

Offener Brief

an Herrn Freiherrn Rudolf von Cederström, Direktor der Königl. Leibrüstkammer in Stockholm

Hochverehrter Herr von Cederström!

Bei unserem Besuche des prächtigen, durch seine Lage, seine Geschichte und seine zahlreichen Kunstschätze hochberühmten Gräflichen Braheschen Schlosses Skokloster — ein Besuch, der den Teilnehmern an der diesjährigen Hauptversammlung des Vereins gewiß unvergesslich bleiben

wird — hatten Sie die Güte, mich auf ein Bildnis (Ölgemälde) des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg (es ist der Kleistsche „Prinz von Homburg“) aufmerksam zu machen, Ich weiß nicht — vielleicht darf ich es bezweifeln —, ob Ihnen das Buch des Dr. Joh. Jungfer über den

Prinzen von Homburg, erschienen in Berlin im Jahre 1890, bekannt ist? Jedenfalls möchte ich zur allgemeinen Kenntnis daraus hier mitteilen, dafs der Landgraf, der in seinen jungen Jahren in schwedischen Diensten stand, in erster Ehe eine Gräfin Margaretha Brahe zur Gemahlin hatte. Diese Margaretha war die Tochter des Reichsrats Abraham Brahe und am 28. Juni 1603 auf Schlofs Rydboholm geboren. Ihr erster Gemahl war Bengt Oxenstjerna, der Sohn des großen Kanzlers, gewesen. Die sehr reiche Dame war allerdings 30 Jahre älter als ihr zweiter Gemahl, der Landgraf. Die Hochzeitsfeierlichkeiten fanden am 12. Mai 1661 auf dem Stockholmer Schlosse statt. Nach acht Jahren löste der Tod der Gräfin die, trotz dem Altersunterschiede, durchaus glückliche Ehe.

Die Erscheinung des Landgrafen ist uns in verschiedenen Bildern, auf Münzen, vor allem in

der schönen Bronzebüste im Homburger Schlosse, dem sogenannten „schwarzen Männchen“, einem Werke Andreas Schlüters, gegossen von Johann Jacobi⁵⁾, erhalten. Von seiner Gemahlin Margaretha befindet sich (nach Jungfer a. a. O. S. 121) das einzige in Deutschland bekannte Bildnis — sie ist, in Schwarz gekleidet, lebensgrofs dargestellt — gleichfalls im Schlosse zu Homburg vor der Höhe, der späteren Residenz Friedrichs, dieses berühmtesten Sprossen des homburgischen Zweiges des alten hessischen Fürstenhauses.

Ihr sehr ergebener

Franz Weinitz.

Berlin, im November 1914.

⁵⁾ Siehe S. 12 in meiner Schrift über J. Jacobi, besprochen im vorigen Hefte dieser Zeitschrift.

VEREINS-NACHRICHTEN

Die Mitglieder des Vereins für historische Waffenkunde in Groß-Berlin treffen sich in zwangloser Weise am dritten Mittwoch eines jeden Monats abends 8 Uhr c. t. im Pschorr-Bräu

an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, I. Stock, und würden sich sehr freuen, in Berlin anwesende auswärtige Mitglieder in ihrem Kreise begrüßen zu können.

Veränderungen:

Lehrer Otto Mörtzsch, Dresden, ist zum Oberlehrer befördert worden.



Rüstkammer
Boglar a. S. Schreiberstr. 10
 liefert an Sammler und Museen
Schutz- u. Trutzwaffen
 Prähistorik, Mittelalter, Renaissance,
 Orient, Indien, Japan.
 Ankauf von Sammlungen u. Dubletten.
 Prima Referenzen!

Echte, alte Waffen

74 Nrn.: Flinten, Büchsen, Pistolen (meist mit Steinschlössern und irgendwie verziert), alte bronz. Kanonenrohre und ebensolche Kanonenmodelle, alte Pfeile und Bolzen, Hirschfänger, Dolche, Bergmannspardeüste, Spontons und Lanzen spitzen usw. am liebsten im Ganzen abzugeben.

Off. unter R. Fr. an die Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.

Bei Einkäufen, Bestellungen oder Anfragen

bitten wir die geehrten Leser, sich auf die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ beziehen zu wollen.

Je 2. Waffenröcke

vom 5. und 6. Inf.-Reg. Zeit Jerome Napoleon à M. 90.—; 2 versch. franz. Grenadier-Waffenröcke 1806 à M. 90.—; 2 Waffenröcke der hess. Garde 1806 à M. 75.—; 1 bayr. hohe Trummel mit groß gemalt. Wappen von 1812 M. 85.—; 1 altsch. Ehrenröcke, fein ausgestattet, F. A. Kruse, M. 35.—; 1 Offiziershülse, Koppel-Pumpege v. Mecklenb. Prinz Carl-Bonap. 1813, M. 45.—; 1 franz. Generalehülse mit Eisenbügelgriff I. Kaiser, M. 45.—; 1 preuß. Küras Seydlitz Kür.-Reg., 7Jähr. Krieg, M. 125.—; 1 preuß. Offiziersküras mit Namenszug F. R. und Krone, 7Jähr. Krieg, M. 175.—; 1 altsch. Küras mit Namenszug F. A., Karlsruhkrone, 7Jähr. Krieg, M. 150.—.

G. LOLL, Grünberg i. Schl. 51.

Den Inseratenanhang der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ empfehlen wir der regen Benutzung unserer Mitglieder. Der Anhang soll in erster Linie enthalten: Anzeigen von Verkäufen und Auktionen historischer Waffen, Anzeigen aus der Fachliteratur, Mitteilungen und Wünsche über Kauf und Verkauf von Waffen aus Privatbesitz usw.

Wir bitten unsere Herren Mitglieder, den Anhang im vorstehenden Sinne zu benutzen.

Insertions-Preise: Die dreispaltene Petitzelle oder deren Raum im Text 35 Pfg.

Die dreispaltene Petitzelle auf der 3. und 4. Umschlagseite 50 Pfg.

I. A. Der erste Schriftführer:

Dr. Rose, Geheimer Regierungsrat.

Alle Inserate betreffenden Zuschriften sind zu richten an die

Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden-A. 1.
 Waisenhausstraße 34.